Gr. Lit

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Bruno Hake

Band CLXII

(Januar — Februar — März 1915)

164398
29/8/21

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen**, Eleftheroudakis & Barth. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires**, J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest**, Socec & Co. — **Chicago**, A. Kroch & Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Prell & Co. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, U. Hoepli. — **Moskau**, J. Deubner. Gesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — **Neapel**, Detken & Rocholl. — **New-York**, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchh. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Gesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — **Yokohama**, Geiser & Gilbert. Winckler & Co. — **Zürich**, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel & Wurzel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.162

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertzweiundsechzigsten Bande (Januar — März 1915).

Seite

Alfons Paquet. Die Templer 1
Gustav Ernest. Beethoven und seine Ankläger. I 27
Wilhelm Schäfer. Lebenstag eines Menschenfreundes. Roman. (Fortsetzung) IV 46
Friedrich Lenz. Die politischen Voraussetzungen des modernen Krieges. I 80
Albert Leitzmann. Eine Jugendfreundschaft Alexander von Humboldts 106
Franz Fromme. Der Nationalitätenkampf in und um Belgien 127
Albert Thumb. Die Greuel der beiden Balkankriege . . . 150
Kurt Kersten. Ein empfindsamer Reisender 152
Literarische Notizen 156
Literarische Neuigkeiten 160
Franz Zweybrück. Zur Entstehungsgeschichte des Bündnisses zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn 161
Samuel Leo Janko. Drei Gedichte von C. F. Meyer. Mitgeteilt 179
Wilhelm Schäfer. Lebenstag eines Menschenfreundes. Roman. (Fortsetzung) V 182
Friedrich Lenz. Die politischen Voraussetzungen des modernen Krieges. II (Schluß) 211
Friedrich Hirth. Heine und Rothschild. Mit zehn ungedruckten Briefen 232
Max Reinitz. Beethovens Prozesse 248
Marie von Bunsen. Aus der Asiatischen Welt. 1. Eine Wanderung in den Tempelbergen Chinas. 2. Das alte Königsschloß von Korea 283
Franz Zinkernagel. Matthias Claudius, der Wandsbecker Bothe 308
Artur Brausewetter. Intelligenz und Wille 311
Literarische Notizen 315
Literarische Neuigkeiten 319

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

Ernst Wagemann. Das Deutschtum in Südamerika 321
Wilhelm Schäfer. Lebenstag eines Menschenfreundes. Roman. (Fortsetzung) VI 344
Richard Fester. Der Militarismus. Rede, gehalten bei der Kaisersgeburtstagsfeier der Universität Halle-Wittenberg am 27. Januar 1915 375
Richard Meßleny. Die erzählende Dichtung und ihre Gattungen 385
Theodor Ziehen. Über die Unsterblichkeit der Seele. Ein philosophisches Gespräch vor der Schlacht 416
Friedrich Meusel. Aus Marwitz' Memoiren. Der Zusammenbruch des preußischen Staates 1806. I 426
Gustav Ernest. Beethoven und seine Ankläger. II (Schluß) . 450
Franz Fromme. Schweden 473
Literarische Notizen 476
Literarische Neuigkeiten 480

Die Templer.

Von

Alfons Paquet.

Es ist Sonntagmorgen. Ich reite mit einem Begleiter von Jaffa fort, um die Kolonie Wilhelma zu besuchen. Die helle, höckerige Stadt am Meer ist vom Laubgewälde der Apfelsinengärten umgeben. Durch diesen Gürtel reiten wir eine Strecke auf der Landstraße hin und gelangen dann auf die schlecht bestellte, rote Erde der Fellachen. Der Himmel ist weit und blau. Wir traben eine Weile durch den Sand der Dünen und schwenken dann landein. Wir folgen einem Pfad, er führt geradenwegs in eines der kleinen, verworren angelegten arabischen Dörfer; lieber umgingen wir das Wespennest, aber schon sind wir gefangen zwischen den niedern, aus Lehm und Mist gebackenen Mauern der Gartendickichte und den flachen Hütten, die ihren beizenden Morgenrauch emporsenden. Frauen, die wie schwarze Bündel vor den Eingängen der Wohnungen lehnen, erheben sich und fliehen; Kinder schreien auf und werfen uns Steine nach; ein alter Mann kommt uns zu Hilfe und zeigt uns den Weg ins Freie. Dort liegen die gepflegten Saaten der Deutschen. Wir finden den Feldweg, er leitet uns zu einem fernen Wäldchen hin, in seinem Laube bergen sich die blaßroten Dächer des jungen Dorfes. Der Boden hier ist den Arabern vor etwa zwanzig Jahren abgekauft worden; er war eine große, durchweichte Flur. Die schwäbischen Bauern brachen den Grund mit einem von zwanzig Ochsen gezogenen Untergrundpflug und streuten den Dünger hinein, den das nahe Fellachendorf in Mengen hergab. Ihre Wohnhäuser bauten sie nicht mehr ganz wie die einstöckigen der älteren Kolonistendörfer, sondern zweistöckig, mit kleinen Balkonen, geräumigen Hofstätten und stattlichen Nebengebäuden. Schwaben aus Südrußland gaben dazu die Anregung. Sehr breit ist auch die fünfhundert Meter lange Hauptstraße des Dorfes, wie eine Dorfstraße in der Krim. An der Seite liegen die Ziergärten voller Bauernblumen: Goldlack, Feuerlilien, blaue Pelargonien, Phlox, Bachnelken und Levkoien von dunklem und weißlichem Lila. Die jungen blühenden Maulbeer- und Aprikosenbäume stehen im leisen Glockenton der Bienenschwärme. Eine Doppelreihe von Eukalyptusbäumen gibt der Straße tiefen Schatten. Diese für unser Auge nicht sehr fremdartigen Bäume mit den schmalen Blättern, die wie Sicheln gekrümmt sind, haben

eine Riesenkraft des Wachstums; sie sind starke Wasserzieher und haben in kurzen Jahren den nassen Boden hier getrocknet und gesund gemacht.

An der Allee stehen die Wohngebäude in bequemen Reihen. Dem großen Hofplatz gegenüber liegt das Gemeindehaus, das auch als Schule dient. Dort in dem schmucklosen Saal sind gegenwärtig die Männer und Frauen zur sonntäglichen Sprechstunde versammelt. Die Bauern sind hier Angehörige der Tempelgesellschaft, die Christian Hoffmann und Georg David Hardegg vor sechzig Jahren im Schwäbischen gründeten, um im Morgenland ein neues sittliches Volksleben aufzurichten. Tausend deutsche, auch etliche schweizerische Bauernfamilien siedelten nach Palästina über; sie glaubten fest, daß der Welt die Herrschaft Gottes nahe sei. Ihr Gottesdienst ist einfach wie der der Quäker, und er hat sie die Früchte ihrer fleißigen Händearbeit sehen lassen. Wilhelma ist nur die jüngste, aber nicht die kleinste ihrer Siedelungen.

Die Sprechstunde heute bringt nicht mehr als ein Lied aus dem alten württembergischen Gesangbuch und eine Aussprache über Angelegenheiten der Gemeinschaft. Es hat vor einigen Tagen in Jaffa vor deutschen Pilgern die Grundsteinlegung des neuen Krankenhauses stattgefunden. Auch Abgesandte von Wilhelma waren dabei gewesen. Einer nun las den Dorfgenossen vor, was er darüber aufgeschrieben hatte, auch den Text der Predigt und den Inhalt der Reden, aber auch, daß von allen den hochgestellten Rednern nicht einer beim Rückblick auf das deutsche Werk in Palästina die Tempelgesellschaft zu erwähnen für nötig fand. Ich fragte dann, da eine Stille entstand, nach der Meinung der Templer über die in Palästina jetzt einwandernden Juden. Ältere Männer gaben mir zur Antwort, daß nicht an den Juden allein die Weissagung sich erfülle; die Verheißungen gelten dem ganzen Volke Gottes. Noch seien die Juden in einem saulinischen Zustand; dem Abraham habe Gott auch aus Steinen Kinder verheißen.

Nach der Versammlung begrüßten mich einige Bauern freundlich und gingen mit mir durch das Dorf. Es hat große Gärten; silbergrüne Artischocken und fremdartige afrikanische Stengelbäumchen, mit keulenförmigen Früchten behangen, gedeihen dort neben dem fetten Salat, dem großhäuptigen Rotkraut und Rettich. Ich bewunderte in den reinlichen Ställen das schöne, aus deutscher und syrischer Rasse gezüchtete Hornvieh. In den Höfen standen neuartige Ackerbaumaschinen mit dem rot und blau bemalten eisernen Gestänge. Das Dorf hat einen eigenen Landwirtschaftslehrer; zuweilen halten jüdische Kolonisten sich hier auf, um die Feldwirtschaft zu lernen, denn der Getreidebau ist ihre Stärke nicht; die jüdischen Ansiedler taugen besser zu Pflanzern als zu Bauern, doch ist ihre Viehwirtschaft rings um Jaffa schon so weit, daß sie die Milchpreise in der Stadt mit bestimmen kann. Um seine Abnehmer zu erhalten, hat denn das deutsche Dorf einen Vorarbeiter in seiner Molkerei angestellt, der die Milch koscher behandelt. Nach dem Gang kehren wir im Gasthaus ein, und in der Mittagshitze reitet dann einer der Bauern

mit uns eine gute Strecke bis an die Grenze der Gemarkung, die an eine der älteren Judenkolonien, Petach Tikwah stößt. Wir reiten draußen vorbei durch die Bijaren. Die weiten Buschfelder der Orangensträucher, die Mandelwäldchen und Rebengelände, die in immer größerer zusammenhängender Breite die Ebene von Saron bedecken und den Wiederbeginn eines pflanzenden und bauenden Lebens anzeigen, führen im ganzen Land diesen Namen. Um sie zu bewässern, müssen Brunnen gegraben und Behälter aufgestellt werden; kleine Motoren besorgen, im Blätterdickicht versteckt, die Arbeit des Schöpfens. Oft in der panischen Stille der heißen, sanft wogenden Landschaft vernimmt der Reiter neben dem Glucksen der in die Gärten eingeschlossenen Brunnen nur von den Motoren das unermüdliche, leis schabende Geräusch.

Von Jaffa aus ging ich anderen Morgens nach Sarona, dem ältesten der schwäbischen Dörfer. Den Weg legt man in einer halben Stunde auf der Landstraße zu Fuß zurück. Ich traf den Ortsvorsteher in seinem Hof beim Heuabladen. Er beendete seine Arbeit und machte mit mir einen Gang durchs Dorf. Es liegt mit seinen von Blütenwänden überzogenen Häusern, seinen heiß besonnten Gärten und Obstbäumen auf einer Hügelwelle. Hähne krähen. Irgendwo in einem Hofe erhebt ein Esel sein eisernes Geschrei. Rings glänzen die Wiesen tief bunt von dem glutfarbigen Mohn, von Dotterblumen, Kamillen und türkisblauen Zichorien. Weingärten mit Lauben, erbleichende Gerstenfelder mit schmalen Feldpfaden dazwischen breiten sich bis an die Sandwelle des Meeres. Aus dieser reichen, heiteren und niederen Flut des Getreides und der Wiesen ragt die Zypressengruppe des Friedhofs wie eine ernste Kundgebung der mit dem Himmel beschäftigten Gedanken. Auch dieser Boden war noch ein sumpfiges und fast wertloses Stück, als die ersten Ansiedler den ganzen Placken von der Regierung für ein billiges Kaufgeld erstanden, Felder und Bauplätze des Dorfes gründeten und zuletzt alles nach dem Los verteilten. In den ersten Jahren erlagen viele dem Fieber. Aber wer erinnert sich noch der Zeit vor vierzig Jahren? Dem heutigen Geschlecht ist dieses Dorf die Heimat geworden. Der alte Bauer lädt mich ein, in sein kühles Haus einzutreten und am Vesper teilzunehmen. Auf den mit Wachstuch bezogenen Tisch stellt die Bäuerin den Krug mit Most, den Teller mit ungekneteter Butter, die Schüssel mit Wachshonig, das breite weiche Brot, von dem sie große Keile schneidet. Das Morgenessen in den Bauernhäusern im Remstal ist nicht anders. Auf dem Eckbrett liegt die Bibel und die Brille darauf, an der Wand hängt das Bild des Königs, über dem Sofa eine Weltkarte. Nur diese Karte und der Teller, der mit einem für die Enkelkinder bestimmten Naschwerk von süßen, grünpelzigen Mandelkernen gefüllt ist, lassen hier innen in diesen vier Wänden erkennen, daß wir fern von Deutschland auf dem fremden Boden sind. Mir scheint, als hätten die Einwanderer sogar die Hausfliegen aus der Heimat mitgebracht.

Die großen Weinkeller des Dorfes sind seine Sehenswürdigkeit und seine Schatzkammer. An dem schattigen Holzplatz unter den Bäumen arbeiten die Küfer. Dort stehen die Lagerschuppen mit den Schreibstuben der Weinbaugemeinschaft, die aus dem Hafen von Jaffa ihre gefüllten Fässer auf Barken nach allen Häfen der Levante sendet. Wir steigen die steilen Stufen hinunter wie in einen Bergwerksschacht und tragen hölzerne Gabeln mit Kerzen in den Händen. Unten in der kühlen Kellerluft treten wie Andeutungen die Stirnseiten der großen Fässer aus der Dunkelheit hervor. Ein Höhlengang, der unter der Dorfstraße durchführt, verbindet die in den mürben Sandstein gegrabenen Gewölbe miteinander. Ein arabischer Knecht steht bereit mit einem Handbrett voll gefüllter Gläser und Proben von dem würzigen weißen Riesling, dem dunkeln feurigen Toggauerwein von ungarischer Traube und dem leichten, duftenden Alicante. Ich denke an den Duft der kleinen, rotbemalten Weinfässer in dem winkeligen Eckladen der Jaffavorstadt in Jerusalem, wo ich kürzlich einen Nachmittag mit dem schwäbischen Geschäftsinhaber plauderte. Vom Weinhandel sprachen wir wenig, wir sprachen von der Geschichte der Tempelbewegung und ihren Männern. Zuweilen unterbrachen Kunden das Gespräch, Dienstleute aus den Gasthäusern der Stadt, die sich ihre bauchigen Flaschen füllen ließen, bärtige Pilger aus dem nahen Russenhospiz, die den Rotwein mit papierenen Rubeln aus dem Stiefelschaft bezahlten. Ich habe noch eine Nummer der „Jerusalemer Warte" in der Tasche, der unscheinbaren und dürftigen Templerzeitschrift, die vor siebzig Jahren in Ludwigsburg Christoph Hoffmanns „Süddeutsche Warte" war und damals im Streit der Strenggläubigkeit gegen die kritische Tübinger Schule ihre Stimme erhob. Seit einer Reihe von Jahren erscheint sie in Jerusalem und wird im Syrischen Waisenhaus gedruckt. Längst wagt sie jene kühne Deutung der Zeitereignisse nicht mehr, die den alten Hauptleuten vom Deutschen Tempel um die Jahre fünfzig und sechzig als Vorläufer des Weltendes erschienen. Was ist aus der kleinen, beherzten Schar der Gläubigen geworden? Ein starkes Inselvölkchen deutscher Bauern mitten in der braunen arabischen Menschenflut, gebräunt von der morgenländischen Sonne wie diese, Bauern mit der Bibel, dem Weinfaß und der Sense und der deutschen Flagge darüber so wie die daheim, und mit einem unerfüllten großen Traum im Herzen.

Wir sind wieder an das grelle Licht emporgestiegen, und ich gehe auf der heißen Landstraße nach Jaffa zurück. Das Dorf mit den krähenden Hähnen, dem Rollen der Puter, dem Klagegeschrei des Esels bleibt hinter mir wie festgebunden in die Heiterkeit des wolkenlosen Morgens. Leiterwagen des Dorfes mit arabischen Knechten kommen aus dem Feld; im schmalen Schattengang an der hohen Gutsmauer begegnet mir ein hageres Weib mit nackten schwarzen Füßen, der braune Leib im groben dunkelblauen Hemdgewand; sie trägt auf dem Kopf eine Last von frischem Heu und blühenden Winden. Und da ich nun allein gehe, achte ich erfreut auf das Geschenk in

meiner Hand, eine große schwere Stechapfelblüte aus dem Garten und ihren starken Duft von Muskat. Sie ist köstlich weiß und glatt wie der Unterarm einer schönen Frau. Aber im Zusehen beginnt dies zarte Fleisch sich zu verändern, es überzieht sich mit den braunen Adern jäher Welke. Und so verzweifelt und leichenhaft wird der Duft, ich halte sie erschrocken in der Hand und lege es endlich, dies sterbende wilde Geschöpf des Landes, seitwärts in das bestäubte Gras.

Ihre Kolonie hier in Jaffa kauften die frisch eingewanderten schwäbischen Bauern vor einem Menschenalter als den Rest einer verunglückten amerikanischen Siedelung, die den Namen Adams City führte. Sie bestand aus neunzehn Bretterhäusern, die fertig aus dem Staate Maine mitgebracht worden waren. Die neuen Bewohner setzten erst in späteren Jahren feste Steinbauten an ihre Stelle. Eines dieser Holzhäuser steht noch, verstaubt und verschlossen wie ein Museumsstück, nahe dem Eingang des Besitzes, an der Straße, die ein wenig bergan führt, einer unansehnlich gewordenen Kapelle der englischen Judenmission gegenüber. Die Mauern und Gartenhecken der Ansiedelung umfassen kaum mehr als ein einziges Straßenkreuz mit seinen dahinter gelegenen Gärten; vorn die Gasthäuser mit den eingeborenen Dienern, Pferdeverleihern und Stiefelputzern vor der Tür, auf dem Hügel die neugebaute evangelische Kirche mit dem weithin sichtbaren weißen und spitzen Turm und die öffentlichen Anlagen.

Dort verzweigen sich die Pfade unter den hoch emporgeschossenen Stämmen der Agaven, den Schattenbäumen, den wie aus Blech geschnittenen Kakteen, den Büschen purpurblauer ägyptischer Rosen, den feuerfarbenen Geranien und duftenden Schmetterlingsranken. Eine Stufe tiefer als der Garten liegen Pflanzgärten mit ihrem dichten, metallisch glänzenden Laub; einzelne Palmen strecken ihre biegsamen Stämme steil hervor und wiegen ihre Fächer, wie der Wind es will. Im goldenen Nachmittagshimmel stehen kleine Drachen über der entfernten Stadt, unbeweglich wie Fische, mit zitterndem Schweif. Man hört von weitem das Horngeschmetter aus der Kaserne. Vielleicht ist es jene am Marktplatz, und die Soldaten eilen auf diesen Ruf herbei, an dem Eiswasserverkäufer vorüber, der mit seinem roten Wägelchen, das einem Panzerschiff nachgebildet ist, im Gewühl der belebten Straßen vor Anker liegt. Ein alter türkischer Herr kommt an meiner Bank vorüber. Er hält die Hände auf dem Rücken. Seine hageren Finger spielen mit einem Rosenkranz aus dicken Bernsteinkugeln. In einem Abstand folgen ihm drei Frauen, verschleiert und ganz in glänzende Seide eingehüllt, eine schwarz wie Kohle, die anderen beiden braun. Von der Sonne vergoldet, wandeln sie ruhig mitten im Duft der Rosensträucher. Und da ich diesem reizenden und eigentümlich befriedigenden Geheimnis nachspähe, beugen sich die beiden jüngeren auf einen blühenden Busch hernieder und zeigen, ohne mich anzusehen, ihre weißen Gefangenengesichter.

An der vom tiefsten Staub bedeckten Landstraße liegt ein kleiner Biergarten, den zuweilen auch die Bewohner des nahen jüdischen Stadtviertels Tel-Awiw und die polierteren Levantiner aus der Stadt besuchen. Den aufgeklärten Levantinern erscheint die ganze Welt wie ein Pariser Kabarett, und sie verzieren ihre Abende im Biergarten durch französische Lieder und ein glucksendes Lachen. Es gibt hier für die soliden Deutschen aus der Nachbarschaft eine Kegelbahn, die nicht im geringsten ungewöhnlich aussieht, obwohl ihre Fläche aus weißen Marmorplatten zusammengesetzt ist. Durch das grüne Laub hindurch scheinen die überhellen Glühlichtlampen. Ein alter, bissiger Affe liegt an der Kette und faucht den Kugeln nach, die krachend in die von einem neunjährigen Araberknaben aufgestellten Hölzer hineinfährt. Die Spieler hier, mit weiß bestaubten Schuhen, stehen in Hemdsärmeln umher; aus abgerissenen Gesprächen über Zeitereignisse, Geschäfte mit Beton und künstlichem Dünger fährt die Kugel heraus über die donnernde Bahn, die Zahlen reihen sich auf der schwarzen Tafel, und pünktlich um zehn Uhr geht man nach Haus. Nur der helle Mond, von einem weiten Hof umgeben, beleuchtet die Landstraße; die Luft ist warm, der braune Ring dort um den Mond verheißt einen Glutwind für die nächsten Tage. Das Tor der Kolonie ist schon geschlossen. Umständlich wie ein Stadttor wird es von innen aufgemacht, und bis zur Haustür geht der Wächter mit. Oben in meinem Zimmer ordne ich meine Sachen zur Abreise. Ich finde in der Schrankschublade ein fremdes Buch, es hat den seltsamen Titel: Bibelgerbstoff in Pillen. Gerbstoff? Bibel? Kühne Wortverbindung, die an englische Vorbilder erinnert. Doch bei den Bibelkundigen heißt Jaffa die Stadt Simons, des Gerbers. Ich beginne zu blättern und zu lesen. Es sind Anmerkungen zu dreihundertundfünfundsechzig Bibelsprüchen, einen für jeden Tag des Jahres; die meisten von ihnen betreffen die Heiligung der Ehe. „Ein geistiges Gesundheitsmittel, besonders wirksam gegen Unglauben und sittliche Fäulnis. Von E. Hardegg" heißt es auf der inneren Umschlagseite, und aus dem Vorwort ist zu erkennen, daß dieses Buch bestimmt war, den Gästen des Hauses als ein des Landes würdiges Andenken geboten zu werden. Das Gasthaus gehörte einem Sohne des einstigen Tempelvorstehers Hardegg. War also der frühere Besitzer dieses guten Gasthauses ein Sonderling, so war er von einer biederen und ländlichen Art, dem es wohl anstand, dem Gast nicht nur mit Geld Bezahlbares zu bieten. Noch jetzt trägt jede Tür der Gastzimmer den Namen eines Propheten aus dem Alten Testament. Dieses der Erbauung gewidmete Buch mag früher offen auf dem Tisch gelegen haben, bis später ein Griff verlegener Hausleute es in seiner hölzernen Gruft bestattete. O du Traum vom himmlischen Königreich auf Erden, da die Menschen Gottes Gebote befolgen und die Weisheit der Völkerväter obsiegt über das kurzlebig muntere und ehebrecherische Eintagsgeschlecht! Auch hier bist du geträumt worden unverheimlicht, auch hier als eine Torheit unter-

drückt und neu zutage gekommen und wirst weiterleben, so schlimm es auch in der Welt hergehen mag, bis zu den fernen Tagen der Verwirklichung.

Ich trete auf den Balkon hinaus in die kühle Luft der Nacht und finde mich hoch über den Feldern, in denen einzelne Häuser im Mondlicht bleich wie Kreide schimmern. Fern rauscht die Brandung des Meeres, aus der Stadt dringt zuweilen ein Pfiff, zuweilen auch der melodische dunkle Ruf von den Türmen der Moscheen. Aus der Weite hallt in Salven das Geheul von Schakalen, doch aus diesem Schleier von Stimmen, der über der Stille liegt, dringt keine glatter hervor als das ewige Wie? Wie? der Frösche.

Aus dem Blauen über mir träufelt leicht und glänzend wie ein Sonnenregen das jubelnde Gezwitscher der Lerchen auf die Höhe des Karmel herab. Blankes Meer dort unten zu Füßen des Prophetenberges, weit und still wie der Reichtum des Himmelsraumes! Breite Abhänge, bekleidet mit Rebengärten, geschmückt mit rotblühenden Blumeninseln, bekränzt mit Gebüschen von Lorbeer, Myrthen und duftendem Ginster!

Dort am fernsten Rand der weit geschwungenen Bucht liegt Akka, aus der Ferne sichtbar in der Klarheit des Nachmittags, eine kleine, von mittelalterlichen Wällen umgebene, vom Sand fast erstickte Stadt mit einer braunen, bitteren Bevölkerung von Fischern und Getreidehändlern. Das einst so bunt belebte Handelsufer liegt erstorben. Die verrosteten Schiffsketten des Hafens, die alten Geschütze von den Wällen erwecken die Begehrlichkeit kluger Makler und wandern eines nach dem andern als Trödel fort und als Schiffslasten, die fernen unbekannten Schmelzhütten zugeführt werden. Der Fahrweg nach Haifa führt knapp am Saum des glatten Meeres hin; die Räder des Wagens laufen halb im Wasser, die Pferde haben auf der einen Seite die Wellenfläche, auf der anderen Seite die Felder und die Palmen. Haifas Aufstieg läßt Akka, die alte geschichtliche Stadt der Kreuzfahrerzeit, vollends in Vergessenheit geraten. Weiß und lärmend liegt die kleine neuere Stadt vor der Bergwand in der grünen, wässerigen Ebene. Die Straßen haben begonnen, den Berg zu ersteigen; sie setzen sich, ohne Häuser, noch weit hinauf in Windungen fort. Auf halber Höhe liegt das von einem Berliner Architekten neuerbaute jüdische Technikum, ein weißer Palast von morgenländischer Bauart. Statt der Prunksäle eines Herrschers enthält er Hörsäle und Fabrikwerkstätten eines zur Wissenschaft und Macht sich drängenden Volkes und schaut mit dem Stolz des Emporgestiegenen auf den Hafen hinunter. Dort unten endet ein Zweig der neuen Pilgerbahn, die nach Mekka führt. Durch diese Bahn sendet der belebte Hafen die Güter schon bis in die südlichsten Gebiete des türkischen Reiches und beginnt, sich den älteren benachbarten Hafenstädten Jaffa und Beirut gleichzustellen. Fremde Dampfer kommen täglich und zeigen aufeinander eifersüchtig ihre Flaggen. Aus dem trojanischen Bauch der Schiffe tritt der Eroberer in das Land mit seinen

jeden Augenblick ersetzbaren und verstärkbaren Hilfswerkzeugen und vielerlei zur Arbeit bereiten Gestalten. Das Technikum, die Eisenbahn der Deutschen, alle diese Dinge, in denen die nüchterne Gewalt Europas steckt, sind Werkzeuge des Welthandels und schließen von hier aus unwiderstehlich die Maschen des Netzes um den arabischen Weltteil. Ein wenig abseits von Haifa liegt die Siedelung der Templer. Die anmutige Doppelreihe flacher und wenig geneigter Dächer reicht von der Mole am Meer in gerader Richtung bis an den Fuß des Karmels. Aus den Höfen dort klingt Sensendängeln, klingt immerfort das fleißige Binkebank der vielen Schmieden und Wagnerwerkstätten. Die breiten, zackigen Schatten der Johannisbrotbäume, die schmalen, zugespitzten Schatten der Zypressen und Palmen liegen auf den grell besonnten Wegen und über dem Flor der Gärten. Über jeder Tür prangt ein biblischer Spruch, ein Stirnband von gotischen Buchstaben. Hier ist der Ort, jenen Gedanken nachzuhängen, von denen einst die deutschen Templerbauern in dieses Land sich leiten ließen.

Man kann, vom Sitz der geistlichen Geschichtschreibung herab, die Templer als eine der aus dem schwäbischen Pietismus der Zopfzeit hervorgegangenen Sekten bezeichnen; damit ist aber noch nichts gesagt über die innere Ursprünglichkeit der Bewegung, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts einer Schar deutscher Bauern den Mut eingab, ihr Land zu verlassen, um im Morgenland eine bessere Heimat zu suchen. Es müssen tiefere Ursachen als die gewöhnlich zur Sektenbildung führenden, wenn nicht gesellschaftlicher, dann geistiger Art, vorhanden gewesen sein, daß jene Familien sich aufmachten und geradenwegs nach Palästina zogen, um dort auf verwüstetem Boden ein neues Volksleben zu pflanzen. Sie wollten nichts Geringeres. Das hatten die Templer gemein mit jenen anderen Utopisten, die zu verschiedener Zeit aus europäischen Ländern, nicht immer vom Posaunenengel angeführt, ins Blaue auswanderten. Was sie von denen unterschied, die Amerika oder Rußland wählten, das war die Losung Palästina und der seherische Hinblick auf kein anderes Land als dieses, auf das schon ihre Vorfahren ein Augenmerk gerichtet hatten.

Der Pietismus, der in Württemberg im siebzehnten Jahrhundert aufkam, stand von Anfang in einer tieferen Gedrücktheit als die ihm nah verwandten, von Spener, Francke und Zinzendorf angegebenen Richtungen. Das lutherische Württemberg, von katholischen Fürsten regiert und inmitten katholischer Landschaften gelegen, fern von Preußen, das durch Friedrich den Großen den stärksten Einfluß auf die Protestanten des mittleren und nördlichen Deutschland gewann, war seit dem Bauernkrieg ein ruhiges und ergebenes Land geworden; es stellte längst die Leibwache staufischer Kaiser nicht mehr; es diente seinem Herzog und wollte seine Ruhe. Es besaß eine Universität und Professoren zu Tübingen, einen wohlhabenden Bürgerstand

und eine geordnete Kirchenverwaltung. Aber die Regierung sah nach Frankreich und schwang die absolutistische Fuchtel. Das Volk gab seine Antwort darauf, indem es pietistisch wurde. Die durch Luther geöffnete Bibel war sein Buch. „Wenn man seinen Hund den ganzen Tag schlägt, so geht er durch und sucht einen andern Herrn, bei dem er es besser hat. Auf die gemeinen Leute nun schlägt jeder zu, der Herzog schlägt auf sie hinein, die Soldaten schlagen auf sie hinein, die Jäger schlagen auf sie hinein. Das stehen sie nicht aus, gehen also durch und suchen einen andern Herrn, sie suchen Christum; und wer Christum sucht, der ist ein Pietist." So schrieb der Pfarrer Flattich, der damals als ein unerschrockener Erzieher unter dem schwäbischen Landvolk stand und ein Schüler Bengels war. Der Pietismus stützte sich in Schwaben nicht auf den Adel wie in Norddeutschland, sondern wesentlich auf die Geistlichen und die Bauern. Der schwäbische Pietismus in seiner eigensten Gestalt vertiefte sich aber noch durch die exegetischen Schriften Johann Albrecht Bengels, eines weit über seine Lebenszeit hinaus wegen seiner merkwürdigen Weissagungen berühmten Kirchenmannes, der zum Vater einer geschichtlichen Periode des christlichen Chiliasmus geworden ist.

Bengel war 1687 in dem Städtchen Winnenden geboren und ist 1752 als Konsistorialrat und Prälat in Stuttgart gestorben. Seine Erklärte Offenbarung und Sechzig Reden fürs Volk wurden den schwäbischen Frommen zur Nachtigall in der dunkeln Zeit. Theologische Studien waren in Württemberg volkstümlicher als anderswo, und die Auslegung des Weltsinnes war ihr Lieblingsgegenstand. Wie den Kelten Irlands und der Bretagne, so wird ja auch dem Schwabenvolk eine besondere Begabung und Neigung für das Übersinnliche nachgesagt. Bei der chiliastischen Unruhe, die von Zeit zu Zeit immer wieder die Menschen bewegt und noch jetzt mit Hunderttausenden von teuern Büchern und billigen Heften, in Deutschland und Rußland kaum weniger als in England und Amerika, die gläubigen Seelen und geistlichen Kannegießer beschäftigt, handelt es sich um die dunkle Grundsuppe allen geistlichen Lebens: um eine dem Menschengeist eingeborene Kraft der Mutung, ein Verlangen nach dem Blick in die Zukunft, um eine Anteilnahme auch an den Vorgängen in einer andern Welt. Wer vermag die merkwürdigen, durch spätere Ereignisse bestätigten Prophetenverse des Nostradamus zu erklären oder die in den Büchern der Taoisten enthaltenen Deutungen auf den Anbruch der neuen Herrscherzeit in China? Mit der eigentlichen Intelligenz hat diese Gabe vielleicht nichts zu tun; der Messianismus, der aus der Bibel und den andern Offenbarungsbüchern hervorgeht, ist aber dem verfeinerten Messianismus der philosophischen und dichterischen Literaturen nahe verwandt. Auch die Geschichte der Wissenschaften verzeichnet Beispiele der Divination, die auf der Grenze der Ahnung und des Wissens Ereignisse vorausgesagt hat, wie die Entdeckung des Neptun, die Entdeckung des periodischen Systems

der Elemente in der Chemie und den Fund von Urkunden der Sprachwissenschaft. Wer klug vermutet, ist der trefflichste Prophet. In unwissenden, doch ahnenden Gemütern mag eine tiefe und große Kunst der Mantik verschüttet liegen, und es mag manches Kleinod aus den Schätzen magischer und kabbalistischer Adepten zum Spielzeug des Aberglaubens, zum Kehricht, zum Thema der Unterhaltung und Beunruhigung des Volkes herabgesunken sein. Von Zeichen beunruhigt, hat in christlicher Zeit Volk um Volk, an Stelle des jüdischen, Gott selber sich an die Brust geworfen.

Über allen Ideen Bengels stand die Vorsage einer sichtbaren und nahen Verwirklichung des Reiches Gottes. Seine Besonderheit war es, den Ereignissen, die der Wiederkunft Christi vorausgehen sollten, nach den magischen Zahlen, die in den Offenbarungsbüchern enthalten sind, ihre Bedeutung in der Zeitgeschichte anzuweisen. Aber mehr als bei anderen Propheten und Rechenkünstlern dieser Art war es bei diesem Mann ein Gemisch von ahnungsvoller Einsicht und mystischer Befangenheit, das ihn auszeichnete und durch seine Bücher auf Tausende überging. Er näherte eine Zeitlang sogar die Erwartung des tausendjährigen Reiches dem Bekenntnis der Kirche.

Bengel war in seinen Berechnungen so weit gegangen, das Kommen der letzten Dinge für das Ende des neunzehnten Jahrhunderts vorauszusagen. Sein Buch Gnomon, ein Hauptwerk der Bibelauslegung, das mitten im Zeitalter Voltaires und Lessings entstand, erweckte eine Blüte heimlichen geistigen Lebens, die an vereinzelten Stellen, wie in der Lebensgeschichte des jungen Goethe und des Novalis, ihren Duft mit der Blüte deutscher Literatur um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts vermischte. Es verhieß der Zukunft den folgenden Gang: Der Geist der Zeit werde je länger je mehr Skeptizismus und Naturalismus sein. Das Kaisertum werde — das Buch wurde 1740 geschrieben, Bengel starb 1752 — noch etwa sechzig Jahre währen, man gebe nur acht, ob etwa der König von Frankreich nicht noch Kaiser wird? Die deutschen Bistümer werden säkularisiert werden, der Erdball werde ein ganz anderes Aussehen gewinnen, die lateinische Sprache werde nicht mehr lange gang und gäbe sein. Von Büchern werden allerlei Erzählungen, wenn es nur einen Zeitvertreib abgibt, am meisten gelesen; läuft noch etwas Geistliches dazwischen, so muß es auf eine sinnreiche Art vorgestellt sein, da man sich dann an der Manier des Vortrags ergötzt und weiter keine Besserung des Herzens sucht. Die Philosophen werden den Kern ohne Butzen, Hülle und Schale haben wollen, d. h. Christum ohne die Bibel, und werden so aus dem Subtilsten zum Gröbsten fortschreiten. Sozianismus und Papismus scheinen jetzt noch weit auseinander zu liegen, und doch werden sie einmal zusammenfließen, und das wird dem Faß den Boden ausstoßen.

Es kam hinzu, daß sich die Ideen Bengels in seinen Anhängern mit denen seines jüngeren Zeitgenossen Swedenborg vermischten. Die Gedanken von der Neuen Kirche und von der Offenbarung haben den Besten einen

Aufschwung gegeben, der in der nordischen Literatur noch in den Werken Ibsens und Strindbergs verspürbar ist. Als sie zuerst in ihrer kräftigen Kühnheit und Neuheit den Pietismus ergriffen, wurden sie in England und Frankreich sogar von Staatsmännern in Betracht gezogen und übten durch die deutschen Kreise auf den Gründer der heiligen Allianz ihren Einfluß aus. Auf die ungebrochene Überlieferung der Bengelschen Ideen in Württemberg war noch hundert Jahre nach Bengels Tode der Entschluß der Tempelgemeinde aufgebaut, sich selber nach Palästina zu verpflanzen, um dort Gott bei seinen gewaltigen Plänen gleich zur Hand zu sein.

Durch die Ereignisse der französischen Revolution und das Auftreten Napoleons erhielt die sehr verbreitete Spekulation auf die im Buche Daniel und in der Offenbarung Johannes vorausgesagten Anzeichen des nahen Weltendes einen neuen, gewaltigen Anstoß. Im Oktober 1800 erschien eine Schrift des Pfarrers Friedrich zu Winzerhausen, Oberamt Marbach: „Glaubens- und Hoffnungsblicke des Volkes Gottes in der antichristlichen Zeit, aus der göttlichen Weissagung gezogen von Irenäus II-us. Mit zwei Anhängen: Bengels summarische Beschreibung des tausendjährigen Reiches und Merkwürdige Rede eines Irländers in Betreff der Nähe der Zukunft Christi und des tausendjährigen Reiches, gezogen aus der Allgemeinen Deutschen Zeitung." Nach dieser Schrift, die schon im Titel ihren Rückgang auch auf eine ältere Schule des Chiliasmus andeutet und sich in ihren Ausführungen an den Gedankenkreis des Irenäus, des aus Kleinasien stammenden ersten Theologen der nachapostolischen Zeit des Christentums, hielt, sollten in den nächsten zwanzig Jahren alle Kapitel der Apokalypse vom zehnten bis zum zwanzigsten in Erfüllung gehen. Während der zunächst bevorstehenden babylonischen Verfolgungen und schrecklichen Gerichte Gottes wird Palästina der Zufluchtsort der Gläubigen sein. Dahin werden die zwölf Stämme Israels zurückkehren und ihr staatliches Gemeinwesen auf der gesetzlichen Grundlage der Landverteilung unter die einzelnen Stämme wieder aufrichten. Sie werden sich zu Christus bekehren, werden die fremden Gläubigen, die sich in das Land retten, aufnehmen und mit Grundbesitz ausstatten. Christus, nicht in sichtbarer Erscheinung, sondern durch einen Statthalter aus Davids Geschlecht, wird mit dieser Bevölkerung das tausendjährige Reich gründen. Der Tempel mit dem alten Opferbrauch und den Festen wird wieder hergestellt werden. Mit der Herrlichkeit dieses neuen Gottesdienstes wird sich die politische Vormacht des in Palästina entstandenen Gottesstaates und eine Hauptakademie des Heiligen Geistes in Jerusalem verbinden und ein ungestörtes wirtschaftliches Wohlsein: hundertfältiger Ertrag der Felder, ellenlange, zehn Pfund schwere Trauben, Honig in Menge, reicher Ehesegen, ungefährdete Entbindungen, höchstes Lebensalter. In diesem Zustand des irdischen Lebens — trotz ihm — sollen auch alle geistigen Güter zur Geltung kommen, wird alles sittliche Verderben

verbannt sein. Aber in den übrigen Ländern der Erde wird sich unterdessen alles zum Übeln wenden: Kriege und Aufstände werden die Ordnung untergraben, die Aufklärung wird das Christentum zerstören. Doch einst soll von Jerusalem her alles, auch das Verderben der übrigen Welt, zur Ehre Gottes umgewendet werden.

Der Eindruck solcher ausgemalten Zukunftsbilder muß in Schwaben besonders stark gewesen sein. Der Acker für diese Saat des Glücksverlangens war in vielen Menschen vorbereitet. Im Jahre 1801 zog unter der Führung einer Hysterischen von bewegter Vergangenheit, der Seherin Marie Gottliebin Kummer aus Kleebronn, eine Schar von mehreren Dutzend Personen mit Pilgerstäben, die blaue Bänder als Schmuck trugen, über Weinsberg zur Donau und dann auf den sogenannten Ulmer Schachteln den Strom hinab bis Wien. Sie wollten nach Jerusalem. Der württembergische Gesandte in der Kaiserstadt ließ die Leute in ihre Heimat zurückschaffen, sie fanden aber in ihren Dörfern kein Obdach mehr, und ihr Pilgerlied endete im Elend. Tüchtiger war die Schar des Webers Johann Georg Rapp, eines Mannes aus Iptingen, der sich schon seit seinen Jugendjahren des landeskirchlichen Gottesdienstes und Abendmahles enthielt und der mit einer groben Entschlossenheit seinen Widerstand gegen die obrigkeitliche Bevormundung in Württemberg zu spüren gab. Die wachsende Schar seiner Anhänger forderte allmählich Maßnahmen zu seiner Unterdrückung hervor, aber die Behörde zögerte, gegen ihn einzuschreiten. Da wanderte er im Jahre 1803 mit einigen Hundert Familien aus. Die Gruppe ging nach Amerika und führte drüben den Namen der Harmonisten. Sie gründete die Kolonien Harmony bei Pittsburg, New Harmony in Indiana und Economy in Ohio, und bis zu seinem Lebensende als Neunzigjähriger hat Rapp fast mit unumschränkter bürgerlicher und geistlicher Autorität als der Alleinherrscher dieser klösterlichen Arbeitsgemeinden, die zu großem Wohlstand kamen, gewaltet. Andere Ausgesonderte in Württemberg, die gleichen Ideen gefolgt waren, aber das Land nicht verlassen wollten, boten der Staatsgewalt offenen Widerstand. Diese Bauernhaufen zogen sich, wie einst die Waldenser, Hugenotten und Kamisarden in den Sevennerbergen, auf einsame Höfe zurück oder versammelten sich in den Wäldern. Ihnen galt die Obrigkeit gleich mit dem höllischen Widersacher. Die sieben Kurfürsten, zu denen seit dem Frieden mit Frankreich auch kurze Zeit der württembergische Herrscher gehörte, galten ihnen als das siebenköpfige Tier aus dem Abgrund; sie hielten Bonaparte für den Gesandten Gottes, ja für eine Erscheinung Christi und glaubten noch 1815 an seine Fortdauer im Verborgenen, nicht anders wie jene russischen Abergläubischen, die den Kaiser Peter III. für einen Christus ansahen und an seinen Tod nicht glauben wollten. Als Abzeichen trugen sie einen roten Stern auf der Brust, die Männer weiße Hüte und die Weiber weiße Hauben, nannten einander bei den Vornamen, enthielten sich der ehelichen Gemeinschaft und nährten sich nur von Pflanzen.

Ein Teil dieser Schar schlug im großen Auswanderungsjahr 1817 den Weg nach Amerika ein. Englische Quäker waren ihnen dabei behilflich. Sie gründeten die Gemeinde Zoar im Kreise Tuscarawa in Ohio. Diese kommunistische Gemeinde hat fast achtzig Jahre bestanden; ums Jahr 1896 wurde ihr gemeinsames Vermögen unter die Nachkommen der Eingewanderten aufgelöst.

Um die Wende des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts waren in Württemberg die Zustände für die Frommen im Land, die in Sachen des Gottesdienstes zäh am Hergebrachten hielten, nicht viel besser geworden als in der Entstehungszeit ihrer Kreise. In der Oberkirchenbehörde herrschten Rechthaber, die mit aufklärerischen Neuerungen selbst die Treugesinnten beleidigten und besonders den Pietisten ihr Mißtrauen zu fühlen gaben. Viele Bauern gedachten auszuwandern; Auswanderung aber war verboten. Die verbreiteten Bengelschen Schriften und das Auftreten kühner Männer, wie des Webers Rapp oder auch des bäuerlichen Theosophen Michael Hahn, weckten in diesen Zeiten der Gewissensbedrückung den stummen Trotz der Leute. Mitten in einer Zeit der Verfassungskämpfe, die das Land beunruhigten, starb der dicke König Friedrich. Das Verbot der Auswanderung wurde von seinem Nachfolger Wilhelm aufgehoben. Im Hungerjahr 1817 fand dann jene Auswanderung von Hunderten, ja Tausenden schwäbischer Bauernfamilien statt, die im Osten den Bergungsort zu finden hofften, der nach den Hindeutungen Bengels und Jung-Stillings den wahren Gläubigen vorbehalten war. Der Schwiegersohn der Frau von Krüdener, russischer Ministerialrat Baron Berkheim, führte die Reisenden. Der Kaiser Alexander siedelte die Deutschen in der Nähe von Odessa und in Grusinien an, er gewährte ihnen Selbstverwaltung und Befreiung vom Militärdienst. Jenen Ausgewanderten, deren Nachkommen noch heute in den ansehnlichen, nach deutscher Art wirtschaftenden Dörfern Südrußlands wohnen und einen großen Landbesitz in Sibirien dazu erworben haben, war unter dem Einfluß der Swedenborgianer Napoleon als der Apollyon der Johannesoffenbarung und als der unmittelbare Vorläufer des Antichrist erschienen. Die Kummerin nannte in einem ihrer Gesichte Alexander den weißen Adler; mit derselben Schwärmerei sah auch die Frau von Krüdener mit ihren und Jung-Stillings Anhängern, sahen die Irvingianer, die Biblische Gesellschaft, die Freimaurerlogen, die Skopzen und selbst die Reaktionäre des heiligen Synods zu dem jungen russischen Herrscher auf. Es ist bekannt, daß Alexander später unter dem geistlichen Joch eines griechisch-orthodoxen Mönches Photios endete, mit dem er, offenbar noch immer im Bann der Bengelschen Ideen, die Allvernichtung im Jahre 1836 erwartete. Von diesem Kaiser, dessen ganzes Dasein ein Zusammentreffen seelischer Gegensätze und das Erbeben eines geistig Blinden war, heißt es ja noch heute, daß er keineswegs im Jahre 1825 gestorben sei, sondern daß er bis um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts als Einsiedlermönch bei Tomsk in Sibirien verborgen weitergelebt habe.

Das kleine Württemberg erlitt durch diese Auswanderung so vieler tüchtiger Bauern einen großen wirtschaftlichen Verlust. Um der Entvölkerung zu wehren, sah endlich die Landesregierung kein anderes Mittel, als das Entstehen selbständiger außerkirchlicher Gemeinden zuzulassen. Ein Mitglied der Ständeversammlung, das zugleich den pietistischen Kreisen angehörte, machte den Vorschlag zu einer Gründung nach dem Vorbild der Herrnhuter Brüdergemeinde. Die königliche Genehmigung ließ nicht auf sich warten. Schon im Frühjahr 1819 kaufte der Mann, der nach Aufforderung der Regierung diesen Vorschlag geäußert hatte, der kaiserliche Notar und bisherige Amtsbürgermeister von Leonberg Gottlieb Wilhelm Hoffmann, das in der Nähe von Stuttgart gelegene Rittergut Korntal. Dort siedelte die erste Gemeinde sich an und wählte Hoffmann zu ihrem Vorsteher. Sie bestand aus zahlreichen Mitgliedern der Gemeinschaften altpietistischer und Hahnscher Benennung, berief sogleich als ihren Geistlichen den schon erwähnten Pfarrer Friedrich aus Winzerhausen und wurde bald zu einem Wallfahrtsort der Stillen im Lande, die durch diesen Sieg ihrer Sache überall ein höheres Ansehen gewannen. Hoffmanns Plan, die Gemeinde wie ein anderes Herrnhut zu einer Stätte wirtschaftlich-gewerblichen Lebens zu entwickeln, scheiterte zwar an der ungünstigen Verkehrslage des Ortes. Korntal wurde aber allmählich zu einer von vielen auswärtigen Familien beschickten Erziehungsstätte der Jugend und zu einem Zufluchtsort feingestimmter, ruhebedürftiger Gemüter, und es hat sich diese Eigenart bis jetzt im Wechsel der Generationen erhalten. Die überschwenglichen Geister der jungen Gemeinde, die sich noch immer an der verbreiteten endzeitlichen Stimmung berauschten, wurden durch den besonnenen Vorsteher in Ordnung gehalten. Als das Jahr 1836, das von den Anhängern Bengels mit Angst und Ungeduld erwartete, ohne ein Himmelszeichen vergangen war, vollzog sich eine stillschweigende Aussöhnung mit der Landeskirche.

Auch in England und Amerika war im Anfang des 19. Jahrhunderts die Arithmetik der Weltkatastrophe zu einem frommen Sport geworden. In Plymouth entstand, meist aus früheren Angehörigen der Hochkirche, die chiliastische Sekte der Darbysten. Die Irvingianer verbreiteten von England aus ihre apostolische Kirche mit dem Feldgeschrei, daß das Reich der Herrlichkeit nahe sei. Die Mormonen legten am Salzsee den Grund zu einem neuen Zion. Ein Dr. Josia Litch erklärte im Jahr 1838 die Weissagungen im neunten Kapitel des Johannesgedichtes mit Bezug auf das Emporsteigen und den Verfall der türkischen Macht. Ein Wilhelm Miller in Amerika, der Gründer des jetzt verbreiteten Adventismus, verhieß mit Bestimmtheit das Kommen des Herrn auf den 22. Oktober 1844; seine Gläubigen ließen in jenem Jahr die Feldfrüchte ungeerntet und verkauften ihr Eigentum.

Aber selbst andere als nur die pietistischen Kreise hatten in den ersten

Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts begonnen, sich wieder viel mit Palästina zu beschäftigen. Chateaubriands Reise nach Jerusalem erregte Aufsehen; die Schilderungen Lamartines aus Palästina erweckten kolonisatorische Entwürfe. Bilderwerke aus dem Morgenland wurden in ganz Deutschland gelesen. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bekundete sein Interesse für Palästina durch die Stiftung eines protestantischen Bistums in Jerusalem; die deutschen Johanniter und die Kaiserswerther Schwestern errichteten im heiligen Land Anstalten zur Pflege und zum Schutz der Pilger.

Diese mannigfachen, von außen kommenden Anzeichen fanden bei den württembergischen Pietisten, deren Jerusalemglaube nicht erloschen war, die größte Aufmerksamkeit. Und es zeigte sich, daß die in Korntal gepflegten Überlieferungen in dieser Zeitstimmung noch hineinwirken sollten. Hoffmann, der im Jahr 1846 gestorben war, hatte zwei Söhne; beide spielten nun in der Jerusalembewegung eine Rolle. Wilhelm, der ältere, war Hofprediger in Berlin geworden und trat 1853 an die Spitze des gegründeten deutschen Palästinavereins. Christoph aber, der jüngere, der mehr als sein Bruder das pietistische Erbe seiner Herkunft verwahrte, faßte den Plan einer kulturellen Wiedererweckung in seiner vollen Wirklichkeit. Er wurde zum Gründer der Tempelgemeinde. Mit ihm an gleicher Stelle steht in der Bewegung, die den Tempel in Jerusalem etwa nach mosaischer Vorschrift wieder aufzurichten gedachte, die Kerngestalt Georg David Hardegg.

Diese beiden Männer waren es, die zum erstenmal den religiösen Zionismus, den das Judentum wie einen Stachel in der christlichen Frömmigkeit zurückgelassen hat, zu einem schöpferischen Ausdruck brachten. Sie waren einander in dem tollen Jahr 1848 begegnet, blieben fortan in einem gemeinsamen Interesse für Palästina und für die Erneuerung des deutschen Volkes einander verbunden und haben zwanzig Jahre später, nach umfassender Vorbereitung und als Träger der Verantwortung, den Einzug der Tempelgemeinde in Palästina durchgeführt.

Hardegg war 1812 als Sohn eines Landwirts und Gastwirts in dem kleinen Dorfe Eglosheim bei Ludwigsburg geboren. Er entstammte einem fränkischen, auch in der Schweiz und in Österreich ansässigen Reichsrittergeschlecht; sein erster bürgerlicher Vorfahr war im dreißigjährigen Krieg Offizier im Regiment des Grafen Hatzfeld gewesen. Einer von Hardeggs Verwandten, der in Ludwigsburg geborene Julius von Hardegg, war zur Zeit des Frankfurter Parlamentes Chef des Generalstabes in Stuttgart. Georg David Hardegg durchlief ein Gymnasium und war bestimmt, Kaufmann zu werden. Als Neunzehnjähriger kam er nach Belgien, wo eben die Revolution ausbrach; im Sommer 1831 reiste er an den Herd der Revolution nach Paris, lernte neben den republikanischen Führern eine Anzahl deutscher Flüchtlinge kennen, die für die Republik entflammt waren, und kehrte in dem festen

Glauben, daß jetzt für Deutschland die größte Umwälzung bevorstehe, nach Württemberg zurück. Er wurde Student der Medizin in Tübingen, aber nur die Politik lag ihm am Herzen. Gemeinsam mit Männern der süddeutschen Revolutionspartei und einem Offizier der Ludwigsburger Besatzung war er an der Vorbereitung eines militärischen Putsches beteiligt und wirkte eifrig unter den Landleuten. Der Anschlag scheiterte, die Verschwörer wurden verhaftet, Hardegg zu neun Jahren Zuchthaus verurteilt. Man brachte ihn auf den Hohenasperg. Sieben Jahre dauerte seine Gefangenschaft. Der Rest der Strafe wurde ihm in Landesverweisung umgewandelt; er heiratete, zog nach Schaffhausen in der Schweiz und lebte dort als Gehilfe eines Großkaufmannes, der ihm bald die Leitung des Handelshauses überließ, vier glückliche Jahre mit seinem jungen Hausstand. Als im Jahr 1844 König Wilhelm von Württemberg sein Regierungsjubiläum feierte, erhielt der Verbannte die Erlaubnis zur Heimkehr. Er zog nach Ludwigsburg und eröffnete dort am Marktplatz eine Lederhandlung. Von den körperlichen Leiden der Gefängniszeit war er niemals ganz genesen; sein Innenleben hatte eine grüblerische Richtung empfangen, die sich an die Bibel um Auskunft wendete. Er näherte sich den pietistischen Kreisen, war aber im Grunde weder mit der kirchlichen noch mit der allzu empfindsamen Frömmigkeit der Durchschnittspietisten zufrieden, sondern neigte stark zu jenem Glauben an überirdische Gaben, der durch Justinus Kerner in vielen Gemütern damaliger Zeit erweckt worden war. Auch Swedenborgs Schriften scheinen ihm nicht fremd geblieben zu sein. Hardegg sah in dem Phänomen der Seherin von Prevorst ein Wiedererwachen der biblischen Wunderkräfte. Er selber achtete auf Gesichte und erwartete mit starker Gebetsanstrengung die im ersten Korintherbrief beschriebenen Gaben des Weissagens und des Krankenheilens. Ihn, den einstigen Revolutionär, fesselten jetzt die politischen Kämpfe der Zeit nach ihrer geistigen Seite, besonders der heftige Streit zwischen der kritischen Tübinger Schule und den gläubigen Richtungen. Kein Geringerer als David Friedrich Strauß war in Ludwigsburg für die Wahl in das deutsche Parlament aufgestellt worden; aber nicht Strauß, sondern sein Gegner von der orthodoxen Seite wurde mit Hilfe der ländlichen Bevölkerung gewählt. Der Gewählte war Christoph Hoffmann. Hoffmann verfaßte in Frankfurt ein Schriftchen: „Stimmen der Weissagung". Als Hardegg dieses gelesen hatte, ging er geradenwegs zu Hoffmann, der wieder auf sein Arbeitsfeld als Anstaltslehrer in die Nähe Ludwigsburgs zurückgekehrt war, und fragte ihn, warum niemand sich denn rege, um nun die beschriebenen klaren Voraussagen auf das Reich Gottes auch auszuführen?

Christoph Hoffmann war 1815 in Leonberg geboren und hatte seine Jugend in Korntal verlebt. Seinen Studiengang begann er auf dem Stuttgarter Gymnasium und setzte ihn, wie sein Bruder, im Tübinger Stift fort. Aber er hatte wenig Neigung zum Dienst der Staatskirche, suchte auch als

Student die asketische Haltung loszuwerden, die in Korntal als unerläßlicher Ausdruck einer geistlichen Gesinnung galt, schrieb Gedichte, von denen Gustav Schwab einige für das Cottaische Morgenblatt annahm, und wurde mit seinen späteren Schwägern, den ebenfalls aus Korntal gebürtigen Brüdern Paulus, Lehrer und Mitunternehmer an einer Erziehungsanstalt für Knaben, die diese in der Nähe von Ludwigsburg auf einem ehemaligen kleinen Herrensitz, dem Salon, errichtet hatten. Die Anstalt glich in vielen Dingen, besonders durch die Neuerungen der Lehrmittel und ein munteres Wanderleben in der Natur, den heutigen Landerziehungsheimen, nur daß ihr Geist ein streng gläubiger war. Hier blieb Hoffmann, der gelegentliche Schülerreisen bis nach Oberitalien ausdehnte und neben den theologischen Studien, wie sie der Gang der Examina vorschrieb, auch geschichtliche und naturwissenschaftliche Studien trieb, bis zum Jahr 1849 mit vielem Erfolge tätig. Mit Eifer begann er in der von seinem Schwager 1845 gegründeten „Süddeutschen Warte" öffentliche Fragen zu behandeln und bekämpfte besonders nachdrücklich die vom Kirchenglauben sich abwendenden Tübinger Theologen F. Th. Vischer, Eduard Zeller und D. F. Strauß. In der Paulskirche hatte er bei der Eröffnung des deutschen Parlaments neben Ignaz Döllinger seinen Sitz als der einzige Vertreter des Pietismus. Schon die „Warte" hatte durch ihr Eingreifen im Streit um Vischer und Zeller die Aufmerksamkeit von Freund und Feind auf sich gezogen. Durch seinen Wahlsieg über David Richard Strauß war Hoffmann einer der volkstümlichsten Männer seiner Heimat geworden; er übernahm die Leitung der „Warte" von 1852 ab allein und hielt in Ludwigsburg und Stuttgart stark besuchte Vorträge über religionsgeschichtliche Gegenstände.

Von dem Jahr ab, da Hardegg und Hoffmann miteinander bekannt und Freunde wurden, beherrschte beide derselbe Gedanke. Hardeggs Energie drängt auf ein greifbares Ziel. Aus dem Morgenland kommt die Kunde von einem Streit der Kirchen um den Besitz des heiligen Grabes; Spannung unter den Großmächten läßt den Ausbruch eines Weltkrieges erwarten. Unter Hardeggs Einfluß und unter dem Eindruck der verfahrenen politischen Zustände der fünfziger Jahre gewinnt in Hoffmann der Gedanke immer bestimmtere Gestalt, „daß es von außerordentlichem Wert wäre, wenn eine Anzahl geistig tüchtiger Leute in einem ihnen eigenen Lande irgendwo in der Welt sich zu einem Volk vereinigten und ein gesundes, soziales Leben verwirklichten". Hardegg wirft die Frage auf: Wie geht man aus Babylon? Es bildet sich um die beiden Männer ein freiwilliger Ausschuß von Jerusalemfreunden, der in Ludwigsburg 1854 öffentlich mit seinem Plan einer Übersiedelung nach Palästina hervortritt; Hardegg schlägt alle Einwände nieder, nicht mit religiösen Gründen, sondern mit praktischen: Die deutsche Nation muß Arbeit haben! Ein Bittgesuch mit 439 Unterschriften, meist von Familienvätern: der Bundestag möge den türkischen Sultan ersuchen, das heilige Land der Kolonisation zu öffnen, wird von Hoffmann und Hardegg selbst in Frankfurt dem Bundes-

tagspräsidenten, Herrn von Prokesch, übergeben. Freilich ohne Erfolg. Auf Hardeggs Rat unternehmen Hoffmann und sein Schwager Christoph Paulus Reisen in das Ausland, um mit gleichgesinnten Franzosen und Engländern Fühlung zu gewinnen. Hardegg wendet sich daheim den tätlichen Vorbereitungen zu. Auf seine Anregung vereinigen sich einige wohlhabende Familien und kaufen den Kirschenhardthof bei Winnenden, einen überm Tal der Murr gelegenen Weiler. Es sind neun bäuerliche Wohnungen; dort werden nun auch die Gelehrten, Hoffmann und Paulus, zu Bauern unter Bauern, aber sie vergessen die Lehrkurse und die Gottesdienste keineswegs und halten sie, um die Kirchengesetze unbekümmert, nach ihrem Gewissen. Hardegg gibt der Gemeinschaft den Namen des Geistlichen Tempels. Hoffmann wird zum geistlichen, Hardegg zum weltlichen Vorsteher gewählt; neben den beiden Vorstehern steht ein Rat von zwölf Ältesten. Die neuen Templer sind gesonnen wie jener Berner Täufer Jakob Ammann aus dem Jahre 1593: „Er ließ sich bedunken, es wäre die rächte christliche Ordnung Etlicher Maßen verlohren und hat ihm fürgenommen, Er wolle nach seinem Bedunken den tempel Gottes wider uf die Alte Hoffstatt bouwen." Aus freiwilligen Beiträgen sammeln die Hardthöfer einen Schatz von zehntausend Gulden. Im Frühjahr 1858 unternehmen Hoffmann und Hardegg in Begleitung eines Landwirts ihre erste Kundschaftsreise nach Palästina, finden die preußischen Konsulate bereit, ihnen alle Förderung zu geben, und kehren mit dem Eindruck heim, daß zwar die Ansiedelung großen Schwierigkeiten begegnen werde, daß sie aber, wenn man sie planvoll, nach Sicherung der notwendigen Mittel, unternehme, möglich sei.

In der Zwischenzeit vollzieht sich die Lostrennung der Hardthöfer und ihrer im Land verstreuten Gesinnungsgenossen von der Landeskirche. Vier junge Männer sendet nun der Ausschuß nach Palästina als Vorläufer, damit sie die arabische Sprache und Verhältnisse kennen lernen. Dem kleinen Haufen der Templer erklärt die Landeskirche von den Kanzeln herab den Krieg, sucht auch durch allerlei unduldsame Handlungen der Templergemeinde Abbruch zu tun, kann aber nicht hindern, daß gerade in diesen Jahren der Bund der Templer in Württemberg und angrenzenden Gebieten sich festigt. Er gewinnt auch Anhang unter den schwäbischen Brüdern in Rußland und unter deutschen Eingewanderten in Nordamerika. Jetzt bezeichnet sich das kleine, über die Welt verstreute Volk von ungefähr dreitausend Seelen als Deutscher Tempel. In einem Aufruf heißt es: „Der Sinn der deutschen Nation soll auf die Aufrichtung des Tempels in Jerusalem und auf die Besetzung Palästinas gelenkt, eine deutsche Zentralgewalt, die dieses Ziel verfolge, muß angestrebt werden." Zweihundert Mitglieder des Tempels unterschreiben im September 1861 eine Bittschrift an die württembergische Volkskammer um Aufhebung der Staatskirche. Die Richtung der Männer aus den Jahren Rapps kehrt wieder, doch besonnener und würdiger. Die Templer wollen durch ihren Aus-

zug nach Palästina „mit den glaubig gewordenen Juden die biblische Fruchtbarkeit des Landes wieder erwecken und die letzten Dinge dort erwarten". Das klingt noch verstiegen genug. Aber wie dieser Gedanke durchgeführt wurde, das zeugt von einer gesunden Kraft der Überzeugung und des Handelns, die mit dem apokalyptischen Mantel nur das Gefühl von einer nationalen Not umkleidet. Die Jahrzehnte des deutschen Schicksals seit den Freiheitskriegen stecken in dem wunderlichen Gedanken der schwäbischen Männer.

Der Krieg in Oberitalien 1859 belebt merkwürdig ihre Erwartungen. In ihrer Zeitschrift, die jetzt „Warte des Tempels" heißt, auch in Büchern, in Flugschriften, auf Kongressen in London, Genf und Paris und in Eingaben an den deutschen Bundesrat haben sich die Führer ein volles Jahrzehnt lang über ihre Gedanken ausgesprochen und auf dem Hardthof die künftigen Ansiedler auf ihre Angaben vorgeschult. Ärzte, Ingenieure, Naturforscher, Lehrer schlossen sich den Bauern an; alle notwendigen Handwerke hatten sie in ihrer Mitte. Endlich, im Frühjahr 1868, machten die beiden Vorsteher und ihre Familien mit der Auswanderung den Anfang. Sie unternahmen die Ausreise nicht ohne die Gewißheit der diplomatischen Unterstützung der Norddeutschen Bundesregierung und sogar der österreichischen und der französischen Regierung, deren Einfluß im Morgenlande damals am meisten bedeutete. Mehrere Wochen blieben Hoffmann und Hardegg in Konstantinopel, wurden auch von den Türken gut aufgenommen und reisten dann über Smyrna zuerst nach Haifa, um dort vorsorglich und ohne Aufsehen den Landkauf zu betreiben.

Hardegg erstand aus den Mitteln der Kolonisationskasse einen ebenen Landstreifen von über hundert Morgen in der Nähe der Stadt und ließ im Frühjahr 1869 die Bauarbeiten beginnen. Die ganze Anlage, wie man sie heute sieht, mit ihren in luftigen Abständen verteilten Häusern, geht zurück auf Hardeggs Plan und bewährte sich aufs beste. Eine breite, auf beiden Seiten mit Anlagen für Schattenbäume versehene Straße wurde angelegt, die vom Meeresstrand bis zum Abhang des Karmels führte. Ein zweiter Weg, mit diesem gleichlaufend, kam später zur Ausführung. Links und rechts der Hauptstraße wurden die ersten zwölf Häuser errichtet. Zu jedem gehörte ein Garten mit Pflanzland. Sieben Brunnen wurden gegraben. Für die Häuser in der Nähe des Strandes lieferte der Baugrund selber einen guten Sandstein, für die ferner gelegenen verwendete man den weißen, schönen Kreidekalk aus den Steinbrüchen des Karmel. Balken und Bretter lieferte das Gebirge nicht; sie wurden auf Segelbarken aus Mersina und sogar von Salonik herbeigeschafft. Arabische Maurer wurden bei den Bauten beschäftigt.

In geordneten Wanderzügen und mit Zustimmung der Vorsteher reisten nun die schwäbischen Ansiedler ins Land; es war im Jahr der Eröffnung des

Suezkanals; alle Schiffe waren voll von Reisenden. Weitere Templer folgten in den nächsten Jahren aus Nordamerika, aus Südrußland und der Schweiz. Im März 1870 wurde in Haifa das Gemeindehaus eingeweiht. Die gewölbten, schlichten Räume des Erdgeschosses waren für den Schulunterricht und für den Gottesdienst bestimmt. Diesen hielten sie ohne Geistliche. Die Arbeitsjahre begannen und die langsame Ausdehnung des Landbesitzes, die Erwerbung von Weiden, Äckern und Weinbergen nahe der Kolonie. Eine Fabrik und eine Windmühle wurden gebaut, die bäuerlichen Ansiedler gewöhnten sich langsam an die neue Betriebsweise; alle bemühten sich nach Kräften, den eingeborenen Bewohnern des Landes die Anschauung eines geordneten und gesitteten Gemeinwesens zu geben; manche erlagen der Anstrengung und dem ungewohnten Klima. Schon bald nach der Ankunft fiel den Templern auch bei Jaffa ein Stück Boden mit beziehbaren Wohnungen zu. Dorthin, in die aus amerikanischen in deutsche Hände übergangene Siedelung, zog Christoph Hoffmann als der Leiter. Er ließ sogleich ein kleines Gasthaus und ein Hospital errichten, später folgte auch die Schule. Die Bauern kauften Grundstücke am Rand der weitgedehnten Orangengärten, den Handwerkern unter den Deutschen gab die Stadt lohnende Beschäftigung. Diese Kolonie, die mit viel weniger Sorgen und Anstrengungen als die von Haifa entstanden war, bekränzte ihre Häuser im November 1869 zu Ehren des Kronprinzen Friedrich von Preußen, der Jerusalem besuchte und in Jaffa des schwäbischen Vorstehers Haus betrat.

In seinen ersten Anfängen hatte das Unternehmen des Tempels als ein internationales gegolten. Durch den Genfer Henri Dunant, den Gründer des Roten Kreuzes und Leiter der in Paris ansässigen Internationalen Gesellschaft für Palästina, war in den letzten Jahren seiner Regierung sogar Napoleon III. für das Templerwerk interessiert worden. Man kennt in der Geschichte des zweiten Kaiserreichs die Vorliebe gewisser Pariser Finanzkreise für Unternehmungen in Syrien; nur war Frankreich verlegen um die Menschenkraft, die seine ehrgeizigen Geschäfte an Ort und Stelle besorgen sollte. So kam es, daß die großen Pariser Zeitungen, während in Deutschland niemand sich um die ausgewanderten Schwaben kümmerte, über die Fortschritte des Anbaus der Templer mit Lob berichteten. Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, war die Übersiedelung vollzogen. Das Pariser Interesse hörte nun freilich auf, bei den Türken aber ebnete der Eindruck der deutschen Siege und der Gründung des Reiches den Ansiedlern die Wege, die sie vorher nur dank den umständlichsten diplomatischen Vermittelungen offen gefunden hatten. Raschid Pascha, Pfleger von Damaskus, ließ auf dem Karmelberg ein großes Stück Boden von 1200 Hektaren vermessen, um es den Templern zu schenken. Aber die französischen Mönche vom Karmelkloster wußten die Ausführung der Schenkung länger als ein Jahrzehnt zu hintertreiben. Eiligst ließen sie Mauern aufführen und zehn Morgen

Landes auf dem Karmel umpflügen, um Bodenstücke, die den Templern zugedacht waren, als ihr Eigentum zu bezeichnen, das übrige taten sie in Konstantinopel. Von der ursprünglichen Schenkung gelangte schließlich nur ein kleines Stück, das aus privaten Mitteln erworben wurde, in den deutschen Besitz. Die Kolonisten bepflanzten es mit Reben und Wald. Aus einer Stiftung wurde später auf der schönsten Höhe ein deutsches Hospiz errichtet.

Auch im übrigen Palästina breitete der Besitz der Deutschen sich aus. Niederlassungen entstanden bei Jerusalem, bei Ramleh, am Tiberiassee und in der Ebene Saron, im ganzen sieben Kolonien, deren Gesamtbesitz heute im Wert auf zehn oder fünfzehn Millionen Mark geschätzt wird. Die große kolonisatorische Tat gelang; die geistige Bewegung allerdings, die ihr eigentlicher Ursprung gewesen war, fand in diesem Gelingen ihren vorläufigen Abschluß. Wenn heute die Templer in Palästina darauf hinweisen, daß sie ohne Hilfe von daheim den Wohlstand erwarben, dessen sich die noch Lebenden und ihre Söhne und Enkel erfreuen, so nennen sie damit zugleich die Ursache des geistigen Stillstandes ihrer Bewegung.

Es ist nicht das Ungewöhnliche, daß das Epos in einem kräftigen Sichrühren der Hände und im Schweigen der Seele endet. Man mag die äußeren Ursachen des Stillstandes der Templerbewegung aufzählen: das Alter der Führer, die von der Allgemeinheit kaum noch verstandene Verkleidung ihrer Idee in das Gewand der endzeitlichen Spekulationen, den Mangel allen Verständnisses für die Zukunftsbedeutung des Morgenlandes in der alten Heimat, das Fehlen eines hochgestimmten geistigen Nachwuchses der beiden Führer. Das erste Zeichen des Zerbröckelns war eine Entfremdung zwischen Hoffmann und Hardegg selber. Schmerzliches Geheimnis des Bruches alter und erprobter Freundschaft! Wenige Vorwürfe, die das Menschliche treffen, scheinen tiefer als dieser, daß es in innersten Dingen keine beständige Brücke von einem zum anderen gibt. Jahrzehnte der gemeinsam erlebten Sorgen und der gemeinsamen Hoffnung vermögen Männer von verschiedenen Temperamenten und verschiedener seelischer und geistiger Veranlagung nicht völlig eins mit einander zu machen. Jahrzehnte der gemeinsamen zähen Arbeit bis zum Erfolg vermögen es nicht zu schaffen, daß von der einst so festen Brücke mehr als ein Stumpen, von der Treue mehr als ein mit Bitternis getränktes Gefühl der Achtung übrigbleibt. Das erkaltete, seiner Freundeswärme, seines lebendigen Zutrauens überdrüssige Gemüt vermag im zur Schau getragenen Gleichmut das Geheimnis mit dem einst Vertrauten nicht mehr zu teilen; es verstockt und es stirbt an diesem Verstocken. Es bleibt vielleicht hinter der abgewendeten Stirn das zehrende Immerweiterhoffen, aber das ermattete Gemüt sucht aus der Wirklichkeit den Weg zurück zu den Gesichten der Kindheit, an denen keiner noch teilnahm als Vater und Mutter, die längst Ver-

storbenen, deren Züge jetzt in tiefer Bedeutung vor dem Auge des fertigen Menschen wiederkehren, ehe er selber sich anschickt zu sterben.

Ein Mann wie Hardegg hat gewiß für sich und den Genossen nichts Geringeres erwartet als das Schicksal der beiden Zeugen im elften Kapitel der Offenbarung des Johannes. Ihm und dem Freund war beim Ausbruch des Krieges in Oberitalien, 1859, Napoleon als das Tier aus dem Abgrund erschienen, dessen Kommen so deutlich vorausgesagt sei. „Und wenn sie ihr Zeugnis geendet haben, so wird das Tier, das aus dem Abgrund aufsteigt, mit ihnen einen Streit halten und wird sie überwinden und wird sie töten. Und ihre Leichname werden liegen auf der Gasse der großen Stadt, die da heißt geistlich die Sodoma und Ägypten, da unser Herr gekreuziget ist . . . . Und nach dreien Tagen und einem halben fuhr in sie der Geist des Lebens von Gott, und sie traten auf ihre Füße, und eine große Furcht fiel über die, so es sahen, und hörten eine große Stimme vom Himmel zu ihnen sagen: Steiget herauf! Und sie stiegen auf in einer Wolke, und es sahen sie ihre Feinde."

Die religiöse Erregung, die Hoffmann und Hardegg besonders in den Jahren 1848 und 1859 zu ihren kühnen Entschlüssen spornte, hatte ihnen jedesmal durch den anderen Gang der Weltereignisse auch eine große Ernüchterung gebracht. Aber sie bestanden diese Probe durch ihr hartnäckiges Festhalten an der einmal für unfehlbar gehaltenen Offenbarung. Sie nahmen den Verzug im Kommen des Herrn als eine von Gott gesetzte Gnadenfrist. Schien nicht endlich und unzweifelhaft der große Augenblick gekommen und das Stichwort zu ihrem Hervortreten gegeben, als Napoleon 1870 Deutschland den Krieg erklärte? Gerade jetzt war die Übersiedelung der kleinen auserwählten Templerschar in aller Stille vollzogen. Schien es nicht wie göttliche Absicht, daß nach einer Jahrzehnte dauernden Gärung und Klärung des Gedankens der Übertritt auf den Boden des heiligen Landes gerade jetzt vor dem Ausbruch des Weltkrieges geschehen war? Eine Wendung der Dinge konnte mit einemmal auch die Frage nach der Zukunft Palästinas in den Vordergrund rücken. Da standen nun als die verantwortlichen Führer des kleinen Häufleins die beiden Männer, gewappnet mit allem Mut der erwählten Zeugen Gottes, das Weltgewitter zu erwarten. Der erste Donnerschlag fand sie in ruhiger, vollkommener Spannung. Aber das Gewitter blieb in der Ferne über dem europäischen Boden stehen und verrollte. Niemand daheim dachte an das Morgenland und seine Möglichkeiten. So war denn die Auserwähltheit der beiden schwäbischen Propheten ein Hirngespinst gewesen? Mit ihrem großen Traum war es zu Ende. Er starb nicht an einem einzigen Tag, nicht an einer bestimmten Nachricht, nicht durch irgendeinen Eingriff von außen. Vielleicht sogar ließ die Freude am Entstehen des neuen Kaisertums, die in den Templern nicht minder hell und stolz war als in allen Deutschen jener Tage, die Enttäuschung über die Pläne Gottes weniger schwer empfinden.

Hardegg stand auf seinem Arbeitsfeld in Haifa, in Jaffa hatte Hoffmann die Führung der Leute und der Gemeinschaft. Ohne alles Aufsehen, ohne ein Wort zueinander, ohne ein Wort zu den Freunden, brach in den beiden Männern das Gebäude ihrer heimlichen Erwartung zusammen. Sie sahen einander nicht mehr. Zwischen beiden lag jetzt ein öder Landstrich und das Meer. Beide hatten einander nichts mehr zu sagen. Es war gut, daß Last und Mühen des Alltags einen Vorwand gaben, jetzt die Begegnung zu vermeiden.

Wohl sahen die beiden mit Genugtuung den erblühenden Wohlstand der Bauern, freuten sich, daß das Deutsche Reich gewährte, was früher der Deutsche Bund verweigert hatte: seinen Schutz über See und Mittel zur Förderung der Schulen. Die Dinge gingen still ihren steinigen Weg, aber sie gelangen; damit mußten nun die beiden Vorsteher auch in ihren nachdenklichen Stunden sich abfinden. Der eine vor seinen Büchern, in eifriger organisatorischer Tätigkeit am Statut und an den Schulen und auf ergebnislosen Reisen nach Deutschland und selbst nach Nordamerika, der andere in einem aufrechten und knorrigen Verdorren. Beide sahen über ihrem Hause das neue schwarzweißrote Banner sich bauschen. Das war die Wirklichkeit; sie erlebten sie mit einem schmerzlich und zugleich beglückenden Stolz. Das erneute Vaterland stand mit einem Male sichtbarer im Weltplan als das erhoffte Gottesreich. Auf die beiden Schwaben da draußen war der Schatten eines Größeren gefallen: Bismarck. Sie standen am Ende ihres Lebens als Sieger und Besiegte zugleich; dennoch waren auch sie durch ihre Tat und Wirkung wie jener Größere fest hineingewachsen in die Geschichte der Deutschen. Die Geschichte eines Volkes stellt ja nicht allein eine Reihe von Tatsachen, sondern auch eine Kette untereinander verbundener Ideen dar.

Die innere Einrichtung der Kolonien nahm einen ungleichen Gang. Als Hoffmann das Dorf Sarona bei Jaffa gründete, erhob Hardegg Widerspruch. Als er ein paar Jahre später die Schule nach Jerusalem verlegte und die Frage der einheitlichen Leitung zu lösen unternahm, mußte er sich abermals an Hardeggs Einspruch stoßen. Das Zerwürfnis ließ sich nicht mehr verbergen. Gegen Hardegg stand selbst in Haifa die Mehrzahl der Kolonisten. Sein schroffes Wesen vertrug sich schlecht mit der Gemeindedemokratie; der alte Starrkopf legte sein Vorsteheramt nieder und sagte sich von der Gesellschaft los. Der Idee wollte er bis zum Ende treubleiben; er stiftete mit persönlichen Freunden zusammen den „Tempelverein" und wandte sich in einem letzten öffentlichen Auftreten gegen die von Hoffmann zur Lehre des Tempels erhobenen Ansichten, ein Lehrgebäude, das den Mitgliedern des Tempels große dogmatische Freiheit gewährte, in anderen Dingen aber fast nach dem Muster der römischen Hierarchie unbedingten Gehorsam gegen die Leiter forderte. Hardeggs Freunde vereinigten sich wieder mit der evangelischen Kirche. Der Alte starb einsam an einem Julitag des Jahres 1879.

Das Haus des einstigen Vorstehers ist jetzt zu einem Krankenhaus der katholischen Mission geworden. „Den Gebundenen eine Öffnung", heißt der Spruch dort im Querbalken über der Tür. Das stattliche Gebäude mit seiner langen schattigen Bogenhalle und dem verzierten Mittelbau liegt ein wenig abseits von den anderen Häusern der Kolonie. Alte Johannisbrotbäume breiten um das Haus mit ihrem schwarzgrünen Blätterdickicht gegen die heiße Sonne einen undurchdringlichen Schatten. Ein Schweizer, Dr. Brugger aus Bern, erzählt aus seinen Knabenerinnerungen über Hardegg: „Im kühlen Raum der Bogenhalle, unter den Karuben oder auf dem Weg, der zum Meeresstrand hinabführte, sah ich oft einen Greis von etwas über sechzig Jahren mit einer Türkenpfeife in der Hand sinnend verweilen oder auf und nieder gehen. Schwere Schicksale hatten ihm Haar und Bart früh gebleicht. Er war von mittlerer Statur, sein Gesicht trug scharfe, ja streng herbe Züge. Wir scheuten ihn. Er war eine Respektsperson, selten hat er ein Wort an uns gerichtet. Man hätte den Mann mit dem feudal klingenden Namen für einen Kriegsobersten außer Dienst halten können. Seine Lebensarbeit lag abgeschlossen hinter ihm. Saß er in der Bogenhalle, so schaute er lange und gern über die Meereesweite. Suchte er wohl in überirdischer Ferne, was ihm im Leben nicht gewährt worden, — die Menge des Volkes, das seinem Ruf hätte folgen sollen, die Fülle der Himmelsgaben, deren Erguß hinter seinen Erwartungen zurückgeblieben war?"

Hoffmann überlebte den Genossen um sechs Jahre. Er hatte sich neben seiner Tätigkeit als Vorsteher und der von ihm nach der Art des alten Ludwigsburger Salon gegründeten Erziehungsanstalt seinen theologischen Arbeiten wieder zugewendet. Von ihm schreibt Brugger: „Noch sehe ich ihn im Lehrzimmer des Instituts der deutschen Kolonie Jaffa auf und nieder gehen und einer Schülerzahl von sehr gemischten Altersstufen wohlberedt und klar die Elemente der Denklehre vortragen. Seine Gestalt ragt etwas höher als die Hardeggs. Auf breitem Nacken saß, etwas vornübergebeugt, ein deutsches Denkerhaupt, das der morgenländische Tarbusch bedeckte. Die starke Nase gab diesem Gelehrtenantlitz das Gepräge der Energie. Wer je mit Hoffmann in Berührung kam, erhielt den Eindruck eines bedeutenden Menschen." Die erste Frucht aus Hoffmanns Gedanken und Erfahrungen in Palästina ist die in Stuttgart 1875 erschienene kulturgeschichtliche Betrachtung „Occident und Orient". Man erkennt in der politischen Aussprache dieses Buches das einstige Mitglied des Frankfurter Parlamentes, den genauen Beobachter der Vorgänge in Europa und der übrigen Welt. Hoffmanns kräftiger Verstand durchdringt hier die umschließende Zeit; auch die Schranken Bengelscher Auslegungen beengen ihn nicht mehr. Wo er seine geistlichen Ansichten aufdeckt, tritt die Abkehr von jener Blut- und Wundentheologie zutage, deren Verfechter er einst in den Jahren der „Süddeutschen Warte" gewesen war.

Das Gebäude, das er dem Gottesdienst des neuen Tempels entwirft, unterscheidet sich von der neueren, freiheitlichen Auffassung des Christentums eigentlich nur durch seinen Lebensernst, der aus einer vertieften mystischen Grundstimmung Nahrung erhält. Die Theokratie des Tempels, wie sie Hoffmann will, verwirft die Dreieinigkeit, die Anschauung von der Kanonizität der Bibel und der Einsetzung der Sakramente. Sie sieht ihre vornehme Aufgabe in einem frommen reinen Leben, in fleißiger Arbeit, in Bruderliebe und Menschenfreundlichkeit, in der Errichtung von Schulen und wohltätigen Anstalten. Das sind Grundsätze, die heute mit denen einer Mehrzahl der außerkirchlich Gesinnten übereinstimmen. Die Bedingung der Teilnahme am Tempel ist aber vor allem der Glaube an die Bestimmung des Menschen für das „Reich Gottes". Das Reich Gottes als ein durchgeistigter Zustand des Menschen in einer Welt des Friedens, der Gerechtigkeit und der Gottesanbetung.

Die Templer sind Angehörige des Reiches geblieben. Sie haben dem Reich in einer damals ganz abseitigen Gegend des Morgenlandes eine unschätzbare Pionierarbeit geleistet. Wir sehen heute, daß diese Gegend, das Land Palästina, von Jahr zu Jahr mehr bedeutet. Jetzt, in den Baujahren der Bagdadbahn, beginnt sich unverkennbar, wenn auch spät, viel später jedenfalls, als es die Wächter und Führer der kleinen Templerschar erwarteten, das deutsche Interesse dem Morgenland ernstlich zuzuwenden. Die Ahnungen der beiden Seher gehen in Erfüllung. Und es wird sich in der engen Berührung mit dem Morgenland noch erweisen, daß jene kleine, gesellschaftbildende Bewegung einer gedankenvollen und starrköpfigen Minderheit nicht auf ein totes Geleise lief. In der von ihr eingeschlagenen Richtung nimmt in Wirklichkeit die Hochstraße unserer neuen Beziehung zur östlichen Welt ihren Ausgang, auch in einem geistigen Sinn.

Was ist denn die letzte Ursache des modernen politischen Zionismus der Juden? Wer sich einmal mit der Geschichte des Pietismus und der protestantischen Sondergemeinschaften und zuletzt mit den damals ganz unzeitgemäßen, uns Heutige aber in ihrer Theologie ganz modern anmutenden Schriften Christoph Hoffmanns befaßt, der darf sich besonders wundern und erfreuen an der Stärke der „zur Weltherrschaft berufenen Idee des Reiches Gottes", die dort in immer neuen Äußerungen hervortritt. Der Zionismus eines Christoph Hoffmann ist letzten Endes derselbe, der im mittelalterlichen Judentum ebenso leidenschaftlich hervorbrach wie in der mittelalterlichen Christenheit. Derselbe Zionismus war die Ursache der Reise des Jehuda ben Halevi nach Jerusalem im elften Jahrhundert und zahlloser anderer Wallfahrten dieser Art und ist der Untergrund der beispiellosen Verehrung, welche die Bekenner ohne Unterschied den heiligen Stätten noch heute erweisen. Ohne irgendein Zutun, nur im Lauf der Zeit, wie lose Fäden sie brauchen, um mit anderen losen Fäden sich zu verknüpfen, ist der Zionismus der schwäbischen Bauern

um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts als Niederschlag einer Zeitstimmung entstanden, die sich wieder einmal viel mit Jerusalem beschäftigt hatte. Und durch leise Verbindungen, die sich aus den Vorschlägen des edlen russischen Dekabristen Pestel ebenso wie aus den stilleren Äußerungen schwäbischer Ansiedler in Südrußland nach Rumänien, Galizien und Russisch-Polen verfolgen lassen, ist der Zionismus der christlichen Mystiker der Vorläufer der jüdischen Chowewe-Zion in Rußland und Paris geworden, deren Hoffnungen schließlich in dem Herzlschen Zionismus der Gegenwart den größten und vielleicht für das Ende entscheidenden Ausdruck gefunden haben. Was noch vor Jahrzehnten in dem Siedlungsvorhaben der Schwaben am seltsamsten anmuten mußte, nämlich ihr Glaube, daß künftig auch die Juden dem Land ihrer Väter nicht mehr fernbleiben würden, das ist fast gegen den Willen der Bestrebten, jedenfalls nicht aus Menschenabsicht, sondern aus Umständen der Zeit heraus, zur Wirklichkeit geworden. Der zionistische Gedanke erhebt heute im modernen Judentum sein Haupt; aber auch in der Christenheit hat er seine heimliche Energie noch nicht verloren. Er lebt im Protestantismus der germanischen Länder nur anders, doch nicht weniger mächtig als bei den russischen Bauern, die in Tausenden zum Heiligen Lande pilgern.

Mit dem Tode Hoffmanns erscheint die innere Geschichte des Tempels als abgeschlossen. Aber der Tod hebt den Gedanken nicht auf, der in dem wahrhaft Lebendigen wirkte. In dem, was Hoffmann aussprach: in seiner doppelten Ablehnung der Herrschaftsansprüche Roms und des Rationalismus, der das protestantische Kirchentum zersetzt, in seinem Glauben an das neue Kaisertum und in seiner Hoffnung auf die Erhebung des Morgenlandes aus Elend und Zerfall kehrt jenes ältere reiche Element des Protestantismus wieder, der das weltfremde Sehertum des Pietismus noch nicht ausgeschieden hatte, sondern diese fruchtbare Kraft noch in sich trug. Hoffmann stand der Größe nahe durch seine tiefe Einsicht in die Kräfte des Zeitalters. Heute ist es das Erwarten eines entscheidenden Ereignisses im deutschen Geistesleben, was mit dem kleinen bäuerlichen Haufen der Tempel in Palästina eine immer größere Schar der Gleichgesinnten im Muttervolk verbindet. Aus den unablässigen wirtschaftlichen Regsamkeiten, die seit dem Tode Goethes, seit dem festen Hervortreten Preußens, seit der Gründung des Reiches in großen Stößen das geistige Deutschland überrumpelt haben, werden ja doch in Kürze die großen Heilsfragen wieder auftauchen. Dem Vermächtnis eines Lessing, Fichte und Goethe ist noch in keinem Gebäude höheren Gottesdienstes der Tempel geworden, wo einfältige Tiefe des Weltgefühls und Höhe der Bildung zusammentreten und die Deutschen als die ersten Menschen eines neuen Zeitalters erscheinen. Noch lebt in uns der schon in manchen Vorfahren erwachte baumeisterliche Zug, dem ein Tempel vorschwebt, wie ihn Völker der Vergangenheit wohl zu ahnen, aber nicht zu gründen vermochten.

Beethoven und seine Ankläger.

Von

Gustav Ernest.

Es muß für den Laien, der sich aus den Werken Beethovens eine bestimmte Vorstellung von seiner Persönlichkeit gebildet hat und nun die Bestätigung dafür in seinen Biographien sucht, keine geringe Enttäuschung sein, dort auf eine Reihe von Zügen zu stoßen, die schwer mit unseren Anschauungen von wirklicher Charaktergröße in Einklang zu bringen sind. Es kann daran wenig ändern, daß als Unterton doch überall die höchste Bewunderung auch für den Menschen Beethoven durchklingt, eine Bewunderung, die nur durch das Bedauern darüber gedämpft wird, daß auch er von Schwächen nicht frei und in seinem Handeln oft allzu menschlich gewesen sei. Wäre dabei in der Tat nur von Schwächen die Rede, so könnten wir uns leicht dareinfinden. Ich wenigstens liebe Beethoven gerade auch um seiner Schwächen willen, sie versöhnen mich mit seiner Größe, ohne sie würde seine Gestalt etwas über alles menschliche Maß Hinausgehendes haben. Deshalb kann ich mich auch durchaus nicht mit den Versuchen einverstanden erklären, ihn unter Umgehung aller angreifbaren Momente als eine Art Heiligen darzustellen. Die Gerechtigkeit verlangt, daß man ihn ohne Scheu schildere, wie er den unbestreitbaren Tatsachen nach war; aber sie verlangt auch, daß man diese Tatsachen im Zusammenhang der Erscheinungen, nicht aus ihnen herausgerissen, daß man sie vor allem aus der Psyche des Mannes selbst betrachte und Motive und Wirkungen sorgsam gegeneinander abwäge.

Sind es aber nicht mehr nur „Schwächen", die ihm zur Last gelegt werden, sondern Handlungen, durch die geradezu ein Riß zwischen dem Menschen und dem Künstler entsteht, die uns zwingen, das Bild, das wir uns von dem ersteren schufen, als falsch anzuerkennen, so ist Vorsicht doppelt vonnöten. Wie sehr vonnöten, selbst wo es sich um Urteile von Männern aus seiner nächsten Umgebung handelt, mag ein Beispiel zeigen.

Schindler, der Beethoven jahrelang persönlich nahegestanden, bezeichnet die Jahre 1824—26 in Beethovens Leben als „den Zeitabschnitt der merkantilischen Spekulation, in welchem die Poesie im Dienste Merkurs gestanden". Als Beweis und als nächste Ziele der Spekulation führt er die mit verschiedenen Verlegern gepflogenen Verhandlungen — er erwähnt Probst und Schott — um den Verkauf der Großen Messe, der Neunten Symphonie,

der Ouvertüre op. 124, eines Streichquartetts, „das erst in der Intention existierte" usw. an. Man gewinnt hier den Eindruck, als seien solche Verhandlungen mit Verlegern, die ja an sich unumgänglich waren, da Beethoven zum großen Teil von den Erträgen seiner Kompositionen lebte, sonst nicht in demselben Maße vorgekommen. Und doch hat Beethoven — und wir kommen darauf später noch ausführlicher zurück — bereits zwischen 1820 und 1823, also zu einer Zeit, in der Schindler in beständigem Verkehr mit ihm stand, um einige der eben genannten Werke fast gleichzeitig mit den Verlegern Simrock, Schlesinger, Peters, Artaria, Diabelli unterhandelt. Warum nun Schindlers Behauptung? Er gibt die Erklärung selbst: „Auch ich hatte den in arithmetischen Spekulationen versunkenen Freund und Lehrer gemieden und ihn vom Monat März 1825 bis zum August des folgenden Jahres nur selten gesprochen." Im Frühjahr 1825 war Karl Holz, ein gebildeter junger Beamter, der zugleich als zweiter Geiger dem Schuppanzigh-Quartett angehörte, Beethoven nähergetreten und hatte Schindler aus der Stelle des Vertrauten und Faktotums, die er bis dahin innegehabt, verdrängt. Auch zwischen Beethoven und seinem Bruder Johann hatte sich wieder ein regerer Verkehr angesponnen, und Schindler, der einen unversöhnlichen Groll gegen Holz wie Johann nährte, lag daran, zu zeigen, wie schädlich der Einfluß war, den sie über den Meister gewannen. Deswegen werden gerade die Jahre, in denen er mehr oder weniger ausgeschaltet war, als die der „merkantilischen Spekulation" bezeichnet.

Das eine Beispiel schon wird genügen, um dem Leser zu zeigen, mit welcher Vorsicht man alle derartigen Anschuldigungen aufnehmen muß, die, auf Schindler und andere gestützt, sich seitdem in der Beethoven-Literatur wie eine „ewige Krankheit" fortschleppen. Auch Thayer schreibt in seiner großen, in vielen Beziehungen nicht zu übertreffenden Beethoven-Biographie, daß Beethovens Vorgehen in einer bestimmten Angelegenheit „weder edel noch hochherzig gewesen und ein Fleck in seinem Charakter sei". Solche Worte wiegen um so schwerer, da sie von Thayers Übersetzer Deiters und dem ausgezeichneten Neubearbeiter des Werkes, Riemann, unbeanstandet blieben. Und der feinsinnige Kenner und Beurteiler des Beethovenschen Schaffens, Paul Bekker, geht so weit, von seiner „Skrupellosigkeit in Geldfragen" zu sprechen, und erklärt: „Beethoven begnügte sich nicht immer mit der Wahrung sachlich berechtigter Ansprüche. Er wird nicht selten wortbrüchig, macht Zusagen und macht sie wieder rückgängig, sobald andere Anerbietungen an ihn herantreten, empfängt Vorschüsse auf Werke, die er nicht liefert, erweckt aus eigennützigen Motiven Hoffnungen, deren Unerfüllbarkeit ihm wohlbekannt ist. Es gibt kein unerfreulicheres Bild als das Wettrennen der Verleger nach der großen Messe, die Beethoven fast gleichzeitig sechs Firmen verspricht, um sie schließlich einer siebenten zu übergeben." Das sind schwerwiegende Anschuldigungen, die zusammen mit der von anderer Seite erhobenen der Habsucht, des Geizes und

der Gefühllosigkeit wohl geeignet sind, die Begeisterung für den Schöpfer der Missa Solemnis um ein Beträchtliches einzudämmen. Und doch zeigen sie sich bei näherer Untersuchung in durchaus anderem Lichte, und weit entfernt davon, daß Beethovens Charakter einer vorurteilslosen kritischen Prüfung nicht standzuhalten vermöge, erscheint er um so unantastbarer, je eingehender wir uns mit ihm beschäftigen. Ein Eigennutz, eine Habgier, ein Geiz, die in opferfreudiger Nächstenliebe wurzeln, haben etwas ebenso Heroisches, wie die Tat einer Mutter, die, um ihres Kindes Hunger zu stillen, zur Diebin wird.

Es scheint daher an der Zeit, einmal die Urteile über Beethoven nachzuprüfen, und ich bin der Redaktion der Deutschen Rundschau dankbar dafür, daß sie mir die Gelegenheit dazu geboten hat. Den Anstoß dazu gab eine Reihe bisher gänzlich unbekannter Prozeßakten, die Herr Dr. Max Reinitz in Wien entdeckt und in dankenswerter Weise der Redaktion zur Verfügung gestellt hat, welche sie ihrerseits mir zur Bearbeitung übergab. Da viele der gegen Beethoven erhobenen Vorwürfe sich an die Prozesse knüpfen, die er in den sieben Jahren von 1813—20 geführt hat, und da ich fand, daß Herr Dr. Reinitz daraus zu ebenso verdammenden Schlüssen, wie die meisten Biographen des Meisters, gelangt war, so kam mir der Gedanke, mit der Veröffentlichung dieses Materials die Rolle, die Beethoven in den Prozessen gespielt hat, einer Neubewertung zu unterziehen und damit eine kritische Untersuchung der anderen gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zu verbinden. Eine allgemein zusammenfassende Schätzung des Charakters ergab sich danach als weitere Notwendigkeit, sollte der Leser einen geschlossenen Eindruck von dem Ganzen der Persönlichkeit erhalten.

Wir beginnen die Reihe mit den Prozessen gegen seine Schwägerin Johanna van Beethoven, von deren erstem uns durch die Entdeckung des Herrn Dr. Reinitz überhaupt erst Kunde geworden ist. Gerade die Stellungnahme Beethovens dieser Frau gegenüber hat zu besonders heftigen Angriffen gegen ihn geführt, man hat ihn rücksichtslosester Härte geziehen, hat ihm vorgeworfen, daß er in seiner blinden Wut die heiligen Gefühle einer Mutter aufs schnödeste verletzt habe.

Um Beethoven gerecht zu werden, ist es nötig, sich Klarheit über die Persönlichkeit Johanna van Beethovens zu verschaffen.

Karl van Beethoven, der um vier Jahre jüngere Bruder des Meisters, hatte sie im Jahre 1806 geheiratet; sie hatte ihm 2000 Gulden als Heiratsgut mitgebracht, und wir dürfen wohl annehmen, daß mit dieser Summe die 2200 Gulden, die er als Dienstkaution zu stellen hatte, erlegt wurden. Im November 1807 schenkte sie einem Sohne, Karl, das Leben, demselben, dem in des Meisters Leben eine so unheilvolle Rolle bestimmt war. Wie sich aus den Akten des Vormundschaftsprozesses, der sich um diesen Knaben entspann, ergibt, war sie im Jahre 1811 wegen einer Veruntreuung, deren sie sich gegen ihren Mann schuldig gemacht hatte, mit einem einmonatlichen Hausarrest be-

straft worden. Karl hatte ihr dieses Vergehen verziehen; das aber verhinderte sie nicht, seinen Namen zu schänden, indem sie ihn mit einem Studenten der Medizin betrog. Vielleicht wollte sie sich auf solche Weise die Mittel verschaffen, ihrer Verschwendungssucht zu genügen; die war aber so groß, daß 1817, zwei Jahre nach dem Tode ihres Gatten, bereits eine Schuld von 16852 Gulden auf dem Hause lag, das sie 1813 gemeinsam mit ihm gekauft hatte und das nur mit 16400 Gulden bewertet war. Welcher Art das Leben war, das sie danach führte, mag eine Stelle aus einem Briefe Beethovens erweisen: „Diese Nacht ist diese ‚Königin der Nacht' (diesen Namen hatte Beethoven ihr beigelegt) bis 3 Uhr auf dem Künstlerball gewesen nicht allein mit ihrer Verstandesblöße, sondern auch ihrer körperlichen — für 20 Fr. hat man sich in die Ohren gesagt, daß sie — zu haben — sei — o schrecklich . . ." Damit stimmen Urteile, wie die des hochangesehenen Josef Blöchlinger, in dessen Institut Beethoven den Neffen eine Zeitlang untergebracht, überein. Blöchlinger erklärte Beethoven, die Nähe der Mutter „verpeste den Knaben". „Sie wissen ohnehin", schreibt er weiter, „wie sehr ich ihr voriges Jahr das Wort redete, aber sie selbst ist schuld; hätte sie sich so verhalten, daß Karl kein Nachteil durch sie zugekommen wäre, so würde ich selbst dafür (d. h. daß sie den Sohn besuchen dürfe) gewesen sein, allein ich schäme mich, eine solche verrufene H— in meinem Hause zu sehen." Schließlich konstatiert Schindler noch, daß sie noch während des Vormundschaftsprozesses Nachkommenschaft hatte, und Thayer hörte viele Jahre später von der Witwe Karls (ihres Sohnes), daß seine Mutter noch in höherem Alter in Baden mit einer „gleichfalls entarteten" unehelichen Tochter lebte.

Und nun halte man dem das ungemein hochgespannte sittliche Empfinden Beethovens entgegen. Ein Mozart ließ sich trotz seiner überaus glücklichen Ehe mit Constanze Weber doch immer wieder zu Seitensprüngen (Stubenmädeleien nannte sie seine nachsichtige Gattin) hinreißen; der brave Haydn hatte noch als Sechzigjähriger sein zärtliches Liebesabenteuer mit Mrs. Schröter in London — man nahm alles das in einer Zeit, die noch ganz von dem frivolen Geist des Rokoko erfüllt war, als etwas Selbstverständliches hin. Beethoven aber, der Junggeselle, stand mit seinem Empfinden wie außerhalb seiner Zeit: nie hat man ihm etwas, was nicht mit den Gesetzen höchster Sittenstrenge in Einklang war, nachsagen können; er, der 35 Jahre lang zu den bekanntesten Gestalten Wiens gehörte, der Gegner und Neider hatte, denen jede Waffe gegen ihn recht gewesen wäre, hat doch nicht ein einziges Mal der Skandalsucht Stoff gegeben. Und nicht etwa, weil die Trauben sauer waren, weil er kein Glück bei den Frauen hatte! Nichts kann vielmehr deutlicher die seltsame Faszination, die seine Persönlichkeit ausübte, bezeugen, als die von seinen Zeitgenossen verbürgte Tatsache, daß dieser häßliche, verschlossene, kurz angebundene Mensch häufig Eroberungen machte, „deren kein Adonis sich zu schämen gebraucht hätte", wobei es sich fast immer um Damen

der hohen Aristokratie handelte. Er hat es selbst einmal ausgesprochen: „Es ist einer meiner ersten Grundsätze, nie in einem andern als freundschaftlichen Verhältnis mit der Gattin eines andern zu stehen, nicht möchte ich durch so ein Verhältnis meine Brust mit Mißtrauen gegen diejenige, welche vielleicht mein Geschick einst mit mir teilen wird, anfüllen und so das schönste, reinste Leben mir selbst verderben." In seinen Tagebüchern findet sich einmal folgende Aufzeichnung: „Nur Liebe — ja nur sie vermag dir ein glückliches Leben zu geben! O Gott, laß mich sie, jene endlich finden, die mich in Tugend bestärkt — die mir erlaubt mein ist." Und als ihn Julia Guicciardi, „das liebe, zauberische Mädchen des Jahres 1801, das er liebte und das ihn wiederliebte", viele Jahre später als Gräfin Gallenberg besuchte, da finden sich im Verlaufe eines schriftlich mit Schindler geführten Gespräches (anders konnte man sich seit 1818 kaum noch mit dem Meister verständigen) folgende vielsagende Worte: „arrivé à Vienne elle cherchait moi pleurant, mais je la méprisois."

Schindler: „Herkules am Scheidewege!"

Beethoven: „Und wenn ich hätte meine Lebenskraft mit dem Leben so hingeben wollen, was wäre für das Edle, Bessere geblieben?"

Und noch einen Satz, der sich im Konversationsbuch des Jahres 1820 findet und ein helles Licht auf den Geistesmenschen Beethoven wirft, möchte ich anführen. Er lautet: „Das moralische Gesetz in uns und der gestirnte Himmel über uns, Kant!!!"

Braucht es nach dem Gesagten noch mehr, um die tiefe Abneigung zu erklären, die Beethoven gegen seine Schwägerin fühlen mußte?

Auch das Verhältnis zum Bruder war ein immer gespannteres geworden; in einem Briefe aus dem Jahre 1808 spricht Beethoven einmal von ihm und da heißt es: „Der andere (Karl), den der Rachegeist gegen mich beseelt", und im März 1809 schreibt er an den Bruder Johann: „Gott gebe nur dem andern Herrn Bruder einmal statt seiner Gefühllosigkeit — Gefühl — ich leide unendlich durch ihn." Aber wie gerne war Beethoven zum Vergeben bereit: wie oft hatte er, wenn man ihm den Schaden, den die Brüder ihm durch ihre Machinationen taten, unwiderleglich nachwies, aller Diskussion ein Ende gemacht, indem er ausrief: „Es sind doch meine Brüder!" So hatte er auch Karl, dessen Gehalt infolge der Entwertung des Papiergeldes und des Leichtsinns seiner Frau zur Deckung seiner Ausgaben nicht hinreichte, beständig unterstützt — er veranschlagte die schließliche Schuld auf 10000 Gulden. Und mit welcher Liebe hat er, als der Bruder schwerkrank daniederlag, sich bemüht, ihm jeden, auch den törichtesten Wunsch zu erfüllen. So bittet er einmal den Freund Varena in Prag, ihm zu einigen Pfauen zu verhelfen: „Verzeihen Sie, daß ich Sie mit so etwas belästige; alle Kosten werde ich über mich nehmen, um ihm eine Freude zu machen; wie gesagt, er ist kränklich und hängt an dergleichen." Und ebenso schreibt er im Sommer 1815 an den Freund Brauchle, als der Bruder Pferde zu haben wünschte, er möchte sich

darum für ihn bemühen — „scheuen Sie keine Unkosten, ich trage sie gern. Es ist nicht der Mühe wert, wegen lumpigen einigen Gulden jemanden leiden zu lassen". —

Während seiner Krankheit hatte Karl den Bruder um eine Summe von 1500 Gulden gebeten, die dieser, obschon er selbst sich gerade damals in schwerbedrängter Lage befand, ihm gewährte, nachdem die Schwägerin die Bürgschaft dafür übernommen und unter dem 12. April 1813 eine Schuldurkunde ausgestellt hatte. Einige Monate später verlangte Beethoven die Zurückzahlung der Gelder — weshalb, mag eine Bemerkung der Freundin Frau Streicher erklären, die Schindler erzählte, sie habe Beethoven im Sommer 1813 hinsichtlich seiner körperlichen und häuslichen Bedürfnisse „in desolatem Zustande" gefunden: „Er hatte nicht nur keinen guten Rock, auch kein ganzes Hemd!" Das wird auch von Spohr bestätigt, der in eben jener Zeit in ziemlich regem persönlichen Verkehr mit Beethoven stand: „Es fehlte oft am Nötigsten," erzählt er. „Ich fragte ihn einmal, als er mehrere Tage nicht ins Speisehaus gekommen war: ‚Sie waren doch nicht krank?' — ‚Mein Stiefel war's, und da ich nur ein Paar besitze, hatte ich Hausarrest, war die Antwort."

Da Karl außerstande war, seiner Verpflichtung nachzukommen, so wurde Beethoven gegen die Schwägerin klagbar — eine Tatsache, deren Bekanntwerden wir allein Herrn Dr. Reinitz verdanken. Am 22. Oktober 1813 wurde ein gerichtlicher Vergleich geschlossen, in dem sie eine ratenweise Tilgung der Schuld unternahm. Da sie aber das Abkommen nicht einhalten konnte, so zedierte Beethoven die Schuld unter dem 10. Oktober 1813 an den Verleger Steiner, der sie einklagte und am 21. Oktober 1814 folgendes Urteil erhielt:

„In Folge Ersuchschreiben des hochlöbl. k. k. n. ö. Landrecht dto. 14ten Sept. 1814 ist auf Anlangen des Sigmund, Anton Steiner wider Frau Johanna v. Beethofen der zwischen Ludwig v. Beethofen, Componisten mit Frau Jeanette von Beethofen k. k. Cassiers-Ehegattin über eine von seinem Herrn Bruder Carl v. Beethofen eines empfangenen Darlehens wegen ausgestellten und von der Frau Gegnerin, als Bürg- und Zahlerin mitgefertigten Quittung über 1500 fl. unterm 22. X. 1813 bei gedachtem hochlöbl. Landrechte geschlossene Vergleich: daß Geklagte von den in ced. und angesprochenen 1500 fl. a dato dieses Vergleiches in 6 Monaten 1000 fl. und in weiteren 3 Monaten den Rest bei Verlust der Termine und Vermeidung der Exekution bezahlen wolle, — im Gewährbuch B. fol. 313 auf die Haus- und Garten-Hälfte der wohl Edl. Frau Johanna von Beethofen an der Hernalserlinie, vorgemerkt, und im Satzbuche Nr. 3 Fol. 397 eingetragen worden.

Wien 21. Oktober 1814."

Beethovens Vorgehen mag manchem rigoros erscheinen. Aber das Messer saß ihm selbst damals an der Kehle, er mußte den Mechaniker Mälzel, von dem wir noch hören werden, und den Freund Brentano um größere Darlehen angehen; und so sehr gewillt er war, den Bruder zu schonen, so wenig Nachsicht hatte er mit der dissoluten, verschwenderischen Frau, die zudem aus

begütertem Hause stammte. — Als Karl von Beethoven dann 1815 starb, setzte er in seinem Testament den Bruder zum Vormunde über das einzige Kind der Ehe ein: „Nachdem mein innigstgeliebter Bruder mich oft mit wahrhaft brüderlicher Liebe auf die großmütigste und edelste Weise unterstützt hat, so erwarte ich auch fernerhin mit aller Zuversicht und im vollen Vertrauen auf sein edles Herz, daß er die mir so oft bezeigte Liebe und Freundschaft auch bei meinem Sohn Karl haben und alles anwenden wird, was demselben nur immer zur geistigen Bildung meines Sohnes und zu seinem ferneren Fortkommen möglich ist. Ich weiß, er wird mir diese meine Bitte nicht abschlagen."

Und Beethoven schlug sie nicht ab; er beschloß, dem Kinde ein Vater zu sein — fortan teilte sich sein ganzes Denken und Sinnen nur noch zwischen seinem Schaffen und dem Knaben; ja in solchem Maße nahm ihn die Vormundschaftsangelegenheit und alles, was damit zusammenhing, in Anspruch, daß die nächsten Jahre 1816 und 1817 zu den künstlerisch unergiebigsten seines Lebens gehören.

Geistige Bildung und ferneres Fortkommen — es war nicht so schwer, des Bruders Vermächtnis nach diesen Richtungen hin zu erfüllen. Aber wichtiger als das dünkte ein anderes den Meister: der Knabe sollte ein besserer, höherstehender Mensch werden, als die haltlosen Eltern, deren Erbteil sich schon früh in seiner ganzen Veranlagung zu zeigen begann. Dazu schien ihm als erstes notwendig, daß er dem Einfluß der Mutter entzogen werde. Das hinwiederum war aber nur möglich, wenn ihr die Mitvormundschaft genommen wurde, was nur auf gerichtlichem Wege geschehen konnte. Fünf Jahre schleppte der Prozeß sich mit wechselndem Glück hin, bis endlich im Jahre 1820 das Appellationsgericht die auch vom Kaiser als letzter Instanz bestätigte Entscheidung fällte, daß die Mutter „gänzlich von der Vormundschaft auszuschließen sei". —

Eine Mutter ihres Kindes, ein Kind seiner Mutter zu berauben — es gibt kaum etwas, wogegen unser Empfinden sich heftiger wendet. Nur die höchste Gefühlsroheit oder — der selbstloseste Heroismus konnte sich zu Schritten entschließen, die, wenn wir sie einzeln und für sich betrachten, den Stempel der Grausamkeit tragen. Unter welchen seelischen Nöten Beethoven aber diese Schritte tat, das können wir aus den verzweifelten Aufschreien entnehmen, die uns aus dem Tagebuch jener Jahre entgegen tönen. Worte wie die folgenden sind nicht der Ausfluß der Härte und Rachsucht, wie man sie Beethoven zugeschrieben hat, sondern einer wahrhaft erschütternden Güte: „Gott, Gott, mein Hort, mein Fels, o mein Alles, du siehst mein Inneres und weißt, wie wehe es mir tut, jemanden leiden machen müssen bei meinem guten Werke für meinen teuren Karl. O höre stets Unausprechlicher, höre mich, deinen unglücklichen, unglücklichsten aller Sterblichen." Und wieder: „Du Allmächtiger siehst in mein Herz, weißt, daß ich mein eignes Bestes um meines teuren Karl willen zurückgesetzt habe, segne mein Werk, segne die

Witwe, warum kann ich nicht ganz meinem Herzen folgen und sie die Witwe fürder —" (hier bricht das Manuskript ab).

Als der Knabe der strengen Schule entläuft und zu der nachsichtigen Mutter flüchtet, schreibt Beethoven: „Karl hat gefehlt, aber Mutter — Mutter — selbst eine schlechte bleibt doch immer Mutter."

Fraglos, Beethoven hätte in der Wahl seiner Maßnahmen einsichtiger sein können. Wenn er die Mutter vor dem Knaben herabsetzte, wenn er sich freute, ihn schlecht über sie sprechen zu hören, so ist das nicht leicht zu entschuldigen. Und doch — wie viel mütterliches Gefühl konnte er einer Frau zutrauen, die so wenig weibliches zeigte, daß sie täglich von neuem das Andenken ihres toten Gatten schändete? Mußte er nicht jedes Symptom mit Freude begrüßen, das auf ein Nachlassen ihres Einflusses auf den Sohn hindeutete? Sollte der Gedanke ihn nicht mit Schauder erfüllen, daß das Kind — für das er alles zu opfern bereit war, selbst seinen Stolz! —, das er Sohn nannte, um das er Sorgen, Entbehrungen, Schmähungen ertrug, die Wege der Mutter wandeln könnte? Und was hat Beethoven nicht für „seinen teuren Karl" getan! Das kleine Vermögen, das er sich aus den Einnahmen und Geschenken des Jahres vom Wiener Kongresse, des äußerlich weitaus erfolgreichsten seines Lebens, und aus dem 1815 ausgezahlten, rückständigen Jahresgehalt erspart hatte, widmete er sofort der Bestimmung, die Zukunft des Knaben einigermaßen sicherzustellen. Nur nach langen Kämpfen willigte er später darein, zwei der Bankaktien, in denen das Geld angelegt war, zu verkaufen, und auch das nur, um aus dem Erlös — wir werden davon noch hören — Schulden, die er zum Teil für Karls Eltern auf sich genommen, abzutragen. Er hat sich selbst die notwendigsten Lebensbedürfnisse versagt, um dieses Vermögen, das er nicht mehr als sein Eigentum betrachtete, dem Knaben zu erhalten und ihm zugleich eine nach jeder Seite hin seines Namens würdige Erziehung zuteil werden zu lassen. — Was war denn Beethovens Einkommen in den Jahren von 1816 bis zu seinem Tode 1827? Es ist soviel Unhaltbares darüber gesagt worden, daß es wohl der Mühe verlohnt, der Frage einmal näherzutreten.

Das ihm von hohen Gönnern (s. unten) ausgesetzte Jahresgehalt betrug 1360 Gulden, etwa 2800 Mark; sein Schaffen hatte in dieser letzten Periode einen zu vertieften, transzendentalen Charakter bekommen, als daß es so leicht und rasch wie früher von der Hand gegangen wäre — nur in großen Werken konnte er sich noch aussprechen, und ihm „graute vor dem Anfang großer Werke": er verspricht in Jahresfrist eine Messe fertigzustellen, und fast 5 Jahre nimmt sie ihn in Anspruch; man verlangt von ihm eine Variation über ein gegebenes Thema, und er schreibt ihrer 33. Kolosse waren es, die entstanden — aber ihre Zahl war klein: Die Sonaten op. 101, 106, 109, 110, 111, die eben erwähnten 33 Variationen op. 120, die Ouvertüre op. 124, die Missa Solemnis, die IX. Symphonie und die fünf letzten Quartette —

dazu der „Liederkreis" und einige Hefte kleinerer Stücke und Lieder. Das ist inhaltlich gewiß eine ungeheure Schaffenssumme, aber es ergibt, wenn wir es auf 12 Jahre verteilen, kaum mehr als ein Werk für jedes Jahr. Und welches waren nun die Preise, die Beethoven erzielte? 1000 Gulden für die große Messe — Thalberg soll 2000 für jede seiner Opernfantasien erhalten haben! — 600 für die IX. Symphonie, zwischen 50—80 Dukaten (etwa 450 bis 720 Mark) für jedes Quartett usw. Rechnen wir als weitere Einnahmen den Verkauf der Schottischen Lieder an Schlesinger, die Subskriptionen auf die Manuskripteexemplare der Großen Messe (500 Dukaten, wovon die beträchtlichen Kopiaturkosten abgingen), verschiedene Summen aus England usw. hinzu, so kommen wir für den Gesamtbetrag seiner Einnahmen — ich betone ausdrücklich, daß ich bei einzelnen Werken den Preis nur nach den für andere erzielten schätzen konnte und meine Berechnung daher keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit erhebt — auf 16 bis 18, im Höchstfall 20000 Mark, so daß das durchschnittliche Jahreseinkommen daraus etwa 1600, das Gesamteinkommen (einschließlich des Jahresgehalts) nicht mehr als 4500 Mark betragen haben kann. Daraus mußten die ansehnlichen Prozeß- und bei Beethovens häufigen Krankheiten nicht minder ansehnlichen Doktorkosten, davon die Wohnungsmieten, davon die Pension für den Neffen, den er nicht anders als „in einem von den besten Instituten in Wien" untergebracht wissen wollte, bezahlt werden (der kleine Zuschuß, den die Mutter zugesagt hatte, ist kaum der Erwähnung wert) — — können wir uns wundern, wenn Beethoven da in steten Bedrängnissen war? Was kann ergreifender sein, als wenn wir in seinen Briefen an die Pensionsvorsteher die eingehendsten Anordnungen über die Ausstattung des Neffen finden — Strümpfe, Schuhe, Unterbeinkleider, Röcke werden zu verschiedenen Zeiten erwähnt, alles soll vom besten sein, und zugleich hören, wie Beethoven eines Tages in einer Wiener Vorstadt verhaftet wurde, „da er wie ein Bettler aussah"?

Man sieht, wie unzulänglich beispielsweise Wilhelm Bode in Weimar unterrichtet ist, der in seinem Buch „Die Tonkunst in Goethes Leben" von den „hinlänglichen Einnahmen Beethovens in dieser Zeit" spricht. Die Gelegenheit dazu gibt ihm der Versuch, Goethes unbegreifliches Verhalten unserm Meister gegenüber zu erklären und zu entschuldigen. Beethoven hatte sich nämlich, als er seine Große Messe verschiedenen Höfen zur Subskription anbot, an Goethe mit der Bitte gewandt, sein Gesuch beim Weimarischen Hof zu unterstützen. Er hatte ihn dabei an die Stunden, die er mit ihm in Teplitz verlebt, erinnert, hatte ihm von der Zueignung seiner „Meeresstille und Glückliche Fahrt" an „seine Exzellenz" Mitteilung gemacht und seiner oft bezeugten grenzenlosen Verehrung für ihn Ausdruck gegeben, hatte schließlich der großen Verpflichtungen, die er auf sich genommen, und seiner bedrängten Lage Erwähnung getan. Nicht eine Zeile hatte er als Antwort darauf erhalten und der Weimarische Hof sein Gesuch ebenfalls unberücksichtigt gelassen. Bode führt

als Entschuldigungsgrund für Goethe an, er sei einige Tage nach dem Empfang des Briefes (den 15. Februar 1823) schwer erkrankt — aber, wie wir aus Eckermanns Gesprächen ersehen, war er schon am 2. März „auffallend besser" und in der Stimmung, Besuche zu empfangen und eine Sammlung nachgemachter Edelsteine zu betrachten. Wenn Bode des weiteren behauptet, es hätten nur vier Höfe auf die Messe subskribiert und außer ihnen nur noch Fürst Radziwill und der Cäcilienverein in Frankfurt, so irrt er: nicht sechs, sondern zehn Exemplare wurden bestellt, und unter den Bestellern waren nicht vier, sondern sieben Höfe. Wenn Bode schließlich sagt: „Beethoven hatte ein kleines Vermögen und hinlängliche Einnahmen, seine Nöte hingen mit seinem Charakter und seiner Lebensunkunde so eng zusammen, daß ihn niemand davon befreien konnte", so glaube ich, die Antwort darauf bereits gegeben zu haben. In einem allerdings hat Bode recht: „Beethovens Nöte hingen in der Tat eng mit seinem Charakter zusammen", nur freilich in ganz anderem Sinne, als Bode meint — sie waren die Folge seiner selbstverleugnenden Charaktergröße!

Es benötigt danach kaum noch, auf die Angriffe einzugehen, die Beethoven um des Unterstützungsgesuches willen zu erdulden gehabt hat, das er von seinem letzten Krankenlager aus an die Philharmonische Gesellschaft in London richtete, und das diese mit der Übersendung von 100 Pfd. Sterling (2000 Mk.) beantwortete. Bekker nennt es „eine bewußte Entstellung des Sachverhaltes, die auch dadurch nicht entschuldbar werde, daß Beethoven sie aus Liebe zu dem Neffen aussprach". Dieses Gesuch (Kalischer, Beethovens Briefe) ist an Herrn Max Stumpf in London gerichtet und lautet:

Wien, 8. Februar 1827.

. . . Leider liege ich schon seit 3. Dezember an der Wassersucht darnieder. Sie können denken, in welche Lage mich dieses bringt. Ich lebe gewöhnlich nur von dem Ertrage meiner Geisteswerke, alles für mich, für meinen Karl davon zu schaffen. Leider seit $2^1/_2$ Monaten war ich nicht imstande, eine Note zu schreiben. Mein Gehalt beträgt soviel, daß ich davon den Wohnungszins (bei Thayer heißt es „den halbjährigen Wohnungszins") bestreiten kann, dann bleiben noch einige hundert Gulden übrig. Bedenken Sie, daß sich das Ende meiner Krankheit noch gar nicht bestimmen läßt und es endlich nicht möglich sein wird, gleich mit vollen Segeln auf dem Pegasus durch die Lüfte zu segeln. Arzt, Chirurgus, Apotheker, alles wird bezahlt werden müssen. — Ich erinnere mich recht wohl, daß die Philharmonische Gesellschaft vor mehreren Jahren ein Konzert zu meinem Besten geben wollte. Es wäre für mich ein Glück, wenn sie jetzt diesen Vorsatz von neuem fassen wollte, ich würde vielleicht aus aller mir bevorstehenden Verlegenheit doch gerettet werden können. Ich schreibe deswegen an Sir G. Smart, und können Sie, werter Freund, etwas zu diesem Zwecke beitragen, so bitte ich Sie, sich mit ihm zu vereinigen."

In dem 14 Tage darauf an Smart abgegangenen Brief heißt es seltsamerweise: „Mein Gehalt ist so unbedeutend, daß ich kaum den halbjährigen Wohnungszins davon bestreiten kann", und darauf bezieht sich wohl Bekkers „bewußte Entstellung des Sachverhalts". Zunächst wollen wir nicht vergessen, daß Beethoven außer der Wiener stets eine und bisweilen zugleich zwei Sommerwohnungen zu bezahlen hatte. Nun aber sagt Schindler in seiner Beethoven-Biographie (II 138) ausdrücklich: „Nachdem mir der Meister seine Wünsche angegeben, faßte ich die Zuschriften an die Herren ab, die er dann eigenhändig unterzeichnet hat." Also Schindler war der Verfasser der beiden Briefe, er war mit der Höhe des Gehaltes bekannt, war Beethoven mehr als einmal beim Mieten seiner Wohnungen behilflich gewesen, mußte also das Verhältnis zwischen den Miets- und Gehaltsbeträgen kennen. Wenn er nun in zwei Gesuchen, die demselben Zwecke dienen sollten und von denen zu erwarten war, daß sie beide dem Vorstand der Gesellschaft vorgelegt werden würden, so widersprechende Angaben machte, sind wir nicht berechtigt, anzunehmen, daß hier ein Versehen obwaltet, an dem Schindler mehr Schuld beizumessen ist, als Beethoven? In welcher Verfassung sich der Meister damals befand, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß er in diesem Monat (2. und 28. Febr.) zwei Operationen durchzumachen hatte. Schindler erwähnt überdies im Zusammenhang mit einem ganz verworrenen, unverständlichen Brief, den er „im Monat Februar" von Beethoven erhielt, daß derselbe „in diesen Tagen nicht mehr zusammenhängend denken konnte". Im übrigen enthalten die Gesuche nichts weiter als die Bitte, ein Anerbieten, das man ihm früher freiwillig gemacht, jetzt zur Ausführung zu bringen — höchstens könnte man Anstoß daran nehmen, daß er die Bankaktien unerwähnt ließ. Aber wir wissen bereits, welche Bewandtnis es damit hatte, und ich zitiere zum Überfluß noch Schindler, welcher erzählt, er und Bräuning hätten Beethoven an die Papiere erinnert, die „noch geraume Zeit jede fremde Hilfe unnötig machten". „Allein da mußten wir vernehmen, daß er dieselben nicht mehr als sein Eigentum, sondern als das seinem Neffen einst zu hinterlassende Erbgut ansehe. Dagegen durfte kein Einwand laut werden."

Wie hieß es doch in des Bruders Testament? Er erwarte, daß der Bruder alles anwenden werde, was zur geistigen Bildung und zum ferneren Fortkommen seines Sohnes möglich sei. Beethoven hat dieses Vermächtnis getreulich erfüllt.

Ich kann es mir, bevor ich diesen Abschnitt schließe, nicht versagen, zur Kennzeichnung der Versöhnlichkeit und Herzensgüte Beethovens, einen Brief von ihm an Johanna van Beethoven vom 8. Januar 1824 mitzuteilen. Er lautet:

„Häufige Beschäftigungen machten sogar, daß Karl und ich Ihnen nicht am Neujahrstag unsere Glückwünsche bezeugen konnten, ich weiß aber, daß Sie ohne dieses von mir sowohl als Karl nichts anderes als die reinsten

Glückwünsche für ihr Wohl erwarten. — Was Ihre Noth betrifft, so würde ich Ihnen gerne mit einer Summe überhaupt ausgeholfen haben, leider habe ich aber zu viele Ausgaben, Schulden und nur manches Geld zu erwarten, um Ihnen augenblicklich meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu helfen, auf der Stelle beweisen zu können. — Indessen versichere ich Sie hiermit schriftlich, daß Sie die Hälfte Karls von Ihrer Pension (d. h. den ihm zustehenden Teil) nun auch fortdauernd beziehen können ... sollte ich später vermögend seyn, Ihnen eine Summe überhaupt zur Verbesserung Ihrer Umstände aus meiner Kasse zu geben im Stande seyn, so wird es gewiß geschehen, — die 280 Gulden, welche Sie Steiner schuldig sind, habe ich ebenfalls schon lange zu zahlen übernommen, welches man Ihnen wohl gesagt haben wird. Sie haben auch keine Interessen mehr geraume Zeit bezahlen müssen." —

Wir wenden uns nun zu der mit dem ersten Prozeß gegen die Schwägerin in engstem Zusammenhang stehenden Steinerschen Angelegenheit.

An demselben Tage, an welchem Steiner das Urteil gegen Johanna van Beethoven erhielt, kam es zwischen Beethoven und ihm zu folgender Vereinbarung, die ebenfalls durch Herrn Dr. Reinitz ans Licht gebracht worden ist:

„Bezug auf dieses hochlöbl. Landesrechtl. Ersuchsschreiben vom 14. Sept. 1814 ist die unter dem 10. Dezember 1813 an Herrn Sigmund Anton Steiner, unter Dafürhaltung des Cedenten (nämlich Ludwig v. Beethoven), jedoch ohne eine inter. Vergütung und unter der Bedingung, daß falls der Schuldner (nämlich Carl v. Beethoven) oder dessen Bürgin (Johanna v. Beethoven) am Schluß des 9ten Monats mit der Zahlung nicht zuhielten, und Cedent die Zahlung leisten müßte, ihm ein fernerer unentgeltlicher Termin von weiteren 3 Monaten zugestanden würde, — und um ferner gedachten Cessionär (nämlich Sigmund Anton Steiner) für die hierbei erwiesene Gefälligkeit zu entschädigen, da er für gedachte übernommene Schuldforderung vollkommen und ohne Abzug befriedigt hat mit der Verbindlichkeit, demselben seine ganz neue noch nirgend im Stich erschienene Claviersonate mit oder ohne Begleitung eines anderen Instrumentes, in Eigentum mit Ausnahme des Gebrauches für England, zu seinem ihm binnen 3 Monaten a dato freistehenden Gebrauch unentgeltlich zu übergeben und außer diesem noch ihm zur Herausgabe 2er oder 3er vom Cedenten komponierten ganz neuen, noch nirgends in Stich erschienenen Clavier-Sonate mit oder ohne Begleitung also die Vorhand zu lassen, demnach er für Bezahlung eines gleichmäßigen Honorars vor anderen Verlegern den Voraus haben soll — ausgestellte Cession grundbürgerlich fürgemeldet worden.

Wien 21. Oktober 1814.

Beethoven hat dieses Übereinkommen aufs gewissenhafteste erfüllt; denn Steiner erhielt von ihm unentgeltlich die Sonate in E-Moll op. 90, außerdem zwei andere, nämlich die Klaviersonate op. 101 und die Violonsonate op. 96, dazu das große B-Dur-Trio op. 97. Nicht genug damit, überließ er ihm auch noch die VII. und VIII. Symphonie, die Schlachtsymphonie, das F-Moll-Quartett op. 96, den „Liederkreis" und anderes mehr. Wenn wir bedenken, daß die genannten Werke zu den bedeutendsten des Meisters gehören und zum Teil sich zur Zeit ihrer Veröffentlichung bereits großer Popularität erfreuten,

daß Beethoven ferner um dieser Schuld wegen seine lange Verbindung mit dem alten Verlagshause Breitkopf & Härtel in Leipzig abbrach („Umstände wie Geldaufnahmen zwingen mich, mit einem Verleger von hier einige Verbindung einzugehen," schreibt er am 10. März 1815 ganz offen an sie), und daß durch das Gewicht seines Namens die junge Steinersche Firma eine Bedeutung erhielt, die sie sonst nie bekommen hätte, so sollte man meinen, Steiner sei reichlich für den Dienst, den er Beethoven erwiesen, belohnt worden. Aber nicht nur verlangte er, da die Schwägerin ihre Verpflichtung nicht zu erfüllen vermochte, sein Geld in rücksichtslosester Weise von Beethoven zurück, sondern eine Verzinsung von 5 v. H. außerdem. Die Summe war mittlerweile auf 2420 Gulden angewachsen, von denen, wie Beethoven ausdrücklich auf der am 29. Dezember 1820 eingegangenen Steinerschen Rechnung vermerkt, 300 Gulden Schulden sind, die er „für die Frau van Beethoven übernommen" (s. oben), so daß, da ja auch die 1300 Gulden auf das Konto des Bruders zu rechnen sind, auf sein eigenes eigentlich nur 820 Gulden kamen. Beethoven sträubte sich, wie es uns bedünkt, mit Recht gegen die Verzinsung, von der in der ursprünglichen Abmachung keine Rede gewesen war. Er hätte gegen eine solche fraglos das Geld auch aus anderen Quellen erhalten und sich dann nicht an Steiner binden brauchen. Immerhin kam es zu einer Einigung, und Steiner scheint Beethoven später wieder in einer augenblicklichen Verlegenheit beigesprungen zu sein; jedenfalls hatte er 1823 wieder 800 Gulden von ihm zu fordern. Als Beethoven diese nicht gleich zurückzahlen konnte, entblödete sich Steiner nicht, mit einer Klage zu drohen, und der Meister mußte sich dazu verstehen, eine der Bankaktien (s. oben) zu verkaufen, um den Gläubiger zu befriedigen — „ich möchte nicht gerne um nichts und wider nichts bei Gericht verklagt werden," schrieb er an Schindler. Man sieht auch daraus wieder, wie prekär seine Lage damals war, und von welchen Ärgernissen und Sorgen er von allen Seiten bedrängt wurde.

Übrigens ist durch Herrn Dr. Reinitz' Bemühungen nun auch die Frage gelöst, wann und wie das Haus Nr. 121 in der Alservorstadt „zunächst der Hernalserlinie", jetzt Kinderspitalgasse Nr. 2, an das Karl Beethovensche Ehepaar kam. Dasselbe war von ihnen, wie dem Gewährbuche des Domkapitels für Hernals zu entnehmen, am 26. September 1813 von Crescentia Thomis für 11 675 Gulden käuflich erworben worden, offenbar ohne jedwede Barmittel, da sie es mit den eingetragenen Lasten von 10 000 Gulden übernahmen. „Das Haus war damals dem Domkapitel dienstbar mit einem Schilling zu rechten Grunddienst und nicht mehr." Herr Dr. Reinitz fährt fort: „Im Besitze der Beethovenschen Eheleute wurde das Haus stark verschuldet, namentlich der Anteil der Johanna van Beethoven. Denn während bei Ableben des Karl van Beethoven dessen Haushälfte mit 8425 Gulden belastet war, betrugen die Hypothekenschulden der Frau, die das Haus jure crediti von der Verlassenschaft übernommen hatte, also samt den oben angeführten 8425 Gulden Lasten, zusammen

bereits 27537 Gulden." Beethoven selbst schreibt Ende 1817: „Schulden von ihr und meinem Bruder auf dem Hause Summa 16852 fl. 20 kr." Und weiter: „Das Haus der Mutter wurde um 16400 Gulden geschätzt" — es war also schon beim Ableben Karls um 452 Gulden über seinen Wert verschuldet. —

Einer der am häufigsten und mit augenscheinlichster Berechtigung erhobenen Vorwürfe gegen Beethoven ist der, daß er bisweilen dasselbe Werk mehreren Verlegern zugleich angeboten habe. Das auffallendste Beispiel dafür ist die Missa Solemnis, die er nacheinander den Verlegern Simrock, Steiner, Peters, Schlesinger, Artaria und Probst zusagte und schließlich an Schott verkaufte. Aber wie sehr der Schein auch gegen ihn spricht, auch hier kann von einer Unehrenhaftigkeit nicht im entferntesten die Rede sein, denn das ausschlaggebende Moment einer solchen, der unberechtigte oder besondere Vorteil, den er sich durch sein Vorgehen zu verschaffen wünschte, ist nicht vorhanden.

Was bei diesen Unterhandlungen zunächst auffällt, ist, daß Beethoven sie schon 1820 einleitet, also zu einer Zeit, wo die Beendigung der Messe noch weit im Felde war. Aber wer unseres Meisters Schaffensweise kennt, kann sich darüber kaum wundern. Für die Installation seines Schülers und Freundes des Erzherzogs Rudolphs als Erzbischof zu Olmütz am 9. März 1820 war sie in Angriff genommen worden, und erst am 19. März 1823, also drei Jahre später, konnte er das fertige Werk dem Erzbischof überreichen. Zweifellos war er mit der festen Absicht an die Arbeit gegangen, sie bis zu der Einweihungsfeier zu beendigen. Aber Wollen und Können waren zweierlei bei Beethoven, denn was immer seine Vornahme, stärker als sie war allezeit der innere Zwang, dem er gehorchen mußte, ganz gleich, was sein ursprünglicher Plan gewesen sein mochte. Das Werk nahm, ohne daß er es wollte, noch nie dagewesene Dimensionen an. Mit Recht mochte er, als nur wenige Nummern noch zu schreiben waren, es als „so gut wie fertig" bezeichnen, aber auch diese Nummern wuchsen dann unter seinen Fingern ins Ungeheure, und so ging Jahr auf Jahr hin, ehe er zum Abschluß gelangte. Und dann begann noch jenes lange, sorgfältige Feilen, in dem er sich nicht genug tun konnte — statt eines hatte ihn das Ganze schließlich über vier Jahre in Anspruch genommen.

Die ersten Verhandlungen werden mit Simrock in Bonn gepflogen; den Vermittler spielt wie auch sonst der alte Freund Brentano in Frankfurt a. M., an den die Manuskripte und Zahlungen gehen. Beethoven verlangt 125 Louisdor, Simrock bietet 100, womit Beethoven sich einverstanden erklärt. Dann aber teilt Simrock Brentano mit, es seien Friedrichsdor, die er unter Louisdor gemeint habe, wodurch der Preis sich abermals verringert. Beethoven geht zwar auch darauf ein, spricht aber in einem weiteren Brief an Brentano (12. November 1821) die Hoffnung aus, daß Simrock doch die Louisdor zu einem höheren Werte annehmen möchte. Unterdessen werden ihm andere Angebote gemacht, und er schreibt (20. Dezember 1821) abermals an Brentano,

„man könnte die Sache doch Simrock vorstellen, der doch nicht verlangen würde, daß er viel verliere". Endlich am 13. September 1822 setzt er das Honorar auf 1000 Gulden fest, eine Summe, die ihm schon von verschiedenen anderen Seiten geboten worden war; „ich hoffe," so heißt es in dem Brief, „mein lieber Simrock, den ich ohnehin für den reichsten von allen Verlegern halte, wird seinen alten Freund nicht um ein paar hundert Gulden willen weiter ziehen lassen." Simrock aber war Kaufmann; er war an und für sich schon nicht mit Unrecht verärgert, weil er nun schon mehr als zwei Jahre auf die Messe gewartet hatte; Beethoven hatte sich mit ihm auf einen bestimmten Preis geeinigt, und er konnte sich nicht entschließen, davon abzugehen. Ohne Frage war er in seinem Rechte, und Beethoven hat nicht so loyal gehandelt, wie wir es wünschen möchten. Als Entschuldigung mag aber dienen, daß zwischen dem Beginn und dem Ende der Unterhandlungen die Messe eine Gestalt angenommen hatte, von der er zuerst selbst nichts geahnt hatte; er konnte sie mit Recht als „sein größtes Werk" bezeichnen, und er sah nicht ein, weshalb das Werk ein so anderes werden durfte, der Preis aber derselbe bleiben solle.

650 Reichstaler war der Preis, den Schlesinger in Berlin ihm bot. Aber die Verhandlungen wurden plötzlich abgebrochen: Schlesinger habe ihm einen jüdischen Streich gespielt, er erhalte auf keinen Fall etwas mehr von ihm, schreibt er am 26. Juli (oder Juni!) 1822 an Peters in Leipzig. Er mußte aber wohl nicht gar so schlimm gewesen sein, dieser Streich, denn schon im nächsten Jahre erschienen die Bagatellen bei dem jüngeren Schlesinger in Paris und später die Streichquartette op. 132 und 135 bei dem älteren in Berlin.

Peters bietet er das Werk am 5. Juni 1822 für 1000 Gulden an, worauf dieser eingeht. Am 23. März 1823 schreibt er ihm dann: „Was die Messe anbelangt . . . naht der Zeitpunkt heran, wo Sie die eine oder die andere erhalten; es haben sich außer Ihnen noch zwei Männer gefunden, welche ebenfalls auch jeder eine Messe wünschen, indem ich wenigstens drei gesonnen bin zu schreiben; die erste ist ganz vollendet, die zweite noch nicht, die dritte noch gar nicht angefangen." Die zweite Messe, die aus Cis-Moll gehen sollte und von der einige Skizzen tatsächlich vorhanden sind, hatte Beethoven auf Anregung seines Freundes, des Grafen Lichnowsky, zu schreiben unternommen, um sich damit dem Kaiser für die 1822 durch den Tod Anton Taybers freigewordene Stelle eines kaiserlichen Hofkomponisteurs zu empfehlen. — Inzwischen schickt er Peters am 15. Februar 1823 seinen Wünschen gemäß drei Gesänge, sechs Bagatellen und vier Märsche, die er aber sämtlich zurückerhält; überhaupt (wir kommen darauf noch in anderem Zusammenhang zurück) scheint Peters, besonders seit Beethoven einen Vorschuß von ihm empfangen, nicht den richtigen Ton in seinen Unterhandlungen mit ihm getroffen zu haben; am 7. Juli 1823 schreibt Beethoven ihm: „Verschonen Sie mich mit Ihren ferneren Briefen, da Sie nie wissen, was Sie wollen."

Nach dem allen ist nicht zu verwundern, daß er einem Antrag des Hauses

Artaria näher zu treten geneigt war; aber obwohl es ihm, wie man sieht, an Anerbietungen nicht mangelt, verlangt er auch von Artaria nur 1000 Gulden. Daß es zu einer bestimmten Abmachung gekommen sei, ist aber nicht bekannt.

Auch der Bruder Johann, der Beethoven in seinen Nöten beigesprungen war, machte ihm den Vorschlag, die Messe ihm (zum Weiterverkauf) zu überlassen, um sich aus dem Erlös schadlos zu halten. Beethoven antwortet ihm im August 1822, daß er die Messe Simrock für 1000 Gulden angeboten habe, daß er aber ebenso bereit sei, sie dem Bruder zu geben, „nur wolle er nicht, daß er (der Bruder) dabei irgendeinen Schaden leide".

Auch hier ist nur von 1000 Gulden die Rede. Wir übergehen Unterhandlungen mit Diabelli und kommen zum 10. März 1824, an welchem Tage er die Messe zugleich Schott in Mainz und Probst in Leipzig anbietet — aber auch hierin ist kaum etwas Anstößiges zu finden, denn auch hier ist der geforderte Preis beide Male derselbe, 1000 Gulden, und es lag Beethoven augenscheinlich nur daran, die Veröffentlichung zu beschleunigen, indem er bei der langen Zeit, die ein Briefwechsel zwischen Wien und Mainz und Wien und Leipzig damals erforderte, nicht erst den Ausgang der Korrespondenz mit der einen Firma abwarten wollte, bevor er an die andere herantrat. Bekanntlich haben Schotts dann das Werk erworben und im Jahre 1827 veröffentlicht.

Überblicken wir jetzt noch einmal die ganze Angelegenheit, so müssen wir zunächst Simrock ausscheiden, weil sich ihm gegenüber Beethoven, wenn auch sehr widerwillig, auf einen bestimmten Preis festgelegt hatte; freilich ist aber auch zu bedenken, daß das geschehen war, bevor er wußte, wie das Werk sich gestalten werde, und daß der Preis schließlich außer allem Verhältnis zu seiner Größe stand und noch unzulänglicher erscheint, wenn wir uns erinnern, daß der Meister sich mit geringen Unterbrechungen über vier Jahre lang dem Werk gewidmet hat. Davon abgesehen ist es mir unbegreiflich, wie man Beethoven den Vorwurf, einen Verleger gegen den anderen ausgespielt zu haben, machen konnte. Das Überraschende ist gerade, daß er, während ein halbes Dutzend Verleger sich um die Messe bewarben, nicht den Versuch machte (der nach dem alten Grundsatz, daß der Preis stets von der Nachfrage abhänge, wohl berechtigt und in Beethovens Verhältnissen ganz verständlich gewesen wäre), einen höheren Preis zu erzielen. — Das Schlimmste, was man Beethoven nach allem vorwerfen könnte, wäre, daß er ohne Überlegung, unkaufmännisch handelte — und ist das einem Künstler gegenüber überhaupt ein Vorwurf? Aber er hat nichts getan, was gegen den Grundsatz verstieße, dem er in einem der oben erwähnten Briefe an Peters (26. Juli 1822) Ausdruck gab: „Meine Ehre ist mir nächst Gott das Höchste."

Und wie steht es nun mit dem weiteren Vorwurf, Beethoven habe häufig von Verlegern Vorschüsse angenommen und dann die versprochenen Werke nicht geliefert? Tatsächlich verhielt es sich so, daß die Verleger ihm, um ihn zu binden, von selbst Vorschüsse aufdrängten. So schreibt er beispiels-

weise an Peters (7. Juli 1823): „Kein Wort über ihr Benehmen gegen mich; nur das einzige muß ich rügen, aus ihren Briefen erhellet, daß sie mir es aufgedrungen haben, da ich es gar nicht verlangt, indem sie sagten, daß sie denen Komponisten immer Geldvorschüsse machen." Der Vorschuß, um den es sich hier handelt, betrug 360 Gulden. Beethoven hatte Peters dafür verschiedentlich Kompositionen angeboten, und es war dessen eigene Schuld, wenn er keine in Verlag genommen hatte. Es scheint, als ob er trotz der Versicherung seiner unbegrenzten Verehrung in seinen ersten Briefen sich der Stellung des Meisters und der Auszeichnung, die es für ihn sein mußte, Werke von ihm zum Verlag zu erhalten, nicht bewußt war. Darauf lassen Auslassungen in den Briefen Beethovens an ihn — wir haben eine solche schon früher angeführt — aufs deutlichste schließen. So schreibt er ihm am 12. Dezember 1824: „Sie haben Sich und mir unrecht getan, und letzteres tun Sie noch, soviel ich höre, indem Sie die schlechten Werke, die ich Ihnen geschickt haben soll, rügen. Haben Sie nicht selbst Lieder, Märsche, Bagatellen verlangt? Hernach fiel es Ihnen ein, daß das Honorar zu viel gewesen sei und man dafür ein großes Werk haben könnte. Daß Sie als Kunstrichter sich hierin nicht bewiesen haben, bezeugt, daß mehrere von diesen Werken heraus sind und herauskommen werden und mir überhaupt nie etwas solches begegnet ist." — Später scheint Peters Beethoven zugemutet zu haben, ihm seine Manuskripte erst zur Beurteilung zu schicken, bevor er sich über den Ankauf entscheide, ein Verlangen, das dem Manne gegenüber, der ohne Widerspruch als der größte aller Komponisten seiner Zeit anerkannt war, unerhört erscheint. Beethoven antwortet ihm denn auch am 25. November 1825: „Sobald Sie mir schreiben, werde ich Sie baldmöglichst in Besitz eines neuen Quartetts setzen; wollen Sie aber lieber Ihr Geld, so können Sie es unverzüglich haben, denn es liegt längst bereit; zum Durchsehen schicke ich übrigens nichts." Man bekommt aus den ganzen, jahrelang geführten Verhandlungen den Eindruck, daß Beethoven recht hatte, als er an Peters in dem obenerwähnten Brief vom 7. Juli 1823 schrieb: „Verschonen Sie mich mit Ihren ferneren Briefen, da Sie nie wissen, was Sie wollen." — In der Tat hat Peters kein Werk des Meisters erworben, und der Vorschuß wurde am 30. November 1825 in bar zurückgezahlt.

Über die Geschichte des Steinerschen Vorschusses haben wir bereits gesprochen.

Aus einem Brief des Meisters an das Verlagshaus Artaria & Co. vom 17. Dezember 1821 ersehen wir, daß er von demselben einen Vorschuß von 750 Gulden erhalten hatte; zugleich bittet er — „indem ich in Gefahr bin, eine von meinen Bankaktien zu verlieren" — um weitere 150 Gulden und fügt hinzu, daß er sich dafür verpflichte, ihnen ein „von ihm gesetztes Tonstück, aus ein, zwei oder mehreren Sätzen bestehend, als Eigentum zu überlassen, ohne auf irgendein Honorar dafür Anspruch zu machen." Thayer (IV, 212) setzt hinzu, es sei nicht bekannt geworden, daß Beethoven irgendein Werk dieser

Art gegeben hätte, hat dabei aber übersehen, daß Artaria das große, sechssätzige B-Dur-Quartett op. 130 erhielt, was er dann im V. Bande (S. 229) ausdrücklich erwähnt. Nach Beethovens Tode machten, wie Dr. Reinitz nachweist, Artaria & Co. nur eine Schuldforderung von 150 Gulden geltend, die ihnen auch bewilligt wurden. Daraus geht hervor, daß sie in betreff der 750 Gulden schon vorher voll befriedigt waren.

Auch von der Gesellschaft der Musikfreunde erhielt Beethoven unaufgefordert einen Vorschuß von 400 Gulden auf ein Oratorium, das er für sie schreiben sollte. Das war im August 1819, und im Januar 1824 wartet die Gesellschaft noch immer auf die Erfüllung des Vertrages und schreibt diesbezüglich an Beethoven. Das sieht einem Vertrauensbruch aufs Haar ähnlich — aber was sind die Tatsachen? Der Redakteur der Wiener Zeitung und Freund Beethovens, Bernard, hatte es unternommen, ein Gedicht „Der Sieg des Kreuzes" zu liefern. Beethoven schreibt an seinen Freund Hauschka, der die Verhandlungen mit ihm für den Verein führte: „Herr von Bernard wäre mir ganz recht, bezahlt ihn aber auch." Im April 1820 aber lesen wir im Konversationsbuch von Bernards Hand: „Diesen Monat muß ich das Oratorium vollends beendigen" und im August 1820 von fremder Hand: „Dem sanctus Bernardus habe ich ans Herz gelegt, daß es jetzt Zeit wäre, fertig zu werden, daß der Hauschka selbst aufs Ende dränge . . . Wie ich dem Bernard erzählte, der Hauschka hätte Sie angegangen wegen des Oratoriums, ist er verlegen gewesen, mir scheint, er redet sich auf Sie aus — er will seine poetische Impotenz nicht zeigen." Und in seiner Antwort auf die erwähnte Mahnung des Vereins vom Januar 1824 erklärt Beethoven, „er habe nach langem Warten nur einen Teil des Textes erhalten, den er aber wieder zurückgeben mußte, weil Bernard noch daran ändern wollte." Als endlich das Ganze in seinen Händen war, erkannte er, „daß, obschon der Stoff sehr gut erfunden und die Dichtung ihren Wert habe, es so, wie es sei, einmal nicht bleiben könne." Aber auch die großen Striche, die Bernard auf Beethovens Wunsch machte, und die einschneidendsten sonstigen Änderungen konnten das weitschweifige, poesie- und kraftlose Gedicht nicht brauchbarer machen — „wie soll ich mich dafür begeistern?" hat Beethoven, wie Holz berichtet, darüber gesagt. Er hatte eben die große Messe beendet, hatte sein ganzes tiefes religiöses Empfinden in diesen gottbegeisterten Tönen ausströmen lassen. Es hätte eines gewaltigen Stoffes bedurft, um ihn noch einmal zu einem Aufstieg in jene erdenfernen Höhen zu inspirieren. Der Bernardsche Text aber mit seinen öden Allegorien blickte ihn aus fremden, kalten Augen an und vermochte nicht, Stimmungen in ihm aufkommen zu lassen oder gar wachzurufen, wie sie ihn in diesen Jahren der Messe, der letzten Sonaten erfüllt hatten. Er hätte sich selbst untreu, hätte zum Verräter an seinem Genius, an seiner Kunst werden müssen, hätte er sich zu der Komposition gezwungen. Wenn wir daran denken, daß er statt dessen an die IX. Symphonie ging, diesen höchsten Ausdruck

seiner weltumfassenden Liebe, diesen Inbegriff all seines Sinnens und Fühlens, so begreifen wir doppelt, wie unmöglich ihm gerade damals die Arbeit an dem Bernardschen Oratorium hätte sein müssen. Die Tatsache, daß ihm die Gesellschaft 200 Dukaten für das ausschließliche Aufführungsrecht für ein Jahr, Steiner 300 Dukaten für das Verlagsrecht geboten hatte, daß Beethoven seine damals ganz besonders mißlichen Vermögensverhältnisse mit diesen 500 Dukaten hätte mit einem Schlage aufbessern können und doch nicht das Oratorium, sondern die IX. Symphonie — für welche er nur wenig mehr als ein Viertel dieser Summe erhielt — schrieb, spricht für sich selbst. Die Gesellschaft hat übrigens bewiesen, daß sie Beethoven voll nachzuempfinden wußte: sie hat ihn nicht nur nie an die erhaltenen 400 Gulden erinnert, sondern ihn sogar zu ihrem Ehrenmitglied ernannt!

Und sollten wir es wirklich Beethoven nicht zugute halten können, daß er das Geld nicht freiwillig zurückzahlte? Ich glaube nicht, daß ihm je Gedanken gekommen sind, wie sie Richard Wagner so oft unverhohlen ausgesprochen hat: daß er nämlich in allem, was die Welt für ihn tue, nur eine Abschlagszahlung auf das sehe, was sie ihm für alles das, was er ihr in seinen Werken gegeben, schulde! Aber die Gesellschaft war reich, Beethoven das gerade Gegenteil; seine ganze Sorge galt der kostspieligen Erziehung seines Neffen und der Sicherstellung seiner Zukunft — und vor allem, er war erst 55 Jahre alt, er durfte hoffen, noch manches Werk zu schaffen, warum hätte darunter nicht auch eines für die Gesellschaft sein können? Noch gegen Ende 1825 ist in den Konversationsbüchern von dem Bernardschen Oratorium die Rede; das Buch wird von Kanne überarbeitet, aber ohne es dadurch Beethoven sympathischer zu machen. 1826 werden mit Kuffner ernste Unterhandlungen wegen eines Oratoriums „Saul" gepflogen, auch der Plan eines Requiems taucht auf. Das Schicksal wollte es anders. Die kurze Spanne, die ihm nach Beendigung der IX. Symphonie noch beschieden war, sollte der durch Krankheit vielfach unterbrochenen Arbeit an den letzten Quartetten gehören —, aber wir haben ein Recht zu glauben, daß, hätte er länger gelebt, er sein Versprechen doch noch eingelöst hätte.

Schließlich möchte ich noch erwähnen, daß Beethoven auch die Summe, die ihm in dem Leidensjahre 1813 von Brentano in Frankfurt geliehen worden war, zurückzahlte, obwohl, wie Schindler (II 46) ausdrücklich erzählt, „diese vortrefflichen Menschen den Meister niemals an seine Verpflichtungen erinnerten." Es handelte sich um 2300 Gulden, und Beethoven mußte sich auch hier dazu entschließen, eine der Bankaktien zu verkaufen. Damit erledigt sich auch der Verdacht, als habe Beethoven Simrock die Messe deshalb nicht gegeben, weil ausgemacht war, daß das Honorar an Brentano gesandt und auf die 2300 Gulden verrechnet werden sollte, denn die Rückzahlung der Schuld erfolgte noch vor dem Verkauf der Messe an Schott.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Lebenstag eines Menschenfreundes.

Roman

von

Wilhelm Schäfer.

(Fortsetzung.)

52.

Heinrich Pestalozzi merkt lange den Zwiespalt nicht, an dem sein Glück scheitern muß. So überzeugend seine Zahlen auf dem Papier stehen, daß die Anstalt sich aus sich selber zu halten vermöge: die Rechnung ist für ihn selber doch nur das Schlupfloch gewesen, sich aus dem Zwang seiner wirtschaftlichen Bedrängnisse in die Dinge seiner Sehnsucht zu retten. Als die Armenkinder aber da sind, kommt es zwingender als früher darauf an, die vergrößerte Haushaltung wirtschaftlich zu halten; denn die Zuschüsse der Menschenfreunde, so tapfer sie auf seine Bitte eingehen, decken nicht einmal die erste Einrichtung. Um das Exempel aus dem Papier in die Praxis zu bringen, bedarf es anderer Finanzkünste, als sie Heinrich Pestalozzi geläufig sind; seine Geschäftsführung kommt schließlich doch wieder auf die alte Torheit hinaus, die kleinen Löcher aus einem großen Loch zu flicken, und wenn das zu bedenklich wird, mit einem phantastischen Lappen die Blöße zu decken. An Einfällen hierzu fehlt es ihm nicht; nach Jahresfrist ist aus seiner Anstalt schon eine wirkliche Fabrik geworden, indem er die Baumwolle nicht nur spinnen und weben, sondern auch die gewebten Stoffe färben und bedrucken läßt, und eines Tages erleben die Zurzacher den Spaß, daß der Armennarr vom Neuhof — wie er nun schon im ganzen Aargau heißt — selber seinen Stand auf ihrer Messe aufgeschlagen hat, gefärbte und bedruckte Baumwollentücher zu verkaufen.

Irgend ein Spaßvogel bringt die Absprache auf, daß er sich eine reichliche Bestellung abmessen läßt; wie aber Heinrich Pestalozzi glücklich seine Elle geschwungen hat und schwitzend hinter dem Berg seiner entrollten Ware steht, entdeckt der angebliche Käufer soviel Fehler, daß er ihm scheltend alles hinwirft und unter dem Gelächter der andern verschwindet. Erst als ihm das zum drittenmal begegnet, merkt er, daß es die Rache der Händler für

seine unerbetene Konkurrenz ist. Er läßt sich von seinem Zorn hinreißen, mit seiner Elle dem Mann nachzuspringen, wobei der halbe Markt mit Hetzgeschrei hinter ihm herläuft, sodaß er doch der Gefoppte bleibt. Als er am dritten Tag entmutigt abfährt, hängt hinten an seinem Wagen — ohne daß er es merkt — ein freches Schild: Hier wird um Gotteswillen schlechte Ware für gute verkauft!

Der Spott trifft ihn tief, weil seine Ware wirklich nicht gut ist und es auch gar nicht sein kann. Die Kinder, zum Teil mit Zwang in seine Arbeit gebracht, sind viel zu sehr ans Bettelgeläuf gewöhnt, um die strenge Arbeitszucht zu ertragen; wenn sie über den ersten Hunger hinaus sind und in sauberen Kleidern stecken, jammern sie nach ihrem ungebundenen Elend; und die Verwandten hetzen, es sei ein Strafarbeitshaus. Immer wieder geht einer in der Sonntagnacht mit den guten Kleidern davon, und ihn wiederzuholen ist schwierig, weil die Bauern — denen er die billigen Arbeitskräfte der Kinder fortgenommen hat — ihm feindlicher sind als je und auch die Behörden die neumodische Gesinnung im Neuhof argwöhnisch betrachten. Selbst die Gutwilligen bleiben selten länger, als ihre Zwangszeit ist, und darum hat sein klug ausgerechneter Plan, mit dem Verdienst der Zöglinge die Anstalt zu erhalten, das böse Loch, daß er nur fehlerhafte Ware von Anfängern liefern kann.

Zu alledem muß Heinrich Pestalozzi immer bitterer bemerken, daß er selber für die Schulmeisterei weder geeignet noch geübt ist; unausgesetzt beschäftigt, die richtige Lehrart zu finden — sodaß eigentlich nur er allein bei seinem Unterricht etwas lernt — ist er ganz unfähig, drei Dutzend solcher Kinder in Disziplin zu halten. Im Augenblick überfließende Liebe und im nächsten maßloser Zorn, steht er machtlos inmitten ihrer in hundert Verschlagenheiten aufgewachsenen Tücke, die sich vor seinen Schlägen fürchtet und bei seiner Liebe heuchelt; um beides zu verhöhnen, wenn er den Rücken gewandt hat.

Niemand fühlt diese Mängel tiefer als seine Frau, die nun den Schmerz erlebt, den Geliebten auch in den Dingen seiner Neigung so unfähig wie im praktischen Erwerb zu sehen; bald hat sie statt seiner die Leitung der Anstalt in der Hand, während er unruhig von einem zum andern läuft, mehr verwirrend als fördernd. Durch einige Jahre erhält sie mit unmenschlichem Kampf den äußeren Bestand der Dinge, dann wird sie krank, und kaum hat sie einige Wochen gelegen, als auch schon die Unbotmäßigkeit zur Überschwemmung wird, darauf Heinrich Pestalozzi mit seinem unsteten Willen wie ein Kork schwimmt. Ein paarmal rafft sich die Tapfere noch auf, die Sache zu retten; aber mit ihren vierzig Jahren ist sie für die Aufregungen nicht mehr stark genug. Auf einem verzweifelten Besuch bei ihrer Freundin, der Frau von Hallwyl, kommt sie ernsthaft zu liegen und kehrt nicht mehr auf ihren Posten zurück.

Die Anstalt ist unterdessen mit dem Personal auf fünfzig Personen angewachsen, deren Ernährer Heinrich Pestalozzi sein soll; immer noch rudert er nach neuen Plänen, sich zu retten. Schon trotzen die Gläubiger mit der Vergantung, als er sich noch den Traum einer Kolonie ausmalt, wo Anna wieder mit dem Knaben auf dem Neuhof ihr ruhiges Heim haben soll, während die Zöglinge rundum mit einzelnen Hausvätern in besonderen Gebäuden hausen. Seit zwei Jahren ist das Bärbel mit dem Kaufmann Groß in Leipzig verheiratet, wo sie schon vorher fast an Kinderstelle bei der verwitweten Tante Weber gewohnt hat. Ihr Mann ist der Geschäftsführer der Firma Weber, so daß die Schwester als die eigentliche Erbin im Wohlstand lebt; er hat sich in seiner Not an sie um ein Darlehen gewandt, und wirklich erscheint eines Tages im November sein Bruder Johann Baptista, der nach wechselnden Jahren einer verunglückten Kaufmannschaft wieder in Zürich lebt, als ihr Mittelsmann, den letzten Versuch einer Rettung zu machen. Es kommt ein Vertrag zustande, worin er die Scheune und zwanzig Jucharten um den Preis von fünftausend und etlichen Gulden an den Bruder verkauft, um damit Deckung für die dringendsten Schulden zu gewinnen. Es wird auch einiges bezahlt, aber als Heinrich Pestalozzi von Hallwyl zurück kommt, wo er mit seiner kranken Frau die glückliche Wendung besprochen hat, ist Johann Baptista mit dem größeren Teil des Geldes auf dem Weg nach Amerika, sich da eine Farm zu kaufen, wie er ihm hinterläßt. So steht er mitten in seinem Unglück auch noch vor dem Zwang, seinen ehrlichen Namen zu retten. Er muß zum andernmal nach Hallwyl, und nun wächst kein Traum einer Gartenkolonie mehr in seiner verdüsterten Seele; er geht noch am selben Tag, und weil es Abend geworden ist, den größten Teil des langen Weges in der Dunkelheit. Hinter Lenzburg verirrt er sich und findet die Brücke nicht über die Aa, bis er durch das kalte Wasser hindurch watet; ein paarmal ist der Gedanke in ihm, daß die Verirrung dauernd werden möchte, dann hilft ihm der aufgehende Mond mit seinem ungewissen Licht auf die Straße zurück, die ihn mit eisnassen Strümpfen nach Schloß Hallwyl bringt. Da wartet er in der Dunkelheit des Morgens lange wie ein Bettler am Tor, bevor er einen Knecht herausgeklopft hat.

Nun muß Anna Schultheß noch einmal die Taschen ihrer wohlhabenden Herkunft absuchen; ihr Vater, auch Freunde helfen schließlich, den Schlund notdürftig zuzustopfen — wie sie den Neuhof nennen — nur wird ihm unbarmherzig die Bedingung auferlegt, die Anstalt zu schließen. Und damit es keinen Ausweg gibt, wird ein Verkauf gemacht, worin ihr Bruder Johann Heinrich die Fabrik und den größten Teil des Landes übernimmt, um da einen Pächter einzusetzen.

So kommt nach fünf Jahren der Tag, wo Heinrich Pestalozzi seine Dienstleute entlassen und die Kinder wieder in die Bettelarmut zurückgeben muß, daraus er sie in seinen Neuhof geholt hat. Er findet noch die Tapfer-

keit, ihnen allen mit einer Abschiedsansprache ans Herz zu gehen, und es sind nun doch viele Hände, die sich nach ihrem Vater strecken. Dann aber, als auch dieser Vorfrühlingstag im ewigen Kreislauf der Gezeiten dunkel wird, bleibt er allein in den verlassenen Stuben zurück. Die Messinglampe ist noch da, die ihm so manchen Abend seiner einsamen Jungmannszeit in Müligen erleuchtet hat; er steckt sie nicht an, obwohl unter dem bedeckten Himmel kein Stern aufkommen will. Es tut ihm wohl, daß seine Augen nichts mehr von allem zu sehen brauchen, das nun sinnlos geworden ist. Die ganze Nacht hindurch sitzt er wach in seinem Stuhl; erst als der Morgen kommen will, legt ihm der Schlaf seine Hand auf die Augen, daß er das Gespenst des leeren Hauses nicht in der Todestraurigkeit der ersten Morgenfrühe sähe.

53.

Am Nachmittag des andern Tages schließt Heinrich Pestalozzi die Tür am Neuhof zu, eine traurige Wanderung anzutreten. Bis Brugg weiß er noch nicht, wohin sie führen soll, dann ist es der Ratsschreiber Iselin in Basel, an den ein inneres Gefühl sich wendet; er sieht die klargütigen Augen des Mannes und hört seine Stimme, als ob er schon vor ihm stände: von allen Freunden seiner Jugendheimat fühlt er sich in seiner Not keinem so nah wie diesem ihm wesensfremden Basler, zu dem er nun über den Jura wandert. Er kommt an dem Tag nur noch bis Frick, und als er da eine Herberge suchen will, merkt er, daß er ohne Geld wegging. Es scheint ihm fast recht, denn mehr als ein Bettler kommt er sich kaum vor; als er müde am Wegrain sitzt und schon denkt, sich um Gotteswillen ein Obdach zu erbitten, treibt ein Ziegenhirt seine Herde an ihm vorbei, lustig auf einer Holzpfeife blasend, die er aus jungem Saftholz geschnitten hat. Er selber hätte ihn gar nicht erkannt, aber der Bursche hält gleich mit dem Stecken sein Volk zurück und ruft ihn an, höflich den alten Hut lüftend. Es ist ein Zögling, der vor einigen Jahren als Waise kurz bei ihm war und nun in Frick die Ziegen hütet. Treuherzig von ihm eingeladen, geht er mit auf den Hof, wo er bei einem rechtschaffenen Bauer — der durch den Burschen Gutes von ihm weiß — ein sauberes Lager angeboten erhält, bevor er darum zu bitten braucht.

Der freundliche Zufall gibt ihm eine bessere Stimmung in den andern Morgen, als er nach dankbarem Abschied seine Wanderung fortsetzt; und eben läuten die Basler Glocken den Mittag ein, als er gegen Sankt Albanstor kommt. Da hat sich ein Blinder an den Weg gesetzt, seinen Hut vorzustrecken, so oft er Schritte hört. Heinrich Pestalozzi vermag nicht, an ihm vorbeizugehen, und da er nichts anderes schenken kann, löst er die silbernen Schnallen von seinen Schuhen und wirft sie in den Hut. Er fühlt, daß es unnütz ist,

aber in seinem Zustand tut es ihm zornig wohl, das Letzte freiwillig hinzuschenken, wo ihm soviel gewaltsam genommen ist. Doch vermag er ohne die Schnallen nicht zu gehen, und so flicht er aus Binsengras ein paar dünne Riemchen, mit denen er die Schuhe zur Not bindet.

Mehr als einer in den geläufigen Gassen sieht verwundert nach seinen Füßen, und auch der Ratsschreiber, als er den unvermuteten Gast selber an der Tür abnimmt, vermag seine Blicke nicht zu behüten. Da Heinrich Pestalozzi nicht mit der Unwahrheit vor ihm stehen will, als fehle es ihm schon derart am nötigsten, erzählt er ihm den Vorfall, worauf ihn Iselin, der im Alter sein Vater sein könnte, kopfschüttelnd und nassen Auges über soviel Einfalt in die Arme schließt. Nach diesem Empfang ist es ihm nicht mehr schwer, die letzten Stationen des Leidensweges seinem Patron bekannt zu geben, der sich mehr als ein andrer in den Ephemeriden und sonst für ihn eingesetzt hat. Er ist bis ins einzelne vorbereitet und hat auch schon eine Antwort zurecht, die mehr als ein leerer Trost ist: die Anstalt sei ein Experiment gewesen, und wer in der Wissenschaft gearbeitet habe, wisse wohl, daß es auf die Resultate ankomme. Die Aufgabe sei jetzt, festzustellen, an welchen Äußerlichkeiten der Versuch gescheitert wäre, um sie später zu vermeiden. Freilich bliebe es für ihn ein Schicksalsschlag, daß er das Vermögen seiner Frau dabei verloren habe; aber er sei jung und besäße in seinem Neuhof immer noch ein gutes Dach über dem Kopf. Am Ende sei alles für ihn nur die Grundlage einer anregenden und fruchtbaren Schriftstellerei gewesen. Ob an dem Emil etwas schlechter würde, wenn Rousseau selber etwa mit einem solchen Erziehungsversuch gescheitert wäre? Man könne freilich mit derartigen Dingen keine goldenen Berge erwerben, aber eine bescheidene Ernährung solle sich eine so starke Feder wie die seine schon erzwingen können. Da wäre zum Beispiel das Preisausschreiben der Basler Aufmunterungsgesellschaft: Wieweit es schicklich sei, dem Aufwand der Bürger Schranken zu setzen? Ob er es nicht einmal um die zwanzig Dukaten versuchen wolle?

Iselin spricht das alles noch vor seinem Stuhl stehend, und jetzt reicht er ihm die Nummer der Ephemeriden hin, als ob es nur noch an ihm läge, die zwanzig Dukaten einzuheimsen; dann geht er hinaus, den Gast zum Essen anzumelden. Der sitzt mit dem Blatt in den Händen und vermag keinen Buchstaben zu lesen; die Stimme des Ratsschreibers ist wie ein Frühlingsregen auf seine verstaubte Stimmung gerieselt; auch hat er die Worte nicht alle verstanden, nur wohlig den herrlichen Ton der Gesinnung und den unbeugsamen Willen gespürt. Warum bin ich nicht mit meinem Werk in der Nähe dieses Mannes gewesen statt in der Daseinsluft des Metzgers Märki? denkt er immerfort, und die Tränen rinnen ihm auf den Rock. Er ißt mit ihm, und als der Ratsschreiber — der gerade Strohwitwer ist — mit einem Scherz das Glas gegen das seine hebt, vermag er schon wehmütig

wieder zu lächeln. Er läßt sich danach drei Tage lang von ihm betreuen, auch seine Schnallen bekommt er wieder, weil der Ratsschreiber sie heimlich bei dem blinden Stammgast vor St. Alban eingelöst hat, und als er in der vierten Frühe die Rückwanderung antreten will, hat ihm der väterliche Iselin einen Platz bei der Post bezahlt. So kann er dem Ziegenhirt hinter Frick nur von fern zuwinken, nicht einmal sicher, ob der auf ihn rät. Ihm ist er auf dieser traurig begonnenen Wanderfahrt fast so wert gewesen wie der Ratsschreiber, und noch während die Post in den breiten Talkessel von Brugg einrollt, denkt er, daß sein Traum einer menschlichen Gemeinschaft trotz aller Verschiedenheit der Stände, geeinigt durch ein sittliches Bewußtsein, doch nicht von den Sternen wäre.

Trotzdem wird es ihm schwer, von Brugg aus den Weg in das Trümmerfeld seiner Wirksamkeit zu gehen, wo viele ihm ohne Gruß begegnen und einige Buben ihm höhnisch nachrufen. Aber als er gegen den Neuhof kommt, sieht er einen Knaben emsig am Brunnen spielen, der, als er ihn erkennt, jubelnd in seine Arme läuft. Es ist das Jakobli, und die Mutter — der er Nachricht von Basel gegeben hat — ist auch da; sie sitzt, noch schwach von ihrer Krankheit, auf einem Baumstamm in der Sonne und hält tapfer lächelnd den Regenschirm in der Hand: Wir dachten, es möchte regnen; aber, Lieber, die Sonne scheint! Und erst als sie beide, den Kleinen an den Händen zwischen sich, hinein gegangen sind und die verlassene Stube mit ihrer Gemeinschaft füllen, daß die Leere durchs Fenster entweicht, tritt auch die Frau von Hallwyl zu ihnen, die unterdessen beiseit gegangen war.

54.

So unsicher die Aussicht auf die zwanzig Dukaten der Aufmunterungsgesellschaft und die anderen Schriftstellereinnahmen für Heinrich Pestalozzi vorläufig ist, so bestimmt stehen die Schildwachen der Bedrängnis rund um den Neuhof. Es fehlt am Nötigsten, und für Anna ist die Zeit gekommen, die ihre Mutter prophezeite, ja selbst das Brot ist nicht immer da. So sieht sich Heinrich Pestalozzi als Schriftsteller in der lächerlichen Bedrängnis, nicht einmal das notwendige Papier zu haben. In dieser Not fällt ihm ein alter Erbkoffer ein, der mit anderem Haushalt von der Mutter bei der Einrichtung in Müligen herübergekommen ist und seit Jahren vergessen auf dem Speicher steht. Irgendein Vorfahr hat sein Leben lang in der Lotterie gespielt, und zwar in der Meinung, daß sich das Glück in Tabellen nachrechnen und erlisten ließe. Für diese Tabellen hat er sich dann Bogen mit roten Linien herstellen lassen, die Berechnungszahlen einzutragen. Damit ist der ganze eisenschwere Koffer gefüllt, durch den nun der gewinnsüchtige Vorfahr seinem Erben einen späten Liebesdienst leistet; denn selbst da, wo schon Zahlen ein-

geschrieben sind, lassen sich die Bogen noch benutzen, und Hunderte sind ganz frei.

In diese rote Linienwelt schreibt Heinrich Pestalozzi das erste Resultat seiner Erfahrungen nieder, und es scheint fast, als ob die Tabellenfächer die äußere Form bestimmten: es werden lauter einzelne Sprüche daraus, deren Weisheit in den roten Linien wie der Honig in Bienenzellen voneinander abgetrennt ist; aber ihr Geschmack ist bitterer Wermut: daß alle Kräfte, die der Menschheit wirklich zum Segen dienten, nicht aus dem Zufallsgebiet besonderer Künste kämen, sondern als Grundanlage in jeder menschlichen Natur lägen; ihre Ausbildung sei das allgemeine Bedürfnis der Menschheit, aber niemand sähe es! Er nennt sein Schriftstück die „Abendstunde eines Einsiedlers" und schickt es Iselin nach Basel, der es auch sogleich in die Ephemeriden gibt. Dadurch ermutigt, macht Heinrich Pestalozzi sich auch an die Preisaufgabe der Aufmunterungsgesellschaft. Er ist aber nicht dafür, dem Aufwand der Bürger äußere Schranken zu setzen; hier wie sonst müsse alle Hoffnung auf die natürliche Bildung des Volksgeistes gestellt werden!

Es liegt nicht an der roten Liniatur, daß sein Eifer bei der zweiten Schrift erlahmt; so reich die Gedanken drängen, so schwer fließen ihm die Sätze dazu, auch mit den Forderungen der Schriftsprache kommt er nur seufzend zurecht. Er muß Bogen vollschreiben, um einige brauchbare Zeilen zu gewinnen, und die scheinen ihm wie gepreßte Pflanzen. Sich und die Seinigen zu ernähren, ist es kein Geschäft. Um andere Wege zu versuchen, nimmt er zum zweitenmal den Stecken, diesmal nach Zürich, wo die meisten seiner Freunde wohnen. Wieder geht er zu Fuß; es ist nur ein kleiner Tagesmarsch, und schon am Nachmittag kommt er zur Sihlporte herein. Eben will er über den Rennweg gegen das Fraumünster hin, als ihm einer der Schulgenossen begegnet, mit denen er damals nach Wollishofen hinaus gerudert ist, er hat ihn schon seither oft gesehen, und er ist auch bei der lustigen Gesellschaft gewesen, die ihn nach seinem ersten Weihnachtsbesuch im Pflug ans Schiff brachte. Er freut sich, gleich einem Bekannten zu begegnen, aber ehe er noch bei ihm ist, entweicht der andre in eine Nebengasse.

Als er nachher das Erlebnis dem Buchhändler Füeßli erzählt, der von allen Zürchern am treuesten zu ihm steht, obwohl er nicht zart mit Worten ist, läuft der nach seiner Gewohnheit einigemal in der Schreibstube hin und her, wirft zornig ein Bündel Papier aufs andre, bis die Schriften in einem rechten Durcheinander sein müssen, und sagt ihm dann mitten ins flehende Gesicht: soviel sollte er doch die Zürcher kennen, daß sie ihn nur noch fürs Armenhaus oder das Spital kalkulierten; in einem Jahrdutzend eine vermögende Frau arm zu machen und wer weiß wen geschäftlich zu schädigen, das ginge ihnen über das bürgerliche Maß. Wenn er ehrlich sein wolle, müsse er ihm schon sagen, daß ihn seine Mitbürger für einen bösartigen Narren hielten! Dabei wirft er sein Kontobuch, das er gerade gegriffen hat,

mit einem solchen Zorn in die Papiere, daß sein Tintenfaß erschrocken aufspringt und die Umgebung mit mehreren Klexen bespritzt. Er schüttelt ihm dann zwar freundschaftlich die Hand, aber immer noch hat sein Zorn einen Hinterhalt: Was er denn meine, das ihm Lavater gesagt habe? Er solle ihm einen einzigen Satz von Heinrich Pestalozzi beibringen, der sauber und ohne Fehler geschrieben wäre, dann wolle er ihn auch sonst noch für eine Sache im Leben brauchbar halten! Aber das wiederhole er, der Hans Heinrich Füeßli, nicht; wenn er nur erst von seiner Narrheit abkäme, andern helfen zu wollen, bevor er sich selber geholfen habe, so würde sich schon etwas für ihn finden!

Das hat der Gekreuzigte auch hören müssen, sagt Heinrich Pestalozzi, den der Zorn des andern angesteckt hat, und fegt nun auch hin und her, sodaß es für einen Dritten, der in die Stube gekommen wäre, ausgesehen hätte, als machten die beiden ihre schlimmsten Händel aus. Dann überkommt ihn die Verzweiflung: Und wenn ich Perücken strählen müßte, ich würde es um der Meinigen willen tun! sagt er schmerzlich und läuft aus der Stube, weil ihm die Tränen kommen. Draußen steht noch immer das gleiche Zürich; und wenn er sich im Augenblick um fünfzehn Jahre in sein Jünglingsdasein zurückverwandeln könnte, es bliebe den alten Bürgerhäusern so gleichgültig, als ob eine Taube zwischen den Münstertürmen her flöge.

Im Roten Gatter findet er auch keinen Trost; die Mutter, nun schon sechzigjährig, sieht ihn augenscheinlich in den Fußspuren seines Bruders, und das Babeli, eisgrau und wunderlich geworden in der Einsamkeit mit der verhärmten Frau, redet mit ihm, als ob sie ihn am liebsten noch einmal verwalke. Er muß von seinen Dingen günstiger sprechen, als sie sind, und vermag nicht über Nacht zu bleiben. Noch vor dem Abend geht er unter dem Vorwand dringender Geschäfte fort und auf Umwegen aus der Stadt; er ist in den letzten Monaten in eine wahre Gier gekommen, nachts zu wandern. An der Sihlpforte fallen ihm diesmal die Wächter auf; wo ehemals ausgediente Stadtknechte ihr Altersbrot hatten, stehen jetzt in aufgeputzten Uniformen stattliche Burschen, als ob man sie für die Fremden zur Zier dahingestellt hätte. In seiner Stimmung ärgert ihn die Neuerung, und während er in die sinkende Dunkelheit hinein läuft, verbeißt er sich in einen Zorn, daß solcherweise die Fortschritte wären, für die das Geld blindlings geopfert würde. Er fühlt wohl, daß der Anlaß seinem Zorn nicht entspricht, und um sich selber zu begegnen, übertreibt er den Vorfall, bis eine Schnurre daraus geworden ist, über die er selber mitten in die Nacht hinein lachen muß.

Er kommt damit bis Baden; und wenn ihn dann seine Müdigkeit und die Nähe des Neuhofs wieder in seine Melancholie bringen, sodaß er sich die letzten Stunden nur noch in einer tonlosen Traurigkeit hinschleppt: am andern Morgen ist doch noch so viel von der höhnischen Lustigkeit dieser Nacht in seinem Bett, daß er bis in den Mittag darin liegen bleibt und von neuem

an der Schnurre formt. Nachher nimmt er sich einige von den stockfleckigen Lotterieballen vor und hängt sie in die roten Linien hinein; ohne Sorgen, wie die Sätze werden, nur daß er seinen Zorn noch einmal so närrisch losbekäme. Um dem treuen Füeßli den Beweis seiner vollkommenen Narretei zu geben, wie er in einem Begleitbrief schreibt, schickt er ihm die Bogen zu; dann begibt er sich ingrimmig wieder an seine Preisaufgabe.

Er ist noch dabei, aus dem Wust mit Ändern und Streichen die endgültige Fassung zu gewinnen, als er eines Nachmittags eine saubere Weibsperson mit einem Bündel kommen sieht, die bestimmten Schrittes auf den Neuhof zugeht und die er auch bald im Hausflur mit seiner Frau sprechen hört. Es scheint ihm, daß er sie kennt, und als er, von dem Jaköbli gerufen, hinzukommt, ist es die Lisabeth Näf aus Kappel, die vordem bei seinem verstorbenen Onkel, dem Doktor Hotze, als Dienstmagd gewesen und, soviel er weiß, von dessen Sohn — seinem Vetter — übernommen worden ist. Sie wolle bei ihnen in Dienst treten, erklärt ihm Anna, die augenscheinlich mit der resoluten Jungfer nicht fertig wird. Das würde schwer gehen, sagt er, sie seien arm und könnten keine Dienste bezahlen! — Eben deshalb käme sie; sie wolle keinen Lohn; solange Frau Pestalozzi noch nicht gesund sei, müsse ihr jemand an die Hand gehen. Sie habe von dem Undank seiner Zöglinge gehört, daß sie ihm alle davon gelaufen wären, und da sie sich in Richterswyl nach dem Tod des alten Herrn entbehrlich oder gar überflüssig fühle, wolle sie versuchen, ihr Essen, mehr nicht, bei ihnen zu verdienen.

Während Heinrich Pestalozzi noch zweifelnd erst seine Frau, dann wieder das Wunder ansieht, das aufrecht gewachsen und geraden Blickes da vor ihm steht, bittet sie schon wieder die Hausfrau, ihr ein Lager zu weisen, da sie heute jedenfalls nicht mehr zurück könne. In kaum einer Viertelstunde ist sie schon emsig im Hause, und andern Morgens denkt keiner daran, sie wieder fortzuschicken; nach einer Woche ist es so, als ob sie immer dagewesen wäre, so unbemerkt weiß sie sich in den gedrückten Haushalt zu schicken. Es sei fast zu spät, den Garten zu bestellen, sagte sie, ist aber schon dabei, ihn umzugraben; und bald merkt Heinrich Pestalozzi, daß in seinem verworrenen Hauswesen wieder der sichere Tageslauf der Sonne ist: Schritt für Schritt wird die Unordnung des Untergangs beseitigt und aus dem weiten Bereich des verwüsteten Gutes der saubere Umkreis des Hauses abgetrennt. Und als ob die eine tätige Hand ihren Takt auch in die andern brächte, fängt das gestörte Uhrwerk des Hauslebens wieder an, zu gehen. Selbst bis in seine roten Tabellen dringt ihre Sicherheit, sodaß er seine Preisarbeit bald zu Ende bringen und die Reinschrift der Aufmunterungsgesellschaft in Basel nicht ohne Vertrauen auf ihren Wert zusenden kann.

55.

Unterdessen hat seine Schnurre über die Umwandlung der ungekämmten und krummen Stadtwächter in gerade und gekämmte in Zürich eine Art Glück gemacht. Auf der Durchreise von Italien nach London ist der Maler Füeßli einen Tag lang bei seinem Vetter gewesen; er hat die Schnurre zufällig gelesen, und zwar mit so viel Spaß, daß er nicht begreifen will, wie es einem Mann mit einer solchen Begabung schlecht gehen könne: sein Talent als Schriftsteller sei derart, daß ihm der Erfolg nachlaufen müsse!

So kann ich meine Perücke wieder mitnehmen, scherzt der Buchhändler, als sie in Baden eine rasche Zusammenkunft haben, das Ereignis zu besprechen: ich hatte sie schon zum Strählen mitgebracht! Aber Heinrich Pestalozzi ist es nicht zum Lachen, umsoweniger, als der andre augenscheinlich kaum etwas andres als einen Sack voll solcher Schnurren im Sinn hat. Er dämpft seine Begeisterung sauersüß, ist noch ein paar Stunden gern in der Luft seiner Freundschaft, denkt aber nicht daran, ihm zu folgen. Als er heimkommt, hat seine Frau gelesen, und die moralischen Erzählungen des Franzosen Marmontel liegen noch aufgeschlagen auf dem Tisch. Er liest darin, und unversehens überlegt er doch schon, dergleichen besser zu machen; auch scheint es ihm auf einmal möglich, gute Gedanken damit ins Volk zu bringen.

Gleich andern Tags versucht er nun das Handwerk, angebliche Menschen als Gestalten seiner Absichten in eine Handlung zu bringen. Es gelingt ihm leichter, als er erwartete, und am Abend ist das erste Ding schon rund gebracht; als er es dann überliest und mit dem Vorbild vergleicht, findet er wohl, daß seine Gestalten sich ernsthafter unterhalten als die bei Marmontel, aber die Unterhaltung ist so sehr die Hauptsache, daß es wenig Zweck hat, sie mit den Armen und Beinen der Personen zu umgeben; auch haben sie für gemeine Bürgersleute eine Art zu predigen, die ihnen nicht ansteht. Doch nun ist einmal sein Eifer geweckt, und schon am nächsten Tage läßt er ein neues Paar anmarschieren. Diesmal sind es zwei Bauern, ein alter und ein junger, die sich über die neumodische Landwirtschaft erhitzen. Aber haben die Bürger gepredigt, so verkniffeln sich die Bauern wie zwei Advokaten, und da auch hier wieder die Reden die Hauptsache sind, hätten sie ebensowohl daheim bleiben können. Noch drei- oder viermal versucht er es, um immer bedenklicher einzusehen, daß er selber nur immer den Kittel anzieht und daß er ein richtiges Bauernmundwerk nicht aufs Papier bringt. So viel er auch an den Tannern im Birrfeld erlebt hat, nun merkt er, daß er sie gar nicht kennt, und wie er das Abc erst an seinem Knaben studiert hat, stellt er nun mit ihnen seine heimlichen Experimente an.

Die Leute von Lupfig und Birr machen sich verdächtige Zeichen, als der Herrenbauer vom Neuhof anfängt, in ihren Wirtschaften herumzusitzen; sie wissen aus Erfahrung, wie dies das Ende solcher Existenzen ist, und weil er

kaum etwas trinkt, deuten sie hämisch auf seine leere Tasche. Er merkt bald, daß sie mit ihm anders als unter sich sprechen, so hält er sich meist abseits, in einem Wettergespräch oder sonst mit dem Wirt, während sie bei ihren Karten oder um irgendeinen Handel untereinander sind. Wenn ihm dabei eins seiner eigenen Bauerngespräche beifällt, kommt ihm alles so papieren vor, daß er manchmal im Eifer mitanfängt zu fuchteln, als ob er damit die richtigen Worte festhalten könnte.

Darüber fangen sie an, ihn vollends für übergeschnappt zu halten, und legen sich aufs Hänseln; aber nun reitet ihn schon der Teufel seiner Leidenschaft, auch um andrer Dinge als seiner Schriftstellerei willen tiefer in ihre Wirtshauswelt hinein zu kommen. Er sieht, wieviele Dinge hier ihren Anlaß und ihre Stärkung haben, wieviel aus der Bahn geworfene Existenzen am Wirtshaustisch ihr Schicksal absitzen, und wie sie nicht der Schnaps und der Wein allein dahin ziehen, sondern der Trieb unnützer Buben, mit Hänseleien und großmäuligen Prahlereien beieinander zu hocken. Hier müßte zu Hause sein, sagt er sich oft, wer eine Armenanstalt aufmachen will; hier ist der Lebensboden aller Laster, die in einem allein garnicht wachsen können, die immer nur möglich sind, wo ihrer mehrere zusammen das Ungetüm ausmachen, das den einzelnen mit Haut und Haaren frißt; was nachher dann nach Hause geht, ist nur noch ein Stück von diesem Ungetüm, dem es natürlich nirgends mehr wohl sein kann als bei sich zu Hause, nämlich auf der Wirtshausbank, wo das Ungetüm zu fressen und zu saufen bekommt.

Heinrich Pestalozzi hat schließlich ein System von Listen, das Ungetüm lebendig zu sehen, indem er sich selber anscheinend mit auffressen läßt oder unter einem Vorwand nebenan in der Küche lauscht. Als er eines Nachmittags in Mellingen eintritt, weil er schätzt, daß ihrer da mehrere vom Viehmarkt sitzen würden, findet er das Zimmer noch leer, und da der Wirt augenscheinlich auch noch unterwegs ist, juckt ihn der Vorwitz so, daß er in eine große Futterkiste klettert, die in der Dunkelheit neben dem Ofen als Truhe dient und deren offener Deckel ihn wie eine Wand verbirgt. Er hört auch bald ihrer zwei hereinkommen und über den Metzger Märki in Birr schimpfen, der ihnen beim Handel die Flöhe abgesucht hat, wie sie sagen. Weil das Gespräch einmal den Lauf genommen hat, bleibt es auch dabei, als andere eintreten, und so bekommt Heinrich Pestalozzi unvermutet eine Predigt über seinen ehemaligen Ratgeber zu hören, wie sie nicht in seine Tabellen gegangen wäre. Aber als sich das Ungetüm so recht wieder aneinander gewachsen hat und großtut mit Fäusten und Flüchen, wird es still von einem Schritt, der durch die Tür hereinkommt und nach einem brummigen Gruß mitten im Zimmer stehen bleibt. Heinrich Pestalozzi hinter seiner Wand hört das Ungetüm schnaufen, bis einer den Märki nach den Hummeläckern fragt und das Gelächter losbrüllt. Aber so ist der Metzger nicht, daß er sich auftrumpfen läßt: im Nu ist er mit ihnen aneinander in einem Maulgefecht; und wollten sie

ihn um den ausgezogenen Herrenbauer im Neuhof hänseln, so gibt er ihnen sein Kunststück mit Prahlerei preis: warum sie es nicht selber gemacht hätten, wenn es so leicht gewesen wäre? Jedenfalls habe er das Kalb abgestochen; sie könntens ja mit ihm auch einmal versuchen: er würde ihnen schon dartun, wer der Meister wäre, wie er es diesem Herrn Pestalozzi auch dargetan habe!

Die Sache scheint dem Ungetüm plausibel, denn es schweigt; aber als der Märki sich auf seinen Trumpf setzen will, findet er augenscheinlich keinen besseren Platz als die Futterkiste: er klappt den Deckel zu, merkt gar nicht, daß ein Widerstand da ist, und will sich gerade noch einmal auslachen, als es unter ihm mit Faustschlägen rumort. Wenn der Teufel selber aus dem Kasten gestiegen wäre, hätte die Wirkung nicht anders sein können als nun, wie das abgestochene Kalb seiner Prahlerei herausspringt. Auch das verdutzte Ungetüm muß sich einen Augenblick am Wirtstisch festhalten, und es ist noch nicht zu sich gekommen, als Heinrich Pestalozzi durch die Tür seinem Gelächter entgeht.

Er hat genug von seinen Studien — es scheint ihm, daß er sie zu spät angefangen habe — und zu Hause tut er seine Bauerngespräche in ein Schubfach, wohin sie gehören. Erst als ihn das Jaköbli verzweifelt ruft, nach den Kartoffelsträuchern zu sehen, die das Lisabeth bis auf die grünen Spitzen wieder einhäufele, findet er sich aus dem Traum zurecht: aber so recht bei Sinnen kommt er sich auch dann noch nicht vor.

56.

Die Bauern auf dem Birrfeld sagen, daß dem Märki die schwarze Pestilenz als Teufel aus der Futterkiste erschienen wäre; aber so sehr sie dem Metzger den Schrecken gönnen, die Narrheit bleibt doch an Heinrich Pestalozzi hängen; und wie sie ihn danach bei Sonnenschein und Regen draußen herumlaufen sehen, bestätigt ihnen nur, daß ihm sein Unglück mit dem Neuhof und der Armenanstalt auf den Verstand geschlagen sei.

Er ist aber nur in eine Auseinandersetzung mit dem Ungetüm geraten, das nicht — wie es scheint — vom Überfluß, sondern von Mühsal und Armut lebt; denn die ihm zu fressen geben, sind die Schwachen, Leichtfertigen und Verzweifelten, die, irgendwie von der Bank unverdrossener Arbeit abgerutscht, ihr Letztes in Trunk und Geschwätz vertun, während der Wirt die ärmlichen Groschen einsammelt und also von dem Ungetüm lebt wie ein Savoyardenknabe von seinem Murmeltier. Er will es zum Helden einer Geschichte machen; und ob er somit den Kampf mit dem Ungetüm nur auf dem Tabellenpapier seines Erbahnen aufnehmen kann, das ihm als einziger Lebensgrund geblieben ist: mit einer Handlung, einfach und drastisch genug, in alle Köpfe einzugehen, wird seine Feder, so hofft er, ihm doch eine gefährliche Waffe werden.

Diese Handlung aber vermag er lange nicht zu finden, weil er nicht von sich selber loskommt und sich immer wieder als vorwitziger Advokat allein auf

der Bühne redend findet, indessen seine Klienten noch gar nicht als Gestalten aufgetreten sind. Da hilft ihm unvermutet die tapfere Lisabeth aus der Not; als er sie eines Tages wieder bei ihrer Unverdrossenheit beobachtet hat und wie der Kreis der Ordnung sich Tag für Tag um ihren Mittelpunkt vergrößert, als er sich ausmalt, wie sie einem Mann anders als die meisten Bauernweiber an die Hand zu gehen vermöchte, von dem Ungetüm los zu kommen: da hat er endlich mit ihr als Gegenspieler auch die Handlung gefunden, wie er dem hundertköpfigen Tier nicht mit den Mitteln fremder Hilfe, sondern mit den Waffen der Armut selber zu Leibe gehen könne. Er braucht ihr nur einen Mann und Kinder anzudichten, wofür sie kämpft, und schon ist der Aufbau einer Handlung gegeben, die sich anders als die moralischen Erzählungen Marmontels in die Wirklichkeit einstellen soll.

Zuerst will er seine Heldin Elise nennen; aber als ihm dann bald der Märki als Vogt und Wirt in seine Handlung kommt und er ihm um der Hummeläcker willen den Namen Hummel gibt, als sich hundert Einzelheiten seiner Erfahrung hinein verweben und doch wieder ein anderes Gesicht bekommen als in der Wirklichkeit: macht er eine Gertrud daraus, die als die Frau eines Maurers namens Lienhard den Kampf mit dem Vogt beginnt und schließlich das ganze Dorf von ihm und dem Ungetüm befreit. Er hat sich dessen nie für fähig gehalten: wie die Gestalten seiner Handlung von allen Seiten zulaufen, wie sich Gespräch und Tat verflechten, und wie aus der geplanten Belehrung eine Darstellung des Schicksals wird, die ihn selber oft genug zum Weinen erschüttert. In wenigen Wochen stehen die hundert Kapitel seines Buches da, als wären sie nicht erfunden, sondern ein Bericht aus dem Leben, wie es sich wirklich abgespielt hätte. Da weiß er, daß die Schriftstellerei mehr vermöge, als müßigen Leuten die Langeweile zu vertreiben, daß sie eine geheimnisvolle Gabe sein könne, die Erfahrungen des Lebens zu verdichten und Hunderten von Lesern die Wege des Schicksals aufzuzeigen, wo sie selber nur heitere oder traurige Vorfälle sehen.

Ehe er es gedacht hat, ist er nach Zürich unterwegs mit seinem Schatz, der diesmal ein handgreifliches Päckchen statt einem geträumten Luftschloß ist, obwohl Anna, an den Zusammenbruch so mancher mit Worten aufgebauten Hoffnung bitter gewöhnt, nur wehmütig über seinen Enthusiasmus gelächelt hat. Füeßli ist nicht der Mann dazu, in Rauch und Feuer aufzugehen, auch sieht dies anders aus als die Schnurre von den ungekämmten Nachtwächtern; er weist ihn an den gemeinsamen Freund Pfenniger, der in den Dingen des literarischen Geschmacks sachverständig wäre. An die Literatur hat Heinrich Pestalozzi freilich nicht gedacht, als er schrieb, und erst garnicht an den gebildeten Geschmack, der, statt den geistigen Dingen zu dienen, mit seinen Forderungen vor ihnen steht. Pfenniger findet die drei oder vier ersten Bogen, die er ihm vorliest, nicht übel, aber so voll unerträglicher Verstöße gegen den literarischen Geschmack, daß er ihm dringend die Umarbeitung des Buches

durch einen Menschen von schriftstellerischer Übung empfiehlt und auch gleich einen theologischen Studenten nennt, der das literarische Handwerk ebenso beherrsche, wie es ihm fehle. Das Wort Lavaters von seiner Unfähigkeit, einen einzigen Satz richtig zu schreiben, hat er noch nicht vergessen, und kleinlaut überläßt er sein Buch den Ordentlichen, daß sie es für ihren Gebrauch zurecht machen: Ich will nur abwarten, sagt er bitter, ob es mir Unordentlichem einmal gelingt, ohne euch richtig zu sterben!

Doch vermag er nicht, sich ganz von seinem Buch zu trennen; er läßt ihnen nur die ersten drei Bogen, damit er die Bearbeitung erst sähe, und geht für ein paar Tage nach Richterswyl hinaus, wo sein Vetter, der Doktor Johannes Hotze, die Praxis des Vaters mit Klugheit verwaltet, während der jüngere Bruder mit dem Federhut richtig unter die Soldaten gegangen ist und bei den Österreichern schon als hoher Offizier dient. Er weilt gern dort, weil der Doktor Hotze ein Philanthrop von Einsicht und Willenskraft ist; aber als er ihm mit Andeutungen seines Buches kommt, hält der es anscheinend für einen neuen Seitensprung und wehrt warnend ab. So kommt er demütig zu Pfenniger, seine Handschrift wie einen vom Lehrer verbesserten Aufsatz zurück zu erhalten; aber als er sein Naturgemälde des bäuerlichen Schicksals unter dem frömmelnden Firnis dieses Theologen wiedersieht und angesichts der steifen Schulmeistersprache, die seine Bauern darin reden, an seine Entdeckungsfahrten denkt, fällt die Demut erschrocken ab: Dann wolle er doch lieber mit Beulen und steifen Gelenken ein ungekämmter Stadtwächter sein, als ein derart gekämmter, sagt er zu Füeßli, der zugegen ist, läßt dem Pfenniger die gesäuberte Umarbeitung und macht sich auf den Heimweg mit seiner ungesäuberten Handschrift, die anscheinend ebensowenig in die ordentliche Welt paßt wie er selber!

Er ist schon in Baden, als er es nicht vermag, mit diesem Ergebnis heimzukehren, und entschlossen seine Reise nach Basel fortsetzt, um auch bei Iselin sein Glück zu versuchen, bevor er selber an seinem Buch zweifelt. Er darf ihm und seiner Gattin noch am Abend seiner Ankunft einige Kapitel daraus vorlesen; so inbrünstig seine Hoffnung insgeheim um ein günstiges Urteil gefleht hat, auf einen solchen Erfolg rechnete sie nicht. Die Frau Ratsschreiber weint vor Rührung, und der Ratsschreiber selbst geht mit erregten Schritten im Zimmer auf und ab, bis er ihm die Handschrift aus den Händen nimmt, als ob er sich vergewissern müßte, daß dies alles auch wirklich dastände. Er lachte herzhaft auf, als er die Schrift in den roten Tabellen hängen sieht; und auch als er dann liest, schüttelt er immer wieder den Kopf: es sei nicht zu glauben, wie einer so etwas Herrliches ausdenken und zugleich solche Sprach- und Schreibfehler machen könne! So wie es dastände, wäre es allerdings ein ungekämmter Stadtwächter, aber den zu strählen, brauche es keinen Theologen, sondern einen Setzer, der deutsch könne. Er müsse freilich das Buch erst ganz lesen, aber nach dem, was er bis jetzt gehört habe, wüßte er nicht seinesgleichen.

Heinrich Pestalozzi bleibt drei Tage lang in Basel, und es ist eine Zeit für ihn, als ob Schlaf und Wachen ein einziger Traum geworden wären; so erlöst ihn der Beifall dieser klugen und herzlichen Menschen aus dem Gefühl seiner Unbrauchbarkeit. Die Schreibfehler in der Handschrift verspricht Iselin selber zu beseitigen; auch schickt er gleich einen Brief an den Verleger Decker in Berlin, ob er das Buch herausbringen wolle? Um ihm aber zu den vielen Tauben auf dem Dache doch einen Spatz in die Hand zu geben, offenbart er ihm zum Abschied, als er bis Liestal mit ihm gegangen ist und da auf die Post wartend im Ochsen noch ein Glas Wein trinkt, um — wie er scherzend sagt — den natürlichen Beruf eines Gasthauses zu pflegen: daß die Aufmunterungsgesellschaft zwar nicht ihm allein, aber doch ihm zu gleichen Teilen mit dem Professor Meister in Zürich den Preis von zwanzig Dukaten zuerkannt habe.

Es geht mir wie dem Mann, sagt Heinrich Pestalozzi, der am Sonntag zehn Louisdor verloren hatte und sich am Montag freute, weil er drei Kreuzer fand.

57.

Schon Anfang September erhält Heinrich Pestalozzi Nachricht, daß der Verleger Decker aus Berlin in Basel gewesen sei und ihm für jeden Druckbogen einen Louisdor als Honorar bewilligt habe. Das wäre vormals nicht viel gewesen, jetzt aber bedeutet es für den ausgeplünderten Neuhof eine Quelle, die bei sparsamer Verwendung seine Insassen auf eine gute Zeit vor Nahrungssorgen schützt und Heinrich Pestalozzi mutig macht, auch noch den Rest seines Tabellenpapiers vollzuschreiben. An eine neue Erzählung vermag er nicht zu denken, so voll sind ihm noch Kopf und Herz von dieser; auch fühlt er genau, daß es die einzige bleiben wird. Es wäre ihm verächtlich, zur Unterhaltung müßiger Leute erdichteten Gestalten rührsame Schicksale aufzulegen; sein Buch soll nichts sein als ein Beispiel der Not und Hilfe: wenn erst die Herzen damit gewonnen sind, will er selber wieder da sein mit seinen Vorschlägen. So beginnt er noch im Herbst, bevor das Buch gedruckt ist, eine Erläuterung dazu zu schreiben, die er „Christoph und Else" nennt! In einer angeblichen Bauernhaushaltung läßt er abends Lienhard und Gertrud lesen und besprechen, wobei Heinrich Pestalozzi dann wieder selber auf der Bühne erscheinen und den Vorgängen der Handlung seine Nutzanwendung mitgeben kann: so sind die Leiden und Schäden des Landvolks, so sind die Wurzeln seiner Kraft- und Urkraft, und so kann der Verwilderung geholfen werden! Aus der Abendstunde eines Einsiedlers werden Abendstunden einer gutwilligen Gemeinschaft.

Er ist noch mitten in dieser Arbeit, als der Tod in der Familie seiner Frau vorspricht und sich die kränkelnde Mutter, geborene Holzlaub, heimholt. Dem alten Zunftpfleger, dem der braune Bart längst weiß geworden ist,

wird es danach unheimlich im Pflug, wo seine Söhne eigenwillig schalten; er zieht der einzigen Tochter nach, an der immer sein Herz gehangen hat. So wird der Haushalt um einen Greis vermehrt, dem das Leben die Augen zur Freundlichkeit und Milde geöffnet hat, obwohl er von Haus aus zornig war. Von seinem Vermögen ist nur noch ein bescheidener Altersteil in seinen Händen; aber auch damit bringt er eine Sicherung in den Neuhof, die wohlig empfunden wird und das Gefühl einer vorsichtigen Wiederherstellung verstärkt. Als dann zur Ostermesse endlich Lienhard und Gertrud erscheint und seine Wirkung macht, sodaß vieler Augen sich auf den Neuhof richten, ist er nicht mehr die Trümmerstätte selbstverschuldeter Armut, als die er den Bauern im Birrfeld und dem selbstgerechten Bürgersinn der Zürcher gegolten hat.

Der erste, der ihm Gutes berichtet, ist Iselin, der zwar bescheiden die dankbare Widmung aus dem Buch beseitigt hat, aber beglückt durch den Erfolg stolz zu seinem Schützling steht. Er gibt Nachricht von dem Beifall der Zeitungen in Deutschland und wie man dort nach dem ungenannten Verfasser des Dorfromans riete; auch sammelt er, was Rühmens in den Schweizerblättern steht, und hat einen fröhlichen Eifer damit, ihm nach den ersten spärlichen Posten ganze Stöße von gedruckter Anerkennung in den Neuhof zu schicken.

Heinrich Pestalozzi, dem die Mißachtung einen bösen Bannkreis um seine Einsamkeit gezogen hatte, sieht sich in die Beleuchtung eines rasch wachsenden Ruhmes gestellt, in den nun mancher wieder hineinlärmt, der sich vorher still beiseite getan hat; denn ob sein Name nicht auf dem Deckel des Buches steht, dafür sorgen die fleißigen Gerüchte, daß überall, wo die Gestalten von Lienhard und Gertrud in ein Schweizerhaus eintreten, auch der Armennarr von Neuhof als ihr Pate gilt. So ist es kaum noch nötig, daß Iselin seinen Namen in den Ephemeriden bekannt gibt; wohl aber scheint es ein Signal zu sein für die Kutscher und Postillone, die nun fast täglich Besucher nach dem Neuhof bringen. Sie finden da einen freundlichen Greis, der sich über den Ruhm seines Schwiegersohnes um seiner verhärmten Tochter willen freut und gern ein Wort spricht; einen elfjährigen Knaben, der als das Jaköbli mit manchem Bauer auf einem vertraulichen Spielfuß steht und augenscheinlich beliebter bei ihnen ist als sein Vater; eine Frau von dreiundvierzig Jahren, die sich dem Schwall nach Möglichkeit entzieht; endlich ihn selber, dem das braune Gesicht mit Runzelchen verkritzelt ist, als ob er sechzig statt erst fünfunddreißig wäre, der aber alle fröhlich willkommen heißt, nicht eitel, doch sichtbar glücklich, daß er nun endlich Macht über die Menschen gewonnen hat, wie er sie für seine Dinge jahrelang vergeblich erflehte. Als eines Morgens der Wagen des Herrn von Effinger mit zwei galonierten Dienern vor dem Neuhof hält, ihn nach Schloß Wildegg als Ehrengast zum Essen abzuholen, und noch am selben Tag von der Ökonomischen Gesellschaft in Bern fünfzig Dukaten mit einer goldenen Denkmünze kommen, da scheint

es zu Ende mit seiner angeblichen Unbrauchbarkeit, da ist Heinrich Pestalozzi, der gescheiterte Landwirt und Armennarr auf Neuhof, ein Schweizerbürger geworden, auf den die Augen seines Volks mit Stolz sehen. Und nun endlich kann auch die Stunde nicht mehr fern sein, wo aus Reichen und Armen, Klugen und Törichten, Herrschaften und Beherrschten die Volksgemeinschaft wird, darin der Menschenbruder des Evangeliums aus der Sonntagspredigt in die wirklichen Wohnungen und Geschäfte der Menschen kommt. Er ist auf der Höhe seines Lebens, als er diesen Glückstraum erlebt; die Gier und Sehnsucht seiner Jugend, die Radbrüche seiner ersten Fahrten und der grausame Umfall gelten ihm nun nichts mehr, da er sich durch die Hand des Schicksals, die er in einem tieferen Sinn als die Sonntagsgläubigen und Kirchenbeter Gott nennt, in Schuld und Sorgen so wohl geführt sieht.

58.

Könnte Heinrich Pestalozzi die siebzehn einsamen Wartejahre danach voraussehen, darin er die Kräfte seiner Mannesjahre aufreiben soll, bis ihn das Schicksal an die Dinge selber statt an die Worte läßt, so würden ihm die Knospen kaum so schwellen wie nun, wo er im Rausch des Erfolges noch einmal die stürmischen Säfte seiner Jugend fühlt. Er hat im Vorwort seines Buches angekündigt, daß die Erzählung aus dem angeblichen Dorf Bonnal nur die Grundlage eines Versuchs wäre, dem Volk mit einigen Wahrheiten in den Kopf und ans Herz zu gehen. Auf alles, was als Tugend oder Laster an seinen Gestalten sichtbar wird, Heuchelei und Tapferkeit, Hoffart und Sparsamkeit, Freiheitsliebe und Tyrannei, auf alles läßt er nun Christoph und Else in ihren Abendstunden mit dem Zeigestock hinweisen, und er selber gibt die feurige Lehre seiner in tausend Nöten durchglühten Erfahrung dazu, um die Quellen der Bosheit und des Elends in den Zuständen und in der Gesetzgebung Europas darzustellen.

Ein Drittel seines Buches hat er so erklärt, als ihn der Eifer drängt, näher mit dem Volk zu sprechen; Iselin redet ihm zu, und so gründet er sich selber eine Wochenschrift, die er „Ein Schweizerblatt" nennt. So hitzig ist er in seinem Eifer, daß er fast alles selber darin schreibt; er wird wieder der Marktschreier der Zurzacher Messe, aber diesmal sind es nicht Baumwollentücher, sondern Einsichten und Weisheiten, die er unablässig, mit Witz und hinreißender Gläubigkeit gemischt, anpreist: „Himmel und Erde sind schön, aber die Menschenseele, die sich über den Staub erhebt, ist schöner als Himmel und Erde!"

Mitten in seinem Glück hört er schon wieder den Tod an die Tür klopfen, und an einem Julitag fährt er nach Basel, Iselin, der ihm fast ein Vater war, zu begraben. Durch ein Gewitter erreicht er die Post nicht mehr, und er ist gerade dabei, sich in Brugg auf eigene Hand einen Wagen zu heuern, als Füeßli mit dem Doktor Hirzel durchfährt. Die nehmen ihn mit, und

so wird es eine Freundesfahrt der Lebendigen zu dem Toten; denn auch die andern haben Iselin geliebt, wenn sie auch nicht soviel Freundschaft von ihm erfahren konnten wie er. Während sie so durch die grünen Täler hinfahren, manchmal im Schritt, weil es scharf bergan geht, dann wieder trabend, will Füeßli wissen, was er jetzt schreibe. Und weil Heinrich Pestalozzi durch den Tod Iselins erst recht in seinem Eifer entzündet ist, jeder Stunde zu achten, damit von seinem Leben ein Nutzen bleibe, spricht er von seinen Abendstunden und merkt lange nicht, daß die beiden schweigen und ihn fast traurig ansehen.

Ich dachte, sagt Füeßli endlich und kollert vor Zorn, daß du jetzt dein Metier gefunden habest und wenigstens im Schwabenalter vernünftig würdest, aber dich reitet die Bessermacherei, bis sie dich ganz vom Neuhof ins Spital verschupfen! Über die bösen Worte ist Heinrich Pestalozzi so erschrocken, daß er ihn fragt, wie er das meine. Er sehe doch, wie die Menschen durch das Buch gerührt würden, warum er die dargebrachte Rührung nicht für die Menschlichkeit ausnützen solle! — Als ob die Leser dem Autor ihre Rührung gäben, antwortet Füeßli und ist nun selber bitter geworden. Sie erwarten und nehmen sie als Genuß, wie etwa ein Kirschwasser oder einen Schweinebraten auch!

Sie begraben danach den Ratsschreiber in Basel; es ist ein Sarg, wie Füeßli grausam vor Trauer sagt, darin der Hummelvogt den selben Platz gehabt hätte. Für Heinrich Pestalozzi wird alles zum Verhängnis seit dem bösen Wort im Wagen. Er hat es längst gespürt, daß er mit seinem Buch nichts als ein Menschenmaler geworden ist, von dem man nun weitere Bilder verlangt. Wenn die Bauern im Birrfeld sich hämisch freuen, daß er es seinem Widersacher Märki gut gegeben habe, oder wenn die literarischen Blätter die Vortrefflichkeit seiner Charakterschilderung rühmen: es ist das Gleiche, daß sie seine Absichten nicht sehen, daß sie ihn als ihren Spaß- oder Rührmacher halten, nicht aber ihm redlich ins Menschliche folgen wollen. Er vermag nicht, mit den beiden wieder heimzufahren, tut sich vor der zudringlichen Begrüßung des berühmten Verfassers scheu zur Seite und wandert frühmorgens heimlich aus Basel fort. Unterwegs gelüstet es ihn, das bäuerliche Paar in Frick aufzusuchen, das ihn damals so freundlich genächtigt hat, in der Sehnsucht, von ihm andere Botschaft zu hören.

Er trifft sie auch und bleibt zum zweitenmal bei ihnen zur Nacht, nicht anders aufgenommen als beim erstenmal, obwohl der Ziegenhirt nicht mehr da ist. Aber als er enttäuscht, daß sie nicht selber davon sprechen, zuletzt nach ihrer Meinung über sein Buch fragt, haben beide zwar einiges davon gehört, jedoch nichts daraus gelesen. Wir sind Bauern, Herr Pestalozzi, sagt der Mann treuherzig, und seine Frau nickt ihm zu: wir haben unser Tagwerk; was soll in einem Buch von unserm eigenen Leben stehen, das wir nicht selber wüßten? Und unsere Nachbarn? Wir reden selber nicht schlecht von ihnen, warum sollen wir lesen, wie das ein anderer tut!

Es sind zwei Grabschriften, die Heinrich Pestalozzi von dem Begräbnis seines väterlichen Freundes mitbringt; sie stehen nun in den Gärten seiner Hoffnungen. Er schreibt zwar danach noch tapfer sein Schweizerblatt, Woche für Woche; aber daß es eigentlich keine Leser hat, das nimmt er nun erst wahr. Als die ersten dreißig Abendstunden von Christoph und Else erscheinen, die wie ein Katechismus des bäuerlichen Lebens in alle Strohhütten gehen sollen, ist die Wirkung so schwach, daß der Verleger das Buch nicht weiter drucken will. Unterdessen singen die Blätter das Lob von Lienhard und Gertrud weiter, bis der kleinste Kalender davon voll ist. Ich habe das Pferd vorn und hinten eingespannt, denkt Heinrich Pestalozzi, statt ihm den Wagen vollzupacken! Und da auch der Verleger um eine Fortsetzung seines Romans drängt, gibt er sich tapfer daran, seine Pläne an dem Dorf Bonnal zu versuchen und statt Erkenntnissen und Vorschlägen die Darstellung einer angeblichen Besserung zu geben. Ehe er es hofft, ist ein zweiter Band von Lienhard und Gertrud fertig, aus dem nun der Ratsschreiber Iselin die dankbare Widmung an seinen Schatten nicht mehr ausstreichen kann. Die Neugier hilft, daß er diesmal noch gelesen wird; aber die den ersten Band gepriesen haben, sind enttäuscht und finden, daß der Verfasser sich im zweiten wiederhole und in der langen Jugendgeschichte des Hummelvogtes nur einen überflüssigen Nachtrag brächte. Es ist mit dem Ruhm und der Wirkung seiner Schriftstellerei wie mit einem der Bäche im Kalkgebirge, die irgendwo stark aus dem Boden brechen, eine Zeitlang trügerisch in der Sonne fließen und dann wieder im Gestein verschwinden.

59.

Daß Heinrich Pestalozzi durch den Pfarrer seines Buches die Jugendgeschichte des Hummelvogtes so ausführlich erzählen läßt, kommt nicht von ungefähr. Das Jakobli ist nicht nach seinen Hoffnungen geraten; in den sechs Jahren der Armenanstalt ist er als Sohn der Hausmutter vor dem Gesinde und den Zöglingen von selber der Prinz geworden, an dem die einzelnen sich ein Wohlwollen verdienen wollen; im wechselnden Drang der häuslichen Umstände danach zwischen die überlieferten Erziehungsansichten der Mutter und die neumodischen Absichten seines Vaters gestellt, hat seine Natur nicht die Ruhe an den Wurzeln gehabt, die Kindern das Nötigste von aller Wartung ist. So ist er mit zwölf Jahren wohl ein großer Knabe geworden, aber ohne Festigkeit und geplagt von dem Eigensinn seiner reizbaren Art, die zwischen der Heftigkeit des Vaters und der zärtlichen Liebe der Mutter ihre Hinterhalte hat.

Was an Abhärtung getan werden konnte, um der Weichlichkeit seiner Natur zu begegnen, das hat Heinrich Pestalozzi spartanisch an ihm geübt, ist auch mit List und Stärke dabei gewesen, seinen kindischen Eigensinn zu

brechen — bis im Ausbruch seiner Krankheit der gefährliche Untergrund dieser Eigenschaften herzschneidend zutage kommt. Es ist in der Zeit, da die Stimme anfängt zu wechseln; er hat einen Korb mit Pflanzkartoffeln aus dem Keller holen sollen und kommt nicht wieder, weil er ins Träumen geraten ist. Als Heinrich Pestalozzi heftig hinunterläuft, sitzt er da vor einem Spinnennetz; die Überraschung mag zu jäh gekommen sein: ehe Heinrich Pestalozzi bei ihm ist, tut der Knabe einen Schrei und fällt hin wie ein Toter. Doch hat er ihn kaum an der Schulter gefaßt, als das Leben mit unheimlichen Zuckungen wieder anfängt, wie wenn der Gefallene von einem unsichtbaren Feind erdrosselt werden solle. Das fallende Weh rast in ihm, und Heinrich Pestalozzi, der als eifernder Vater zu hadern gekommen ist, sieht sein armes Kind in dem fahlen Kellerlicht Mächten überliefert, die seiner Erziehung spotten. Erst als alles vorüber ist und der Knabe aus tiefer Bewußtlosigkeit erwacht, ruft er die Lisabeth.

Seine Hoffnung, daß es ein einzelner Anfall gewesen sein möge, wird nicht erfüllt; das Unheil kommt zurück und steht seitdem warnend hinter jedem ärgerlichen Wort, das er dem Knaben sagen will. Das Grauen nimmt ihm für lange den Mut; denn deutlicher als jemals sieht er, wie das Schicksal des Menschen als einer Kreatur nicht an eigene oder fremde Verschuldung allein gebunden ist, wie Glück und Unglück aus den Naturgründen des Lebens kommen und alle sittliche Sorgfalt zu verhöhnen scheinen. Lange versucht er, es Anna zu verheimlichen, die bei dem ersten Anfall in Hallwyl war; als sie es eines Tages doch erlebt — sie sind in den Letten hinauf spaziert und müssen ihn da in den rotblühenden Klee legen — meint er in dem entsetzten Blick der Mutter einen Vorwurf zu spüren, der ihm lange nachgeht und bald darauf eine peinliche Ergänzung findet. Er hört, daß die Leute in Birr der unvernünftigen Abhärtung — den Knaben von kleinauf, auch im Winter, im eiskalten Brunnenwasser zu waschen — die Erkrankung zuschreiben. Die Gewohnheit behält immer recht! sagt er bitter, aber ein grausamer Rest ihrer Schadenfreude bleibt zurück und quält ihn mit Zweifeln, ob er dem Knaben ein rechter Vater gewesen sei. Er sieht nun erst, daß der Jakob kaum lesen und schreiben kann und auch sonst gegen die Kinder seines Alters zurück ist. Am Ende kommt er mit Anna überein, ihn für ein Jahr oder zwei nach Mülhausen in eine Erziehungsanstalt zu geben, die ihm durch seinen Vetter, den Doktor Hotze in Richterswyl, empfohlen ist; die zage Hoffnung auf seine Heilung muß ihnen über den schweren Abschied forthelfen.

Auf der Rückreise sucht er seinetwegen einen Herrn Battier in Basel auf, der ihm noch durch Iselin bekannt geworden ist; ein Kaufmann, der fest im Sattel seiner zahlreichen Geschäfte sitzt, aber allen menschenfreundlichen Dingen mit der Kraft seiner unabhängigen und kühnen Natur zugewandt blieb. Der will den Jakob nachher in die Lehre nehmen; vorläufig aber hat er von all den kläglichen Nöten gehört, in denen der berühmte Verfasser

von Lienhard und Gertrud immer noch lebt, und setzt ihm hartnäckig zu, eine Liste seiner Schulden und Verpflichtungen aufzustellen. Es wird eine quälende Stunde für Heinrich Pestalozzi, in dem blitzsauberen Kontor und vor dem schneeweißen Halstuch dieses Kaufmanns seine verlorene Lage zu offenbaren; auch vermag er aus der Erinnerung unmöglich durch den Urwald seiner Bedrängnisse hindurch zu kommen. Er weicht ihm schließlich aus mit dem Verspruch, ein genaues Verzeichnis seiner Güter und ihrer Belastung zu schreiben; aber der Kaufmann ist nicht für Ausflüchte: dann wolle er sich, wenn es ihm recht sei, den Neuhof einmal selber ansehen, und zwar gleich andern Tags, da er doch in Geschäften nach Zürich müsse!

So kommt Heinrich Pestalozzi am nächsten Morgen nicht bescheiden mit der Post aus Basel fort, wie er gedacht hat, sondern in dem blitzblanken Reisewagen des Kaufmanns Battier mit zwei Apfelschimmeln, die den Postwagen schellenklingelnd überholen und auch weiterhin nicht wie die Postgäule bei jeder Steigung aus dem Trab fallen. Mein Leben hat zwei Straßen, sagt er seinem unternehmenden Begleiter, als er Stück für Stück der wohlbekannten Landschaft flinker als sonst nahen sieht: auf einer bin ich von Zürich gekommen und die andre bringt mich zeitweils nach Basel; es will mir scheinen, daß die Basler mir allmählich geläufiger wird! Das ließe sich ändern, sagt Battier und legt ihm von hinten — als ob er ihn umarmen wolle — die Hand auf die Schulter: Wenn Sie nach Basel zögen, wäre es wieder nur die eine Straße, auf der Sie gekommen sind, und zu Ihrem Sohn hätten Sie es näher!

Es zeigt sich bald, daß dies nicht nur eine Augenblicksrede war; denn als der Kaufherr noch am selben Nachmittag stundenlang unermüdlich gewesen ist, jeden Acker in Augenschein zu nehmen, mit vielen Scherzen, als ob das alles nur ein Spaß dem schönen Wetter zuliebe wäre, und als sie danach bei einem Glas Landwein in der Stube sitzen, holt er aus seiner Tasche ein Bündel Papiere heraus, die längst schon in der saubersten Ordnung enthalten, was er soeben gesehen hat: jeden Acker nach seinem Tageswert abgeschätzt, und daneben das Verzeichnis aller noch ungelöschten Schulden und Verbindlichkeiten in einer Vollständigkeit, daß Heinrich Pestalozzi erstaunt und erschrocken zugleich ist; denn wenn es vor den Augen eines nicht einmal übel gesinnten Geschäftsmannes so mit ihm steht, brauchte nur die eine Seite mit der andern vertauscht zu werden und die Rechnung ginge so auf, daß er in der Mitte mit nichts übrig bliebe. Er muß an den Bankier aus dem Gewundenen Schwert in Zürich denken, der damals auch so im Handumdrehen seinen Besitz beaugenscheinigte; nur daß der Basler sich den Bericht des Bedienten anscheinend schon vorher verschafft hat. Aber dann kommt statt der Enttäuschung von damals die Überraschung: das sei der Vermögensstand von heute; aber wie die Felder ständen und wie sie durch resolute Behandlung werden könnten, in dieser Differenz läge ein möglicher Zukunfts-

gewinn für einen praktischen Mann, der den Neuhof etwa zu dem gültigen Satz übernähme. Dieser Mann wolle er selber sein und ihm also schon jetzt die Zinsen des zukünftigen Wertes als eine Rente zahlen, die ihn und die Seinen mit einem Schlag sorgenlos mache und ihm erlaube, ungehindert seiner Schriftstellerei zu leben!

Heinrich Pestalozzi spürt die herzliche Absicht in dem Vorschlag; er sieht, wie der Mann glüht, ihm wohlzutun: aber er ist den schmerzlichen Blick noch nicht los, mit dem er seinen Knaben in der Franzosenstadt im Elsaß gelassen hat. Es ist ein blauer Himmel, der sich da nach Gewitter und Nebelschwaden auftut; aber er würde seinem Sohn das Erbe ableben, wenn er den Vorschlag annähme, und so ist seine Stimmung nicht, hierin leichtsinnig zu sein! Auch wäre es für ihn selber ein Verrat an seinen Plänen, die er heimlich viel ernsthafter trägt, als der Basler ahnen kann, der schließlich auch wie die andern nur den Schriftsteller in ihm sieht. Er nimmt die angebotene Frist bis zur Rückkehr aus Zürich an, läßt den Kaufmann mit fröhlichem Peitschenknall gegen Abend nach Baden fahren und steht lange winkend an der Straße. Aber als der Battier nach drei Tagen wiederkommt, ist er mit Anna tapfer entschlossen, nicht die verlockende Fahnenflucht zu machen, sondern nach soviel überstandenen Bedrängnissen auszuharren und, sei es selbst durch bittere Nöte, dem Sohn das Hoferbe zu erhalten.

Battier nimmt die Absage seines edelgesinnten Vorschlags als Eigensinn, und er sagt das auch in der ersten Verstimmung, sodaß es diesmal einen unbewinkten Abschied gibt. Aber schon nach drei Tagen ist ein fröhlicher Brief von ihm da, als ob nichts anderes im Vorschlag gewesen wäre: er wolle die drängenden Schulden auf sich nehmen ohne Verzinsung, nur gegen eine bestimmte Anerkennungsgebühr. Jetzt braucht es also nur, sagt die Lisabeth, der er den Brief zeigt, daß ich fleißig bin und daß der Herr Pestalozzi nicht über jeden Bettler mit einem Gulden herfällt!

60.

Unterdessen geht Heinrich Pestalozzi schon gegen die Vierzig; es kann ihm geschehen, daß er wie ein uralter Rabe dasitzt und über die Trümmerfelder seiner Mannesjahre wehmütig in die ferne Jugend denkt. Die erste Neugier um den Einsiedler auf Neuhof hat sich längst gelegt, und es ist selten, daß ein Wanderer oder gar ein Wagen den Weg zu ihm aufs Birrfeld findet. Solange der Knabe noch dagewesen ist mit seinen Spielen und Gesprächen, hat die Einsamkeit nur zum Besuch kommen dürfen; nun wohnt sie in seiner Kammer und macht sich täglich breiter im Haus. Die einzige Verbindung mit den politischen und geistigen Vorfällen besorgt die Schaffhauser Zeitung, die Heinrich Pestalozzi Samstags im Gasthof zum Sternen in Brugg liest. Da ihm der Weg dahin allmählich zu mühsam wird, nament-

lich bei schlechtem Wetter, hat er sich angewöhnt zu reiten. Sein struppiges Pferdchen ist, wie die Bauern sagen, genau solch eine Vogelscheuche wie die Pestilenz selber, und da er immer noch die Gewohnheit seiner Jugend hat, das Tier mit dem Zügel im Trab zu halten, gibt er einen merkwürdigen Reiter ab, dem die vornehmen Kurgäste aus Baden oder Schinznach mit spöttischem Vergnügen begegnen.

Als er so eines Samstags sein Pferd am Sternen angebunden hat und drinnen bei einem Kirschwasser die Schaffhauser Zeitung liest, ist ein Fremder da, der ihn geduldig abwartet, ihn dann aber klug in ein Gespräch verwickelt, daß Heinrich Pestalozzi bald merkt, einen Mann von Kenntnissen vor sich zu haben, der auch seine Schriften und Taten genau kennt, obwohl er mehr wie ein Handelsmann aussieht. Ehe er noch eine Absicht des Mannes merkt, hat der ihm beigebracht, daß seine wie alle ähnlichen Mißerfolge nur von der Isolierung der einzelnen Menschenfreunde kämen, die wie die Prediger in der Wüste lebten und auf die zufälligen Bekanntschaften angewiesen wären. Wenn die sich etwa an den Jesuiten ein Beispiel nehmen und sich zu einer Gemeinschaft der Heiligen zusammen tun wollten, würde der Einzelne mit einem Schlag eine Macht bedeuten. Nur dürfe es keine öffentliche Gesellschaft mit dem Ehrgeiz der Führer und der Scheu der einzelnen Mitglieder sein: sondern wie zum Beispiel der Geheimorden der Illuminaten Hunderte von Mitgliedern hätte, deren keins das andere persönlich kenne, jedes nur mit einem selbstgewählten Namen geführt würde, aber unter diesem Decknamen mit jedem einzelnen korrespondieren könne, und zwar mit vermögenden und hochstehenden Persönlichkeiten.

Das Gespräch dauert bis in die Dunkelheit, und Heinrich Pestalozzi hätte es gern noch fortgesetzt, so beglückt ihn diese geheimnisvolle Möglichkeit, seine Ideen bei Ministern und Fürsten anbringen zu können. Aber der Fremde, der seinen Stand und Namen nicht einmal andeutet, muß mit der Post nach Baden zurück, von wo er gekommen ist. Er sagt ihm noch, daß eine Nachricht von Augsburg kommen würde, die er an dieselbe Stelle beantworten möge, macht ein seltsames Grußzeichen über seiner Hand und läßt ihn in einem Schwall von Hoffnungen zurück, mit denen er nachher in einem gespenstischen Galopp durchs nächtliche Birrfeld reitet.

Durch diese Begegnung ist der Docht seiner Pläne wieder ins Glimmen gebracht; tiefer als jeder andere glaubt er die Not des Volkes zu kennen; während die Wohltätigkeit vergeblich an den bösesten Löchern flickt und, wie er sagt, die Gerechtigkeit in der Mistgrube der Gnade verharrt, hält er die Mittel zur Heilung des Volkskörpers in der Hand: Der Reiche kann dem Armen nicht helfen; er hat selber nichts als sein Geld! Aber Reiche und Arme können nebeneinander wohnen, wenn beides Menschen sind. Daß ein Fürst oder eine Regierung den Mut hätte, aus allen Landeskindern zunächst Menschen zu machen, indem sie ihnen eine gemeinsame Grundlage der Bildung

gäben! Er hat von dem Herzog von Württemberg gehört, der mit den Seinen als einfacher Landmann lebt; nun spürte er in der Rede des seltsamen Fremden einen Hauch dieses Geistes aus Deutschland herüberwehen, und als die angekündigte Schrift aus Augsburg kommt, tritt er mit weitgreifenden Hoffnungen in den Bund der Illuminaten ein, obwohl ihm die Geheimniskrämerei daran von Anfang an mißbehagt.

Er legt sich nach dem sagenhaften König der Angelsachsen den Namen Alfred zu und ist mit fiebrigem Eifer dabei, ein Memorial nach dem andern in den namenlosen Bereich des Ordens hineinzusenden, wie ein geschäftiger Apotheker sein Heilmittel anpreisend. Es gelingt ihm auch bald, über seine Vorschläge zur Menschenbildung mit einflußreichen Persönlichkeiten in einen direkten Briefwechsel zu kommen, unter denen der Herzog von Toskana und Graf Zinzendorf, der Minister Josefs II. in Wien, die wichtigsten sind. Von allen Zeiten seines Lebens ist diese nun die seltsamste, wo er sich in der bäuerlichen Verborgenheit des Neuhofs allmählich seinen Landsleuten aus dem Augenkreis verschwinden und den Ruhm seiner Schriftstellerei nach jedem neuen Buch mehr versiegen sieht, während er mit Ungestüm an das Gewissen von Ministern und Fürsten klopft. Den ersten Teil von Lienhard und Gertrud hat er noch im Angesicht des Birrfeldes geschrieben, und die Abendstunden von Christoph und Else haben als Katechismus in die Strohhütten gesollt: nun wachsen sich die beiden letzten Bände von Lienhard und Gertrud immer mehr in Gesetzesvorschläge hinein; aus dem Ungetüm der Wirtshäuser wird das Ungetüm der Unbildung überhaupt, und an die Regierenden geht sein Aufruf, es zu bekämpfen.

Er ist acht Jahre älter geworden seit dem ersten Band, als er den vierten hinaussendet, und er stapft schon mit einem Fuß auf die Fünfziger zu; die Straßen nach Basel und Zürich geht er nun gleich wenig, wohl aber studiert er auf der Karte die Wege nach Wien, wo Zinzendorf sich immer mehr für seine Dinge erwärmt und wo der Glanz des Kaisers Josef II. seine Hoffnungen anlockt. Für die Bauern im Birrfeld bleibt er die Pestilenz, die sie nun schon wie etwas Zugehöriges über die Straßen reiten oder Sonntags in der Kirche am Halstuchzipfel lutschen sehen; für die weitere Heimat ist er die Vogelscheuche seines Ruhms geworden, die immer noch den unnützen Phantastereien seiner Jugend nachhängt und sich den letzten Ausweg zum Wohlstand als Schriftsteller mit seinem Ungeschick verbastelt hat.

61.

Lisabeth, die Magd, ist in den Jahren fleißig und sparsam gewesen, wie sie Heinrich Pestalozzi versprochen hat; sie hält die verkleinerte Wirtschaft über Wasser, bis der Jakob sie übernehmen kann. Der ist aus Mülhausen durch den tapfer sorgenden Battier in seine Handlung in Basel übernommen

worden, um einmal besser als sein Vater für die geschäftliche Führung gerüstet zu sein. Seine Krankheit aber läßt ihn nicht mehr los; als er wieder auf den Neuhof kommt, ist es auf den ersten Blick ein großer und starker Jüngling, aber für Heinrich Pestalozzi stehen ihm die Spuren seines Zustandes zu grausam im Gesicht, als daß er seiner froh werden könnte.

Er ist ein Vierteljahr da, als der Vater Annas in seinem fröhlichen Greisentum kränkelt; der Tod nimmt ihn weg, bevor ein längeres Siechtum ihn mißmutig machen könnte. Sie begraben ihn an einem harten Wintertag hinter dem kleinen Schulhaus in Birr; auch die Brüder Annas sind da, und einer entäußert sich des gemeinsamen Verdrusses, daß sie nun ihren Vater, der doch ein Zürcher Bürger und Zunftpfleger gewesen sei, auf dem bäuerlichen Kirchhof im fremden Aargau begraben müßten, alles um der Projekte seines Schwiegersohnes willen! Heinrich Pestalozzi weiß, daß ihn viel mehr die Unstimmigkeiten mit den Söhnen auf den landfremden Altenteil getrieben haben — wodurch seine eigene Mutter scheu in der Einsamkeit des Roten Gatters geblieben ist — er hört aus den Worten des Schwagers schon die Entscheidungen voraus, die nachher kommen sollen, als es gilt, den Rest der Erbschaft aus dem Pflug zu teilen; denn so fern die Geschwister Schultheß allem stehen, was nach einem Erbstreit aussehen könnte, so wenig verhehlen sie ihre Besorgnis, daß auch der letzte Teil Annas in neuen Plänen verschwinden möge. Es findet sich auch eine Klausel im Testament, und ehe sich Heinrich Pestalozzi dessen versieht, ist er in endlose und manchmal hitzige Verhandlungen verwickelt, in denen sein eigener Sohn den Prozeßgegner vorstellt. Da der Jakob noch nicht mündig ist, tritt für ihn der Fabrikbesitzer Dolder aus dem benachbarten Wildegg ein, dessen Frau zu den Freundinnen Annas gehört. Es wird schließlich ein Pakt gemacht, laut welchem er seinem Sohn Jakob, wegen Minderjährigkeit vertreten durch den Dolder, den Neuhof für sechszehntausend Bernergulden verkauft; doch erhält er dieses Geld nicht, sondern es werden damit die Brüder Annas und andere Gläubiger abgelöst.

Es ist eine klare Regelung, und Heinrich Pestalozzi kann mit dem Ergebnis zufrieden sein, da es den Neuhof für seinen Sohn sichert, wie er es selber gewollt hat; auch werden die Beratungen durch den Fabrikbesitzer mit dem Respekt geführt, den man dem berühmten Verfasser von Lienhard und Gertrud schuldig zu sein glaubt: aber das mildert nur wenig an der Grausamkeit, mit fünfundvierzig Jahren schon ausgezogen und auf die freiwillige Unterhaltung durch seinen Sohn gesetzt zu sein! Und bitterer noch als dieses Ergebnis sind die Bedenken, die dahin führten und die ihn — so sehr es auch verklausuliert wird — gleich einem Verschwender entmündigen. Noch einmal bekommt er die bürgerliche Mißachtung zu spüren, in die er durch den Zusammenbruch seiner Unternehmungen geraten ist; verbittert läßt er sie schließlich machen und ist erlöst, als er seines Eigentums ledig und damit die peinlichen Verhandlungen los ist.

So bin ich denn lebendig begraben, spottet Heinrich Pestalozzi grausam, als er seinen Namen unter den Vertrag gesetzt hat und unter dem Vorwand, in Bern mit dem Herrn von Fellenberg unterhandeln zu müssen, nicht mit Anna auf den Neuhof zurückgeht. Er kommt an dem Tag nur bis Kirchberg; denn als er da gegen Abend mit der Post durchfahren will, erschüttert ihn der Anblick der bekannten Fluren so, daß er aussteigt und sich in wehmütigen Erinnerungen verliert. Es sind mehr als zwei Jahrzehnte vergangen, seitdem er hier gelernt hat, und da der Vater Tschiffeli seit zehn Jahren in der Erde liegt, stehen die Felder längst nicht mehr von ihm bereitet da. Die Krappkultur ist auch hier bis auf spärliche Reste eingegangen, und wo damals junge Alleen führten, stehen jetzt vereinzelte Bäume verwildert im roten Laub: Ich bin Landwirt geworden, sagte er, wie ein Brot in den Backofen sollte; nun haben sie mich vergessen, und ich bin in den Kruften vertrocknet!

Es fällt ihm ein, wie er hier mit Anna umher gegangen ist, mehr sie den Leuten, als ihr die Dinge zeigend; und weil sie damals einen Ausflug nach Burgdorf und seinem ragenden Schloß gemacht haben, läuft er noch am selben Abend durch den Mondschein dahin. Er kommt erst in der Nacht an und sieht nur noch im Unterdorf Licht in einer kleinen Wirtschaft, weil eine Kuh kalbt. Da findet er zwar ein Lager, aber er schläft nicht bis in die Frühe, und als dann endlich die bleierne Ermüdung auf seine rastlosen Gedanken gefallen ist, wird er bald wieder aus dem Morgenschlaf geweckt. Er träumt, daß er noch eine Armenanstalt habe und sich eifrig mit den Kindern plage; aber wie er wach wird, ist es die Hintersassenschule nebenan mit ihrem Lärm. Es lockt ihn nachher, als er mit der Morgensuppe fortgeht, die Schultür zu öffnen und in den Raum hinein zu sehen, wo immer noch wie damals in der Hausschule zu Zürich der Lehrer mit einem Stock schreiend in der Klasse herum wandert. Der Mann bemerkt ihn gleich und läuft unwirsch auf ihn zu: was er wünsche? Heinrich Pestalozzi sieht an seiner Schürze, daß es ein Schuhmacher ist, und die Bitterkeit schießt ihm auf, daß dies nun das gleiche Elend geblieben ist durch vier Jahrzehnte: Ich wünsche, daß dies anders werden möchte! sagt er und geht fort, während der schwarze Schulmeister in der Tür steht und dem Landstreicher nachsieht.

Von Burgdorf nach Bern sind es fünf Stunden; er braucht den ganzen Tag dazu. Ich komme doch überall zu früh, sagt er doppelsinnig zu sich selber, indem er bald hier, bald dort seinen Einfällen nachgeht und so schließlich erst gegen Abend an das Stadttor kommt, bestaubt von der Straße und auch sonst unansehnlich genug. Zufällig sieht ihn da der Offizier der Wache, dem er verdächtig scheint; er fragt ihn nach seinem Namen, den er nicht weiter kennt, und da der Wanderer an seinem Halstuch lutschend ihm blöd vorkommt, läßt er ihn ohne weiteres als einen Landstreicher abführen. So kommt Heinrich Pestalozzi statt zu dem Ratsherrn von Fellenberg ins Fremdenarmenhaus, und seine Stimmung ist so, daß er sich nicht einmal ungern dahin

abführen läßt; es ist ihm oft genug von den Zürcher Freunden als sein sicheres Ziel prophezeit worden. Meines Besitzes ledig, ohne Amt oder Beruf, auf nichts als auf die Einfälle meiner Feder gestellt und auch damit meist nicht willkommen: was bin ich vor ihrer bürgerlichen Ordnung anders als ein Bettler!

Als er seine Suppe und nachher ein Bett erhält, die eine wohlschmeckend und das andere sauber, vergeht sogar seine düstere Stimmung: er findet sich besser aufgehoben als in der vergangenen Nacht in Burgdorf, und die Freude, daß für die anwandernden Fremden in Bern so gut gesorgt ist, macht ihn fast fröhlich. Er schläft gut, ißt andern Morgens in der Frühe wieder seine Suppe und macht sich Freund mit seinen Leidensgenossen. Ich habe eine Frau, ein Gut und einen Sohn gehabt, es ist ein Strudel von Sorgen und Aufregungen um mich gewesen, ich bin berühmt geworden mit einem Buch und wieder vergessen mit einem andern: aber alles das war mein Leben nicht! Ich hätte arm sein und bleiben sollen wie einer von diesen; das andere hat mich vom Notwendigen abgebracht und in tausend Alltäglichkeiten verstrickt, die nicht die Atemzüge wert waren, die ich dran wandte!

Er bleibt noch ein paar Stunden da, und erst, als er nachher eine Weile spazieren will, merkt er, daß sie ihn gefangen halten, und schickt dem Herrn von Fellenberg einen Zettel. Es dauert nicht eine halbe Stunde, so kommt der Ratsherr selber angeritten, und der Aufseher kann sich nicht genug verwundern, wie er vom Pferd springt und dem angeblichen Landstreicher um den Hals fällt. Hernach scheint er gereizt genug, sie alle um das Versehen anzufahren; aber Heinrich Pestalozzi legt ihm sogleich die Hand auf den Arm und lächelt ihn listig an mit allen Runzeln seines Gesichtes: Ich wollte nur sehen, wie ihr mit Betten und Suppen für die Landarmen sorgt!

62.

Erst als er mit dem Ratsherrn, der sein Pferd am Zügel führt, durch die Straßen von Bern geht, gesteht sich Heinrich Pestalozzi den Zweck seiner Reise ein: Fellenberg hat ihn dem Grafen Zinzendorf empfohlen; nun will er seinen Rat und andere Weisungen für Wien holen, denn nichts anderes als eine Wanderung dahin hat er im Sinn. In den Neuhof zurückzukehren, scheint seinem Trotz unmöglich, und sonst gibt es in der Schweiz nichts mehr für ihn zu tun, in Zürich, Basel und Bern, überall ist er der lästige Projektemacher. Zinzendorf ist ziemlich der einzige, der ihm über den vierten Teil von Lienhard und Gertrud begeistert geschrieben hat; wenn er ihm unter die Augen träte — er hat sich den Augenblick hundertmal ausgemalt — könnte es gar nicht fehlen, daß der Minister auch eine Stelle fände, sein Heilmittel der allgemeinen Menschenbildung zu versuchen!

Fellenberg scheint diesen Reiseeinfall zunächst für einen Witz zu halten;

er fitzt ein paarmal mit der Reitgerte durch die Luft und lacht dazu: Das wäre allerdings keine üble Szene, wenn er in Wien als Wunderdoktor aufträte! Aber als Heinrich Pestalozzi mit einem Freudenruf aufspringt und redend ins Zimmer läuft, wie wenn er schon vor dem Grafen stände, wobei er sich freilich in einen Teppich verfängt und stolpert, fällt er ihm in den Arm, setzt sich aber gleich wieder hin, ingrimmig lachend und den Kopf abermals schüttelnd wie einer, der mit seinem Verstande zu Ende ist. Je mehr sich Heinrich Pestalozzi in die Einzelheiten seines phantastischen Plans hinein redet — wie er als dramatischer Dichter versuchen will, dem ganzen Hof ins Gewissen zu reden — je schweigsamer wird der andere; bis beide schweigen und der Ratsherr sich mit aller Gewandtheit seiner Diplomatie daran gibt, das Schaukelbrett wegzuziehen, darauf die Pläne seines Gastes gebaut sind: Der Wiener Hof und der Graf Zinzendorf hätten zur Zeit andere Dinge zu bedenken; der Kaiser Josef, durch dessen Eifer alle Mühlen in Österreich so eifrig am Mahlen gewesen wären, läge sterbenskrank darnieder, verbittert am Widerstand seiner Zeit. Er würde ihn wohl kaum noch lebend finden, wenn er in Wien ankäme; und so große Hoffnungen auch auf seinen Bruder Leopold, den Herzog von Toskana, als seinen Nachfolger zu setzen wären — Heinrich Pestalozzi habe ihm ja immediat schreiben dürfen und besitze sicher einen Gönner in ihm — er würde den Staat in einer Verfassung finden, die fürs erste auf andere Dinge als noch mehr Reformen ginge! Und was er sich sonst unter Wien und seinem Hof vorstelle? Es könne ihm passieren, daß er, einmal versehentlich ins Armenhaus gebracht, nicht so leicht wieder herauskäme wie hier. Jedenfalls würde ihn der Graf Zinzendorf dort nicht selber abholen dürfen!

Es hilft nichts, daß Heinrich Pestalozzi seine Gegengründe mit den Armen heran holt, diese Dinge kennt der Ratsherr besser als er; und da er ihm weder in Bern noch sonst in der Schweiz einen Platz für seine Experimente weiß, tritt er nach drei Tagen, gedemütigter als er gekommen ist — trotz aller ehrenden Sorge des Ratsherrn — seine Rückreise nach dem Neuhof an. Da es sein muß, vermag er den Weg nicht durch eine neuerliche Wanderung in die Länge zu ziehen; er fährt mit der Post und langt nach einer durchrumpelten Tagesfahrt nachmittags in Lenzburg an, von da über den Berg zu laufen. Er will sich im „Löwen" noch stärken für den Marsch, als ihm sein Sohn aus der Tür mit einem Mädchen entgegentritt, das er nach der ersten Überraschung als eine Brugger Tochter namens Fröhlich erkennt, die schon einigemal auf Neuhof gewesen ist. Die beiden haben sich, wie sie abwechselnd errötend sagen, hier in Lenzburg auf dem Markt getroffen und wollen mit ihren Eltern im Wagen nach Brugg heimkehren. Da er ablehnt, mitzufahren, und der Wagen schon wartet, treten sie gar nicht mehr mit ihm ein; so kommt er trotz der Begegnung allein mit dem Abend ins Birrfeld hinunter, nun völlig sicher, daß kein Platz mehr für ihn auf dem Neuhof ist.

63.

Es geschieht so, wie Fellenberg prophezeit hat; nach einigen Monaten liest Heinrich Pestalozzi in der Schaffhauser Zeitung, daß der edle Kaiser Josef II. im neunundfünfzigsten Jahr seines Lebens und im fünfundzwanzigsten Jahr seiner Regierung gebrochenen Herzens gestorben sei. Damit ist der Rest seiner heimlichen Hoffnungen allein auf seinen Nachfolger Leopold II. gestellt, und im Herbst wagt er es, ihm mit einer Schrift durch den Grafen Zinzendorf seine Dienste anzubieten. Aber auch damit hat Fellenberg recht gehabt, der Brief bringt ihm nie eine Antwort ein, und während er nach Trostgründen sucht, stirbt der neue Kaiser seinem Bruder rasch hinterher.

Unterdessen ihm die Weltgeschichte diesen Strich durch seine phantastische Rechnung macht, beeilt sich sein Sohn Jakob mit der Anna Magdalena Fröhlich von Brugg; im einundzwanzigsten Jahr macht er Hochzeit, und seitdem sitzt Heinrich Pestalozzi wirklich auf dem Altenteil im Neuhof. Seine Frau ist nun fast immer bei ihrer Freundin auf Schloß Hallwyl, und ihn treibt seine einsame Ruhelosigkeit wieder mehr nach Zürich, wo er den Rest seiner alten Freunde gelegentlich um neue vermehrt. Noch immer ist es die gelobte Stadt schwärmerischer Jünglinge, denen die Lage am See, der Ausblick ins Gebirge, dazu die gastliche Geselligkeit ihrer reichgewordenen Bürger und nicht zuletzt das durch Bodmer — den auch nun längst gestorbenen — begründete literarische Leben einen Zauber von freier Schönheit vortäuschen. Obwohl seine Schriften weder im Einklang mit dem Wesen der Stadt noch mit ihrem Ruf stehen, ist der Verfasser von Lienhard und Gertrud doch für manchen der fremden Jünglinge eine Bekanntschaft, die ihnen zugehörig scheint; und das Angenehmste, was Heinrich Pestalozzi von seinem Ruhm erlebt, wird ihm von ihnen gelegentlich in Zürich zuteil.

So trifft er einmal einen jungen Holsteiner namens Nicolovius, der mit dem Grafen Stolberg nach Zürich gekommen ist und sich — wie er Heinrich Pestalozzi sagt — seit Beginn der Reise darauf gefreut hat, ihn zu sehen. Die norddeutsche Kühle des jungen Mannes entspricht wenig dieser warmen Versicherung, und er erwartet eigentlich nicht viel, als er ihn einlädt, ihn einmal auf dem Neuhof zu besuchen. Wie er dann aber kommt, ist er ohne seinen Grafen viel weniger steif, und als sie erst einen Spaziergang miteinander machen übers Birrfeld und Müligen nach der Reuß hinunter, erschließt er ihm bald sein Herz. Der Jüngling hat all seine Schriften mit glühendem Eifer gelesen und den Plan seines Lebens darauf gebaut. So erlebt Heinrich Pestalozzi ganz unvermutet an ihm das Glück einer wirklichen Jüngerschaft; in der Gedrücktheit seiner Lage wird das ein berauschendes Erlebnis für ihn, und wie er trotz Iselin und Battier niemals zu einem der Schweizer Freunde hat sprechen dürfen, so öffnet er diesem Jüngling sein Herz. Es sind rauschhafte Stunden für ihn, und darum fällt ihm die Traurigkeit so

schneidend ins Herz, als um einer Besorgung willen sein Sohn ins Zimmer kommt und die beiden nebeneinander stehen, ziemlich gleich groß im Bau, aber der eine stumpf und von der Verbitterung seiner Krankheit mißmutig, trotzdem er das fröhlichste Frauenzimmer der Welt sein eigen nennt, der andere hell, klug und voll Schwung, ein junger Bach, in den er alle Trübheit seines Alters gießen könnte, ohne die gläserne Helligkeit zu trüben. Ach wäre es mein Sohn! schreit eine Stimme in ihm auf, wieviel leichter stände ich in der Welt, einen solchen Erben meiner Wünsche für die Menschheit zu haben! Und um nicht weinend über diesen Zwiespalt dazustehen, läuft er hinaus gegen den Wald, mit stürzenden Tränen wie in seiner Jugend.

64.

Nicht lange danach macht Heinrich Pestalozzi die erste größere Reise seines Lebens; die Tante Weber in Leipzig ist gestorben, und weil er am ehesten abkömmlich ist — wie ihm der Vetter Hotze in Richterswyl nicht ohne Spott mitteilt — reist er als Erbbevollmächtigter seiner mütterlichen Familie hin. Er reist gern, weil er sich freut, das Bärbel wiederzusehen, das ihm in den fünfzehn Jahren als Frau Groß nicht untreu geworden ist und aus seinen Briefen von allem Schicksal weiß. Dahinter aber lockt die Hoffnung, daß er nun selber in dieses große Deutschland fährt, aus dem ihm immer noch das stärkste Echo gekommen ist. Vielleicht, daß er dort einen Fürsten für seine Pläne findet!

Die Fahrt geht noch im nassen März über Schaffhausen, Ulm, Nürnberg, Bamberg; aber diese Städte sind nur die größeren Nachtpausen in der endlosen Fahrt, die durch ein Gewirr von waldigen Hügeln, Wiesentälern und Ackerfeldern unaufhörlich über neue Grenzen in immer fremdere Gebiete führt. Wie es heißt, sind deutsche Heere nach Frankreich gezogen, den gefangenen König zu befreien, und überall begegnet er den Spuren dieses Feldzugs, sodaß er froh ist, nach einer fast vierzehntägigen Reise endlich in Leipzig zu sein. Er findet seine Schwester, die als Mädchen fortgegangen ist, als eine stattliche Matrone wieder an der Seite eines Mannes, der vom ersten bis zum letzten Augenblick des Tages keinen andern Gedanken hat als sein Geschäft. Die Förmlichkeiten der Erbschaft denkt er bald zu erledigen und danach den eigenen Sachen nachzugehen; aber eine Eingabe zieht die andere nach sich und ein Anwalt den andern; schon nach acht Tagen sitzt er vor einem Berg von Akten, und jedes Papier hat die Sache schwieriger gemacht. Dabei ist er ein Schweizer unter lauter Sachsen, und so komisch er ihre Sprache findet, sie können das Lachen nicht verhalten vor der seinen. Selbst wenn er jemand für seine Sache eifrig gemacht hat, zerstört ein Gespräch mehr, als drei Briefe Nutzen brachten. Ist er in der Schweiz mit seinen Taten der Narr der Leute gewesen, so wird er es hier mit seiner Erscheinung; er ver-

mag schließlich nur noch ängstlich über die Straßen zu gehen, weil immer wieder die Buben mit Gelächter hinter ihm drein laufen.

Sein geheimer Plan, nach Weimar oder sonst an einen Fürstenhof zu fahren, verdrückt sich dadurch; verschüchtert und ingrimmig über die langwierigen Termine und die Ergebnislosigkeit seiner Reise fängt er bald an, Heimweh zu kriegen, und eher, als er gedacht hat, ist er auf der Rückfahrt. Nicht einem Menschen hat er ernstlich von seinen Dingen sprechen können, aber mit seinen Luftschlössern im Ausland ist er trotzdem fertig. Er hat gesehen, daß Zürich und Leipzig für ihn dasselbe ist; hier wie dort gibt es Stadtbürger, deren Namen einem gefüllten Geldsack den Klang verdankt; hier wie dort sind diejenigen weiße Raben, die mehr als ihren Vorteil wollen, nur daß er die weißen Raben in der Schweiz allmählich kennt und zu beurteilen weiß, während er dort nicht einmal zu einer oberflächlichen Kenntnis kommt! Auch auf der Heimreise sieht er nichts von den Ländern, durch die sein Postwagen fährt. Überall Postmeister, Stadtsoldaten und Zöllner, Schlagbäume und mürrisch geöffnete Stadttore. Ohne ein eigentliches Erlebnis kommt er tief gedemütigt wieder an und nicht geneigt, mehr als seinen geschäftlichen Bericht von der Reise zu geben. Daß er zweimal dicht am Rheinfall vorüber gekommen ist, erfährt er erst, als man ihn danach fragt.

Das einzige, was er mitbringt, ist eine genauere Kenntnis der Vorgänge in Paris, von denen täglich neue Blutberichte nach Leipzig kamen. Noch lebt der König, aber schon weiß man, daß er kaum mehr als ein Gefangener der Empörer ist. Auch sonst scheint die Weltordnung einzustürzen; das Elend und die Verzweiflung der Armut steht auf, wie Heinrich Pestalozzi es längst befürchtete, und da er das Heilmittel angepriesen hat, die Regierungen mit ihren Völkern übereins zu bringen, kommt er sich wie ein Prophet vor, auf den niemand hören wollte. Aber als bis in den Hochsommer hinein sich die Schreckensnachrichten häufen, sodaß es scheint, als ob Paris den Untergang Jerusalems noch einmal erleben solle, bekommt er die Nachricht, daß ihm die Nationalversammlung in Paris das Ehrenbürgerrecht des französischen Volkes verliehen habe. Achtzehn Ausländern ist es zugesprochen worden, und neben den weltberühmten Namen Washington, Klopstock und Schiller sieht er den seinen geehrt, wie er es niemals geträumt hätte.

Er ist wieder einmal mit Hans Heinrich Füeßli zusammen — den sie unterdessen in Zürich auf den Lehrstuhl für vaterländische Geschichte am Collegium Carolinum berufen haben — als die Nachricht eintrifft: Das ist was Rechtes, spottet der, um seine Freude zu verbergen, Ehrenbürger einer Räuber- und Mörderbande zu sein! Aber in seinem Kopf haben alle Gedanken schon eine neue Windrichtung angenommen: Wo Heinrich Pestalozzi Ehrenbürger wird, sagt er fest und bleibt in seiner Gläubigkeit allem Hochmut fern, ist etwas Gutes im Wege! Für eine Räuberbande könnten sie landauf, landab schon andere Leute finden, auch in Zürich.

Trotzdem, ein Ehrenbürger des Aufruhrs bleibst du, sagt Füeßli nun gleichfalls ernst und setzt seinen Hut auf, weil er doch gehen will! Da gibt ihm Heinrich Pestalozzi die Hand, und jedes Fünzelchen seines braunen Gesichts scheint einzeln zu lächeln: Du meinst, weil ich selber ein Aufrührer sei? Ich hätte freilich gern euren Brei gerührt, er war zu zäh für meine Holzlöffel, die mir nacheinander zerbrochen sind. Was gilts, die haben eiserne Löffel, und ihr werdet daraus essen müssen!

65.

Seit diesem Tag ist ein Schein in der Welt, der Heinrich Pestalozzi das Blut unruhig macht; er fühlt, daß es die Sache der Menschheit ist, die in Paris verhandelt wird, und soviel Greuel da mit Greueln totgeschlagen werden: sein Glauben an die Sittlichkeit der Menschennatur ist unverrückbar, sodaß er aus der wilden Mordnacht getrost auf ein Morgenlicht wartet, das auch seinen Dingen scheinen soll. Für ihn bedeutet die Verkündigung der Menschenrechte auch die der Menschenpflichten; während die Franzosen ihrem König den Kopf abschlagen, schreibt er in einer glühenden Schrift sein klares „Ja oder Nein" zu dem Aufruhr der verwahrlosten Menschennatur; und weil er sieht, wie nun das Christentum von denen zur Hilfe gerufen wird, die es bisher nicht brauchten, scheut er sich nicht, die Übereinstimmung der christlichen Lehre mit den sozialen Forderungen der Revolution in einer zweiten Flugschrift darzulegen, da er die „Dazwischenkunft des Menschengefühls im Streit einiger Meinungen über das tierische, das gesellschaftliche und das sittliche Recht unserer Natur" nennt. Aber er findet keinen Drucker in der Schweiz für diese Kühnheiten, und seine Freunde sind erlöst, daß er sie ins Schubfach legt.

Indessen Heinrich Pestalozzi so die flackernden Brände der Zeitgeschichte in den Spiegel seiner Ideen nimmt, sitzt er immer noch auf dem Neuhof im Altenteil; so kommt ihm eine Anfrage seines Vetters, des Doktors Hotze, recht: Der will eine längere Reise nach Deutschland machen, wo seine Tochter einen Herrn von Neufville in Frankfurt heiratet, und er soll ihm über den Winter das Haus in Richterswyl hüten. Er sieht sich als stellvertretender Hausherr in die Sorglosigkeit eines wohlhabenden Hauses am See verpflanzt, den Freunden in Zürich mit einer nicht zu umständlichen Schiffahrt erreichbar und mitten in einer Landschaft, die ihn mit den letzten Gesängen der Weinernte umfängt und gegen das rauhe Birrfeld ein einziger Garten ist. Zum erstenmal in seinem unrastigen Mannesleben weicht die Täglichkeit der Sorgen von ihm zurück, und während er in den ersten Tagen sein zeitweises Besitztum abschreitet, gegen den See hinunter und bis an den Wald hinauf, kommt es ihm vor, als habe er in seinem Leben noch keinen Spaziergang gemacht.

Wie er nun eines Tages unten am See sitzt und sich von der letzten

Wärme der Herbstsonne durchschauern läßt — es ist dieselbe Stelle, wo ihn die Mutter damals auf den Armen ins Haus holte — muß er an den Knaben im Federhut denken, der es unterdessen bei den Österreichern zum General gebracht hat. Wo sind meine Taten? fragt er da in die blausonnige Seewelt hinaus, und alles, was er an großen Dingen versuchte, erst mit seinen mißlungenen Gründungen, danach mit seiner Feder, scheint ihm ärmlich und zerstreut. Wohl hat er mit Lienhard und Gertrud einen Plan aufgebaut, wie der verwahrlosten Menschheit zu helfen wäre, aber der Plan ist auf das Herrenrecht gegründet gewesen, das er nun überall wanken sieht. Er ist nicht auf den Grund der Menschennatur gegangen, er hat seine Vorschläge an Verhältnisse geklebt, die sich vor der großen Abrechnung, die nun kommt, nicht halten können, und so bröckeln sie mit ihnen hin. Nichts scheint ihm fest in dieser Zeit, als der Gedanke der menschlichen Sittlichkeit, der sich im Schicksal der Tage aufringt und aus dem allein die Ordnung der Zukunft kommen kann.

Er sitzt noch mitten in dieser Rechnung, als er drei Männer vom Haus herunter an den See kommen sieht, von einer Magd zu ihm gewiesen: Landfremde, die er aus Zürich kennt, zwei Deutsche und der dänische Dichter Baggesen; der eine Deutsche aber, namens Fichte, hat die Tochter einer Freundin in Zürich geheiratet und ist ihm dadurch wie durch den Steilflug seiner Gedanken vertrauter geworden. Wie die drei gerade in dieser Stunde daher kommen, wird ihm alttestamentlich zumut, so wohl tut ihm ihre Gegenwart. Noch sind sie keine Stunde da, als er schon tief im Gespräch ist, wie nichts nötiger sei als eine Nachforschung über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts. Die Zeit der Abrechnung ist da, und allein aus der Natur kann die Formel gefunden werden! Er hat ein Gefühl, als ob ihm in der Tiefe ein Strom aufgebrochen wäre, daraus seine Rede zur Sprache des Lebens selber würde. Und da es Männer sind, die wie er diese Zeit im Innersten erleben, die nicht wie die Regierenden und Besitzenden händeringend um die bedrohte Macht und ihren Reichtum dastehen, sondern in sich die Seele und das Schicksal ihres Volkes fühlen, spricht er nicht tauben Ohren. Der Tag geht hin und die halbe Nacht; und obwohl sie kaum Wein dazu trinken, ist ein Rausch in ihnen, daß sie sich aller Dinge kraft ihres Geistes mächtig fühlen.

Als gegen Mitternacht der Mond aufgeht, treten sie noch einmal hinaus, wo eine alte Linde ihre Äste über den Hof senkt. Das ist unser Freiheitsbaum, sagt Heinrich Pestalozzi und faßt die Hände seiner Nachbarn: seine Wurzeln im Saft der Erde halten seine Krone im Wind; kein dürrer Steckling, sondern eine gewachsene Kreatur! Ehe sie es selber merken, hat sich auch der vierte eingefaßt, sodaß sie in einem Ring um den Lindenbaum dastehen. Aber der Stamm ist so dick in den Wurzeln, daß sie sich alle vier ihm dicht zuneigen müssen und mehr in einer Umarmung als zum

Reigen dastehen: Es ist nichts mit dem Tanzen, sagt Heinrich Pestalozzi, jetzt weiß ich, warum die Freiheitsbäume der Franzosen so dünn sind!

66.

Danach fühlt Heinrich Pestalozzi, wie alles in seinem Leben der Auflösung entgegengeht. Nach dem Winter in Richterswyl findet er sich nicht mehr in den Neuhof zurück; wohl hält er sich auch danach noch wochenlang dort auf, aber seitdem seinem Sohn eine Tochter Marianne geboren ist, die ihn zum Großvater macht, sitzt er nur noch wie ein Zuschauer dabei, wenn sie sich abends im Lichtkreis um den Tisch sammeln — es ist immer noch die Messinglampe, die ihm schon in Müligen geleuchtet hat und bis auf den Tag das Staatsstück des Hauses vorstellt. Er ist nun wieder viel und gern bei seiner Mutter, die noch einmal nach der kleinen Stadt hinübergezogen ist, wo sie mit einer Aufwärterin in zwei Stuben ihr einsames Wesen hat; denn auch das Babeli liegt bei St. Leonhard begraben nach seinem tapferen Leben. Sie ist nun in der Mitte der Siebziger, schlohweiß und eingeschrumpft; doch weiß sie noch immer, daß sie eine geborene Hotzin ist, und Heinrich Pestalozzi erfährt manchen Tadel, weil er nicht acht gibt auf ihre Ordnung und Reputation. Am liebsten hat sie, wenn er ihr vom Bärbel und seinem Besuch in Leipzig erzählt; es gibt Fragen, die sie schon hundertmal gestellt hat und deren Antwort sie doch immer mit der gleichen glücklichen Neugier abwartet. Auch ein paar dunkle Stellen sind da, wo sie den Kopf schüttelt und am Boden wie auf einer Landkarte sucht; doch kennt er die Brücken, um sie rasch hinüberzubringen in die Umstände ihrer Täglichkeit.

Eines Tages im März wacht sie nicht mehr auf aus ihrem Mittagsschläfchen; aber als er sie findet, liegt abgegriffen und weich, kaum noch wie ein Papier, der letzte Brief ihres Johann Baptista unter der Schürze, als ob sie ihn auch noch vor dem Tod ängstlich verstecken wolle.

Nun stehen wir vorn, sagt Heinrich Pestalozzi zu seiner Frau, als sie von dem Kirchhof bei St. Anna zurückkommen und abgesondert von den Leidtragenden in die leere Wohnung der Mutter gehen: wir beide sollten nun hier wohnen und auf den Herold mit der Sense warten! Aber Anna Schultheß, die auch schon achtundfünfzigjährig und eine rechte Großmutter ist, hat in den dreißig Jahren gelernt, daß nichts weniger als abwarten seine Sache ist: Wer weiß, sagt sie und lächelt ihn mit der Güte an, die über alles Schicksal ihr edelstes Teil für ihn geblieben ist: wer weiß, auf welchen Wegen wir noch gehen und den Herold abholen müssen!

(Fortsetzung folgt.)

Die politischen Voraussetzungen des modernen Krieges.

Von

Friedrich Lenz.

I.

Wir haben die technischen sowie die ökonomischen Voraussetzungen des modernen Krieges uns vergegenwärtigt. Was ergibt sich aus ihnen als Deutschlands grundsätzliches Kriegsinteresse? Erschöpfen die Schlüsse, die ich zog, bereits den ganzen Sinn der Katastrophe, die uns überrascht hat, den vollen Wert der Opfer, die wir der noch unerkannten Zukunft bringen? Die Frage heischt ein Aufdecken der letzten Wurzeln, aus denen jedes kriegerische Interesse Nahrung nimmt.

Unser gerühmter wirtschaftlicher Aufschwung, dem wir tatsächlich ja die vorläufige Erhaltung und Vermehrung unseres Volkstums auf engem Raum zu danken haben, hat doch keinerlei ethische Werte neu schaffen können, welche für sich allein den Einsatz unserer nationalen Kraft verlohnten. Ein Krieg auf rein wirtschaftlicher Basis mag um den Futterplatz daheim oder über See uns aufgezwungen werden; in jedem Falle fehlt ihm dann ein zündendes Ideal von jener Stärke, wie es dem deutschen Volke aus den Jahren der Napoleonischen Bedrückung und Zerrissenheit bis zur Reichseinheit hin erwuchs, wie es unseren Gegnern Frankreich und Rußland in der Revanche und im Panslawismus seither anspornend zur Seite stand. Wie 1914 zeigt, hatten freilich die überkommenen Ideale der Einheit und der Freiheit noch nichts von ihrer latenten Macht verloren, erwiesen sie sich mächtig auch an der jungen Generation; aber bereits Bismarck, obwohl er nicht die volle Erfüllung brachte, hat doch das Ideal zur Wirklichkeit gewandelt und seine Stoßkraft abgeschwächt in das Beharrenwollen im Errungenen. Das Werden des Deutschen Zollvereins ist bis zur Reichsgründung ein Stück politischer Geschichte, noch Bismarck selbst hat unser Kolonialreich aufgebaut; seither aber laufen die Linien unserer politischen und wirtschaftlichen Entwicklung immer weiter auseinander. Von 1902 bis 1912 wuchs

Deutschlands Kolonialbesitz nurmehr von 2,6 auf 3 Millionen qkm, unser Außenhandel aber von 11 auf über 20 Milliarden Mark.[1]).

Die Diskrepanz unserer politischen und wirtschaftlichen Entwicklung stellt uns bis heute noch zwischen jene Völker, denen der Erdball gehört, und jene, deren Stillstand oder raschen Niedergang das abgelaufene Halbjahrhundert sah. Wir haben des alten Reichs zentrale Stellung auf dem Kontinent und sein natürliches Kolonisationsgebiet im Osten eingebüßt und doch nichts über See dafür gewonnen. In einer Welt, deren nationale Besiedelung endgültig scheint, in der jeder zweite Mensch ein britischer Untertan oder ein Chinese ist, deren Oberfläche zu einem weiteren Fünftel Rußlands Szepter untersteht, zählen wir kaum 25000 Deutsche in unseren Kolonien, doch vier Millionen Slawen in unseren Osten eingesprengt und zwölf Millionen Stammesgenossen in das Schicksal der Donaumonarchie beschlossen. Alles weist uns darauf hin, hier in Zentraleuropa, unserer historischen Mission getreu, das Schwergewicht der Macht zu bilden, die nationalen Ideen der Deutschland vorgelagerten Nationen — der Schweden, Polen, Ungarn und Rumänen — in unseren Dienst zu stellen und so den Druck des russischen Kolosses von jenen Gegenden zu nehmen, welche heute gleich Afrika und Mittelasien Punkte geringen Widerstands abgeben und welche nach ihrer geschichtlichen, ethnographischen und wirtschaftlichen Gestaltung seit Römerzeiten noch niemals dauerhafte Zentren eigener Macht gewesen sind[2]).

Hier lägen auch wirtschaftliche und kulturelle Möglichkeiten, welche unter Anerkennung des Nationalitätsprinzips doch Deutschland als naturgegebener Vormacht jener Länder wie von selbst sich böten[3]); wogegen über See unserem wirtschaftlichen Interesse kein politisches Interesse ersten Ranges und unserer geringen kolonialen Engagierung kein unentbehrliches Kulturinteresse antwortet.

[1]) In Millionen englischer Quadratmeilen umfaßten:

	1862:	1888:	1912:
Das britische Weltreich	4600	9300	10800
Das russische Weltreich	7600	8600	10200
Türkisches Reich	1800	1300	700
Die Vereinigten Staaten von Nordamerika	1500	3500	3700
Frankreich mit Kolonien	rund 400	1100	4800
Deutsches Reich mit Kolonien	240	600	1200
Österreich-Ungarn	239	241	241
Japan mit Kolonien	150	150	260
Italien mit Kolonien	100	110	700

[2]) v. Winterstetten in seiner offiziös abgelehnten Schrift Berlin-Bagdad, S. 15/16, erwähnt doch mit Recht, daß in Südosteuropa 27 Millionen Nichtslawen 17½ Millionen Slawen gegenüberstehen.

[3]) Daher erscheint die Sprengung des Reifens, der seit 1867 die Nationalitäten Ungarns zusammenpreßt, als erstes Erfordernis jeder Expansion nach Osten. Nur in bewußter Anlehnung an die Zentralmächte vermögen die 11 Millionen Madjaren sich künftig staatlich, kulturell und wirtschaftlich zu halten.

Die verlorene Aktivität und Werbekraft erneute so sich der politischen Idee des Deutschtums, die in dem jetzigen Reich doch erst zu einem Teil verwirklicht ist; hier aus der Heimat würde unmittelbar die Fülle aller Werte in diese Nachbarländer unhemmbar und befruchtend überströmen [1]).

Die Bevölkerungsbasis des europäischen Kontinents zeigt folgende Verteilung:

	1910:		1930: (nach dem Vermehrungskoeffizienten von 1910 geschätzt)	
Deutsches Reich	65	Mill. Einwohner	82	Mill. Einwohner
Österreich	28½	„ „	34	„ „
Ungarn	21	„ „	24	„ „
Bosnien	2	„ „	2	„ „
Der Zweibund	116	Mill. Einwohner	142	Mill. Einwohner
Luxemburg—Belgien	7⅔	Mill. Einwohner	9⅓	Mill. Einwohner
Niederlande	6	„ „	7½	„ „
Dänemark	2¾	„ „	3½	„ „
Russisch-Polen	12½	„ „	16	„ „
Rumänien	6	„ „	8	„ „
Serbien—Montenegro	3	„ „	7	„ „
Schweiz	3¾	„ „	4¾	„ „
Kleinere Nachbarn zu Lande	42	Mill. Einwohner	56	Mill. Einwohner
Schweden	5½	Mill. Einwohner	6⅓	Mill. Einwohner
Norwegen	2⅓	„ „	2⅔	„ „
Finnland	3	„ „	4	„ „
Skandinavien	11	Mill. Einwohner	13	Mill. Einwohner
Frankreich	39⅔	Mill. Einwohner	41	Mill. Einwohner
Italien	34⅔	„ „	39	„ „
Spanien	19½	„ „	21	„ „
Portugal	5½	„ „	6	„ „
Romanische Nationen	99	Mill. Einwohner	107	Mill. Einwohner
Europäisches Rußland (ohne Finnland und Polen)	126	Mill. Einwohner	155	Mill. Einwohner
Bulgarien—Griechenland—Europ. Türkei	14	Mill. Einwohner	17	Mill. Einwohner

[1]) Europa zählt 9,7 Millionen qkm Fläche; davon entfallen von 1814 bis 1914 auf

Europäisches Rußland	5,5	Millionen qkm,
Romanische Staaten	1,5	„ „
England und Skandinavien	1,1	„ „
Österreich-Ungarn und Balkan und Türkei	1,1	„ „
Deutsches Reich (seit 1871)	0,54	„ „

Noch Mitte des 16. Jahrhunderts aber umfaßte das Deutsche Reich einschließlich des deutschen Ordensgebietes rund das Doppelte des heutigen Umfanges; bis zur Auflösung blieb es größer als das heutige Reichsgebiet Preußen war vor 1806 größer als nach 1815. Der Deutsche Bund umfaßte bis 1866 ein weiteres Gebiet als das heutige Deutsche Reich. Die Folgerungen aus diesen vor dem Kriege niedergeschriebenen Bemerkungen zieht in diesem Augenblick bereits die Zeitgeschichte, mag es uns nun bequem sein oder unerwünscht.

	1910:	1930: (nach dem Vermehrungskoeffizienten von 1910 geschätzt)
Großbritannien in Europa	45¾ Mill. Einwohner	53½ Mill. Einwohner
Europa überhaupt	454 Mill. Einwohner	544 Mill. Einwohner
Davon der Zweibund	**25,6** %	**26,1** %
Die kleineren Nachbarn zu Lande	9,3 %	10,3 %
Skandinavien	2,4 %	2,4 %
Romanische Nationen	**21,8** %	**19,7** %
Europäisches Rußland (außer Polen und Finnland)	**27,8** %	**28,5** %
Bulgarien—Griechenland—Europäische Türkei	3 %	3,2 %
Großbritannien in Europa	10,1 %	9,8 %
Europa überhaupt	100 %	100 %

Die Bevölkerungsgrundlage des vom 17. bis ins 19. Jahrhundert behaupteten französischen Hegemonieanspruchs verschiebt sich folgendermaßen:

	Deutschland (bis 1870 ohne Elsaß-Lothringen)	Frankreich (seit 1870 ohne Elsaß-Lothringen)
1700	14 Mill. Einwohner	21 Mill. Einwohner
1788	16 „ „	25 „ „
1816	23 „ „	29 „ „
1860	36 „ „	37 „ „
1912	66 „ „	40 „ „
Zwischen 1925 und 1930	80 „ „	40 „ „

Schneller als wir vermehrten sich im 19. Jahrhundert dagegen die Russen und die Angelsachsen. Eine derartige Bevölkerungsverschiebung unter den führenden Völkern Europas kann nicht ohne Folge für die politischen Verhältnisse bleiben, deren Frucht sie zu einem Teil ist.

Im Osten des spezifisch deutschen Teiles von Europa erweitert sich das unserem Einfluß ausgesetzte Gebiet in immer schwächerer Ausstrahlung über Finnland und Litauen bis zur Donaumündung hin, deutsch ist hier heute noch vielfach die Handelssprache; im Westen verengt sich das gleiche Gebiet sofort auf die Rheinmündung zu und stößt hier auf den englisch-französischen Sprachbereich. Die Bevölkerungsdichte unserer westlichen Nachbarn Belgien und Holland beträgt je qkm 252 und 174 Einwohner (gegen 120 bei uns); die der östlichen Ungarn und Polen 64 und 96 Einwohner je qkm (1910). Die Juden Osteuropas tragen, anders wieder als ihre westeuropäischen Glaubensgenossen, die deutsche Sprache bis Sibirien und Palästina.

Aus solchen Voraussetzungen vermöchte nicht nur das Deutschtum eine Sicherheit der völkischen und wirtschaftlichen Existenz zu schöpfen, die ihm beim Fehlen jeder natürlichen Sprach- und Wirtschaftsgrenze gegen Osten bisher abgeht; die Sicherung und Neugestaltung seiner staatlichen Existenz

auf den Grundlinien des alten Reichsbaus könnte auch seinem politischen Ideenschatz zu der seit Bismarcks Tode unvollzogenen Erneuerung verhelfen.

Wir hatten den Kyffhäusertraum der deutschen Einheit ausgeträumt, glaubten unserer äußeren Macht und Freiheit uns für alle Ewigkeit versichert; fast hätten wir darüber die innere Einheit unseres Volksempfindens eingebüßt, verzehrten alle Kraft im Streite um die Macht im Inneren und um die innere Freiheit. Gleich Dornröschen aus langem Schlaf erwacht, sahen wir die Erfüllung unseres Träumens in der Gestalt des kühnen Ritters, unseres Bismarck, plötzlich vor uns; sogleich regte sich in Haus und Hof geschäftiges Treiben, und als wäre nichts geschehen, tönte überall der Lärm und das Getriebe emsigen Tagwerks. Den kaum erweckten Blick trübte der rasche friedliche Erwerb. Wir sahen nicht, daß unser innerer Zustand keinen Vergleich mit anderen Völkern noch mit unserer Vergangenheit zu scheuen brauchte, daß Kampf der gegebenen Parteien auf begrenztem Raum vielleicht Machtverschiebungen, nie aber eine Machtvermehrung uns verschaffen kann, daß also die Zukunft des deutschen Volkes niemals in einer Verengung oder Erweiterung seiner politischen Rechte gefunden werden darf, sondern allein in der Einheit und Stärke der Ideen, die es in sich erzeugt und aus sich in die Welt entsendet. Innere Einheit und Freiheit sind Güter, die uns selbst kein zweites Jena rauben könnte; wo aber finden wir Zielweisungen, die über Erinnern und Wiederholen hinaus neue Form und neuen Inhalt der wachsenden Macht des deutschen Staats gewähren? Wir müssen wieder offensiv denken lernen. Erst diese im langen Frieden überall vermißte Aktivität des politischen Denkens wird uns lehren, alles innerpolitische Leben unter den Gesichtspunkt stärkster nationaler Kraftentfaltung zu stellen, ihm die in der Parteiung verlorene Einheit wieder bringen und so allein erst jene werbende deutsche Kulturpolitik ermöglichen, die als Ausdruck eines zielsetzenden nationalen Willens ihre Strahlen überallhin entsendet und in ihrem Zentrum national gebrochen das Ganze der Kultur der Gegenwart abspiegelt[1]).

Um die innere Geschlossenheit und Fruchtbarkeit des deutschen Gedankens aber schien es schlecht bestellt. Wie sollten zunehmende Zersplitterung und abnehmende Keimkraft Wachstum erzeugen, Werbekraft entfalten? Gleichwie die Idee der äußeren Freiheit und Einheit von den Höhen im 19. Jahrhundert herabstieg zu den Massen, sie mit Nationalbewußtsein füllte, jedoch im täglichen Gebrauch die umgestaltende Gewalt notwendig einbüßte, so verloren auch die das innere Leben Deutschlands tragenden Ideen mit ihrem Eintritt in das Volksempfinden die Kraft des reinen Ursprungs. Aufklärung wie Romantik, dem gleichen Quellgebiet entsprungen, verbreitern und verflachen in den breiten Niederungen der Popularität; auf Massenwirkung und Massenbezwingung ausgehend, erfahren sie die Tragik der Erfüllung: ihre

[1]) Vgl. den Brief des Herrn Reichskanzlers in der „Vossischen Zeitung" vom 12. Dezember 1913 und dazu Max Lenz im „Tag", Ausgabe B, vom 4. Januar 1914.

klaren Anschauungen von Gottheit, Staat und Welt werden durch Beimischungen aller Art bis zur Unkenntlichkeit getrübt, so daß wir wohl modernen Überzeugungen jeder Art begegnen, die in jener größeren Zeit der Klassik wurzeln und nun vermischt mit konfessionellen und sozialen Richtungen unsere Tagespolitik beherrschen, doch nirgends volkstümlichen Idealen, die im Zentrum deutschen Geisteslebens und zugleich im Brennpunkt des politischen Lebens stünden [1]). Denn was war die Signatur unserer inneren Politik im Augenblick der drohenden Kriegsgefahr? Dem eingangs erwähnten Nachlassen der Sozialgesinnung entsprach ein Verkümmern der sozialistischen Ideenwelt. Der Gegensatz von Liberal und Konservativ wurzelte keineswegs mehr in geschlossenen Weltanschauungen, der Kampf der „bürgerlichen" Parteien wider den „Umsturz" ermangelte eines durchführbaren Programms und hätte nebenbei das Reich den äußeren Feinden überliefert [2]). Die Wirtschaftspolitik der „staatserhaltenden" Parteien stieß auf wachsenden Widerstand des Auslandes. Die katholische Partei hätte noch Märtyrer der Idee zu stellen vermocht, aber ihre Idee lag außerhalb des deutschen Staatsgedankens und kämpfte um ihre nationale Einkleidung wider Rom; während die evangelische Kirche eben durch ihre zu enge Verbindung mit dem Staat in ihrer geistigen Kraft wie gelähmt erschien. Philosophie und alle Wissenschaften verloren, wollten sie nicht käuflich werden, jeden unmittelbaren Zusammenhalt mit dem politischen Leben, das in unserem „demokratischen" Zeitalter solch aristokratischer Tendenzen sich fortschreitend entäußerte und lieber dem banalen Durchschnitt huldigte. Die ewig gleichen Instinkte der Masse, der ewig gleiche Machthunger der „Führer" sowie die zunehmende Selbstsucht ihrer Drahtzieher und die stets geschicktere Mache der „öffentlichen Meinung" ließen jedes tiefere Interesse an tagespolitischen Vorfällen schwinden. Am Ende zeigte sich, noch verhüllt, eine neue berufsständische Vertretung unseres Volkes im Werden, wie sie ja außer im 19. Jahrhundert unser politisches Leben seit jeher geformt hat; doch ohne leitende Ideen hätte sie die Zersplitterung nicht beheben, die notwendige Eingliederung jedes innerpolitischen Gegensatzes in die politische Gesamtstruktur nicht fördern können.

[1]) Das Wiederaufleben des religiösen Zwiespalts im 19. Jahrhundert braucht in diesem Zusammenhang als negatives Charakteristikum gerade und ausschließlich der deutschen Entwicklung nur angedeutet zu werden. Deutschland, während des Mittelalters kirchlich geeint, zählte zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens 9/10 seiner Bewohner dem evangelischen Bekenntnis zu, in der Gegenwart nur mehr die gute Hälfte. Mag die innere Reibung auch Kräfte wecken, so nimmt sie doch auch Kraft. Über die religiöse und konfessionelle Bedeutung des europäischen Krieges möchte ich nichts mutmaßen.

[2]) Diejenigen Parteien zeigten kein erhebliches Maß politischer Gesamtreife, welche am Vorabend des großen Krieges den Kampf wider den „inneren" Feind auf den sozialen und wirtschaftlichen Streit zu ungunsten der Arbeiter ausdehnten; vgl. das polizeiliche Vorgehen gegen die Streiks in Sachsen und Preußen, zum Grundsätzlichen jetzt auch Wald. Zimmermann in den „Verhandlungen des Evangelisch-Sozialen Kongreß" 1914.

Welche bändigende Kraft einer nationalen Zielsetzung eignet, beweist in dem noch stärker zerklüfteten Frankreich jener Revanchegedanke, in den sich die Idee der gallischen Vorherrschaft seit vollen fünfzig Jahren inkarniert hat; zeigt der Glaube des russischen wie des angelsächsischen Menschen, wie des Chinesen in die Auserwähltheit gerade seines Volkes. Uns Deutschen haben unser Hang zur Selbstprüfung, unsere wissenschaftliche und kosmopolitische Überlieferung und eine an fremden Vorbildern seit drei Jahrhunderten genährte Lebensführung Instinkte gleicher Art versagt, unser neues Reich hat uns Erkenntnis und Bewußtheit einer zentralen politischen Aufgabe bislang nicht gegeben; wir lernten zwar in der Schule, daß am deutschen Wesen dereinst die Welt genesen solle, aber wir haben es uns mit Recht mehr intensiv als extensiv ausgelegt. So äußerte sich der Ablauf der nationalen Idee bei uns in einem Nachlassen ihrer unmittelbaren Gewalt, in einer verhältnismäßigen Sättigung und Friedfertigkeit hinsichtlich der äußeren Politik, die zu der allgemeinen Unersättlichkeit und Friedlosigkeit unseres inneren Lebens im fühlbarsten Gegensatze stand. Weitere Kreise empfanden vielleicht den Mangel leitender Ideen in unserer Auslandspolitik als Hemmnis auch jeder kräftigen Inlandspolitik, legten den Unterschied von der Vergangenheit in das Fehlen einer über Menschenwitz und Menschenschicksal hinausweisenden Zentralidee; aber die dadurch mitbedingte Leere unseres inneren Daseins schien gerade ihnen als das tiefste Hindernis jenes aktiven Geistes, den noch jede aufstrebende Epoche unserer Geschichte gezeitigt hat. Und in der Tat gehört ein Glauben und Fürwahrhalten dazu, die Kraft politischer Ideen als lebenzeugend anzusehen. Hat wirklich die vergangene Zeit des Friedens und der wirtschaftlichen Blüte unsere geistige Verarmung nicht verhindern können, war wirklich unsere politische Aktivität mit und durch Bismarck ausgeschöpft, dann ist der Glaube nicht zu kühn, daß neuer Kampf uns neue Ziele weisen wird und daß sie eine Erweiterung des abgelaufenen Bismarckschen Programms, ja eine Neuschöpfung auf seiner Basis bieten werden. Erst die Fortbildung, nicht schon die Wiederholung einer Idee verbürgt ja, wie man mit Recht gesagt hat, ihr Fortleben. Mehr denn je gewinnt ein Gedanke des politischen Handelns Bedeutung erst durch die suggestive Kraft, mit der er die führenden Schichten eines Volks ergreift, die Masse im gegebenen Augenblick mit fortreißt und sich der Welt aufzwingt; durch die Kraft des Glaubens also, der den Menschen gefangen nimmt und als Leitstern jedem Einzeldasein Ziel und Weg weist[1]).

[1]) Bezeichnend für das Handinhandgehen kultureller mit politischen Aspirationen in der Gegenwart sind nächst der nordamerikanischen Politik die madjarischen und rumänischen „Kulturliguen", das französische und das russische „Kirchenprotektorat" im nahen Orient, die angelsächsischen „Auslands-Hochschulen" in Südamerika, der Türkei, in China. — Die russisch-französische Propaganda in Rumänien 1913 wandelte auf gleichen Bahnen, wogegen unsere Auslandsvertretungen nicht die gleiche Fühlung mit dem geistigen Leben der Heimat besaßen; sollte das Schwergewicht Mitteleuropas

Daher ist jeder politische Glaube Zukunftsverlangen, das Wollen eines Unerfüllten, ist jedes saturierte Sichgenügen nationale Glaubensschwäche oder Lauheit, heute und für uns doppelt verderblich; denn wir sahen, daß das Wachstum der Weltreiche und das Abnehmen aller nur auf Vergangenes gebauten Staaten das Kennzeichen der letzten fünfzig Jahre war und daß unser Deutschland von 1914 in dieser Entwicklung noch eine Zwischenstellung einnahm; aus seiner weltpolitischen Jugend wohl erklärbar, setzte sie doch seine Zukunft mancherlei Gefahren aus. Denn ein Volk, als die unzerbrechliche Kette von Generationen, gebietet anders als ein isolierter Mensch dem Augenblicke nur, wenn es seiner Zukunft gewiß ist; es nährt den Lebenswillen nicht mit flüchtigen Eingebungen, mit populären oder diplomatischen Launen, sondern entnimmt der eigenen Geschichte Maß und Richtschnur seines Vorgehens. Ein solcher Glaube an die eigene Zukunft, der Gestaltung heischt, ist notwendig aktiv. Sogar die Märtyrer aller Bekenntnisse duldeten nicht passiv, was ihnen aufgelegt wurde, sondern forderten den Tod heraus für ihre Überzeugung; Christus wollte nur in Jerusalem König der Juden werden. Und ist etwa die Unterwerfung Mittelamerikas und des Stillen Ozeans unter den Willen Nordamerikas, sind das britische Kalifat von Kairo bis Kalkutta oder das Russenreich von Danzig bis Charbin keine aggressiven Gedanken? Bleibt uns anders als zwischen Vorwärts und Zurück überhaupt die Wahl? Läßt die kulturelle Expansion des deutschen Volkes, die Ausbreitung der deutschen Gesittung sich vollenden in einem nordamerikanischen Mexiko, auf einem slawischen Balkan, in einer russisch-britischen Türkei? Verfolgten 1913 Frankreich und Italien ihre vorderasiatischen Interessen nicht mittels politischer Abmachungen auf Kosten unserer national herausstaffierten Bagdadbahn? Nationale Selbstverwaltung ohne staatlichen Anspruch hat einst das Griechentum innerhalb des toleranten römischen Imperiums sich erhalten; auch die Franzosen in Kanada, die Finnländer in Rußland, die Buren jetzt in Südafrika bewahren ihre Eigenart dank der ihnen verliehenen Selbstregierung. Ein von Rußland besiegtes und staatlich vernichtetes Ostdeutschland vermöchte vielleicht gleichfalls völkisch und geistig manche Gebiete zu behaupten, es könnte sogar mit Polen und Balten den Sauerteig des Slawentums abgeben; doch die durch Bismarck vollzogene Einigung der nationalen Kraft weist selbst das schwächlichste Gemüt auf andere Bahnen [1]). Wären Deutschlands machtvolle Kultur und Wirtschaft nicht endlich doch verkümmert, wenn unsere „friedliche" Ausschließung vom staatlichen Wettbewerb durch England angehalten hätte?

nach dem Kriege in Deutschland gelegen sein, dann würde insoweit auch die geistige Struktur der „subgermanischen" Grenzländer notwendig Veränderungen erleiden.

[1]) Der Untergang Westroms so gut wie der Ostroms wahrte zum Beispiel den beiden Hauptstädten Rom und Konstantinopel ihre politische Zentralstellung; ja, diese wurden jetzt erst recht eigentlich Vororte jener germanischen und vorderasiatischen Reiche, die sie aus eigener Kraft zu beherrschen nicht vermocht hatten.

Die nationale Idee, aus der heraus das Reich geboren ist, muß jeder schwächlichen Verleugnung und Verneinung widerstehen, der Glaube an die deutsche Zukunft fordert anderes. Er verlangt die Versöhnung und Vereinigung jener drei Kraftäußerungen jedes Volkstums — seiner Macht, Kultur und Wirtschaft — nach der Weise unserer Vorfahren und im Geist der großen Mächte aller Zeiten; er schweißt im Kriegsfeuer die drei zur Einheit fest zusammen. Jetzt gilt es zu entscheiden, ob wir eigene Saaten säen oder fremde Felder bauen, uns verengern oder uns entfalten sollen.

Von außen, durch den Willen unserer Feinde und in Schicksalsgemeinschaft mit dem Bruderstaat im Osten trifft uns der Zwang zur Entscheidung und läßt uns nicht die Wahl; der Vorhang des Welttheaters hebt sich, und als Handelnde betreten, die da redeten und schrieben, jetzt die Bühne. So übermächtig die Gewalt der Stunde uns gepackt hält, so wenig war unser Wollen und Empfinden auf dies Kommen der Entscheidung eingestellt. Führende wie Geführte ließen eher ein Abspannen als ein Anspannen der nationalen Energie erkennen, amtliche Publizistik wie private Erwerbstätigkeit wiegelten jede politische Erregung der Massen, jede „unberufene" Zielsetzung einzelner ab und vergrößerten bewußt die Kluft, welche sich von Jahr zu Jahr wachsend zwischen dem politischen Wollen und dem wirtschaftlichen Vollbringen, zwischen Deutschlands amtlicher Saturiertheit und dem unverhüllten Vorwärtsdrängen seiner Gegner auftat [1]). Ich aber und heute viele glauben, daß der gewaltige Abgesang, welchen das 19. Jahrhundert gegenüber dem motivkräftigen 18. auf allen Gebieten geistigen Lebens darstellt, im Überschwall des materiellen Lebens nicht nur ein unvermeidliches Nachspiel wirtschaftlichen Ausklangs sich geschaffen hat, sondern, daß aus dem wirren Durcheinander und unharmonischen Gegeneinander als aus einer bloßen Überleitung klar und rein von neuem das verklungene Thema machtvoller Entfaltung und lebendiger Gesittung sich führend in dem nun verstärkten deutschen Chor erheben wird.

Gewinnt das menschliche Leben Wert erst und Bedeutung durch die Ziele, zu deren Dienst wir es bestimmen, gestattet unsere Gegenwart weniger denn jede andere ein Stillstehen auf irgend einem Gebiet gesellschaftlichen Lebens, bedarf aber jeder nationale Kern staatlicher Hülle, die sein Wachstum sichert, und verkörpert erst im Staate sich die ganze Fülle der die Nation tragenden und von ihr getragenen Ideen, dann dürfen wir das Staatsschiff heute doppelt freudig der nationalen Strömung anvertrauen, dann bedarf aber auch seine Führung des kundigen Piloten, der Wind und Wetter kennt

[1]) Für den Verlust an Expansionsmöglichkeiten, den Deutschlands außerwirtschaftliche Entwicklung in den letzten zehn Jahren erlitten hat, ist bezeichnend die referierende Darstellung bei Lamprecht, Deutsche Geschichte, Ergänzungsband II, 2, für das Stichjahr 1902. — Vgl. ferner Paul Rohrbach, Deutschland unter den Weltvölkern, 1908, und desselben Verfassers Buch „Der deutsche Gedanke in der Welt", 1912.

und zu benutzen weiß. Fert unda et regitur. So wenig unser Reich der Gewalt allein sein Leben dankt, so sehr braucht es das Fortleben der zeugenden Idee auch nach dem Tode seiner Schöpfer; Kern und Schale müssen Abwehr und Entfaltung sichern, soll die Frucht in neuer Blüte sich verjüngen. Die Güter, um die unsere Väter einst gestritten, dürfen nie uns aus dem Banne lassen; das reichere Leben, welches wir dem Reiche danken, muß stets in sich die Werte tragen, für die es lohnt zu sterben. Die Einheit des deutschen Staates mit dem deutschen Gedanken — in den höchsten Momenten nur des Mittelalters, des Reformationszeitalters und des 19. Jahrhunderts Wirklichkeit geworden — sie muß erhalten bleiben, soll nicht die Wurzel alles Blühens verkümmern [1]).

Mehr und mehr empfängt das internationale Wesen seine Gliederung nach dem System staatlich und kulturell verwandter Mächtegruppen, vollzieht sich jeder weltwirtschaftliche Fortschritt in der Richtung ihres Schwergewichts. Deutschland, im philosophischen Bereich vielleicht dem Griechengeist verwandt, findet doch ungleich jenem eine Welt heute als Wirkungsfeld, welche gerade geisteswissenschaftliche Beeinflussung nur als Ausdruck national geschlossener Kulturen zu geben, zu empfangen und der eigenen Gesittung einzufügen weiß. Sollen wir auch geistig allein, wie mit unserem Menschenexport, fremden Boden befruchten, sollte das heroische Zeitalter unserer Geschichte, gleich dem Griechenlands, kaum der Zerrissenheit entronnen bereits dem Untergang zueilen, dem Untergang nun auch unserer auf staatlicher Entfaltung und kosmopolitischer Verflechtung ruhenden Kultur? Sollten wir erst aus dem Verlust der Güter, welche uns das Leben scheinen, lernen, welche anderen das Leben aufwiegen? Sind doch Sieg und Niederlage, Krieg und Friede, Geben und Empfangen die beiden Seiten nur desselben Vorgangs; sollte Deutschland, das seine Staatsanschauung aus der griechischen geschöpft, für immer der Harmonie des inneren und des äußeren Seins entbehren? Erst wenn wir unsere Bestimmung als Aufgabe erkannt und in das Allgemeinbewußtsein aufgenommen haben, erst dann wird die Idee des gegenwärtigen Staates Glauben wecken, wird die latente Macht der Überlieferung Macht zeugen in der Krisis und über sie hinaus, wird unsere Zukunft unter den Nationen die Einheit der tragenden Gedanken in Staat, Kultur und Wirtschaft wiederfinden.

Dann erst kann jene unbedingte Hingabe an die Idee fortdauern, die für das Letzte und Tiefste in unser aller Dasein stets unbedenklich bis zum Tode einsteht. Sterben für eine Idee heißt ja, ihre Verwirklichung in dieser äußeren Welt mit dem Aufgeben eben unserer eigenen äußeren Existenz erringen wollen.

[1]) Vgl. auch v. Gierke im „Tag" vom 30. August 1914 über die innere Einheit von Staat und Volk: „Der Volksgeist entfaltet im Staatsgeiste seine auf Handeln gerichtete Energie, der Staatsgeist schöpft aus dem Volksgeiste die ihn beseelende Kraft. Im Staate wird das Volk Person."

Nur Güter, welche solcher Verwirklichung fähig und deren bestimmender Wert uns im Innersten bewußt geworden, können dem Mann wie der Nation den Einsatz lohnen; die Einheit unseres staatlichen und nationalen Lebens, sowie die Aufnahme dieser Einheit in das Gesamtbewußtsein ist darum der Prüfstein jeder kriegerischen Bewährung unserer Volkskraft. Das objektive Dasein im Staate und die subjektive Bewußtheit für jeden Einzelnen entscheiden über die Kraft der Ideen im politischen Leben unserer Zeit, über die Möglichkeit und über die Dauer ihrer Neubelebung; es ist die Probe, welche ihnen und uns, dem deutschen Gedanken und den Deutschen, im Schicksalsjahr von unseren Feinden auferlegt wird[1]).

Diese Probe — wie wenig glaubten wir ihr Kommen, wie schlecht uns auf sie vorbereitet, noch als ich eben vor dem großen Kriege diese Zeilen schrieb; mußte ich damals nicht fürchten, wegen der hier angedeuteten Problemstellungen fälschlich „alldeutscher" Phantasien beschuldigt zu werden? Wie sich der Ring der Feinde immer enger schloß, wie unsere eigene Staatskunst die passive Behauptung des erst halb Errungenen sich zur einzigen Pflicht erkor, schien der Vergleich mit 1805 eher denn der mit 1812 sich darzubieten. Vom Kriege als etwas Kommendem, vielleicht bald Drohendem zu sprechen, galt offiziell als ungeschickt. Unsere Einsicht in seine Übel war auch zu fest und unser Takt zu groß, als daß wir ihn vor Fremden und Volksgenossen in seiner Nacktheit hätten zeigen wollen. Mit dem Risiko wuchs die Vorstellung des Krieges ins schier Übergroße, mit dem selteneren Vorkommen verlor sie an Greifbarkeit. Und heute sehen wir — reinen Gewissens und mit reinen Händen —, daß nicht im Frieden friedlich der Übergang zu einer neuen Stufe deutschen Daseins sich vollziehen ließ, daß unabhängig von dem guten oder schlechten Willen einzelner und ganzer Klassen, nur durch die vorwärtstreibende Spannkraft und wirtschaftliche Keimkraft unseres Volkes und durch das Nachlassen solcher Eigenschaften bei den anderen, die Pressungen und Schiebungen der internationalen Welt zur Unerträglichkeit gesteigert wurden. Bis dann der europäische Boden, dessen Grollen und inneres Beben wir halbwachen Sinnes nur vernahmen, jäh aufflammte in gewaltigster Entladung, so daß aus dem zerrissenen Inneren nun die Kriegslohe den Himmel selbst verdunkelt und alles wohlbestellte Erdreich zu unseren Füßen jetzt vom Hauch des Krieges versengt wird.

Jedoch dies Bild von dem politischen Vulkan paßt nicht auf einen Vorgang, dessen elementare Kraft doch Menschenwerk und der allein gesellschaftlich begreifbar; viel besser denken wir an das organische Leben, daran, daß jede Geburt ein Kampf ist und daß selbst harter Todeskampf noch menschlicher ist als die „friedliche" Selbstzersetzung des Verwesenden. Daß dieser Streit auf Tod und Leben, in den wir gestellt sind, nicht allein Abschluß, vielmehr vor

[1]) Max Lenz, Der deutsche Gott (Süddeutsche Monatshefte, September 1914). — Siegfried Marck, Der Krieg ist Leben („Der Tag" vom 29. August 1914).

allem der Neubeginn einer Geschichtsepoche ist, dafür bürgen Ursache und Anlaß des Krieges sowie der Glaube unseres Volkes. Diesen politischen Glauben soll uns der Krieg wecken und weiten. Nicht um bloße Behauptung des Bestehenden geht es — wann jemals zeigte dieser alte Erdteil im Weltenbrand verjüngt die alten Züge wieder; nicht um wirtschaftliche Sondervorteile setzen wir das Leben ein — gerade die widersinnige Meinung, wir könnten die wirtschaftliche Offensive Deutschlands von der politischen und kulturellen gänzlich trennen, hat uns alle Todfeinde zusammen auf den Hals gehetzt und wird an diesem Krieg zuschanden; auch nicht als Rächer des moralischen Gesetzes treten wir in die Schranken — wenn schon der Weltgeist sein Gebot durch unseren Arm vollstrecken möge, so sind wir doch nur seine Werkzeuge und haben nicht das Recht, die Freiheit unseres unvollkommenen Wollens und Erkennens mit dem moralischen Gesetze völlig gleich zu setzen. Sondern die grundsätzliche Einheit unseres nationalen Denkens, unseres im Staate konzentrierten nationalen Daseins gilt es zu fassen und dem von Grund aus unpolitischen Volk der Deutschen unvergeßlich einzuprägen: Denken und Dasein der modernen Völker, seitdem sie zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht sind, umfaßt das Ganze ihrer Existenz in Macht, Kultur und Wirtschaft. Wie diese drei Begriffe nur unvollkommen trennen, was jeder sagen soll, so ist ihr Inhalt tatsächlich ungeteilt und eins. Wie jedes Volk gleich jedem Einzelnen die Kräfte alle restlos einsetzt in den Kampf, so bringt der Sieg ihm volle Beute in der vermehrten Triebkraft ihrer aller. Die Nation zu dem Bewußtsein dieser Einheit zu erziehen, ist Aufgabe des Krieges; das Bewußtsein in Taten umzusetzen und tunlichst harmonisch zu verwirklichen, Aufgabe des Friedens. Der Staat als oberster Träger jedes nationalen Lebens wahrt und formt diese drei; auf ihn beziehen sie sich in jenem Sinne, in dem Goethe — der Vater des „antimilitaristischen Deutschlands" unserer Feinde — 1827 einst das fast zu kühne Wort aussprach: „Was ist Kultur anderes als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Verhältnissen?"

Ist es ein Zufall, was wir jetzt erleben müssen, daß der aus einem Verbrechen geborene Weltkrieg von 1914 der grausamste und von Leidenschaft erbittertste ist seit jenem anderen, dreißigjährigen, der die Epoche der Religionskämpfe in Europa abschloß? Den Weltkampf, welchen die gereifte nationale Leidenschaft heute adelt, vertiert doch auch der Fanatismus aufgehetzter Massen; er gleicht nur zu sehr jenen Kämpfen, denen die religiöse Leidenschaft des 16. und 17. Jahrhunderts Feuer und Farbe lieh. Damals nach dem konfessionellen, jetzt nach nationalen Bekenntnissen geschieden, stehen Heere und Völker auf denselben Schauplätzen gegeneinander; und hier wie dort sind es die Staaten, in denen die Gedanken jeder Epoche sich kristallisieren, scheiden und verbinden.

Ein Kampf, der gegen den deutschen Nationalgedanken selbst und seine

Verwirklichung im neuen Reich gerichtet ward, der uns im unvollendeten Übergang zur Weltmacht traf und treffen sollte, trägt bereits in Sieg und Niederlage die Lose einer neuen Zeit. Ein Streit, in dem der nationale Genius Frankreichs und Rußlands und die Weltmacht Englands uns obsiegen oder unterliegen sollen, wird ganz gewiß das Antlitz dieses alten Erdteils neu durchfurchen. Nur abgestorbene Nationen können sich ihm ganz entziehen; wo immer nationales Leben europäischer Art und Herkunft pulst, da spüren wir den Herzschlag dieser großen Zeit. Das Kriegsobjekt darf nicht auf unserer Seite ein begrenztes, auf Seite unserer Gegner unbegrenzt sein; nicht auf Vernichtung dort, auf bloße Abwehr hier gerichtet; der Siegespreis liegt gleich dem Einsatz im Zentrum unseres nationalen Daseins, nicht an der kolonialen und überseeischen Peripherie. An dieser Stelle, wo uns nur die Voraussetzungen des modernen Kriegs beschäftigen, wollen wir den Schleier nicht zu lüften wagen, den das Schicksal über den Ausgang des Kampfes noch geworfen hat. Nur, wenn manche Offiziösen schon vor der endlichen Entscheidung uns schonend darauf vorbereiten wollen, ein deutsches Mittelafrika und sonst nichts werde der Lohn so vielen Blutes sein, wir dürften unsere Feinde nicht von neuem reizen, nicht eine Politik der Welteroberung treiben wollen, dann ist dagegen doch ein Wort des Einspruchs schon vor dem Sieg erlaubt[1]).

Gewiß ist Frankreich, dessen Volkswirtschaft die unsere vielfach wertvoll ergänzt, ein für uns wünschenswerter Faktor in dem kommenden Europa, vorausgesetzt, daß es jede Revanchehoffnung aufgibt und damit die Entente löst. Aber sinkt dieses Reich, nachdem es den militärischen Wettlauf zunächst mit England und nun mit Deutschland aufgegeben hat, nicht eben dadurch ohne jedes weitere Zutun unter die großen Mächte zweiten Ranges? Und welches wird die staatliche Idee sein, um die sich dann noch seine Volkskraft sammelt? Großbritannien hat in stets erneuten, hundertjährigen Kämpfen die Seeherrschaft eines Sechzigmillionenvolkes über den vierten Teil der Welt befestigt; gelingt den Hohenzollern, was den Herrscherhäusern Westeuropas zum Verhängnis geworden, ist England dank auch der modernen Technik keine Insel mehr, gewährt der Friede uns die maritime Ebenbürtigkeit — wer vermöchte die Tragweite eines so gewaltigen Erfolges abzumessen, der Großbritanniens Heerstraßen und Handelswege dem feindlichen Belieben auslieferte

[1]) Auch erweckt es berechtigtes Bedauern, daß der von England und Frankreich aufgezwungene Wirtschaftskrieg unsererseits ausschließlich defensiv geführt wird. Darüber sehr gut ein Hamburger Kaufmann, Der englische Seeräuber und sein Handelskrieg, Berlin 1914. Noch mehr bedeutet natürlich jede amtliche Schonung der „Gefühle" und der „öffentlichen Meinung" des Gegners ein sittlich unerlaubtes Verkennen des Kampfes um die Macht, in den wir gestellt sind; jede Rücksichtnahme auf Führer, Volksangehörige und Interessen unserer Feinde ist in sich nur gerechtfertigt auf dem Grunde völliger Gegenseitigkeit.

und seine Volkswirtschaft des festen Halts beraubte? Denn nur Poseidons Szepter hielt das Element des Fließend-Unbegrenzten in staatlicher Zucht und hat bisher die Kaufmannsgüter der Insel zugelenkt. Rußland, das schon im 18. und 19. Jahrhundert, Menschenmillionen der Gewinnung einer Meerespforte hingeopfert und alle kleineren Angrenzer seiner starren Staatsform eingezwängt hat, wird gewiß Sieg oder Niederlage in allen Fugen seiner politischen und wirtschaftlichen Verfassung spüren; waren beide doch beim Kriegsausbruch in voller Umbildung begriffen[1]). Ganz zu schweigen endlich vom Islam, von Indien und von Japan, also den Problemen des nahen und des fernen Ostens, die dieser Krieg mit aufrollt, und von seiner Rückwirkung auf den amerikanischen Kontinent; an allen Stellen stehen ja mit unserer politischen Stellung wichtigste Handelsbeziehungen zugleich in Frage[2]).

Die Zusammenfassung zu nationalen Kulturkreisen und Weltmachtgruppen, wie sie die Gegenwart uns darweist, ist eben überall politischer Natur und zeigt in Nord- und Südamerika so gut wie in Europa und Ostasien jene Einheit des nationalen Seins und Denkens, die ich für uns verlangte; dabei ist sie aber nicht angewiesen auf jene schon beinahe plumpen Mittel politischer und wirtschaftlicher Vergewaltigung, wie sie noch das Napoleonische Frankreich in seinem Kampfe wider England brauchte. Die Mission von 1789 erzwang, gleich dem religiösen Eifer früherer Zeiten, ein Hinausgreifen über alle staatlichen und nationalen Grenzen, ein unbedingtes Durchsetzen des revolutionierenden Prinzips; uns fehlt zu Gleichem im Zeitalter der Nationalität die Aufgabe wie die Möglichkeit. In vielfach anderen Formen vollzieht die Gegenwart solchen Zusammenschluß; welcher Art das Zusammenrücken der mitteleuropäischen Mächtegruppe sein wird, als deren primus inter pares unser Deutschland dasteht, das kann erst im Verlauf der Zeitgeschichte und dieser Zeitbetrachtung sich entscheiden. Nur soviel läßt sich im Schicksalsjahre 1914 sagen, daß die Hauptwirkung des europäischen Krieges nicht in Afrika, selbst nicht im islamitischen Vorderasien und Ägypten zu suchen ist, sondern ganz unmittelbar im Zentrum des Zusammenstoßes, in und um Deutschland; hier, nicht am Kongo, wachsen unsere Siegespalmen. Der Plan eines deutschen Mittelafrika, der vor dem Kriege uns als einziges Ziel friedlichen Ehrgeizes suggeriert ward, bietet natürlich gewisse Möglichkeiten, falls die wesentlichen Konzessionen uns mit dem politischen Besitz der Lande zwischen Niger und

[1]) Vgl. Hoetzsch, Rußland, 1913.

[2]) Unser beginnender industrieller Wettbewerb um den ostasiatischen Markt z. B. fußte politisch auf unserer Stellung in Kiautschou, kommerziell auf der Bedeutung unserer Handelshäuser, welche überwiegend britische und sonstige Fremdwaren vermittelten; auf beidem ruhte auch unser kulturelles Ansehen. Da diese Voraussetzungen durch die Kriegserklärungen Englands und Japans hinfällig geworden sind, so bedarf unsere wirtschaftliche Position in Ostasien unbedingt einer Neubegründung, bei der wir um eine politische Stellungnahme zur chinesischen Frage nicht herumkommen werden.

Sambesi zusammen übertragen würden; die wenigen Dutzend Millionen, welche von den 21 Milliarden unseres Außenhandels auf Mittelafrika entfallen, ließen dann eine gewisse Steigerung erhoffen. Doch ein Erwerb, den wir seit dem deutsch-englischen Vertrage über Portugiesisch-Afrika geplant hatten und dessen kommerzieller Nutzen bestenfalls nicht ein halb Prozent unseres Nationaleinkommens ausmacht, kann unmöglich der Preis des Weltenkampfes sein. Denn weder entspricht er den Erwerbungen, die unsere Feinde ohne jedes Blutopfer schon Jahr für Jahr im Frieden eingeheimst, noch unseren Opfern, noch irgendwie dem Umfang unseres weltwirtschaftlichen Interesses.

Ist es denn so, daß nach dem Kriege allein durch das Gesetz von Angebot und Nachfrage sämtliche Beziehungen neu sich knüpfen werden, die unsere Volkswirtschaft an alle Zonen und Nationen banden? Hat England etwa dem ersten Napoleon erlaubt, Frankreichs Außenhandel nach dem Frieden von Amiens wieder aufzurichten? Hat es nicht gegen die deutsche Konkurrenz den gleichen Kampf geschürt? Und waren unsere Seeleute und Exporteure nicht stete Gäste in allen seinen Häfen? Wie immer der Ausgang sein mag, ob ein Niederringen des Gegners oder endliche Erschöpfung beider Teile, in jedem Fall ist mit der Wiederkehr des diplomatischen Friedens die Lebensarbeit unseres Volks noch nicht gesichert, solange uns die Gewähr ungehemmten Wettbewerbes über See wie in der Heimat unserer Feinde fehlt. Schon Bismarck nahm die Meistbegünstigungsklausel in den Frankfurter Frieden auf; wie viel mehr bedarf es heute wirtschaftlicher Abmachungen, um den künftig fehlenden guten Willen zweier Weltmächte notdürftig zu ersetzen[1]). Je länger dieser Krieg dauert, je stärker sich in ihm Deutschland mit Österreich-Ungarn als militärischer Hort Mitteleuropas ausweist, desto mehr festigt er zugleich den wirtschaftlichen Bau des künftigen Zentraleuropas. Mag dieser Kampf im Felde und selbst beim Friedensschlusse unentschieden ausgehen, grundsätzlich gibt es zwischen der Industriekraft Englands oder Frankreichs und der unsrigen kein Kompromiß mehr; wir müssen sinken oder steigen. Wie immer das wirtschaftliche Leben Mitteleuropas und seiner 180 Millionen Bewohner im Frieden sich gestalten mag, stets wird es beruhen überwiegend auf dem intensiven Austausch im eigenen Kreise und mit den nächsten Nachbarn, sodann auf dem Austausch eines Überschusses an Waren oder Menschen mit den Ländern über See. In dieser doppelten Problemstellung deckt sich das wirtschaftliche Zukunftsbild Zentraleuropas mit seiner politischen Fragestellung: der mitteleuropäischen Gruppierung und ihrem Verhältnis zum Angelsachsentum. Und wie wir in der spezifisch deutschen Verfassung der konstitutionellen Monarchie eine Mitteleuropa eigentümliche Staatsform sehen dürfen,

[1]) Die wirtschaftspolitische Autonomie der englischen Dominions, mit denen wir ja gleichfalls im Kriege liegen, darf dabei nicht übersehen werden.

im Unterschied von westlicher Demokratie und östlicher Selbstherrschaft, so dürfen wir schließlich vertrauen, daß auch kulturell Zentraleuropa einheitliche Züge zeigen wird, denen der deutsche Geist, getreu seinen besten Traditionen, die Prägung mehr und mehr verleihen möge.

II.

Was immer ziellos auseinanderfloß in unserem Friedensdasein, der Krieg faßt es zur Einheit fest zusammen, er gibt ihm Ziel und Richtung. Jeder von uns empfindet die neu gewonnene Einheit des persönlichen und nationalen Lebens in diesen Kampftagen als hohes Glück. Solche Einheit, die im Kampf den Niedrigsten zum Heldentum, ein ganzes Volk zur Größe hebt, kann im langen Frieden nicht stets und überall den Tag beherrschen. Genug, wenn sie kräftiger als vordem der Grundton sein wird, auf welchen alle Themata und Harmonien wieder zurückkehren. Doch wenn auch nicht im Licht des Tages und jedermann erkennbar, dauert diese Einheit doch, wie ich zeigen wollte, fort durch Krieg und Frieden. Erzeugt in vier Jahrzehnten friedlichen Erwerbs und zunehmender Volkszahl, geboren aus den schweren Wehen des Krieges, wird der neue Leit- und Grundgedanke unserer politischen Existenz wachsen in der Pflege siegreichen Friedens, ja selbst die Niederlage würde ihn nicht töten. Denn zu gewaltig offenbaren sich Art, Kraft und Menge unserer nationalen Energien. Eingezwängt selbst zwischen Rhein und Oder, müßte ein besiegtes Deutschland nur um so straffer alle Fesseln spannen und sich mit letzter Anstrengung die Freiheit schaffen, die es nach Volkszahl, Wirtschaftskraft und kultureller Geltung so nötig wie die Luft zum Atmen braucht. Der wirtschaftlichen Offensive unserer Friedenszeit folgte die militärische des Kampfes, da kann es nicht politisch allein bei der Defensive bleiben! Kein Erobern im Sinne der älteren Gewaltpolitik, aber eine Neuorientierung des mitteleuropäischen Machtkreises und seines Verhältnisses zu Großbritannien. Nicht nach Laune, Siegesrausch und Ehrgeiz einzelner, sondern dem inneren Schwergewicht der Dinge folgend, deren langsames Werden beschleunigt und gefördert ward durch die Allgewalt des Krieges [1]).

England selbst hat uns gelehrt, wie sehr Norman Angells und der Pazifisten Hervorheben des Ökonomischen als des ausschlaggebenden Momentes im modernen Staate falsch sei. Gleichwie die Politisierung der amerikanischen Volkswirtschaften mit oder ohne Zutun der Union fortschreitet, so zeigt auch unser alter Kontingent eine neu beginnende Angleichung des wirtschaftlich-technischen Überbaus an seine politisch-militärischen Grundlagen; es scheint, als ob die Ära der machtlosen Zwischenhändler und parteilosen

[1]) Vgl. jetzt auch Dix, Weltwirtschaftskrieg, 1914. — Wygodzinski, Der englische Handelskrieg. — Losch, Englands Schwäche und Deutschlands Stärke. — Lohmann, Die wirtschaftlichen Folgen des Weltkrieges.

Mitgewinner in der Weltwirtschaft nunmehr gleichmäßig sich zum Ende neige, als ob eine Welle gesteigerter Staatlichkeit uns emportrage aus dem Jahrhundert der Technik und des wirtschaftlichen Nationalismus[1]). Welches werden die Küsten sein, zu denen unsere Sterne führen? Soviel erkennen wir bereits als Antwort auf meine anfängliche Frage: Nicht den letzten vier Jahrzehnten, überhaupt nicht dem Technisch-Materiellen entnehmen wir die Kraft, welche alle Streiter anfeuert zu Taten, gleich und größer als jene unserer Väter und Vorfahren. Wie auf den Kriegsschauplätzen, so wiederholt sich im Herzen der Völker die Geschichte älterer Zeiten: Die militärischen Losungen Friedrichs des Großen und das nationale Feldgeschrei der Freiheitsjahre vereinen mit Napoleons wirtschaftlichen Kriegsplänen sich zur europäischen Schlachtensymphonie der Gegenwart. Wohl steht die technische und wirtschaftliche Kraft der Jetztzeit den Kämpfern zu Gebote, doch gibt nicht sie den Ausschlag; den leeren Raum der Straße von Calais bis Dover vermag sie zu überwinden, sie gibt den Weg, doch nicht die Männer, ihn zu gehen oder zu versperren. Je tiefer wir also in den Fragestellungen der deutschen Gegenwart seit 1871 und 1888 befangen waren, desto durchgreifender wird auch unsere innere Umwandlung durch diesen Krieg jetzt sein. Denn unerhört und ohne Vorgang wäre es, wenn ein Erlebnis von derartiger Stärke den Volksgeist nicht umbildete; ist ja doch aus solchen Umwälzungen, Kriegen und Revolutionen, die Eigenart unseres bisherigen Geistes geschichtlich zu verstehen. Welcher Art freilich diese innerliche Reformierung sein wird, wir wissen es nicht. Eine neue Romantik? Neugestachelter Erwerbsgeist?

Politisch wüßte ich dem deutschen Volk ein Größtes nur zu wünschen: als Weltvolk und als Weltmacht aus diesem Kampf hervorzugehen. Als eine Nation also, deren Wirken nicht nur im vergänglich Wirtschaftlichen, nicht allein im unvergänglich Geistigen, sondern ebenso im Fortleben ihrer gesellschaftlichen Erscheinung sich offenbarte, durch die Dauer ihrer nationalen Ausprägung in Staat, Volkstum und Heimat. Nationen, welche diese höchste Stufe der Staatlichkeit erklommen haben, erringen die Unsterblichkeit, ihr politischer Typus zeigt über Raum und Zeit hinaus verwandte Züge. Vom Staat und Stamm der Griechen ist nichts auf uns gekommen, Schrifttum und Kunst allein lehrten uns die Offenbarung ihres Daseins kennen; unsterblich dagegen leben unter uns das chinesische, das römische Imperium, ja auch das Reich der Angelsachsen. Keineswegs, daß in ihnen gerade der geistigste Gehalt der Menschheit zu finden wäre, aber eben als politische Bildungen überragen sie die anderen. Was vermöchte sich dem Alter und der Größe Chinas, seiner Staatskunst und Gesetzgebung zu vergleichen? Lebt nicht der Weltmachtgedanke Roms fort in der römischen Kirche, nicht die Schar seiner europäischen Provinzen

[1]) Denselben Gedanken äußert, wie ich sehe, J. J. Ruedorffer, Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart, schon vor dem Weltkriege von 1914.

in den romanischen Nationen? Und würde nicht das Angelsachsentum in den Vereinigten Staaten den Fall des Mutterlandes überdauern, verbürgen die Dominions ihm nicht Kraft und Leben bis zur fernsten Zukunft? Selbst Spanien und Portugal haben die Wurzeln ihres nationalen Daseins für immer in den Boden Südamerikas gesenkt.

Welche äußere Form unser politisches Wesen durch den Krieg gewinnen möchte, ziemt sich nicht hier und mir vorauszusagen. Nur das Treiben der politischen Idee, die gleich der Windkraft plötzlich unsere Segel schwellt, von der wir noch nicht wissen, woher sie kommt und wohin sie uns führt, wollte ich schildern. Die technisch-wirtschaftlichen Komponenten unserer staatlichen Gegenwart galt es aufzudecken, an welchen der Geschichtsforscher und Staatsmann leicht vorbeieilt, während dem Ingenieur und Wirtschaftsmann vielfach die Einsicht in den politischen Charakter seines Tuns abgeht. So wäre es zum Beispiel falsch, die jetzige Läuterung unserer Existenz im Feuer des Weltkrieges mit der Bewährung des friderizianischen Preußen im Siebenjährigen Kriege in einen nicht erschöpfenden Vergleich zu bringen. Obwohl wir damals gleich 1914 von drei Großmächten und einer Meute kleinerer Gegner angefallen wurden, ist unsere weltgeschichtliche Lage doch keineswegs die gleiche: jetzt im Mittelpunkt des Weltgeschehens, an dessen Peripherie wir einst nur standen. Erben des königlichen und kaiserlichen Frankreich in dem Entscheidungskampf mit Großbritannien, erweisen wir vielmehr auf dieser Linie die Kontinuität alles geschichtlichen Geschehens; so wird auch das entscheidende Ergebnis nicht dem Hubertusburger Frieden gleichen.

Politische Notwendigkeiten auf teilweis technisch-wirtschaftlicher Basis führten Deutschland in Bahnen, welche seine zünftige Staatskunst erst halb erkannt und kaum beschritten hat. Jene pseudopolitische „Realpolitik", deren endlose Verkündigung und endlichen Zusammenbruch die Gegenwart erlebte, ging von solchen mißverstandenen ökonomischen Vorgängen aus. Und wenn die Ziele einer deutschen „Weltpolitik" erst jetzt erkennbar aus dem Nebel ihres Ursprungs tauchen, so gebührt doch unser Dank dem Kaiser, der unsere Blicke auf ihr Werden eingestellt und in der Flotte uns das Instrument zu künftigem Gebrauch geschaffen hat. Freilich braucht jeder Herrscher heutzutage Männer, welche die Technik der Diplomatie mit wirklicher vertiefter Bildung vereinigen, welche die wirtschaftliche und kulturelle Eigenart der Zeit nicht weniger wie deren geschichtliche Voraussetzungen in sich aufgenommen haben. Solange es an solchen Männern vielfach fehlt, solange also die von mir betonte Einheit unserer politischen Aufgabe mit unserer Wirtschaft und Kultur nicht in der Auswahl unserer Diplomaten wiederkehrt, solange werden die Taten und das Ansehen unserer Staatsmannskunst sich schwerlich heben, wird sie dem Reiche Feinde mehr denn Freunde werben, die Blutschuld des Jahres 1914 unbeglichen lassen. Bis dahin kann alles Eigenlob und aller fremde Tadel niemanden täuschen und nichts bessern; Entschuldigen und Schelten

führt zu nichts. Zur Lösung all der Aufgaben, welche die nach-bismarckische Zeit dem neuen Reiche stellt, tut eben eine bewußte Erweiterung der altgewordenen Formen unseres diplomatischen Dienstes not. Möchte die Erkenntnis so durch diesen Krieg zur Tat heranreifen: daß ein Volk von der Größe und der Stellung unseres deutsche Staatsmänner im Sinne dieses Wortes nicht entbehren kann [1]).

Vom Kriege als Voraussetzung der inneren Politik ist an dieser Stelle kaum etwas auszusagen; mehr als alles zwingt er sie unter das Gesetz der großen Politik, die Parlamente wie Parteien ins Leben ruft. Welcher Deutsche wird künftig in dem dreimal niedergebrochenen Frankreich, wer wird noch in der belgischen Verfassung das Vorbild unserer heimischen Verhältnisse erblicken? Je stärker im Verlaufe dieses Kampfes der politische Sinn des Deutschen wächst, desto eher muß der kindliche Glaube an die absolute Heilkraft innerpolitischer Idealvorstellungen schwinden. Welchen Vorzug verdient als solche denn die parlamentarische Staatsform, unter der Herr Calmette seine 13 und ein Huerta 30 Millionen unanstößig sich verdienten? Was blieb beim Kriegsausbruch von allen Anwürfen wider die Monarchie, was von dem eingebildeten Vorzug republikanischer Staatsformen bestehen? Auf der anderen Seite wird unantastbare Gerechtigkeit, das preußische Suum cuique, zwischen den sozialen und den wirtschaftlichen Parteien und über ihre Beziehungen zum Staat entscheiden müssen. Das war nicht stets und überall so vor dem Kriege, durch ihn ist es ein Gebot des Dankes und der Pflicht geworden. Welcher Parteimann wird künftig antisozial denken oder handeln, welche Behörde den Arbeitern ihren Anteil an dem wirtschaftlichen Friedenspreis verkürzen wollen, da die Millionen unserer Arbeiterfamilien die Hauptlast dieses Kampfes an Blut und Sorge willig und schweigsam auf sich nahmen? Sorgte doch die Heeresverwaltung für „gerechte" Löhne bei den Lieferanten. Derselbe verdiente Minister, welcher nach seiner Rückkehr in die Politik den „Kampf wider den Umsturz" im Innern proklamierte, wird doch nicht in diesem Geiste die Friedensgeschäfte führen; denn wo wäre

[1]) Das noch im September 1914 hervortretende Verlangen mancher Kreise, die Wirkung des Krieges auf den Erwerb Mittelafrikas zu begrenzen, ist für den Mangel staatsmännischer Einsicht in den Weltzusammenhang charakteristisch. Das gleiche forderte vor dem Kriege die anonyme, aber offiziöse und offiziös gelobte Schrift „Deutschlands Weltpolitik und kein Krieg!" Hierauf hatte unser weltpolitischer Ehrgeiz sich unter dem seit 1899 dauernden Drucke Großbritanniens also begrenzt, weil er anders ohne Blutvergießen kein Vorwärtskommen sah, vor dem Krieg aber zurückscheute. Und heute, wo wir jedes Blutopfer bringen, weil unsere „Realpolitik" und die deutsch-englische „Verständigung" völlig gescheitert sind, wagt man uns jenen Preis dafür zu bieten, den wir noch eben friedlich uns zu erringen trauten! Ja, einen geringeren selbst als vordem! Denn nicht umsonst schürt Großbritannien jetzt den Rassenkrieg in Mittelafrika, und würde es nicht vom Norden den Mohammedanismus, vom Süden die äthiopische Bewegung auf uns hetzen?!

Deutschland, wenn die Truppen der Sozialdemokratie und der Gewerkschaftsbewegung seinen Kampfruf aufgenommen und als innere Feinde des gegenwärtigen Staates auch nur im Innersten des Herzens sich erwiesen hätten [1])? Wer propagierte stärker den oft verfemten Sozialismus als unsere Regierungen während des Krieges? Und indem ihre Maßnahmen keineswegs dem Mittelstande oder den Fertigindustrien irgendeinen Vorzug vor den Großindustriellen und den Kapitalgewaltigen zugestanden, umfaßten sie unbedenklich die Produktion so gut wie den Konsum, den Verkehr und die Versicherung [2]). Potsdam ist uns der Inbegriff des alten Preußen; warum gilt in diesem Regierungsbezirk eine Bauordnung, welche die Bewohner unserer industriellen Ortschaften künstlich von Haus und Heimat losgelöst hat? Wir müssen den Kämpfern für das Vaterland zuliebe wieder lernen, daß der vaterländische Boden in erster Linie Wohngelegenheit für viele, in zweiter erst Erwerbsgelegenheit für wenige sein soll. Wer darf endlich den eingesessenen deutschen Juden den Zugang zum Reserveoffizier verweigern, nachdem sie als Offiziersdienstuer vor dem Feinde gefallen sind oder das Eiserne Kreuz erhalten haben?

Gewiß wird auch künftig kein Volk unmittelbar aus seiner breiten Masse heraus von seinesgleichen „demokratisch" selbst regiert, gewiß findet eine soziale Auslese und selbst eine teilweise Vorherbestimmung der Führenden in jeder seiner Schichten statt; aber gleichwie eine moderne Staatsleitung den Zusammenhalt mit allen lebendigen Triebkräften der Nation niemals verlieren darf, so schwächt der Staat sich selbst, welcher von dieser Leitung wesentliche Träger des nationalen Lebens auch nur tatsächlich ausschließt [3]). Zukunftsreicher noch als der Klempnermeister im preußischen Herrenhause erscheint da der gemäßigte Arbeiterführer in Präsident Wilsons Kabinett. Möchte für die Gegenwart wenigstens dem deutschen Bürgertum jene soziale Stellung neidlos überall im Staate und bei Hof gegeben werden, welche es nach seiner Gesamtbedeutung längst besitzen sollte. Warum auch stärkste konservative Mächte, wie sie Adel und Großgrundbesitz allein nicht mehr erzeugen können, künstlich hemmen und dem Thron fernhalten? Der bürgerliche Staatsbeamte darf an unseren Höfen zumeist nur als Junggeselle erscheinen, sogar der Offiziersberuf gewährt nicht die gesellschaftliche Gleichstellung der bürgerlichen und adligen Ehe. Wird aber nach dem Kriege nicht jede Hof-

[1]) Das Wort des Herrn von Oldenburg-Januschau, daß unsere Minister eben einige Bombenwürfe vertragen müßten, dürfte nach dem Kriege gleichfalls keine Auferstehung feiern.

[2]) Daß dabei die spekulative Erhöhung der Getreidepreise, trotz guter Ernte, vom August bis Oktober 1914 ihren Urhebern über 200 Millionen Mark Gewinn einbringen konnte, fiel den ärmsten Schichten unseres Volkes leider am meisten zur Last.

[3]) Vgl. H. Delbrück, Regierung und Volkswille, S. 74: „Es ist nicht eigentlich die Wahl, die dem Volke Geltung verschafft, sondern die Fühlung, die die regierenden Parteien immer mit dem Volk aufrechterhalten müssen."

Rangordnung unerträglich werden, welche die staatliche Geltung der Persönlichkeit durch derart oberflächliche und schiefe Maßstäbe verzerrt? Weniger noch als die jetzige Armee beruht unsere Marine auf einer traditionellen Bevorzugung adliger Herkunft; gewiß wird daher die Auswahl der ihren allerhöchsten Chef umgebenden Offiziere von solcher Rücksicht stets unbeeinflußt bleiben. Dem Absehen von solchen Äußerlichkeiten verdanken ja die süddeutschen Fürstenhäuser einen guten Teil ihrer Popularität; im Norden hat als erster unser Kaiser die Vorurteile überwundener Gesellschaftsformen abgelegt. Mit Recht! Denn je breiter das Fundament, desto sicherer der Bau der deutschen Monarchien; und um so fester das Tragwerk staatlicher Gesinnung in allen Sphären unseres Volkes[1]). Bismarcks preußische Lösung der deutschen Frage hat hier das letzte Wort noch nicht gefunden, vielmehr die überlieferte Vorzugsstellung des territorialen Adels zum Teil erst auf das Reich übertragen. Eine konsequente Politik hinsichtlich des Adels könnte hingegen selbst im 20. Jahrhundert eine wesentliche Stütze der Staatsregierung ergeben. Sie würde im Inneren den auch sozial unhaltbar gewordenen Gegensatz von Adel und Bürgertum beseitigen und das Königtum der „jungen" Hohenzollerndynastie endgültig über alle ständischen Erinnerungen empor befestigen; hinsichtlich der weltpolitischen Bedeutsamkeit genügt es, an die Adelspolitik des römischen und des britischen Reiches zu erinnern.

Jedoch, nicht die Gebote sozialer Gesinnung und politischer Gerechtigkeit entscheiden zunächst und zumeist über die nationale Existenz. Bleibende freudige Anerkennung dessen, was jeder Stand mit Herz und Hand dem Vaterland geworden, und nie ermüdende soziale Hilfsbereitschaft sind zwar Notwendigkeiten, deren Erfüllung allein das gute Kriegsgewissen auch für die kommende Friedenszeit verbürgt. Zuvor aber gilt es, die äußere Not zu zwingen. Vor allem anderen heischt das Machtgebot des Staates, die Wahrung des nationalen Daseins im äußeren Kampf, unsere Gefolgschaft. Hier uns kräftig zu erhalten, solange irgend ein Feind das Schwert erhebt, hier siegreich jeder inneren Politik den Boden zu bereiten, ist erste Pflicht. Unwahrscheinlich große Fülle von Unglück und von Ungerechtigkeit vermag ein staatlich gefaßtes Volk in seinem Innern zu ertragen; doch das machtlose ereilte die Nemesis noch stets. Jene feineren Gefühle und tieferen Gedanken der sozialen Ethik haben ganze Zeitalter kaum erkannt, geschweige denn befolgt; das gröbere Gebot der Machtentfaltung und der Machtbehauptung aber hat noch keines ungestraft mißachtet.

In solchem Kampfe um die Machtgewinnung stehen wir. Er geht aufs Ganze, gegen eine Welt von Feinden. Noch einmal müssen wir für jene letzten Werte, für alles, was der deutsche Geist der Wirklichkeit zu geben weiß,

[1]) Über Königtum und Bürgertum s. auch das Schlußwort meiner „Geschichte des Bankhauses Gebrüder Schickler", 1912. S. 347 ff.

die äußere Geltung mit dem Schwert erstreiten. Hier, wo nur die Voraussetzungen des modernen Krieges in Frage stehen — und der über diese Arbeit hinweg ausgebrochene Weltkampf ist ja wohl *der* moderne Krieg — ziemt es mir nicht, die entfernteren Folgen und Begleiterscheinungen abzuhandeln. Der Erfolg, die Tat allein entscheidet. Wissen wir beispielsweise etwas von der Wirkung dieser äußeren Umwälzungen auf die in stetem Fluß befindliche Wirtschaftswissenschaft? Was bleibt von einer Weltwirtschaftslehre übrig, deren unterscheidendes Merkmal und eigentümliche Grundlage die internationalen Staatsverträge waren? Stärkt nicht die ethisch-historische Auffassung der deutschen Schule nun doch uns im aufgezwungenen Kampf? Übertragen die britischen „Wirtschaftsmenschen" nicht allzu gelehrig die tote Reichtumslehre ihres Meisters Adam Smith in das Politische? Doch nichts hiervon. Allein die nationale Tatsache des großen Kriegs ist uns gegeben, die alle Stände, alle Interessen eint. Keiner Partei wird es gelingen, das flüssige Gold dieses heroischen Zeitalters mit ihrem Stempel in kleiner Münze auszuprägen [1]).

Die Tatsache und die Voraussetzungen dieser nationalen Einheit in Macht, Kultur und Wirtschaft, wie sie der Krieg uns völlig offenbar macht, habe ich gezeichnet; der Friede soll zu dieser inneren, neu erworbenen und bestärkten Einheit die Freiheit des bewußten Handelns fügen. Eine einheitliche, bewußt das Ganze unserer nationalen Lebensäußerungen umfassende Außenpolitik, und dafür jene Ellbogenfreiheit in der Welt, die Großbritannien uns vorenthielt, dies beides muß zunächst der Preis des Kampfes sein. Von 1871 und 1888 bis 1914 durften, ja mußten wir vielleicht die Not zur Tugend machen und in dem Ausbau einer Flotte, im Ausbau unserer Wirtschaft, im Ausbau eines geistigen Exports die Ziele und Begrenzungen der äußeren Politik des Deutschen Reichs erblicken. Nachdem aber einmal unsere und unseres Bundesgenossen nackte politische Existenz, gerade *die* Seite unseres nationalen Daseins, von der wir am wenigsten Wesens machten, verneint und angegriffen worden ist, dürfen noch können wir nicht länger uns verbergen, daß in dem politisch gedachten und politisch angewandten *Machthaben* jedes nationale Dasein wurzelt, und daß die politische Machtsphäre einer Nation nicht ohne Schaden und Gefahr zurückbleibt hinter dem Umkreis, den ihr wirtschaftliches und ihr kulturelles Schaffen ausstrahlt.

Welche moralischen Eroberungen das Liebeswerben einer isolierten *Kulturpolitik* einbringt, zeigt uns die geistige Haltung der Neutralen: von Italien und Portugal bis zur Union und Südamerika hinüber. Nur diejenigen Länder, welche, wie Dänemark oder die Schweiz, die Schwere der deutschen Macht unmittelbar empfinden, fühlen noch kulturell sich uns verbunden. Nur

[1]) Verfrühte Lösungsversuche bieten z. B. Prof. *Lotz*, der einen deutsch-englischen Wirtschaftsfrieden wider Nordamerika empfiehlt, und Prof. *Ostwald*, der zwar Deutschlands „Hegemonie" ablehnt, aber doch eine „Organisation" Europas unter seiner Führung fordert.

die politische Idee führt die von uns verlassene Welt des Islams zu uns zurück. Der militärische Erfolg und das politische Interesse entscheiden die Haltung der Union, nicht ihr Baumwollexport oder Professorenimport[1]). Nicht ein Lamprechtsches „Amt für auswärtige Kulturpolitik" kann das Heilmittel für die Zukunft sein, neben den sachlichen würden auch alle persönlichen Voraussetzungen dafür fehlen; an Macht gebrach es uns allein. Der Krieg erst gab uns eine einheitliche Kultur, der Sieg wird das Verständnis für sie bei den anderen wecken.

Der eiserne Ring unserer Gegner, die genau das halbe Erdenrund mit allen Meeren wider uns mobil gemacht, zeigt ferner deutlich, was eine rein wirtschaftlich orientierte sogenannte Realpolitik politischen Gedanken und Entwürfen gegenüber schließlich vermag[2]). Wer Macht hat, dem wird Macht gegeben; wer aber keine besitzt noch erstrebt, der hat auch seinen Freunden und Gegnern nichts zu bieten. Deutschlands Volkswirtschaft gleicht nach dem Urteil ausländischer Beobachter längst einem überheizten Dampfkessel, dessen politische Ventile zu verstopfen ein gefährliches Beginnen war. Wie könnten gerade wir da die Fiktion nur wirtschaftlicher Interessen künftig aufrecht halten? Wenn Chamberlains Größer-Britannien sich gegen uns mit Zöllen bewehrt hätte, ähnlich Rußland oder Frankreich, wäre dies dann eine wirtschaftliche oder eine politische Maßnahme gewesen, hätten wir „bloß ökonomisch" uns strangulieren lassen können? Wie, wenn Rußland demnächst Skandinavien verstümmeln sollte oder mit England Persien und die Türkei aufteilte, um seinen Handel an das offene Meer zu tragen? Wenn Dänemark und Holland beim nächsten Kriege wider uns von England vergewaltigt würden? Das sind doch alles reale Möglichkeiten, sobald der Weltkrieg diesmal unentschieden ausgeht. Überall ist unser ökonomisches Interesse dem politischen verbunden. Ja, unbedenklich würde Italien Triest von seinem Hinterlande lösen, falls die politische Idee solch ökonomischen Widersinn geböte. Wir brauchten sogar unserer bisherigen Kolonialpolitik nicht allzu lange nachzutrauern, falls

[1]) Anmerkungsweise darf hier wohl der Wunsch gewagt werden, es möchte mit diesem Kriege jene machtlose Versöhnungspolitik, jene von den Holländern sogenannte „Affenliebe", verschwinden, welche so völlig ihren Zweck verfehlt hat und uns bei machtbewußten Völkern viel eher verächtlich und zugleich verdächtig macht. Sobald erst der Krieg die festen Ziele jeder künftigen deutschen Politik ans Licht gebracht hat, wird ja die Unklarheit und Unruhe unseres äußeren Auftretens, wird jene „Zickzackpolitik" von selbst schwinden, an der die fremden Völker oft und mit Recht Anstoß genommen haben.

[2]) Anfang Oktober 1914 zählten:

	Einwohner in Millionen (1910)	Gebiet in engl. □ miles (1912)	Außenhandel in Millionen Mk. (1912)
Deutsches Reich und Österreich-Ungarn	130	1 440 000	26 750
Die verbündeten Gegner	670	26 090 000	76 750
Die sämtlichen Neutralen	rund 800	rund 24 470 000	rund 58 000

Deutschlands politisches Interesse an der Welt sich auf ihren geringfügigen Bereich wirklich beschränkt hätte. Sie wäre dann eine Inkonsequenz gewesen im Verhältnis zu unserem unendlich größeren politischen Gesamtinteresse und eine Halbheit gegenüber der Kolonialentfaltung anderer Völker. Sie konnte auch unserem weltwirtschaftlichen Bedarf niemals genügen und versagte gegenüber jeder künftigen Auswanderung. Welcher Widersinn wäre es überdies gewesen, unser „rein wirtschaftliches" Guthaben an Marokko durch den politischen Erwerb im Kongobecken zu begleichen!

Welcher Widersinn freilich auch, ausschließlich in Eroberung und dauernder Unterwerfung die Mittel moderner Machtgewinnung zu erblicken. Als ob es keine Schutzstaaten, Einflußsphären, abhängige Gebiete, alliierte und befreundete Nationen für unsere Feinde über See gegeben; als ob die moderne Industriepolitik nicht eine eigene Technik der Industriebünde und der Verwaltungsgemeinschaften ausgebildet hätte! Mag der Krieg die Art des Machterwerbes über Menschen schlechthin sein und bleiben; historisch unterliegen die Formen und Mittel der politischen Behauptung und Entfaltung dessen, was das Schwert gewann und stützt, umso stärkerer Abwandlung. Darum läßt sich das militärische Moment wohl aus dem Allgemeingeschehen herauslösen in einen vergleichenden Überblick der Kriegskunst; wogegen jeglicher Versuch, eine isolierte Geschichte der Staatskunst oder Politik zu geben, notwendig matt und farblos bleibt. Aus ähnlichen Erwägungen heraus erscheint es auch verfehlt, in unserer Flottenpolitik mehr als den einen Angelpunkt deutscher Weltgeltung zu sehen; sie ist das Alpha, nicht auch das Omega in unserem weltpolitischen Abc. Das Schwert für sich ist noch nicht Machtgeltung, nur deren Instrument. Sind Heer und Flotte die beiden Arme eines Herrschers, dann muß er vor allen Dingen wissen, wie und wann und wofür er sie gebrauchen darf; hängen sie untätig herab oder schlagen sie sinnlos um sich, dann verbürgen sie ihm weder Sieg noch Frieden. Die militärischen Mittel sind an sich niemals nur abwehrender, defensiver Art[1]). Die deutsche Flotte, obgleich politisch nur Verteidigungszwecken dienend, führt ihren ersten Kampf doch militärisch offensiv und rechtfertigt auf allen Meeren Großbritanniens Angst vor diesem „Luxusgegenstand". Das nackte Dasein unserer Flotte — so unentbehrlich es politisch war — hat doch den Frieden uns nicht wahren können, vielmehr aus Gründen, die ich zu Anfang des vorigen Kapitels streifte, das deutsch-englische Verhältnis fortwährend verschlechtert. Die Armee hat nicht verhindern können, daß wir von jener politischen Einkreisung durch

[1]) Fürst Bülow durfte trotzdem 1909 im Reichstage mit Recht erklären, unsere Flottenrüstung diene „lediglich zum Schutze unserer Küsten und unseres Handels", denn unsere äußere Politik bediente sich des maritimen Machtfaktors lediglich im Verfolg ihrer politischen Defensive; auch die deutsche Armee diente ja keinerlei Eroberungsabsichten, sie war politisch ein Defensivmittel, wenngleich militärisch durchtränkt vom Geist der Offensive.

Eduard VII. zunehmend umgarnt und eingesponnen wurden. Denn die Eigenart militärischer Machtmittel ist, daß sie die ultima ratio regum sind, daß ihre Anwendung den Kriegsfall schafft oder androht, mithin sogleich Zwangslagen ergibt an Stelle diplomatischer Erwägungen[1]). Diese aber sind die prima ratio aller Politik. Hier schwankt die Wage der Entscheidung je nach den politischen Gewichten, die jeder Seite gegeben und genommen werden; das militärische Gewicht gilt als konstant. Ein Bündnis oder Abkommen verbindet auch entfernte Länder mit uns; hingegen liegt das Aktionszentrum unserer Marine in der Nordsee, das unseres Heeres in Europa, und kein Kreuzer, keine Schutztruppe deckt den deutschen Kaufmann in amerikanischen „Raubstaaten" wider die Monroedoktrin oder in den indischen Gewässern wider England.

Es gleicht die deutsche Flotte bis 1914 der preußischen Armee vor 1740: beides Werkzeuge der Macht, von Hohenzollernhand geschmiedet, doch ihre Schärfe schlummernd, bis ein gekrönter Staatsmann sie zum Mittel seiner Zwecke wählt und selbst den Schlag aufs Haupt der Feinde führt. Friedrich der Große erst schuf Preußens Großmachtstellung gegen Österreich mit den Soldaten, die sein kaisertreuer Vater in langen Jahren geworben und gedrillt hatte. Wilhelm II. führt noch selbst die Flotte gegen England, die er ins Leben rief, und zwingt dem stammesverwandten Gegner Deutschlands Weltgeltung ab. Landmacht und Seemacht, im Frieden vorbereitet, sind die Voraussetzungen für Preußen-Deutschlands Aufstieg zur Großmacht und zur Weltmacht geworden. Jedoch erst in den zwei gewaltigsten Ringen unserer neueren Geschichte konnte sich beider Kraft erproben, und allein auf der 1763 verstärkten Basis von 1741 sowie nach dem Erfolge des Jahrs 1915 läßt die politische Bedeutung beider sich ermessen.

Alle Vervollkommnung der Kriegstechnik, das sahen wir gleich anfangs, vermag als solche allein nichts zu entscheiden, erst innerhalb der politischen Bestrebungen und Geschehnisse ihrer Zeit gewinnt sie historisches Gewicht. Gleicherweise bestimmt nicht schon die allgemeine Entfaltung der militärischen Machtmittel das Antlitz unserer Epoche, Flottenpolitik ist noch nicht Weltpolitik; sondern erst das Ausmaß der weltpolitischen Absichten und Anstrengungen jedes Volkes regelt den Einsatz seines militärischen Gewichts und gibt den Maßstab des Vergleiches mit anderen Völkern. Weltpolitik wie Kontinentalpolitik werden mit politischen Mitteln durchgeführt und spiegeln uns in tätiger Bewegung die Einheit aller nationalen Kräfte in Macht, Kultur und Wirtschaft wider. So zwar, daß weder die kulturellen noch die wirtschaftlichen Antriebe in unserer Epoche überwiegen; gegen beider Überschätzung wandte ich mich ja soeben. Auch die militärischen Faktoren, ob-

[1]) Vgl. Max Lenz, Die neuen Problemstellungen der deutschen Politik, Hamburg 1914.

gleich sie das Wesen staatlicher Macht recht sinnfällig verkörpern, geben noch nicht die Auflösung im Rätselbild, sondern entziffern können wir die krausen Linien des geschichtlichen Lebensbildes nur, wenn wir das Streben jedes Staates nach Machtbehauptung und nach Machtgewinnung zum leitenden Gesichtspunkt wählen. Die politisch-diplomatische Betätigung solchen Strebens ist die variabelste Funktion staatlichen Lebens, die Kunst des Möglichen schlechthin, der Triebfeder im Uhrwerk zu vergleichen; hier setzt die Weltgeschichte ihren Griffel an, — der Diplomat soll ihre Schrift enträtseln können, der Staatsmann aber muß die Griffelführung selbst verstehen[1]).

Die Politik der Staaten zeigt somit die Einheit ihres nationalen Daseins in lebendiger Wechselwirkung und tätigem Fortschreiten begriffen. Alle Saiten des nationalen Seins werden im diplomatischen Konzerte angeschlagen; wer da nicht mit dem ganzen Instrument Bescheid weiß, ist ein schlechter Musikant und sicherlich kein Staatsmann. Gibt es nun ein Wort, welches die von mir geforderte Einheit des nationalen Seins in ihrer Ruhe und Bewegung auch inhaltlich erfaßt, eine Melodie gleichsam, die allen Spielern des diplomatischen Konzerts der Gegenwart vertraut klingt?

Wenn wir jene bewußte grundsätzliche Einheit der staatlichen und nationalen Existenz, welche ich forderte, mit einem Inhalt füllen und im besonderen die politische Idee des Deutschtums zu neuem Leben wecken wollen, dann darf dies nur ein Allgemeines sein, das einer staatlichen und einer nationalen Grundstimmung in unserer Gegenwart gerecht wird; etwas Gemeinsames, das wir mit anderen Völkern teilen und das politisch als Erfüllung unseres Sehnens wie unseres Streitens anzusprechen wäre. Was ist es, das uns aus den Wirkungen der Technik politisch am bedeutsamsten entgegentrat; was sprach zu uns aus der weltwirtschaftlichen Entfaltung und Verflechtung der Nationen? Was lehrte uns das Wachstum der Bevölkerungen? Wir lernten Deutschlands Kontinentalcharakter und Weltstellung als die zwei Mittelpunkte jeder deutschen Politik erkennen; wir warfen manchen Blick in die Vergangenheit, und wir bemerkten, wie in der Gegenwart das Ungenügen unserer nationalen Sendung unserem inneren Bewußtsein und unserem äußeren Ansehen zunehmend gefährlich wurde. Was eine Welt in diese Katastrophe ihres Schicksals treiben konnte, trägt schon den Ausgang solcher Schicksalswende notwendig in sich. Wer wird der neue Phönix sein, der aus der Asche eines Weltenbrandes sich erhebt? Was ist in einem Worte ausgedrückt die Summe des modernen Krieges und der Voraussetzungen, die ihn schufen?

Auf diese Frage soll ein letztes Kapitel uns die Antwort geben.

(Ein Schlußartikel folgt.)

[1]) Vgl. wieder meinen Aufsatz „Deutschlands dreifache Kriegsrüstung", l. c.

Eine Jugendfreundschaft Alexander von Humboldts.

Von

Albert Leitzmann.

Als Eckermann am 11. Dezember 1826 zu Goethe kam, fand er ihn in sehr heiter aufgeregter Stimmung. „Alexander von Humboldt ist diesen Morgen einige Stunden bei mir gewesen," rief er dem jungen Freunde belebt entgegen. „Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen; man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt. Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt."

In unsrer schnell lebenden Gegenwart ist heute, wenig mehr als ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, der Name Alexander von Humboldts für die meisten eben nichts als ein Name, mit dem sich die unklare Vorstellung einer großen wissenschaftlichen Reise nach Amerika und die wohl nicht viel klarere eines Buches verknüpft, das den Titel „Kosmos" führt. Wissenschaftliche Reisen sind uns etwas Alltägliches geworden, uns, die wir Zeitgenossen eines Sven Hedin, eines Frithjof Nansen, eines Amundsen sein durften, um nur die klingendsten Namen zu nennen, und wir können uns in der Zeit des leichten überseeischen Verkehrs, der Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraphen und Luftfahrzeuge gar keine Vorstellung machen von der allgemeinen Erregung, die Humboldts Rückkehr aus dem äquinoktialen Amerika im August 1804 in ganz Europa hervorrief, von jener Reise, auf der sich wie auf einer festen Basis von Granit nicht nur das ganze reiche Leben des wunderbaren Mannes, sondern auch seine für einen Gelehrten beispiellose Popularität aufgebaut hat. Andrerseits ist der „Kosmos", in dem der Greis auf der Höhe seines Weltruhms versuchte, das gesamte Naturwissen seiner Zeit in einer großen Darstellung künstlerisch zu vereinigen, heute zu drei Vierteln ein veraltetes Buch. Ganz neue Zweige der Naturwissenschaft, Anthropologie und Biologie, sind nach seinem Tode begründet worden; die

Theorie und Methode Darwins hat eine Revolution hervorgebracht, die alles auf neue Grundlagen stellte. Einzig der zweite Band des Werkes, der die Geschichte des Naturgefühls und der physischen Weltanschauung behandelt, strahlt in altem Glanze. Nicht der „Kosmos", sondern ein andres Werk, die „Ansichten der Natur", wird Humboldts Namen und Ruhm weiter ins 20. Jahrhundert tragen[1]). Auf den Menschen Humboldt, der Goethe, so oft er ihn wiedersah, immer wieder unvergleichlich an Liebenswürdigkeit, unerschöpflich an geistiger Anregung erschien, möchten die folgenden Blätter für kurze Zeit die Aufmerksamkeit lenken. Authentische Zeugnisse einer schwärmerischen Jugendfreundschaft, über ein Jahrhundert pietätvoll in Privatbesitz aufbewahrt, sollen uns dazu verhelfen, einen Blick in das Gemütsleben des großen Forschers zu werfen.

I.

Zur Erkenntnis der eigenartigen geistigen Struktur Alexander von Humboldts haben die letzten Jahre neues Material von tiefgreifender Bedeutung und ungeahnter Reichhaltigkeit erschlossen in dem Briefwechsel Wilhelm von Humboldts mit seiner Gattin Karoline, gewiß einem der schönsten und fesselndsten Briefwerke, deren unsre deutsche Literatur aus klassischer Zeit sich rühmen kann. Alle sechs Bände dieses Briefwechsels enthalten mehr oder weniger hell beleuchtete Spiegelungen seines Wesens in einer Seele, die nicht nur seit frühster Jugend in innigster Gemeinschaft mit ihm gelebt hatte und durch die mannigfachsten geistigen Fäden mit ihm verknüpft gewesen war, sondern die auch die seltene Kunst, menschliche Eigenart ebenso fein wie scharfsinnig zu analysieren und zu zeichnen, mit aller nur denkbaren Virtuosität ausgeübt und vervollkommnet hatte. Wilhelm von Humboldt, dem wir die glänzenden Charakteristiken Schillers und Goethes aus dem Jahre 1830 verdanken, hat uns in diesen brieflichen Bemerkungen auch das innerste Wesen seines Bruders, bis in die Tiefen schauend, aufgeschlossen.

Wilhelm hat den Bruder, als er ihn im Juni 1789 seinem Freunde Jacobi nach Pempelfort empfahl, brieflich eingehend geschildert und seine wie Alexanders individuelle Eigenart fein gegeneinander abgewogen. Er schreibt ihm eine im höchsten Sinne produktive, sich selber eine mehr kritisch analysierende Geisteskraft zu; mit einem schnellen und fruchtbaren Verstande verbinde er lebhafte Einbildungskraft und feines künstlerisches Gefühl, mit gründlichen Kenntnissen und rastlosem Eifer, diese zu vermehren, eine außergewöhnliche Herzensgüte, Freimütigkeit des Urteils und lebhaften Witz; seine

[1]) Mit Anerkennung sei hier einer Schrift von Georg Heller, einem Schüler Karl Lamprechts, gedacht, die die Weltanschauung Alexander von Humboldts in ihren Beziehungen zu den Ideen des Klassizismus eingehend und übersichtlich darstellt (Leipzig 1910. Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, Heft 12).

Schwächen seien teils Folge, mitunter aber auch Quelle seiner besseren Eigenschaften und darum verzeihlich. Als besonders merkwürdig hebt er dann noch hervor, daß bei völlig gleicher Erziehung doch schon von der Kindheit an Temperament, Charakter, Neigungen und wissenschaftliche Richtung bei ihnen beiden voneinander verschieden gewesen seien. Die Urteile, die Wilhelm in den Briefen an Karoline über Alexander fällt, stimmen in Lob und Tadel völlig zu dieser Charakteristik und gehen nur überall mehr ins Einzelne. In Zeiten persönlichen Umgangs treten naturgemäß seine guten Eigenschaften, die Wärme und Lebhaftigkeit der Empfindung, die Güte und Aufopferungsfähigkeit seines Herzens, seine Offenheit und Anhänglichkeit, in Zeiten, wo man sich länger nicht sah und nur brieflich miteinander verkehrte, die Schattenseiten seines Wesens, seine Eitelkeit, seine oft der nötigen Tiefe ermangelnde Vielgeschäftigkeit und Unruhe, das Vergnügen, Menschen bei ihren Schwachheiten zu fassen, der kaustische, zuweilen ins Undelikate abirrende Witz, alle freilich durchweg überstrahlt von seiner wissenschaftlichen Genialität, mehr hervor. Wie zwei entgegengesetzte Pole sieht er sein und des Bruders Wesen auseinandergehen, er selbst der Typus der durchaus nach innen, Alexander der der durchaus nach außen strebenden Individualität. Mit dieser Formel faßt er scharf und treffend alle ihre Gegensätze, Eigenschaften und Neigungen, die nur einzelne Folgen und notwendige Äußerungsformen jenes Grundkontrastes sind.

Mit den Jahren werden Wilhelms Urteile um einige Grade schärfer und intoleranter. Es hängt das einmal damit zusammen, daß gewisse Eigenheiten Alexanders, die dem Bruder von Anfang an nicht sehr sympathisch gewesen waren, wie seine in Paris und den dortigen Salons ausgebildete Blasiertheit in Sachen des Gefühls und der tieferen Empfindung, sein unerbittlicher Redestrom, mit der Zeit ständig gewachsen waren; dann aber auch mit Alexanders Stellung zu der deutschen Erhebung und zu der Weiterentwicklung der vaterländischen Angelegenheiten nach den Freiheitskriegen. Daß Alexander in der Zeit der heimlichen und dann auch der offenkundigen Feindschaft aller deutsch gesinnten Patrioten gegen Frankreich und seinen Kaiser dauernd in Paris blieb, nur französisch schrieb, fast ganz zum Pariser wurde, ja sogar seine politische Überzeugung einem gewissen Teil der vornehmen Pariser Gesellschaft zuliebe, der unter dem Firniß liberaler Ideen stets aller politischen Freiheit antipodisch gesinnt war, zu modeln schien und seine Ideen in einer Art theatralischer Sprache unablässig beleuchtete, mußte dem Bruder tief schmerzlich sein, und dieser Schmerz riß ihn wohl einmal zu dem bitteren Urteil hin, Alexander habe seine eigentümlichsten Ideen für fremde Phrasen verkauft. Zu dieser stetig wachsenden und immer stärker hervortretenden Ausländerei und Französierung sieht er den tiefsten Grund nicht eigentlich in Alexanders Leben im Auslande, sondern in seinem innersten Wesen: er habe das Ausland gesucht, weil ihm in Deutschland nicht heimlich

sein konnte. Noch in einer der letzten Charakteristiken aus der englischen Zeit vermißt er an Alexander das stille Genügen an sich und dem Gedanken als den eigentlichen Quell wahrster Menschlichkeit und bedauert, wie gerade in den Hauptangelegenheiten des inneren Menschen, im künstlerischen, im religiösen, selbst im rein intellektuellen Gebiete nichts mehr bei Alexander bewegt und entwicklungsfähig, alles wie mit eisernen Schranken abgeschieden und eingezwängt sei. Auch ein Sonett aus dem November 1834 entwirft ein keineswegs schmeichelhaftes Bild Alexanders, in dem die eben besprochenen Züge wiederkehren.

Eine der hervorstechendsten Eigenschaften des jungen Alexander war seine übergroße Empfindsamkeit, die halb unbewußte, halb bewußte Übertreibung und Überschätzung der Gefühlswerte in allen Dingen und Erlebnissen. Beide Brüder, so streng rational erzogen wie nur irgend möglich, aufgewachsen in der Metropole der deutschen Aufklärung unter den Augen Mendelssohns, Engels, Biesters, Nicolais, neigten zur sentimentalen Auffassung der Dinge, zur romantischen Schwärmerei. Wie bei so vielen ihrer Zeitgenossen rächte sich auch bei ihnen das durch die Trockenheit und Nüchternheit der rein verstandesmäßigen Ausbildung geknebelte Herz durch den Sprung in die Sentimentalität. Musikalische Begabung, sonst das gewiesene Tummelfeld für die Entladung gefühlsmäßigen Überschwangs empfindender Seelen, war beiden Brüdern zu ihrem Schaden versagt geblieben: von Wilhelms Abneigung gegen die Musik berichtet Varnhagen ergötzliche Einzelheiten, für Alexander war sie eine „calamité sociale". Während in der weicheren, mimosenhaften Natur Wilhelms zwischen Verstandesschärfe und Gefühlsinnigkeit auf allen Gebieten des geistigen Daseins die engste und glücklichste Verschmelzung und gegenseitige Befruchtung eintrat, nicht zum wenigsten, weil er früh in Karoline das hohe Geschenk einer ihn ganz verstehenden weiblichen Natur von der Gunst des Schicksals beschert erhielt, konzentrierte sich bei Alexander die Empfindsamkeit in einer süß-schwermütigen Naturauffassung und in einem zuweilen bis an die Grenzen des Männlichen ausschweifenden Freundschaftskultus, während eine wirkliche tiefe Liebe zu einem Wesen des andern Geschlechts ihm, soweit wir wissen, zeitlebens eine unentdeckte Welt blieb.

Urkunden einer solchen schwärmerisch-sentimentalen Freundschaft liegen uns in Alexanders Briefen an einen Frankfurter Studienfreund, den späteren Prediger Wilhelm Gabriel Wegener vor, die ich vor langer Zeit zuerst in vollem Wortlaut veröffentlicht habe (Leipzig 1896). Hier herrscht ein Wärmegrad der Empfindung und des Ausdrucks, der an die Werther- und Hainbundszeit und an ihren Gefühlsüberschwang erinnert. Ich gebe nur eine Probe: „Wenn ich die Sehnsucht messe, mit der ich auf jede Nachricht von Dir harre, glaube ich, daß kein Freund den andern inniger lieben könnte, als ich Dich liebe. Wenn ich den Gedanken an Dich recht lebhaft mache, wenn ich alle die Äußerungen der Freundschaft in meine Seele zurückrufe, die ich aus Deinem

Munde empfing, dann beunruhigt mich der Gedanke, daß ich Dich nicht so liebe, als Deine gute, weichgeschaffene Seele, als Deine Anhänglichkeit an mich es verdienen ... Der kalte Philosoph, der sein Herz den seligen Freuden des Umgangs verschließt, ist in meinen Augen ein Flecken auf dem großen Plane der Schöpfung." Ganze Seiten sind mit derartigen Reflexionen, mit Worten fast krankhafter Sehnsucht, mit Berichten über Träume, in denen die Trennung der befreundeten Leiber aufgehoben erscheint, mit endlosen Versicherungen unwandelbarer, treuer Zuneigung und ähnlichem angefüllt. „Gott scheint die Menschen fast nur paarweise gebildet zu haben." In manchen Briefen erscheint diese Freundschaftsmetaphysik in ein förmliches System gebracht. Bei Wilhelm fehlt dieser sentimentale Freundschaftston völlig: ihm steht er nur für die seelischen Beziehungen zu Frauen zur Verfügung.

Dieser junge Theologe war nicht der einzige, den Alexander mit leidenschaftlicher Freundschaft umfaßte. Seine Empfindung hielt nie sehr lange bei ein und demselben Menschen aus: sie pflegte vielmehr nach einiger Zeit das Objekt ihrer sehnsüchtig-schwärmerischen Gedanken zu wechseln. In den Tagen ihres Höhepunkts glaubte die Empfindung selbst zwar in sich die Bürgschaft ewiger Dauer zu fühlen, da ja auch der Wein mit dem Alter immer reifer und köstlicher werde, aber diese Ewigkeit war von kurzer Dauer. Schon vor Wegener hatte ein Student der Medizin, Beer in Berlin, ihm freundschaftlich nahe gestanden. Wegener seinerseits mußte Karl Freiesleben den Platz räumen, der gleich Humboldt in Freiberg zu den Füßen des großen Werner saß. Der letzte in der Reihe dieser Jugendfreunde ist Reinhard von Haeften, mit dem wir uns näher beschäftigen wollen.

II.

Die Familie von Chastillon de Cocq, später nach einer holländischen Besitzung von Haeften genannt, führte ihren Stammbaum bis in die Zeit des dritten Kreuzzuges zurück. Im Reformationszeitalter saß sie in Holland und Geldern, einzelne ihrer Mitglieder zeichneten sich im großen Befreiungskampfe gegen Spanien und die Gewaltherrschaft Albas in hohen Stellungen aus. Ein Zweig der Familie saß dann im 18. Jahrhundert in Erprath bei Xanten: aus ihm stammte Reinhard von Haeften, der 1773 als Sohn eines preußischen Obersten geboren wurde, also vier Jahre jünger als Humboldt war. Wie er ins Bayreuthische gekommen ist, wo wir ihn Anfang der 90er Jahre als Leutnant im Infanterieregiment Greveniz finden, habe ich nicht feststellen können. Auch die Frau, die dann die Seine werden sollte, Christiane Elise Sabine von Cramon, war einem in Franken noch nicht allzu lange eingewanderten Geschlechte entsprossen, das seinen Ursitz in Mecklenburg hatte: ihr Vater war Oberforstmeister in den Sechsämtern im mittleren Fichtelgebirge. Sie hatte sich um 1790 mit Karl von Waldenfels, dem einzigen Sohne eines

markgräflichen Majors, vermählt, einem Gutsnachbar ihrer Eltern, der von seiner ersten Bayreuther Leutnantszeit her ein intimer Freund Gneisenaus war. Diese Ehe wurde im Jahre 1794 geschieden; der Gatte stand lange Zeit bei den fürstlichen Truppen in Holland, die dann im Jahre 1792 von Preußen übernommen wurden, und hat sich im Juni 1795 zum zweiten Male verheiratet.

Ehe wir aber zur näheren Betrachtung der Urkunden der Freundschaft Humboldts mit Reinhard von Haeften übergehen, muß noch eine Legende zerstört werden, die aus der 1872 erschienenen großen, unter Leitung von Karl Bruhns von verschiedenen Forschern verfaßten Biographie Alexander von Humboldts auch in viele neuere Schriften über ihn kritiklos übernommen und mit einer gewissen Liebe gepflegt worden ist. Schon oben erwähnte ich, daß, soweit wir wissen, das Gefühl einer großen und tiefen Liebe Humboldt versagt geblieben ist. Nach einer Stelle der Biographie nun soll „nach einer ausführlichen und bestimmten Mitteilung des Botanikers Kunth" ein Herzensverhältnis zwischen Humboldt und der Schwester seines Freundes von Haeften bestanden haben, „das, obwohl Jahrzehnte in edler Treue gepflegt, doch nicht zu dem Ziele gewünschter Vereinigung geführt hat." In bezug auf den Gewährsmann seiner Notiz ist hier dem Verfasser des betreffenden Teils der Biographie, Julius Löwenberg, sicherlich eine Verwechslung unterlaufen. Der Botaniker Karl Sigismund Kunth, fast zwanzig Jahre jünger als Humboldt, stand diesem nie freundschaftlich so nahe, daß er ihm über intime Herzensangelegenheiten vertrauliche Mitteilungen gemacht haben dürfte: er könnte solche kaum von Humboldt selbst, höchstens von seinem Onkel erhalten haben, der die Erziehung beider Brüder geleitet und beiden zeitlebens sehr nahe gestanden hat. Aber auch der ältere Kunth hätte derartiges niemals berichten können aus dem einfachen Grunde, weil Reinhard von Haeftens Schwestern schon in sehr jugendlichem Alter geheiratet hatten und Humboldt nie bekannt geworden sind, auch niemals erwähnt werden. Er kann mit seiner Angabe, wenn sie historisch ist, nur auf die Gattin Reinhards von Haeften angespielt haben. Ungedruckte Briefe Karoline von Humboldts an Lotte Schiller lehren zwar, daß die Beziehungen Alexanders zu Christiane in Jena Gelegenheit zum Klatsch gegeben haben, als dessen hauptsächlichen Verbreiter sie den bekannten Arzt Professor Stark nennt: wir werden aber später aus Alexanders eigenem Munde hören, welcher Art seine Beziehungen zu Christiane waren. Diese vermeintliche Liebe gehört also ins Reich der Fabel wie alle ähnlichen Geschichten, die im Laufe der Zeit, mehr oder weniger romanhaft ausgeschmückt, von empfindsamen Gemütern vorgebracht worden sind.

III.

Bald nachdem Ende des Jahres 1791 die Länder Ansbach und Bayreuth von dem letzten Markgrafen Karl Alexander gegen eine Jahresrente an Preußen

abgetreten worden waren und unter Hardenberg, dem späteren Staatskanzler, eine eigene Verwaltung erhalten hatten, wurde Alexander von Humboldt, der eben erst als Bergassessor in den preußischen Staatsdienst eingetreten war, im Sommer 1792 mit einer kommissarischen Prüfung des Zustandes des fränkischen Berg- und Hüttenwesens betraut. Diesem Auftrage folgte sehr bald die Ernennung zum Oberbergmeister und die definitive Anstellung in den fränkischen Provinzen. Im Sommer 1793 trat er seine Bayreuther Stellung an, wo er der Kollege Altensteins, Langermanns, Naglers, Schuckmanns, Schultzens wurde. Häufige Reisen führten ihn bis in die kleinsten und entlegensten Teile der Provinzen, wo er sich eine genaue Anschauung der bergmännischen Verhältnisse in naturgeschichtlicher wie in sozialer Hinsicht bis in die kleinsten Einzelheiten erwarb. Diplomatische Aufträge Hardenbergs riefen ihn für vier Monate im Sommer 1794 zur preußischen Armee an den Rhein, ein halurgisches Kommissorium in die neue Provinz Südpreußen. Neben all dieser reichen und anstrengenden geschäftlichen Tätigkeit her gingen wissenschaftliche Studien und Arbeiten.

Einen lockenden Anziehungspunkt bildete für den stets Reisefertigen und Reiselustigen Jena. Hier hatte sich im Frühjahr 1794 sein Bruder Wilhelm mit seiner Familie dauernd niedergelassen, um seinem Freunde Schiller nahe zu sein; Goethe, eben mit Schiller zu freundschaftlichem Gedankenaustausch zusammengetreten, kam häufig von Weimar herüber, und um beide Dichter schloß sich ein Zirkel geistiger Regsamkeit, an dem Alexander mit Freude und Stolz Anteil nahm. Dreimal im Laufe des Jahres 1794 war er so für kürzere Zeit in Jena erschienen: gewöhnlich machte er die kleine Reise zu Pferde. Der letzte dieser Aufenthalte dauerte fünf Tage, vom 14. bis 19. Dezember. Gleich nach seiner Ankunft schrieb Wilhelm ein Billett an Goethe mit der Aufforderung herüberzukommen, da er Alexander zu sehen verlangt hatte. Goethe kam: am 17. aß er mit Heinrich Meyer und Schillers mittags bei Humboldts, abends waren alle bei Schillers, wie Wilhelms Tagebuch meldet; auch am 18. kam man wieder bei Humboldts zusammen. An Alexanders Abreisetage ist der erste Brief an den Bayreuther Freund geschrieben.

Jena den 19ten Dezember 94. Abends um 8 Uhr.

Ich halte noch immer Wort, guter innigst geliebter Reinhard. In wenig Stunden reise ich ab, reite morgen bis Lauenstein, den 21ten bis Steben und den Heiligen Abend hoffe ich an Deinem Halse zu hängen. Ich wüßte nicht welche Geschäfte mich in Steben erwarten und daran hindern sollten. Ich hatte eine Hofnung den kleinen Freiesleben hier zu sehen. Ich bat ihn sehr hierher zu kommen. Aber die Freude ist mir nicht geworden. Er geht auf die Feiertage nach Freiberg und schüzte das vor. Es hat mich geschmerzt und ihn zu sehen, wäre mir offenbar hier die größte Freude gewesen; denn er interessirt mich mehr als mein Bruder, d. h. ich bin weit lieber mit ihm. An Geistesnahrung hat es mir indeß nicht gefehlt. Göthe hat Wort gehalten und kam nur meinethalben herüber. Er war 3 Tage bei uns, unendlich freundlich gegen mich. Er wollte mich

mit Gewalt mit nach Weimar nehmen, weil es ihm der Herzog eingeprägt hatte, mich mitzubringen. Aber so gern ich mit Göthe bin (er ist mir hier eigentlich der liebste) so wären denn doch leicht die Feiertage darauf gegangen. Ich hätte Dich 6 Tage später gesehen, und diesen Verlust ersezt mir nichts, nichts auf der weiten Erde. Mögen andre Menschen keinen Sinn dafür haben. Mir gilt es gleich. Ich weiß, daß ich nur mit Dir, durch Dich, guter einziger Reinhard, lebe, nur in Deiner Nähe ganz glüklich bin.

Noch eine Bitte an Dich in Schillers Nahmen. Laß doch inliegende Anzeige baldmöglichst in die Bayreuther Zeitung einrükken. Gieb sie nur an Engelhard in meinem Nahmen. Ich bezahle das Einrükken. Das avertissement wird in die meisten deutschen Zeitungen eingerükt. Verzeih die Plage, guter Reinhard. Umarme unsre gute Waldenfels und vergiß nicht Deinen

dankbaren

A H.

Wilhelm und meine Schwägerin grüßen Dich tausendfach und wünschen sehr Dich bald hier zu sehen.

Die Anzeige, die Schiller in die Bayreuther Zeitung eingerückt wünschte, war das Avertissement der Horen, deren erstes Heft zu Beginn des Jahres 1795 erschien.

Im folgenden Sommer 1795 unternahm Humboldt mit seinem Freunde Haeften zusammen eine Reise über München und Innsbruck nach Venedig, Vicenza, Verona, Mailand und von da in die Schweiz. Diese Reise richte er mehr für Haeften ein als für sich, schreibt er an seinen Freund Freiesleben, und nur ihm und seiner Freude wolle er leben. In Schaffhausen trennte sich Humboldt von Haeften, dessen Urlaub abgelaufen war, traf sich mit Freiesleben und schloß mit diesem eine Tour durch den Jura und die Savoyer Alpen an, von der er über Rastatt, wo gerade der Kongreß tagte, erst Anfang November nach Franken zurückkehrte. Nach der Trennung von Haeften schrieb er an die gemeinsame Freundin Christiane von Waldenfels gegen Ende Oktober, vermutlich aus Sachseln am Sarner See.

Ich habe Ihnen noch nicht gedankt, meine Liebe, für die namenlose Freude, welche Sie mir durch Ihren Brief in Bern gemacht haben. Es war so gar keine Wahrscheinlichkeit, daß unserm Reinhard auf diesem Wege nach Bayreuth etwas zustoßen konnte, aber Sie wissen, daß ich einmal eine so unbeschreibliche, wundersame Anhänglichkeit an diesen einzig treflichen Menschen habe, daß mich selbst die bloße Möglichkeit eines Ungemachs besorgt macht. Wie schnell und liebreich haben Sie, gute Christiane, alle diese Besorgniß verscheucht, wie theuer sind mir die Zeilen, welche unser Reinhard selbst Ihrem Briefe anhing. Nicht denken, kaum nachfühlen, ahnden kann ich das Gefühl der Wonne welches Sie bei diesem Wiedersehen überströhmt haben muß. Ich weiß nur einen zweiten Moment *unseres* Zusammenlebens, der diesem gleich sein konnte. Das sind Szenen des menschlichen Lebens, deren man nur eine oder zwo erlebt, Sonnenblikke am trüben Horizont, der uns bis zum Grabe umgiebt. Wie gern heftet man seinen Blik auf solche Augenblikke und wie freut es einen „daß der Mensch ihnen Dauer verleihen kann." Sie finden selbst daß Reinhard gesunder und heiterer wiedergekehrt ist. In diesen

Worten Ihres Briefes liegt ein Meer der Seligkeit für mich. Und wäre ich und diese Reise auch nur eine mitwirkende Ursach dieser Stimmung, wüßte ich mich auch nur in die entfernteste Verbindung damit zu sezen — so wäre das Selbstgefühl schon unendlich lohnend für mich. Aber immer von mir und diesem Menschen, der mit meinem Inneren so wesentlich verwebt ist, der mir seit 4 Monaten theurer als je geworden ist — Ich vergesse, daß ich Ihnen von meiner Reise erzählen will. Ich bin jezt endlich auf meiner völligen Rükreise begriffen. Nur noch einen Tag von hier auf Ursern und dann geht es immer gegen Zürich hin, über Luzern, wo ich den 31. Oktober sein werde. Seit dem 20ten verließ ich Hardenberg (der nach Geneve ist) und Bern. Wir gingen immer zu Fuß den ewigen alten Weg über Thun, Interlachen, Lauterbrunn, das Bergwerk, Grindelwald (wo ich Reinhards Freund, den Wirth leider! nicht zu Hause traf) Brienz und Hasli und von da über Sarneln hieher. Im Hasli hatte ich viel Freude und fast die erste seitdem Reinhard weg ist. Es war Markt und also großer Bauerntag. So eine ländliche Szene, so eine Menge wirklich schöner Menschenbildungen sah ich nie. Dazu war es heller Mondschein als ich ins Thal kam, die Berge waren alle dikk beschneit, die Wasserfälle waren stärker als je — das gab einen wunderschönen Prospekt. Sagen Sie Reinhard, daß mir der Luzerner und Sarner See wieder ebenso gefallen, als das erste Mal. Es bleibt die lieblichste Gegend der ganzen Schweiz und wenn wir nicht zusammen nach Amerika wandern, so müssen wir dahin, um, abgesondert von den sogenannten gebildeten Menschen, ein stilles glükliches Leben zu führen. Ich habe Freiesleben expreß vorangehen lassen, um mich 1—2 Stunden in Luzern und Sarneln aufzuhalten. Der Plaz zum Hause, alles ist gewählt. Lächeln Sie immer, meine Liebe, meine Luftschlösser bleiben es nicht immer. — Ich bin, die Sehnsucht nach Ihnen abgerechnet, sehr wohl, selbst heiter, da ich in ein paar Wochen ja unter Ihnen bin. Das Wetter ist göttlich. Geht Freiesleben nicht nach Italien, so bringe ich ihn mit nach Bayreuth, er bleibt dann vielleicht eine Woche dort. Genuß werden wir alle wenig von ihm haben, aber stöhren wird er uns auch nicht; selbst nicht wenn Sie in Schlottenhof wären, ich könnte doch ohne ihn hin. Die Steine haben diesen Menschen sehr verdorben. Leider ist er nicht mehr von Seiten des Kopfes was er sonst war. Von Seiten des Gefühls aber treflich! Leben Sie wohl, meine Gute, nach Mailand habe ich geschrieben, umarmen Sie den guten Reinhard, den ich kindlich liebe. A H.

Das Zitat in diesem Briefe: „Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche; er unterscheidet, wählet und richtet; er kann dem Augenblick Dauer verleihn" entstammt bekanntlich Goethes Hymnus „Das Göttliche", den der junge Humboldt gern anführt: auch in seinem ältesten Briefe an Goethe aus dem Mai 1795 zitiert er daraus. Über Hardenbergs Reise nach Genf und ihren Zweck habe ich nichts ermitteln können.

Der folgende nächtliche Brief, in dem die Schwärmerei den Gipfelpunkt erreicht, ist nicht vollständig erhalten. Inzwischen war aus Frau von Waldenfels die Gattin Haeftens, aus dem Rousseauschen Gedanken einer kulturfernen Einsiedlerexistenz in einem Landhause am Sarner See große Pläne zu einer längeren italienischen Reise geworden. Die überlieferte Jahreszahl 1796 muß als beim Beginn des Jahres leicht erklärlicher Schreibfehler in 1797 verändert werden.

in den Nächten vom 1sten bis 4ten Januar 1797.

Lieber Reinhard. — Es giebt gewisse Dinge über die sich besser schreiben als reden läßt, besonders wenn es darauf ankommt, Plane für die Zukunft zu entwerfen und die Gründe zusammenzustellen, welche uns entscheiden sollen, so oder so zu handeln. Hier kommt es auf ruhige überlegte Wahl des Besseren an, nicht auf Ueberordnung. Du hast in die Hauptsäze dieses Plans schon eingewilligt und so wenig ich auch fürchte, daß er nicht strenge Kritik vertrüge, so bitte ich Dich doch, diese Zeilen nur in solchen Augenblikken zu lesen, wo Dein Herz sanfter froher Eindrükke fähig ist, wo Du Dich mehr, als gewöhnlich mir genähert fühlst.

Zwei Jahre sind jezt verflossen, seitdem wir uns [uns] näherten, und Dein Schikal das meinige wurde. Ich segne noch jezt den Tag, da Du zum ersten Mal Deine Sorgen in meinen Busen schüttetest, mir zum ersten Mal sagtest, daß Du Linderung spürtest. Nie hatte ich in einem Menschen solche Innigkeit der Empfindung, solche Reinheit der Seele gefunden, ich fühlte mich besser in Deinem Umgange und von der Zeit an war ich mit ehernen Ketten an Dich gebunden. Wenn Du [mir] noch Jahre lang mit Kälte und Verachtung begegnetest, wenn Du mich zurükstößest, würde ich mich an Dich drängen; ich würde nie aufhören in stummer Betrübniß an Dir zu hangen, doch dem Himmel danken, daß ich vor meinem Tode empfinden durfte, was gute Menschen einander sein können. Mit jedem Tage nimmt diese Liebe und Anhänglichkeit, deren Ausbruch Dir oft lästig wird, zu. Ich kenne kein anderes Glük auf Erden, seit 2 Jahren, als Deine Heiterkeit, Deinen Umgang, als den schwächsten Ausdruk Deiner Zufriedenheit. Meine Liebe zu Dir ist nicht Freundschaft, Bruderliebe allein, es ist Ehrerbietung, kindliche Dankbarkeit, Ergebung in Deinen Willen, als meinem höchsten Geseze.

Bei solchen Empfindungen arbeiteten wir gegenseitig an unserem beiderseitigen Glükke. Es waren die frohesten Tage meines Lebens, die lezten 2 Jahre, die ich um Dich sein durfte, und noch heute fühle ich mit jedem Tage mein Glük wachsen. Ich will sterben, wenn in dieser feierlichen Nacht ein unwahres Wort aus meiner Feder fließt.

Brüderlich haben wir mit einander 2 Jahre lang Sorgen und Kummer getheilt — Du bist endlich ans Ziel Deiner Wünsche gelangt, zu einem Besize, der Dir kaum möglich schien. Freudenthränen entfließen meinen Augen, wenn ich Dich, von Gefahren umringt, den sicheren Hafen erreichen sehe. So löst sich das Schikal guter Menschen freundlich und milde! Laß uns immer gut bleiben, so vollenden wir froh auch den übrigen, vielleicht größeren Theil unserer Laufbahn.

Christiane ist jezt Dein, Du hast jezt, was von jeher glükliche Menschen bezeichnete, ein gutes Weib, das Du liebst, und einen Freund, der glüklich wäre, sein Leben hinzuopfern, wenn er Dir dauernde Ruhe damit erkaufen könnte. Wir fangen an ein glükliches Leben zu genießen, aber ist es glüklich, so lange ich mir ein besseres, nüzlicheres, die Menschheit veredlerenderes für Dich denken kann? Sollen wir verstoßen, was das gütige Schikal uns darbietet? Meine Pflicht ist es Dich darauf aufmerksam zu machen, Dir jegliche Seite des Plans vorzustellen, aber auch, wenn der Plan Dir misfällt, wenn Du Deine alte Lage vorziehst, mich ohne Murren, ja selbst ohne Dich um die Gründe Deiner Wahl zu befragen, in Deinem Befehle zu ergeben.

Was Dir, wie ich aus Erfahrung weiß, unter allen Freuden des Lebens der größte Genuß ist, was die Fähigkeiten des Menschen am meisten ausbildet, eine neue lebendige Welt in ihm schaft, ist Reisen. Schon in Venedig versprachst Du mir, noch einmal mit Dir nach Rom und Neapel wandeln zu dürfen — bei meinen jezigen Verhältnissen mit dem Erbprinzen von Hohenlohe sehe ich die Leichtigkeit

eines 3—4 monathlichen Urlaubs mehr als je ein. Aber 3—4 Monathe ist nur Reise nicht Aufenthalt in Italien. Du würdest indeß einer Freude entbehren, die ich Dir so gern gönnte, des Umganges mit Deiner Frau. Alles, alles wäre unendlich leichter in der Ausführung, wenn Du jezt 1796 die lezte Exercirzeit machtest, und wenn wir alle (wie mein Bruder) auf einige Jahre nach Italien zögen. Des Vortheils der Wiedervereinigung . . . brauche ich nicht zu erwähnen. Wir füllten grade einen Wagen aus, und mein Bruder mit Weib und Kind einen anderen. Daß mich nicht Anhänglichkeit zu meinem Bruder zu diesem Vorschlag bringt, weißt Du aus meinem Verhältniß zu ihm; unter andern Bedingungen hätte Italien noch lange außer meinem Plane gelegen und daß es ganz und allein von Deinem Winke, Deinem Befehle abhängt (wie auf unserer lezten Reise) wohin und wie Du reisen, wie schnell Du Italien verlassen willst, daß Du über mich, wie über Dein Kind, zu gebieten hast, immer Gehorsam ohne Murren finden sollst, dafür bürgt Dir mein Charakter und unser bisheriger Umgang. Bloßes Reisen wird auf die Länge lästig. Durch beständiges Treiben und Hezen sehnt sich der Geist nach Ruhe und des häuslichen Genusses entbehrt man dabei ganz. Mein Vorschlag wäre daher, daß wir uns auf 6—8 Monathe in Rom, Florenz und Neapel etablirten, nur in der kühlen Jahrszeit reisten und so ganz Italien und Sizilien mit einem Nuzen durchwanderten, den noch wenige davon gezogen haben. Was könnte wichtiger für Dich, guter innigst geliebter Reinhard, sein, als diese Unternehmung gerade in dieser Deiner Jugend, zur Ausbildung dieses Kopfes, im mittheilenden Umgange mit ausgezeichneten Menschen? Wenn es nur da edles Vergnügen giebt, wo nicht die Sinnlichkeit allein durch neue Gegenstände gereizt, wo der Charakter entwikkelt, der Sinn für das Große und Moralisch Schöne erhöht, kurz das Gefühl veredelter Menschheit uns gesichert wird — o! so müssen diese Jahre, die Du mit uns in Italien verlebtest, zu den genußreichsten Deines Lebens gehören.

Alle meine Plane sind den Deinigen untergeordnet. Ich weiß keine Seelenruhe, kein Glük zu finden, wenn ich Dich, theurer väterlich geliebter Reinhard, nicht in einer frohen Lage weiß. Meine Amerikanische Reise wird also dann noch länger ausgesezt und nicht eher angetreten, als bis Du Dich entschieden hast, ob Du in Italien bleiben oder nach Deutschland, wie ich vermuthe, nach 2—3 Jahren zurükkehren willst. Im lezteren Falle versteht sich von selbst, daß ich Dich aus Italien zurükbringe und so lange bei Dir bleibe, als wir unsre Einrichtung gemacht haben. Wo wir uns dann niederlassen wollen, ist gleichgültig, am besten da wo eine freundliche Natur ist und wo uns nicht alte Verbindungen geniren. Manches spricht für Cleve oder seine Nachbarschaft, doch wäre Düsseldorf, wo die Bildergallerie manchen interessanten Menschen hinzieht, vielleicht noch vorzuziehen. Ein bestimmter Plan ist darauf überhaupt nicht zu machen und ein Wohnort, der für Bayreuth entschädigt, ist gewiß immer zu finden.

Der Aufenthalt in Italien hätte gerade jezt noch besondere Vorzüge. Mein Bruder befolgt eben den Plan. Er geht auch mit Weib und Kind hin. Er hängt mehr noch an mir, als ich an ihm, und wenn er auch nicht selbst schon Interesse an Dir fände, so würde doch schon der Gedanke, daß er mich nicht ohne Dich in seiner Nähe haben kann, ihn dankbar an Dich ketten. Dazu bist Du ein Mensch der jede Probe hält, meine Schwägerin würde Euch beiden unendlich gefallen und mein Bruder ist ungemein heiter und fröhlich. Ich trüge mich gewiß nicht, wenn ich vorhersage, daß Ihr Euch alle zusammen passen würdet. Wir können vom Zusammenreisen die wesentlichsten Vortheile haben, im Pflegen der Kinder, in den Diensten die sich die Weiber einander thun, in der Beruhigung vor Unannehmlich-

keiten, wenn die Gesellschaft sich trennen muß, wobei man sonst für den einsam zurükbleibenden Theil fürchtet. . . Meinen Bruder hat oft der Gedanke geschrekkt, daß er in Italien sterben könne und Weib und Kinder dann allein wären. Auch vor dieser Furcht ist er dann gesichert. Ich weiß bestimmt, daß ich meinem Bruder keine frohere Hofnung geben kann, als die unserer Begleitung.

Bei dem allen aber dringe ich darauf, daß wir als 2 Familien abgesondert reisen, meist auch abgesondert wohnen, nur zusammen essen, was bei langem Aufenthalte wesentliche Ersparung ist. Es fügt sich so selten, daß sich 2 Menschen ganz für einander geschaffen fühlen, geschweige denn fünf. Ich will schlechterdings daß in unserem Cirkel Du, wie bisher, das Haupt der Familie bleibst, daß wir alle nur allein von Dir abhängen, und dazu ist Absonderung nöthig. Mir wäre der Gedanke unerträglich, Dich in irgend einem Punkte genirt zu sehen. So angenehm es also auch wäre, daß wir mit Wilhelm zugleich nach Rom gingen, so könnten wir doch eben so gut ihm vorangehen oder nachfolgen.

Dies ist der Plan den ich Dir anbiete, mehrjähriger Aufenthalt in dem Vaterlande der Kunst, Ausbildung des Geistes durch Anschauung und Umgang, Erhöhung der Empfänglichkeit durch ein Leben in einem milden Klima, im reizendsten Theile Europens, begleitet von Weib und Kind, von einem Freunde der Dich wie seinen Vater verehrt und als Bruder liebt, und nach diesen Reisen ein stilles häusliches Leben in glüklicher Rükerinnerung genossener Freuden — — und alles dies in der freiesten Unabhängigkeit, niemand Rechenschaft gebend, Selbstschöpfer seines Glükkes.

So eine Aussicht ist uns nun auf der einen Seite geöfnet. Wie ist die Lage in der wir jezt leben? Der Himmel sollte meinen Frevel strafen, wenn ich es wagte, über eine Lage zu murren, in der ich ungestöhrt an Deiner Seite, im dankbaren Genuß Deines Wohlwollens, leben darf. Ich würde mich glüklich fühlen, und wenn ich in Eulmbach oder Bernek mit Dir lebte. Unsere häusliche Einrichtung, unser Auskommen ist reichlich, wir brauchen uns weniger zu entsagen als andere Menschen . . .

Humboldts Beziehungen zum Erbprinzen von Hohenlohe-Öhringen waren die Folge einer diplomatischen Mission, die ihn im Sommer 1796 ins französische Hauptquartier des Generals Moreau nach Schorndorf geführt hatte, um für die Hohenloheschen Länder und die fränkischen Fürstentümer als preußische Enklaven in dem von den Franzosen okkupierten Süddeutschland die Neutralität zu erwirken, eine Aufgabe, die er äußerst rasch und mit unerwartetem Erfolg zum gewünschten Ende führte. Der Tod seiner Mutter, der dann im November 1796 erfolgte, versetzte Humboldt in die Möglichkeit, mit dem dadurch ererbten Vermögen nun seine lange gehegten Reisepläne zur Ausführung bringen zu können. Er stand am Wendepunkt seines Lebens.

IV.

Der schöne italienische Traum sollte nicht zur Wirklichkeit werden. Im April 1797 fand sich die große Karawane zu gemeinsamer Abreise in Jena zusammen: Wilhelm, Karoline und Alexander von Humboldt, Reinhard und

Christiane von Haeften, dazu drei Humboldtsche und zwei Haeftensche Kinder und das nötige Dienstpersonal. Die Bayreuther Familie hatte, wie Karoline spottend an Schiller schreibt, soviel Gepäck, daß Alexander im Haeftenschen Reisewagen keinen Platz mehr finden konnte und in dem seiner Geschwister untergebracht werden mußte. So reiste man gemeinsam nach Dresden, von da nach Wien. Dort entschied es sich im Herbst 1797, daß der Gedanke einer italienischen Reise wegen der erneuten Kriegsunruhen jenseits der Alpen vorläufig aufgegeben werden mußte. Während Wilhelm mit seiner Familie nun direkt durch die Schweiz nach Paris ging, wo er bereits im November ankam, blieben Haeftens den Winter über mit Alexander in Salzburg, und man sah sich erst im Mai 1798 vollzählig in Paris wieder. An Lotte Schiller, die sich nach Haeftens erkundigt hatte, schreibt Karoline von Humboldt damals: „Es ist nichts von ihnen zu sagen, sie gehören zu den unveränderlichen Menschen." In Paris kam es nach einiger Zeit zu endgültiger Trennung: Haeftens gingen, zumal Christiane ihrer Niederkunft entgegensah, auf ihre Familiengüter nach Goch, südlich von Cleve, Alexander im Herbst über Marseille nach Spanien, um mit seinem Reisebegleiter, dem Botaniker Bonpland, sobald als möglich seine amerikanische Reise anzutreten. Die Freunde nahmen zärtlichen Abschied, ohne zu ahnen, daß sie sich nicht wiedersehen sollten. Aus Spanien ist der nächste Brief: er atmet die beseligte Stimmung dessen, der, von großen und tiefen Eindrücken überwältigt, hoch auf der Welle des Lebens sich tragen läßt zu neuen, unbekannten Ufern des Schauens und der Erkenntnis. In der großen Schule seiner langen Reise ist mit anderem auch alle sentimentale Schwärmerei von Alexanders Seele gefallen.

Madrid den 28. Februar 99.

Eure lieben Briefe, ihr guten Herzensmenschen, habe ich hier gefunden. War es mir nicht als käme ich von einer Weltreise zurük? Diese Entbindung lag mir so schwer schwer auf dem Herzen und alles hat sich abermals gut gewandt. Dank dem Schiksal, Ihr Guten, und wenn es gleich nur ein Mädchen ist, so bin ich dem lieben kleinen Geschöpfe doch schon im Voraus gut. Ach könnte ich diese Kinder doch nur einen Augenblik alle in meine Arme schließen und Dich, mein Herzens Reinhard, und Sie arme Mutter, die Sie gewiß schon wieder an den Brüsten leiden. Pflegen, pflegen Sie sich ja recht sorgsam. Von mir, was soll ich Ihnen sagen? daß ich sehr sehr wohl bin, 8 herrliche Tage in dem palmenreichen Valencia zugebracht, mich dann durch das Königreich Murcia hierher durchgehungert, durch Castilien, wogegen noch mein plattes Vaterland ein Tempe ist! Seit 5 Tagen bin ich hier und schwelge in allen Pflanzen des südlichen Amerikas, die der botanische Garten enthält. Ich denke (ich weiß daß Dich das freut) nicht mehr an Afrika und reise von hier mit dem Paketboot nach Teneriffa und wahrscheinlich in die gesunden dänischen West Inseln zum Kentsch [?] — aber nicht, wahrscheinlich nicht vor August. Also, Ihr Lieben, sorget nicht, ich bin immer unter gebildeten Menschen. Es ist heute sehr spät, mein nächster Brief soll recht lang sein. Ich schrieb zulezt vor 18 Tagen aus Barcellona. Wilhelm denkt auch

hieher zu kommen!! Lebt heute wohl, Ihr Herzensmenschen. Ich küsse die liebe Christiane und Friz und Emmchen und das ungenannte Kleine und meinen einzigen Rein. H.

Addressire maison de Mr. Tribolet-Hardy Chargé d'affaires de Prusse Calle de Cantaranas Madrid oder an Wilhelm.

Von der Reise selbst ist nur ein einziger Brief an Haeftens erhalten. Geschrieben wurden ihrer gewiß eine ganze Reihe, aber die Unsicherheit der Postverbindungen hat viele von ihnen nicht ans Ziel kommen lassen. Am 5. Juni 1799 hatte der Pizarro mit den Reisenden Spanien verlassen, am 16. Juli kamen sie in Cumana an der Küste Venezuelas an, das sie am 18. November, genau an dem Tage verließen, an dem unser Brief begonnen wurde, um am 21. in Laguayra, dem Hafen der Hauptstadt Caracas, zu landen.

Cumana den 18. November 1799.

Ich fahre fort Euch, Ihr lieben theuren Abwesenden, mit jedem Schiffe zu schreiben das von hier absegelt. Seit 2 Monathen waren dieser Gelegenheiten sehr wenige da französische und englische und nun auch Nordamerikanische Corsaren allen Handel an dieser Küste stöhren. Doch habe ich seit den 4 Monathen die ich hier zubringe, in allem schon 17 Briefe an Euch und Wilhelm geschrieben. Sollten denn alle, alle verloren gehen? Heute schreibe ich nur wenige Zeilen, da erst gestern über Cadiz ein langer Brief an die Li abging. Glauben Sie mir, meine Theuren, nicht in Goch, in Bayreuth und am Erprath, hier unter den Tropen soll der Mensch leben. Welch ein Genuß! Mit jedem Tage freue ich mich mehr, meine Reise gerade hieher gerichtet zu haben. Wir haben hier in diesem einsamen, von ganz nakten wilden Indianern, Chaymas, Caraiben und Guaraunos umgebenen Städtchen eine gar herzliche freundliche Aufnahme gefunden! Der Gouverneur, ein Seeofficier der alle Meere durchsegelt, Don Vicente Emparan aus Biscaya, hat uns so lieb gewonnen, daß wir täglich zusammen sind. Er hat uns das Reisen im Inneren der Provinz sehr erleichtert. Alle anderen Einwohner bestürmen uns ebenfalls mit Freundschaft und Liebe. Ein Fremder ist hier eine so seltene Erscheinung, daß jeder sich etwas von Europa oder vielmehr von Spanien (denn das übrige Europa kennt man hier nicht) erzählen läßt. Selbst Indianische Damen (wir haben hier eine Indianische Vorstadt, von den Guaiguerias bewohnt, lauter Hütten von Palmblättern) selbst Indianische Damen suchen uns heim und wenn man fragt wie sie sich befunden, sagen sie sehr naiv, sehr wohl, nur das Mon—chen fließe schlecht in der Hize. Unsere Instrumente machen besonders großen Lermen. Jeder will den Mond und die Sonne sehen, vor allem aber Läuse unter dem Mikroskop. Läuse sind nemlich unter den vornehmsten in gestiktem Mousselin gekleideten Damen hier so häufig, daß die Damen, so bald ich das Mikroskop hervorsuche, schon wissen wovon die Rede ist und sich sogleich eine die andere zu lausen beginnen. Ich bin oft erstaunt zu sehen, was für verschiedene Lausearten diese lokkigen Frisuren (das Negerblut und Negerhaar mischt sich hier in alle Familien!) beherbergen. Jede Lausеart hat eigene Indische Namen ... Seit einigen Wochen da die Damen, nemlich Creolen, hier geborene Spanierinnen, gemerkt daß wir uns über ihren Lausereichthum moquiren, bringen sie eine Negerin oder Mulattische Sklavinn mit, an der sie die Gegenstände zum Microscop suchen. Die gebildetsten Menschen hier in Südamerika (Sie müssen nemlich bedenken daß wir

in einer Spanischen Provinz leben, die vor 30 Jahren noch fast ganz von heidnischen Indianern bewohnt war) die gebildetsten haben keine Ahndung von einer Elektrisir Maschine, die sie maquina aromatica nennen . . . Könnten Sie, theure Christiane, nur einmal unseren Bällen beiwohnen, denn wir tanzen hier fast alle Tage, theils mit den Negern (denken Sie sich den Geruch von 80 schwizenden Negern in feinem weißen Mousselin, nemlich vornehme freie Neger) modische Tänze el zambo, l'animalito, theils mit Creolen Anglaisen und selbst Menuett à la Reine welche von den französischen Inseln sich hier als ganz neu übergetragen hat, und menuet Congo heißt! Man glaubt bald vor Steifheit Spanier mit alten spanischen Sitten von 1500 zu sehen, bald unter den naivesten Geschöpfen der Südsee zu leben.

Wir haben demnach so lange wir in dieser Palmenwelt leben, ein sehr gesundes fröhliches Leben geführt. Wir sind vollkommen jezt an Klima, Sitten und Lebensart gewöhnt. Man schwizt freilich viel, denn Cumana ist der heißeste Ort in ganz Westindien, aber der Schweiß ist nicht unangenehm. Schwüle Tage giebt es nie und alle Abend blizt es 5 Stunden lang. Die Nacht ist sehr kühl. Unsere Gesundheit hat nie den kleinsten Anstoß gehabt. Ich bin froher, gesunder und stärker (fetter) als in Europa.

den 20. November.

Wir haben von hier aus eine göttliche Reise in das Innere von Paria in die hohe Cordillera de Tumiriquiri gemacht. Gott! welche Pflanzenwelt, Vögel von wunderschönem Gefieder, Wälder von Mahogany, Eben- und Brasilienholz, Cedrella, Palmen! welche Wohlgerüche! Affen, Schmetterlinge wie unsere Sperlinge groß, Spinnen die Colibris fressen . . . Könnten Sie diesen Wohlgeruch der Wälder, diese ewige Nacht der schattigen Bogengänge (Moll!) mit uns genießen und könnte der theure Reinhard, unser Reinhard, lebendige Colibris, Flamingo, 30erlei Papaguayen, Palameden, Trupialen sehen, die wir Scharenweise in den Gärten sehen, Klapperschlangen, 2 Fuß dikke und 30 Fuß lange Nattern, Crocodille, Scorpione, Giftspinnen und Mükken aller Art fehlen nicht. Aber an alles dies gewöhnt man sich in den ersten 14 Tagen. Unglüksfälle sind so selten und die Natur ist so milde als groß und furchtbar. 5 Wochen lang waren wir unter den Indischen Nazionen Chaymas und Guaraunos in den Capucinermissionen. Wir haben die große indische Zauberhöle Cueva de la Guacharo (wie der hole Berg in Muggendorf, aber 3 mal größer) besucht. Dort wohnen tausende Guacharos, eine neue Art Caprimulgus welche (so sagen die Chaymas) die Seelen der Abgestorbenen bewahren. Wir haben 1600 Pflanzen (mit Dubletten 5000) Insekten, Vögel, Schmetterlinge, viel Zeichnungen . . . und es wird einst ein großes Werk erscheinen. Wir segeln morgen nach Caraccas (2 Tagereisen von hier ab) wo wir in einem kalten Klima im Gebirge 2 Monathe bleiben. Wir reisen mit 2 Freunden, dem Marques de Toro und Graf Tovara dahin, von dort an den Flüssen von Apure, rio negro den Orinoco hinab bis Angostura und im Merz hieher nach Cumana zurük. Im Mai sind wir in der Havana und im Juli — August in Mexico . . . Lebt wohl, Ihr Theuren. Vielleicht bringt der nächste Courier mir einen Brief von Euch. Adressirt nur à Mr. de Tribolet-Hardy Secretaire de l'Ambassade de Prusse à Madrid. Calle Cantaranas Casa de Prussia. Tages und Nachts träume ich von Euch, Ihr Theuren. Lebt wohl herzlich wohl.

Humboldt.

Meinen Geburtstag habe ich im Gipfel des Tumiriquiri zugebracht. Umarmen Sie meinen Rein, Frizchen, Emma und das kleine Wesen.

Für alle Einzelheiten dieses ebenso reichen wie teilweise witzigen Berichts sind natürlich die ausführliche Schilderung in Humboldts gedrucktem Reisewerk, dessen deutsche Bearbeitung bekanntlich nicht von ihm herstammt, sondern nur durchgesehen wurde, und daneben die sonstigen Briefe an die europäischen Freunde zu vergleichen, wie sie Bruhns' große Biographie und vereinzelte andre Veröffentlichungen bieten. Hier kann auf das Einzelne nicht näher eingegangen werden.

V.

Humboldts Reise dehnte sich weit länger aus, als es ursprünglich beabsichtigt war und als es die Andeutungen des vorigen Briefes erwarten ließen: erst mehr als fünf Jahre nach der Abreise, im August 1804, betrat er in Bordeaux wieder den Boden Europas. Unterdessen war der Tod in das befreundete Haus in Goch eingekehrt: Reinhard von Haeften war am 20. Januar 1803 plötzlich gestorben. „Sie wissen, wie gut wir ihm alle waren," schreibt Wilhelm von Humboldt am 21. Mai aus Rom an die Witwe, „welchen herzlichen, warmen Anteil wir an Ihrem Schicksale nehmen. Denken Sie sich unsern Schrecken und unsern Schmerz." Alexander erfuhr die Nachricht erst viel später durch seinen Bruder, der ihm zugleich den jähen Tod seines ältesten Sohnes („le petit" in dem folgenden Briefe) mitteilen mußte. Der folgende Kondolenzbrief an Christiane ist auf Cuba geschrieben, wo sich Humboldt auf der Überfahrt von Mexico nach den Vereinigten Staaten einige Wochen aufhielt.

à Madame de Haeften.

à la Havane le 27. Mars 1804.

Ma chere et tendre amie. D'abord après avoir reçu la terrible nouvelle de la mort de notre Reinhard je Vous ecrivis par la voye de Rotterdam et de Paris. Je dois croire que la derniere lettre Vous sera arrivée. Je me figure la cruelle situation de Votre ame. La mienne n'est pas faite à Vous consoler. Six ans d'absence loin d'effacer les impressions reçues dans les differentes époques de Votre vie tragique, ne m'ont rendu que plus sensible à la douleur. J'étais si heureux depuis cinq ans dans les entreprises de mon Expedition, je jouissais constamment de la meilleure santé, tous mes projets me reussissaient . . . avec un peu plus de Philosophie j'aurais du soupçonner qu'un grand malheur m'attendait. L'homme est destiné au travail, et aux souffrances. Plus que Vous Vous sentez heureuse et plus près Vous Vous trouvez de l'abime. La Mythologie des Hebreux parait renfermer une grande Verité. La Phantaisie des Grecs se plaisait à nous peindre des siecles entiers où l'homme jouissait d'un bonheur parfait. L'hebreux plus melancolique mais plus vrai conçut que la Vie du premier mortel etait trop longue pour etre heureux. Triste alternative dans laquelle se trouve une ame sensible aux maux et aux jouissances morales. Pour etre armé contre le malheur on devrait toujours le croire prochain. Pour jouir des peu de moments propices que le destin nous accorde on devrait se bercer d'une felicité durable. Tel balançant entre la crainte et l'esperance l'une

inspire de l'amertume et l'autre une fausse securité dans notre Cœur. Heureux l'homme que l'orage ne rappelle pas souvent à s'abandonner à ces reflections affligeantes, plus heureux celui qui succombe dans la premiere jeunesse, qui perit la veille du Naufrage lorsqu' aucun nuage ne l'annonçait encore.

Jugez de ma situation quand la même lettre de Bill m'annonçait la mort de Reinhard et du petit. Cette lettre ne fait que répeter la premiere nouvelle. Mon frere supposait que je la savais dejà. Mais il y a eu tant de lettres perdues et egarées, pour avoir été envoyées trop tard au Perou, que je ne sais rien des circonstances qui ont accompagné ce funeste événement. Je ne doute pas que notre Reinhard avait quelque mal organique interne. Ne serait-ce pas en foie? Sa couleur et ses melancolies subites qui l'affligeaient de tems en tems l'annoncent assez. Que n'aurez-Vous pas soufferte si la maladie a été longue comme une expression de Bill le fait soupçonner. Qu'il est cruel d'avoir été à 3000 lieues de Vous dans un tems où Vous auriez eu le plus besoin de ma présence. Qu'il est cruel de ne pas pouvoir assouvir ma curiosité sur cinquante mille questions qui me tourmentent. Je ne puis craindre, que Vous manquiez physiquement. Je compte sur l'exactitude de Kunth et surtout de mon frere qui dans tous ses lettres a temoigné la plus tendre amitié pour Vous et Votre sort. Je Vous repete encore que Vous ne Vous livriez pas à l'affligeante idée que les Voyages extravagants que je viens de conclure ont ruiné ma fortune et que je me trouverais gêné de continuer la Pension que je me flatte Vous avoir été payée depuis notre separation avec cette scrupuleuse exactitude que j'ai recommandé depuis tous les coins de ce monde Américain. Non, ma tendre et malheureuse amie, je n'aurai aucun sacrifice à faire. Mon Voyage depuis 6 ans ne m'aura couté de mon capital pas au dela de 4—5000 ecus, sans compter les avantages que je tirerai des Manuscripts et peutetre de quelques liaisons importantes que j'ai à la Cour de Madrid.

Je ne Vous parle plus de Votre perte. J'aime mieux Vous consoler de mon retour. Bill vous ecrira mes projets la dessus. J'y serai en trois mois d'ici. Comptez y, je sais que cette idée seule Vous fera naitre des sensations agreables. Je pars sous 15 jours à Charlestown, de là à Philadelphie et de là en France. Que je desire Vous embrasser et de Vous dire combien je Vous aime, Vous et ces enfans, restes uniques du Naufrage.

A H.

Wilhelm von Humboldt, durch deſſen Vermittlung dieſer Brief an Chriſtiane gelangte, ſchreibt ſeiner Frau darüber am 6. Juni 1804: „Er weiß nun Haeftens und Wilhelms Tod, die er durch meinen Brief erfahren hat. Er ſchreibt ſehr gerührt, doch in ſeiner Art, an die Haeften einen Brief, franzöſiſch, von dem ſie kein Wort verſtehen kann und in dem weit mehr von den Meinungen der Griechen und ſogar der Juden, die beſonders zu Ehren kommen, über Tod und Unſterblichkeit ſteht als von ihrem armen, verſtorbenen Mann und den Kindern. Man kommt der Natur, ſieht man daraus, nicht näher, wenn man aus der ziviliſierten Welt herausgeht. Mir ſchreibt er übrigens von ihr: La Haeften se marierait-elle de nouveau? Je n'en doute pas (es wäre doch der dritte Mann!) et je le souhaite beaucoup. Je ne l'épouserais pas d'ailleurs.“ Man muß dieſem Urteil bei all ſeiner Schärfe recht geben: die gutgemeinten, aber kühlen Reflexionen werden die Witwe

in ihrem Schmerz schwerlich sehr getröstet haben, und der Ton des ganzen Schreibens ist weit kälter, als man es nach der früheren schwärmerischen Freundschaft hätte erwarten sollen.

Nach längerem Aufenthalt in Paris und dann in Rom bei dem Bruder kam Humboldt am 16. November 1805 in Berlin wieder an, wo er die nächsten Jahre in der vorbereitenden Arbeit für sein großes Reisewerk sich aufhielt. Von hier wendet sich der nächste Brief mit einem römischen Geschenk an die alte Freundin, der er kurz darauf am 2. April 1806 mit einem kurzen Billett auch seinen jungen Freund, den Chemiker Gay-Lussac empfiehlt: „mon plus intime ami, un des êtres les plus aimables du monde" nennt er ihn.

Berlin, den 22. Merz 1806.

Daß es Monathe hat dauern können, ehe Sie, meine alte theure edle Freundin, diese Zeilen von mir erhalten, wird Ihnen selbst meine indianische Fahrläßigkeit im Schreiben nicht erklären können. Kunth allein ist im Stande, mir Zeugniß zu geben, wie sehr ich selbst dabei gelitten und wie die Ursach davon in dem kleinen Geschenke selbst liegt, welches Sie hiebei von mir erhalten, und das ich Ihnen schon jenseits der Alpen ankündigte. Wenn Sie, meine theure, noch dasselbe Falkenauge haben, das ich Ihnen sonst kannte, so werden Sie diese Stein- und mir Herzbrechende Ursach selbst erkennen. Ich hatte nemlich die Mosaiken allein aus Rom mitgebracht, um Sie Ihnen hier fassen zu lassen. Kunth glaubte alles herrlichst besorgt zu haben, als man uns nach vielen Wochen ankündigte, der große mittlere Stein sei von dem Arbeiter zerbrochen worden. Ich schrieb sogleich nach Rom um einen neuen kommen zu lassen, wir harrten bisher vergeblich, fingen dann an die zerbrochenen Stükke umherzutragen, um sie in der Noth zusammenzusezen, und dies ist dann mit vielem Zeitverluste endlich geschehen. Damen die man hier für Kennerinnen hält, trösten mich damit, daß das Ganze einen nicht schlechten Effekt mache, daß man das Zerbrechen des großen mittleren Steins nur in einer Nähe erkenne, in der man Damen-Hälse nicht betrachten könne. Alle 6 Steine sind nach in Rom existirenden Ruinen, der große im Halsbande ist der Tempel der Eintracht (Temple de la Concorde auf dem Campo Vaccino in Rom), die nächsten kleineren sind: Temple de la Lune et du Soleil, ein rundes Gewölbe, Temple de Jupiter Tonans, Temple de Jupiter Stator, drei große einzelne Säulen, und Tombeau de Plautius à Tivoli auf dem Wege nach Rom. Der untere große Stein ist der Bogen welcher am Eingange vom Circus des Caracalla steht. Möge Ihnen, meine gute theure Freundinn, das kleine Geschenk einige Freude machen, möge es Sie an die süße Zeit unseres beiderseitigen Lebens erinnern, in der wir zusammen jene schönen Länder zu durchreisen hofften, deren ärmliche Umrisse ich Ihnen hier darstelle. Diese Zeit, diese Hofnung, und so manches andere was mehr als Zeit und Hofnung war, hat das Allesraubende Schikal auf immer von uns gerissen, aber in unseren Gefühlen, in der Innigkeit unserer Liebe bleibt etwas Unwandelbares, das nur mit uns vergehen kann. Glauben Sie nicht, meine Gute, daß lange Abwesenheit aus Europa, flüchtiges Umherschwärmen von einem Lande zum anderen, ewiges Anknüpfen und Zerreißen der heiligsten Bande der Freundschaft, mein Herz kalt und unempfindlich gemacht hat. Nein, von der Seite verkennen Sie mich nicht, wie so manche es in Deutschland thun. Eine Verbindung mit einer übergroßen Anzahl von Menschen, ein Andringen von allen Seiten hat mich gezwungen mehr in mich selbst vergraben zu scheinen als ich es bin. Meine wahren Freunde

an deren Spize Sie stehen und die Kinder, die der Trost Ihrer Tage sind, werden mich heute noch ebenso gesinnt finden, als ich es vor 10 Jahren war. Meine Gesundheit, meine Liebe, ist seit 3 Monathen nicht die beste, zwar bloße Schnupfenfieber, aber sehr häufige und schwächende. Ich war gestern wieder bettlägrig. Ich kann mich nicht an das nördliche Klima gewöhnen. Doch sein Sie nicht bange, auch ist der Winter ja vorbei. Auch ist mein Gemüth in dem abscheulichen Berlin trübe gestimmt. Von den Menschen interessirt mich hier niemand und ich diene ihnen wie ein curioses Meubel zur Zierde der Stadt! Die politische Schwäche kennen Sie. Machen Sie ja keine Plane der Veränderung, man muß eine 6—8 Monathe abwarten. Die Welt wird sich friedlich aber rasch verändern und nach Franken müssen Sie ja nicht hin. Frankreich selbst ist wirklich noch am besten. Ist Ihr theurer Vernejoul denn ganz en regle als Franzose? Denn zweifeln Sie nicht daran, Bonaparte allein wird die ganze ganze europäische Welt beherrschen! Ich freue mich unendlich über Ihre Trennung von Friz. Sie wird ihm nüzlich sein, er wird sich an andern Kindern reiben. Es war immer ein liebes liebes Kind, aber langsamen Kopfes. Umarmen Sie, theure, Vater und Kinder alle. Ich höre auf, weil mich das Schreiben etwas angreift. Ich wiederhole Ihnen, es ist bloßes Schnupfenfieber wie ich es oft habe. Machen Sie sich daher ja keine Sorgen. Mit inniger herzlicher Liebe

Ihr

H.

Der Li einziger Bruder ist ohne Erben gestorben, was für die Li sehr wichtig ist. Sie hat wieder einen Sohn und gedenkt in ihren Briefen oft freundlichst Ihrer.

Kunth heirathet eine lange schlanke sehr hüpsche vielleicht zu hüpsche — Pohlin! Das alte zarte Herz! Grüßen Sie Ihren lieben Vater, den der Ansbachsche Besiz auch sehr schmerzen wird!!

Humboldts oben aus einem Briefe seines Bruders mitgeteilte Vermutung, daß Christiane wohl bald wieder heiraten werde, hatte sich bereits verwirklicht: sie war seit über einem Jahre die Frau eines Herrn von Vernejoul in Kleve. Aus ihrem Kreise ist dann im Jahre 1809 Goethe der Bericht über jene hochherzige Tat eines jungen Mädchens zugegangen, der ihn zu der Kantate „Johanna Sebus" angeregt hat, und er erinnerte sich in einem Briefe an den Unterpräfekten Keverberg in Kleve sehr gut der alten Bekannten aus Jenaer Tagen. Die gewaltigen Ruinen des Forums in Rom, heute teilweise mit historisch begründeteren Namen benannt, wirkten in ihrer damals noch wilderen und urwüchsigeren Umgebung gewiß weit eindringlicher als heute. Die Nachschriften spielen auf die Geburt des kleinen Gustav von Humboldt und auf Kunths, des alten Lehrers der Brüder Humboldt, Vermählung mit Zacharias Werners geschiedener dritter Frau an. Die Schlußworte beziehen sich darauf, daß Ansbach im Jahre 1806 von den Franzosen besetzt und bald darauf von Preußen an Bayern abgetreten wurde.

VI.

Die folgenden Briefe Humboldts an die alte Freundin verlohnen den wörtlichen Abdruck nicht bis auf den letzten, den ich unten noch mitteile: es

sind im ganzen sieben, drei aus den Jahren 1811—13 aus Paris, vier aus den Jahren 1827 und 28 aus Potsdam. Über diese sei hier nur ganz kurz berichtet.

Im Januar 1811 erbittet sich Humboldt wissenschaftliche Manuskripte, die er nach seiner Erinnerung an Haeften entliehen hatte, ein Heft mit mineralogischen Beobachtungen von der gemeinsamen Schweizerreise von 1795 und ein Heft mit Notizen aus Spanien, deren etwaiger Verlust zwar verschmerzlich, aber doch nicht angenehm sei. Ein Brief vom März 1812 behandelt Geldangelegenheiten, besonders das schon in dem oben mitgeteilten Kondolenzbrief erwähnte Legat von jährlich 1500 Talern, das Humboldt seinen Freunden schon vor seiner großen Reise ausgesetzt hatte, und die infolge der französischen Invasion ihm selbst erwachsenen Zins- und sonstigen Vermögensverluste. Den Brief vom April 1813 gab Humboldt dem ältesten Sohn Christianens, Fritz, an die Mutter mit, den er drei Monate in seinem Hause (Rue d'enfer Nr. 67) gehabt hatte: er nennt ihn einen guten, delikaten, wohldenkenden Menschen, der sicherlich seinen Weg machen werde. Die nach Aachen adressierten Briefe vom Juli und September 1827 und Januar 1828 behandeln nur geschäftliche Angelegenheiten, besonders ein im Interesse von Christianens Schwiegersohn, Herrn von Somnitz, an den König von Preußen einzureichendes Gesuch, über dessen Inhalt aber nichts Näheres zu entnehmen ist: in dem einen bittet der in allem, was persönliche und briefliche Dokumente anging, überängstliche Humboldt die Freundin, doch ja seine alten Briefe aus der Bayreuther Zeit zu vernichten.

Der letzte Brief an Christiane berichtet von dem Tode von Humboldts Schwägerin Karoline.

Meine theure Freundin! Die Leiden meiner armen Schwägerin sind geendigt. Sie verschied sehr sanft vorgestern früh, den 26sten. In meinem und meines Bruders Namen gebe ich Ihnen diese Trauerbotschaft, Ihres zärtlichsten Antheils innigst überzeugt. Rust, ihr Arzt, hatte seit 5/4 Jahren Spuren der schrecklichsten Krankheit an ihr bemerkt. Sie ist gestorben, was fast unbegreiflich ist, ohne je das Uebel gekannt zu haben und ohne je Schmerz an jenen Theilen, die alle mehr oder weniger zerstöhrt sind, zu fühlen. Seit Dezember war sie erst eigentlich krank und starb an Schwäche, meist dazwischen heiter und an allem menschlichen, besonders künstlerischem theilnehmend. Da das Uebel Arterien verletzte, so verlor sie Blut pfundweise. Sonntag den 22sten war sie 8 Stunden lang röchelnd und fast scheintodt. Die leidigen Reizmittel der Aerzte brachten sie wieder ins Leben und sie war Montag so gesprächig und heiter, daß sie selbst die Gedichte des Königs von Bayern las. Ich ging mit dem König (Mittwoch) nach Potsdam und erhielt dort Donnerstag, durch eine Stafette, die Nachricht des Todes. Sie starb sehr sanft, wußte es, betete oft laut: „Gott gieb mir Frieden, stille Ruhe"; sie drükte allen die Hände zum Abschied, ließ sich so legen, daß sie erst das Bild der Bülow in London und dann eine große Copie der Grablegung Christi von Raphael (aus der Villa Borghese) sehen konnte. Ihre Blikke wurden erheitert bei lezterem Anblik und so verschied sie. Man wird sie, nach ihrem Willen, in dem Garten von Tegel, unter schönen Eichen begraben, aber bis das Monument (eine hohe

Granitsäule mit marmornem Postament und Capitäl) wird vollendet sein, wird die Leiche provisorisch in eine gemauerte Gruft auf dem Kirchhof des Dorfes Tegel beigesezt. Carolinchen und die Hedemann waren bloß bei dem Tode gegenwärtig. Der König hat mir so eben heute angekündigt, daß er, um meines Bruders Lage zu erleichtern, damit er weniger isolirt sei, den Oberst Hedemann, der die schwarzen Husaren in einem elenden Neste (Herrenstadt in Schlesien) commandirt, zum Commandeur der Garde Ulahnen in Berlin ernannt habe. Das ist sehr wichtig, weil Carolinchen dann wenigstens [mit] dem Vater und ihrer Schwester (der Hedemann) zusammenwohnen kann. Mein Bruder hat sehr gealtert, das Leiden und der Verlust haben ihn sehr zertrümmert; Sie war das gemeinsame Band der Familie und ihre Heiterkeit und Geselligkeit zwang meinen Bruder, wenigstens alle Abend, einige Stunden in einem geistreichen Cirkel, Winters, zu verleben. Jezt wird er wahrscheinlich Winters und Sommers in Tegel, seinem Lieblingsaufenthalte, bleiben und sich in seiner Arbeit vergraben. Für jezt sind alle (froh ein solches Leiden enden zu sehen) gefaßter, als ich hoffen durfte. Ich habe nicht Muße, meine theure, Ihnen heute mehr zu schreiben. Ich reise den 12ten künftigen Monaths nach Petersburg und mache eine Sommerreise (mit Prof. Rose und Prof. Ehrenberg der in Abyssinien war) nach dem westlichen Asien, nach Casan, dem Ural-Gebirge, Tobolsk und dem Irtysch. Der Kaiser hat alles aufgeboten, um die Reise bequem zu machen, eigends construirte Wagen, Dollmetscher, Feldjäger; alles auf Kosten der Krone. Ich werde im November wieder hier sein. Darf ich in dem fürchterlichen Augenblikke meiner Abreise und des Todes meiner Schwägerin (die während ihrer Krankheit oft liebevoll Ihrer, edle Freundin, erwähnte) darf ich Sie an Ihr festes Versprechen des Verbrennens von Briefen erinnern? Dieser Gedanke beschäftigt mich oft, aber ich vertraue auf Sie. Für Herrn von Somnitz habe ich aufs lebhafteste gesprochen, geschrieben. Bei Graf Witzleben und Graf Thiele ist alles geschehen und ich erwarte den besten Erfolg.

Empfehlen Sie mich Ihrer theuren theuren Familie und vergessen Sie nicht

Ihren

Ihnen so treu ergebenen
Al Humboldt.

Berlin
den 28. Merz 1829.

Herzliche Empfehlungen von meinem Bruder!

Meine Gesundheit ist fest, bei oft rheumatischen Schmerzen, die die Hand so unleserlich und mir das Schreiben zur Quaal machen.

Tod und Leben, der Rückblick auf den Verlust der geliebten Schwägerin und der Ausblick auf die große asiatische Reise, reichen sich in diesem Briefe brüderlich die Hand. Es war dem Greise beschieden, nach wenigen Jahren auch den Bruder und noch manches jüngere Glied der Familie vor sich hinsterben zu sehen: „Ich begrabe mein ganzes Geschlecht", hat er einmal an Varnhagen geschrieben. So mußte er, äußerlich allmählich fast völlig vereinsamt, aber geistig unablässig arbeitend und strebend, sein eigenes Wort in jenem Kondolenzbrief als tiefste Wahrheit und zugleich als trostreichste Philosophie erkennen: „L'homme est destiné au travail et aux souffrances."

Der Nationalitätenkampf in und um Belgien.

Von

Franz Fromme.

Wie den meisten geographisch-ethnographischen Bezeichnungen des klassischen Altertums ist den Namen „Belgen", „belgisch" und „Belgien" zweimal eine Auferstehung widerfahren, die erste im engeren Kreise der Humanisten und der ihnen folgenden Gelehrten, die zweite im weiteren Kreise der französischen Revolution und ihrer politischen Nachfahren. Und wie die meisten derartigen Wiederbelebungsversuche an antiken Begriffen macht sich auch diese zweimalige Wiederaufrichtung nur wenig mit dem eigentlichen Begriffe, mit dem Belgien des Altertums zu schaffen. Der „sermo belgicus" der Humanisten, den der Botaniker Dodonaeus aus Mecheln, der Mathematiker Stevin aus Brügge und andere niederländische Gelehrte des 16. Jahrhunderts in manchen ihrer Schriften anwenden, ist nicht im geringsten ein Nachkömmling der keltischen Dialekte, die den belgischen Völkerschaften Cäsars eigentümlich waren, sondern schlechthin das Niederländische, eine Stufe der germanischen Sprache, die erst mit den Niederfranken der Völkerwanderung in dies Gebiet eingewandert war. Und an den verschiedenen „belgischen" Staatsgebilden, die seit der französischen Revolution entstanden sind, fehlen gerade die Landschaften, die einst den Hauptteil der römischen Provinz „Belgica" ausmachten, nämlich das ganze große Stück von Frankreich nördlich der Linie Rouen—Reims—Chalons sur Marne; während hier, auf heute französischem Gebiet, die Namen der meisten belgischen Völkerschaften von der römischen Zeit her noch in Städtenamen ununterbrochen weiterleben — Ambianer in Amiens, Bellovaker in Beauvais, Suessionen in Soissons, Remer in Reims — war der Gesamtname „Belgen" in Vergessenheit geraten. Ihm mußte erst in künstlicher, man möchte fast sagen „dilettantischer", Weise neuer Lebensodem eingeflößt werden.

Trotzdem war der mit diesem Namen belegte moderne Staat imstande, ein derart von außen eingehauchtes Leben mehr als achtzig Jahre lang scheinbar unabhängig weiter zu entwickeln.

Fast alle anderen Organismen ähnlichen Ursprungs sind ebenso schnell verschwunden, wie sie entstanden. Niemand spricht mehr von einem batavischen Staat, von einer parthenopäischen Republik oder einer illyrischen Nation. Nur dieser Pufferstaat, so wenig belgisch wie die Angelsachsen bretonisch, ver-

mochte als „Belgien" weiterzubestehen. Ja, er konnte durch seine Existenz sogar seine mächtigen Nachbarn veranlassen, ihre gegenseitigen Kriege anderswohin zu verlegen und ihr Kämpfen seiner Neutralität anzupassen; und er wußte sich so in Erscheinung zu setzen, daß nicht nur parlamentarische Majoritäten, sondern selbst gebildete Europäer von einer „belgischen" Nation sprachen und mit einem gewissen Recht sprechen durften, obschon die Nation der Belgen bereits seit der Völkerwanderung aufgehört hatte zu existieren und ihre Hauptspuren auf staatsfranzösischem Gebiet hinterlassen hat.

Von den Tatsachen, die ein so gewichtiges Fortbestehen ermöglichten, sind die meisten bekannt. Am bekanntesten sind die religiösen und konfessionellen Eigenheiten. Aber auch das Schlagwort vom „Schlachtfeld Europas" ist populär; hier ist in der Tat die Entscheidungsstätte für zwei Gruppen weltgeschichtlicher Streitigkeiten, sowohl für den Zusammenprall der keltisch-romanischen mit der germanischen Welt wie für den Kampf der insular-britannischen mit den kontinental-europäischen Interessen. Weniger gewürdigt ist bisher der Umstand, daß unter allen hier Kämpfenden die französisch-romanische Macht die stärkste ist, weil sie die geistigen und wirtschaftlichen Waffen des Friedens ebenso in ihren Dienst zu stellen weiß wie die Waffen des Krieges, und daß sie aus diesem Grunde wahrscheinlich auch die stärkste bleiben wird, selbst wenn dieser letzte Krieg mit einer Katastrophe für die französische Republik endigen sollte. Die vielgestaltige Wucht des romanischen Andrangs ist es gewesen, die dem Begriff „Belgien" neues Leben verliehen hat; durch sie beginnt das aus der Vergessenheit hervorgeholte Wort eine andere, tiefere Bedeutung:

Belgien ist das keltisch-germanische Grenzgebiet, das trotz oder wegen britischer Einflüsse romanisiert wird — ein riesiges Kampffeld, das nicht festliegt, sondern von den siegreichen Romanen mit Hilfe verschiedener Bundesgenossen innerhalb zweier Jahrtausende langsam nach Norden vorgeschoben wird, von der Seine und Marne über Somme und Aisne dem Rheine zu, dem Ziele der französisch-romanischen Expansion.

In diesem zweitausendjährigen, ununterbrochenen Kampfe, den die kelto-romanischen Nationalitäten mit den germanischen in und um Belgien führen, wiederholt sich immer dieselbe Erscheinung: Auf glänzende Waffentaten der Germanen folgen stets um so nachdrücklicher die politischen und kulturellen Dauergewinne der Romanen. Dem Sieg von Gravelingen folgt das Regiment der Alba und Parma, und nicht allzulange nach der Schlacht bei Waterloo erleidet das Germanentum in Belgien seine größte friedliche Niederlage: die Gründung und Neutralisierung des „Königreichs der Belgen". Was der Standpunkt Englands verzögert, aber nicht verhindert hat, die Einverleibung in Frankreich, der endgültige Zusammenbruch des auf dem belgischen Kampffelde ansässigen Germanentums, wurde bald nach den Siegen

von 1870 im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts um so gründlicher vorbereitet, in dem es gelang, mit der leichtflüssigen französischen Kultur selbst den alten germanischen Stammesboden, der 1830/32 zur Bildung des belgischen Staates herangezogen war, bis in den tiefsten Grund zu durchtränken und die letzte vlämische Generation mit grundfranzösischer Denkweise ebenso innig zu befreunden wie die „hochdeutsche" Jugend, die in Belgien geboren oder mit Belgiern länger in Berührung gekommen war.

Zur Erklärung eines solchen Unterliegens germanischer Völker gerade hier, auf dem wichtigsten Kampfplatze, reicht die bekannte Tatsache nicht allein hin, daß die Nationen mit „älterer", weiter fortgeschrittener Kultur oft die jüngeren, körperlich kräftigeren Rassen aufsaugen können. Das langsame, aber kaum mehr aufzuhaltende Vordringen der romanischen Kultur, wahrnehmbar an dem stetigen Nordwärtswandern des „Belgien" genannten Kampffeldes, läßt sich besser erklären durch eine aufmerksame Betrachtung der in Frage kommenden Nationalitäten und ihrer Eigenschaften und der entscheidenden Phasen dieses Nationalitäten- und Kulturkampfes, und durch einen Blick auf die Waffen, durch deren unermüdliche Handhabung den Franzosen die kulturelle Annexion des belgischen Staatsgebietes in diesem Jahrhundert endlich gelang.

Die Bedeutung der kleinen Nationen, die auf dem Kampffelde selbst ansässig sind, der vlämischen Niederländer und der Wallonen, ist dabei fast noch größer als die der anwohnenden großen Völker, der Deutschen, der Franzosen und Engländer.

Die ersten fünf Jahrhunderte nach Cäsars Auftreten genügen, um die Gallier — und unter ihnen die Mehrzahl der eigentlichen Belgen — römisch zu machen. Auf der anderen Seite die Germanen, in ihren Stammländern noch gar nicht oder nur wenig romanisiert.

Aus ihren Reihen bringt das frühe Mittelalter die Franken auf diesen Kampfplatz. Ein Teil von ihnen versieht Gallien mit Herrschergeschlechtern und einer Herrenkaste, um aber noch schneller dem lateinischen Einfluß zu erliegen als die Gallier selbst; auch ein Beispiel, wie schnell auf kriegerische Erfolge der Germanen der friedliche Dauersieg des Romanentums zu folgen pflegt. Ein anderer Teil von ihnen, meist Niederfranken, besiedelt das gemeinsame Mündungsgebiet von Rhein, Maas und Schelde — die künftigen Niederländer; in den äußersten Küstengebieten von Dünkirchen (oder gar Calais?) bis zur Zuidersee vermischen sie sich mit den Friesen, deren Sprache sie verdrängen; in den Marschebenen und Kempen bleiben sie reiner fränkisch. In den Tälern der Sambre und mittleren Maas und den daran grenzenden Hochlanden, im Hennegau, Hasbengau usw. siedeln sich Franken nur in geringer Zahl an; im allgemeinen lassen sie die ältere Bevölkerung, teils Abkömmlinge der alten keltischen Belgen, teils Mischlinge von Kelten und früher eingewanderten Germanen, hier wohnen, die Fremdsprachigen, die Welschen,

die Walen, die Wallonen, deren Sprache sich etwa gleichzeitig mit der französischen entwickelt, gleichfalls romanisch, aber germanischen Einflüssen mehr ausgesetzt. Der Begriff Belgien für das große Kampffeld verschwindet, er wird anfangs zu „Austrasien" erweitert, später durch „Lothringen" abgelöst. Während die Kämpfe hier vom sechsten bis neunten Jahrhundert des Mittelalters einen intergermanischen Charakter tragen, weil alle Gewalthaber, Merowinger, Karolinger, Herzöge, Grafen und der beste Teil ihrer Heere Germanen sind, treten seit dem Vertrage zu Mersen immer deutlicher die künftigen Nationen nach Sprache und Rasse hervor. Trotz aller dynastischen Wirren zur Zeit der letzten Karolinger gruppiert sich nach und nach das deutsche Reich als germanische Hauptmacht, das französische als romanische, und die Schlacht von Löwen läßt bereits die Bedeutung ahnen, die das Kampffeld für die jeweils größte nordwesteuropäische Seemacht enthält.

Was das spätere Mittelalter den beteiligten großen Nationen brachte, ist bekannt: Das deutsche Reich, kaum zusammengefügt, lockert sich wieder infolge der beiden deutschen Erbübel, des Triebes nach dem Romanentum, der sich in den Römerzügen der Kaiser äußert, und des inneren Haders, und wird dadurch unfähig zu jeder Daueraktion nach außen; Frankreich, das weniger große Siege erringt als Deutschland, entledigt sich der germanischen Invasion, indem es nach den Franken auch die Normannen aufsaugt und die Engländer aus seinem Hauptlande vertreibt, und legt endlich unter Ludwig XI. den Grund zu seiner machtvollen Geschlossenheit und Stoßkraft; England, durch die germanischen Normannen mit romanischen Kulturelementen versehen, bald darauf durch seine Dynastie nach Frankreich übergreifend, wird nach echt germanischen Siegeszügen doch schließlich vom Herzen Frankreichs abgedrängt und beginnt, sich auf seine insulare Stellung zurückzuziehen.

Infolge dieser Verschiebungen wandert das belgische Kampffeld wieder weiter nach Norden, durch den französisch-englischen Gegensatz mehr bestimmt als durch den französisch-deutschen. Nach der Schlacht bei Bouvines (1214) sind große deutsche Streitkräfte hier jahrhundertelang nicht mehr erschienen. Um so häufiger und wuchtiger konnten französische Heeresmassen auf die hier ansässige Vorhut der Germanen eindringen; der neueste, weitestblickende Geschichtsschreiber der Vlamen, Maurits Josson, zählt auf jedes der spätmittelalterlichen Jahrhunderte mindestens zehn französische Einbrüche.

Die nationale Entwicklung der Vlamen und Walen in dieser Zeit ist weniger übersichtlich als die der großen Nationen. Wir sehen in ein Chaos von Kämpfen und Parteigruppierungen. Dynastien streiten gegen Dynastien, Fürsten gegen Städte, Städte gegen Städte, Stände gegen Stände, Bündnisse gegen Bündnisse — im ganzen in einer ähnlichen historischen Reihenfolge wie im nordwestlichen Deutschland, nur daß der Erbfeind, Frankreich, durch seine bedrohliche Nähe und Macht, öfter eine einheitliche Kampfesfront veranlaßt, wobei er manchmal die wallonischen Elemente auf seine Seite herüberzieht.

Wer Freund, wer Feind ist, wird oft durch die Sprache entschieden, so bei der Befreiung Brügges 1302: An der Aussprache von „Schild en Vriend" wird erkannt, wer vlaamsch, wer walsch ist, und der Welsche wird ohne Umstände totgeschlagen. Das Aufblühen der Städte, bedingt durch die günstige geographische Lage, gefördert durch die ungeheure Arbeitskraft der jungen Nation, trägt ein soziales Moment in diese spätmittelalterlichen Kämpfe. Aber doch kann man wohl die Streitigkeiten zwischen den vlämischen Klauwaarts und den französischen Leliaarts eine mittelalterliche Antecception der modernen Gegnerschaft zwischen dem vlämischen Volk und den plutokratischen Franskiljons nennen, nur mit drei Einschränkungen: Die französische Sprache war damals noch nicht die klargeschliffene, überall anwendbare Weltsprache von heute und daher noch nicht so gefährlich; die Vlamen erhielten englische Hilfe gegen die Franzosen, während ihnen im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert niemand geholfen hat; und vor allem war die vlämische Rasse von dem furchtbaren Blutverlust, den sie später durch die spanische Gegenreformation erleiden sollte, noch nicht betroffen und daher in ihrer schöpferischen Kraft noch ungeschwächt. Flandern und Brabant waren damals der Kern der Niederlande; von ihnen aus nahmen niederländische Literatur und Kunst ihren ersten Weg in die Welt und nicht von den nördlichen, holländischen Provinzen. Neben der weltlichen Pracht der Hallen und Belfriede blühte die himmelanstrebende Architektur der gotischen Kathedralen; sie und noch mehr die tiefinnerliche Kunst der Memling und van Eyck beweisen, daß bei allem Wohlstand jener religiöse Geist noch lebendig war, der vormals die Ritter und Gefährten Gottfrieds von Bouillon aus diesen Gebieten zu den Heldentaten des ersten Kreuzzuges hingerissen hatte.

Eine dynastische Veränderung, der Übergang der burgundischen Herrschaft an das Haus Habsburg, hat zu Beginn der neuen Zeit die Persönlichkeiten auf dies Kampffeld geführt, die durch unnachsichtige Eingriffe das niederländische Volk geteilt, ja, den vlamischen Volkscharakter für die nächsten drei Jahrhunderte bestimmt haben.

Daß die Reformation zuerst die lebhafteren, schneller aufnahmefähigen Wallonen ergriff und wieder losließ und später erst die schwerfälligen Niederländer, ist natürlich; aber die Erklärung dafür, daß es gelang, die Niederländer in Vlamen und Holländer dauernd zu spalten, haftet an den Persönlichkeiten Philipps II. und Alexanders von Parma. Einmal von der Reformation ergriffen, waren Flandern und Brabant, auch weil der alte Geist der Freiheit sich durch Spanien bedroht fühlte, der Majorität nach gegen die spanisch-katholische Herrschaft; daß sie infolge ihrer geographischen und wirtschaftlichen Lage vom Feinde schneller und empfindlicher getroffen werden konnten als die sieben nördlichen Provinzen, war für sie nicht der einzige Nachteil. Dennoch war erst ein Alexander von Parma imstande, sie zu unterwerfen. Nach seinem militärischen Siege stellte er an die gesamte vlämische Bevölkerung sein kon-

fessionelles Ultimatum, mit langer Frist, aber unerbittlich: Entweder katholisch oder auswandern!

Diese Scheidung des Volkes nach Glauben und Heimat hat nicht nur konfessionelle Bedeutung gehabt. Sie hat einen Selektionsprozeß herbeigeführt. Die Beweglichen wurden ausgeschieden, die den Glauben über die Heimat stellten, die der Idee mehr anhingen als der Scholle. Im Lande blieben diejenigen, die etwa fünf Eigenschaften — oder Mischungen von ihnen — verkörperten: Die überzeugungstreuen Katholiken; die Überzeugungslosen, denen das religiöse Bekenntnis gleichgültig war; die Subalternen; die Heuchler; und schließlich diejenigen, denen die Heimat, der feste Boden unter den Füßen, mehr galt als alles andere. Nach diesen Eigenschaften geschah die Zuchtwahl, die den Charakter der vlämischen Rasse bestimmt und sie von den nahe verwandten Plattdeutschen und den noch näher verwandten Holländern geschieden hat. Wir finden diese Tugenden und Untugenden noch alle bei den modernen Vlamen, obwohl Mischungen mit keltischen und romanischen Elementen bei diesem oder jenem Individuum etwas ausgelöscht oder zur Karikatur übertrieben haben. Wir finden das fanatische Festhalten am Katholizismus und wieder völlige Gleichgültigkeit gegen Fragen moderner Weltanschauungen; und das Subalterne, das sich im Unterordnen unter den Geistlichen oder den politischen Parteiführer äußert, geht Hand in Hand mit einem fatalistisch-hilflosen Gleichmut. Was läßt sich der gemeine Soldat vlämischer Abkunft alles ohne Widerrede gefallen, der stets gescholtene „stomme Ezel"! Was erträgt der Bauer und der „Werkman" an Widerwärtigkeit und harter Arbeit um einen Lohn, für den kein Deutscher, geschweige denn ein Skandinavier oder gar Engländer heutzutage mehr arbeiten würde! Die belgische Industrie verdankte ihre Konkurrenzfähigkeit besonders der Wohlfeilheit ihrer geduldigen vlämischen Arbeitskräfte. Das zähe Festhalten am Lande hat in Ost- und Westflandern — und zwar in landwirtschaftlichen Bezirken — zu einer Bevölkerungsdichte geführt, wie wir sie auf der ganzen Welt vielleicht nur in einigen chinesischen Landschaften wiederfinden. Und wenn wir diesen vlämischen Kleinbauern sehen, wie er Generationen hindurch auf seinen Grundstücken ausharrt, die infolge des Familienzuwachses immer wieder geteilt, immer kleiner werden, und keine Pforte finden zu der verbissenen Verschlossenheit seines Charakters, dann wenden sich unsere Gedanken seinem Urahn zu, der schon auf der gleichen Scholle saß, vielleicht zu den „Geuzen" gehörte, aber trotz seiner innigen protestantischen Überzeugung nicht von seinem Stück Erde loskommen konnte und darum seine Gedanken im tiefsten Innern verkapselte, damit er seinen Hof behielt. Und mit diesem Charakterzuge hängt auch der Sinn für das Greifbare, das Reale zusammen, den wir an ihm bei seiner Kirmes ebenso beobachten können wie bei seinem Gottesdienst.

Durch diese Auslese sind die Vlamen das schwerfälligste, konservativste,

den Geistlichen ergebenste Volk Europas geworden. Hatten sie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert und später, hatten noch Rubens und seine Zeitgenossen, die vor Ablauf dieses Selektionsprozesses geboren sind, von Flandern aus das niederländische Element im Ausland vertreten, und zwar im Handel, in der Diplomatie, in der Kunst und Literatur, so ging dies alles jetzt an die Holländer über. Der Vlame bleibt künftig in seiner Heimat. Und wie an der Scholle, hält er starr an seiner Sprache fest. Hatte die niederländische Sprache sich bisher auf seinem Gebiet beweglich entwickelt, so setzt sich von nun an ihre Entwicklung auf nordniederländischem, holländischem Gebiete fort, während sie auf flandrischem und brabantischem Gebiet in mehr als einer Hinsicht stehen bleibt. Der Vlame bewahrt sie so hartnäckig und gewissenhaft, daß in den zwei Jahrhunderten spanischer Herrschaft nur ganz geringe spanische Bestandteile in ihren Wortschatz übergehen. Ebenso unzugänglich bleibt sie den französischen Einflüssen, die alsdann vom Hofe des österreichischen Statthalters — wie von jedem europäischen Fürstenhofe des achtzehnten Jahrhunderts — ausstrahlen. Im übrigen war die österreichische Herrschaft, besonders unter Maria Theresia, segensreich, und da man ihren Charakter nicht als fremd empfand, so hat der konservative Sinn der Vlamen manchen deutsch-österreichischen Eigennamen aus dieser Zeit aufbewahrt, dem man noch heute in Flandern unter den Bezeichnungen von Straßen und Wirtshäusern begegnet.

In einer Hinsicht ist also der große Selektionsprozeß der Gegenreformation für die Germanen des belgischen Kampffeldes nicht gerade ungünstig gewesen: Er hat ihre Anlage zum passiven Widerstand, vor allem in der Sprache, erhöht. Politisch hat er aber das Germanentum geschädigt; er hat die Niederländer in zwei, fast unversöhnliche Teile geschieden, und beide kranken an entgegengesetzten Übeln, die nördlichen an einem Überschuß von Geistigkeit und Handelslust, der selbst für ein Inselvolk gefährlich, für einen exponierten kontinentalen Kleinstaat aber fast verderblich ist, und die südlichen an einem Übermaß von Trägheit und in sich gekehrter Beschaulichkeit. Eines Vorpostens von größter Wachsamkeit und Regsamkeit aber hätte das Germanentum hier gerade im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bedurft, da das Deutsche Reich am schwächsten war, Frankreich hingegen seine höchste Stoßkraft zu entfalten anfing und häufiger, lebhafter, rücksichtsloser denn zuvor seine Angriffe auf dies Streitgebiet richtete. So konnte Ludwig XIV. seine Kriege nicht nur am Mittellauf des Rheins, sondern auch an dessen Unterlauf und Mündung auf deutschem Stammesboden führen und das Kampffeld noch weiter vorschieben, ja, hier wie dort Teile von unversehrt germanischen Stämmen in die französische Front einreihen. Gravelingen, Dünkirchen, Cassel gehören seitdem zu Frankreich, bewahren aber ihr niederländisches Volkstum mit so vlämischer Zähigkeit, daß General Vandamme, der ein Jahrhundert später in Cassel geboren wurde, als „Belgier" galt und daß die vlämische Sprache den französischen Ausrottungsversuchen zum Trotz noch

1914 von vielen Bauern und Arbeitern dort gesprochen wurde. Das kriegerisch erfolgreiche Eingreifen Englands und Österreichs hat weitere Verluste für das Germanentum aufgehalten, diesen einen sehr ins Gewicht fallenden jedoch nicht zurückgebracht, trotz der glänzenden Siege von Oudenaarde und Malplaquet.

Auf das Vorspiel, das die Kriege Ludwigs XIV. bilden, folgen in machtvoller Steigerung mehrere Akte der Haupthandlung, deren vorletzten wir in diesem Jahre erleben: Als erster die großen Stöße der französischen Revolution, als zweiter die Revolution von 1830 mit der Gründung eines dauerhafteren belgischen Staates, und als dritter der Kulturkampf, der in den jüngstverflossenen Jahrzehnten auf belgischem Gebiet von französischer Seite fast ohne Gegner geführt wurde und daher Anfang 1914 mit einem völligen Siege der französischen Partei endete.

Die Bedeutung der Neugestaltungen von 1789 bis 1813 liegt weniger in den französischen Schlachtensiegen als in dem Einfluß auf das wallonische Element. Diese Zeitläufte haben die Wallonen beinahe so stark beeinflußt wie die Zeit der Gegenreformation die Vlamen, wenn auch in anderer Weise, nicht durch konfessionelle Auslese, sondern durch politische Erweckung. Die Vlamen in ihrer konservativen Starrheit wurden weniger davon berührt; auch sie betätigten sich anfangs revolutionär, aber in einem Sinne, der dem französischen Streben nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit entgegengesetzt war; Kaiser Joseph war ihnen zu revolutionär, so revoltierten sie gerade gegen die Ideen der Aufklärung und der großen Revolution und haben sich auch späterhin nur zu geringen Teilen mit diesen Ideen und ihren Vorkämpfern befreunden können. Auch die Wallonen waren zu Beginn der Bewegung ihr wenig freundlich. Die Greuel der einrückenden Revolutionsarmeen, die Gewalttätigkeiten und egoistischen Erpressungen der eingesetzten französischen Beamten waren nicht geeignet, sie franzosenfreundlich zu stimmen. Im Laufe der Jahre aber, als die Verwaltung besser und die Korruption geringer wurde, fanden die neuen Anschauungen durch die Sprach- und Rasseverwandtschaft einen bequemen Zugang, und fruchtbare Keime des Bewußtseins der keltoromanischen Stammesverwandtschaft wurden gepflanzt. Durch die Gegenreformation waren die Vlamen für den aktiven Kampf der Germanen unfähig gemacht; dazu kam nun dieser positive Gewinn des Romanentums, daß die bisher unentschiedenen Wallonen allmählich für die französische Sache mobil gemacht wurden. Überall auf dem belgischen Kampffelde wurde jetzt durch nur Französisch sprechende Behörden die französische Sprache eingeführt, auch auf niederländischem Sprachgebiet; doch waren die zwei Jahrzehnte französischer Herrschaft viel zu kurz, um unter den Vlamen mehr als einzelne Überläufer dem Romanentum zu gewinnen. Zur Verwelschung des vlämischen Volkes waren weitere hundert Jahre, die belgische Revolution und die daranschließende „belgische" Politik notwendig.

Die oft ausgesprochene Theorie, daß das Königreich der vereinigten

Niederlande, die Schöpfung des Wiener Kongresses, aus zwei heterogenen Teilen bestanden habe, ist unter französischen Einflüssen formuliert worden. Tatsächlich waren es drei verschiedene Bestandteile: Holland, die sieben Provinzen der vormaligen Generalstaaten, vorwiegend protestantisch, neben Blumenzucht und Ackerbau einen regen Handel treibend und durch diesen in seinem politischen Denken beeinflußt, konservativ in Sitten und Nationalstolz, aber durch hohe Bildung und kaufmännischen Geist dem technischen Fortschritt nicht abgeneigt, nach Rasse gemischt aus Friesen und Niederfranken, aber doch einheitlich durch die niederländische Sprache; zweitens der westliche und nördliche Teil der ehemals habsburgischen Niederlande, d. h. West- und Ostflandern und Brabant (mit Limburg), katholisch, meist ackerbautreibend, aus den erwähnten Gründen im konservativen Klerikalismus befangen, jedem Fortschritt abhold, an mehreren älteren Dialekten der niederländischen Sprache mit der gleichen Beharrlichkeit festhaltend; und schließlich der südlichste Teil, das Walenland, der Konfession nach ebenfalls katholisch, aber gleich der Hauptstadt Brüssel schon mit den freigeistigen und revolutionären Ideen vertraut, wallonisch sprechend, in regem Verkehr mit Frankreich, dessen Sprache schon in den großen Städten von vielen beherrscht wird, neben dem Ackerbau bereits eine angesehene Industrie treibend, und durch diese und gewisse Traditionen mit den völlig anders gearteten Vlamen in Beziehung.

Es ist fraglich, ob eine noch so kluge Regierung und Verwaltung imstande gewesen wäre, diese drei auseinanderstrebenden Teile zusammenzuhalten. Und die Maßnahmen der holländischen Regierung waren nicht einmal klug. Durch die Förderung des Protestantismus glaubten sich die katholischen Vlamen, durch die Begünstigung der niederländischen Sprache die Wallonen verletzt; beider Unzufriedenheit wurde durch wirtschaftspolitische Maßregeln vermehrt. Statt nach Sprach- und Blutsverwandtschaft eine einheitliche niederländisch-germanische Front mit den Holländern zu bilden, kamen unter kurzsichtiger Führung die Vlamen mit den Wallonen zusammen in das Lager des Romanentums. Es ist sicher, daß zwei Faktoren an dieser unnatürlichen Gruppierung mitschuldig sind: Die Haltung eines Teiles der katholischen Geistlichkeit, die für die Vlamen ausschlaggebend war, und die abstoßende, oft für Hochmut geltende Zurückgezogenheit der Holländer, die sie mit den hanseatischen Patriziern und den Engländern gemeinsam haben.

Trotz dieser Anhäufung von Unzufriedenheit und Zündstoff wäre es wohl kaum zum Aufflammen einer belgischen Revolution gekommen, wenn von französischer Seite nicht das Feuer herbeigebracht, nicht zu einer dauernden Trennung der vlämischen Niederländer und der Holländer gekommen, wenn die romanische Hauptmacht durch ihre geschlossene Stoßkraft nicht der germanischen so überlegen gewesen wäre. Wie so oft stand bei diesen Ereignissen die französisch-romanische Selbstsicherheit und politische Geistesgegenwart der germanischen Selbstzerfleischung und politischen Hilflosigkeit gegenüber:

Ebensowenig wie innerhalb des belgischen Kampffeldes die Vlamen die richtige Gruppierung erfaßten, ebensowenig waren die großen, an diesem Felde interessierten germanischen Mächte imstande, den politischen Kampfplatz zu überblicken und mit den geeignetsten Mitteln zur rechten Zeit gegen die romanische Hauptmacht einzuschreiten.

Durch die vielen Kriege und die großen Blutverluste der Revolution und der napoleonischen Zeit in seiner Volkskraft geschwächt, vielleicht auch durch die Einigkeit der heiligen Allianz in Schranken gehalten, hatte die französische Nation ihren Expansionstrieb fünfzehn Jahre lang bezwungen; nach Algier abgelenkt, ließ sich diese Leidenschaft doch nicht auf die Dauer aus ihrer natürlichen, gewohnten Richtung bringen, um so weniger, als das linke Rheinufer von Basel bis zur Mündung einige unvergeßliche Jahre lang bereits in französischem Besitz gewesen war. Nicht nur Erinnerungen, sondern auch zahlreiche unbefriedigte Existenzen, Überlebende der bonapartischen Heere, gemahnten an die verloren gegangenen Eroberungen jener glorreichen Zeit. Die öffentliche Meinung und nationale Eitelkeit der Franzosen verlangte so heftig nach einer Erweiterung der Ostgrenze, daß die Regierung Karls des Zehnten noch kurz vor ihrem Fall auf diplomatischem Wege versuchte, den südlichen Teil der Niederlande wieder an Frankreich zu bringen: Mit der naiven Brutalität französischer Gewaltpolitiker verfügte Polignac über Bosnien und Herzegowina, über Sachsen und Holland, Länder, über die er gar keine Gewalt hatte; die beiden letztgenannten versprach er Preußen, die erstgenannten Österreich für den Fall, daß die zwei Mächte einer Annexion „Belgiens" durch Frankreich zustimmen würden, ein vergeblicher Versuch, Karl dem Zehnten durch einen derartigen Ländererwerb die Gunst der Franzosen zu gewinnen und seinen Thron zu retten.

Durch die Julirevolution in Bewegung gekommen, ließ sich der französische Angriffsgeist nicht mehr aufhalten. Was die neue Regierung Ludwig Philipps aus Rücksicht auf die andern Großmächte nicht zu tun wagte, das unternahmen französische Abenteurer auf eigene Faust. Sie trugen den Feuerbrand nach den südlichen Niederlanden hinein und legten ihn just an die Stelle, die am ehesten Feuer fangen konnte. Nachweislich sind 1830 mehrere Tausend Franzosen[1]), darunter eine ansehnliche Zahl ehemaliger Soldaten der „Grande Armée", nach Brüssel gezogen, in Zivil, aber mit Trikoloren geschmückt. Sie waren es, die das Signal gaben zu den bekannten Demonstrationen im Theater während der Aufführung der „Stummen von Portici". Die Anführer in den darauffolgenden Straßenkämpfen, durch die das holländische Heer sich zum Verlassen Brüssels veranlaßt fühlte, waren mit drei Ausnahmen ebenfalls Franzosen. Die sogenannte „belgische" Revolution ist

[1]) Maurits Josson, Frankrijk, de eeuwenoude vijand van Vlaanderen en Wallonie, Breda 1913.

keine spontane Erhebung von Wallonen und Vlamen gewesen, sondern eine von Franzosen veranlaßte Unruhe, die ursprünglich ein ganz anderes Ziel hatte als die Errichtung eines selbständigen belgischen Staates. Im gleichen Sinne wie die „Vive la France"-Rufe, die das Theater und die Brüsseler Straßen durchhallten, erfolgten die diplomatischen Bemühungen Talleyrands und die französischen Truppenansammlungen an der Grenze.

Welche Entwicklung die Bewegung genommen hat, ist bekannt: Die drei Mächte der heiligen Allianz, die sich für die Herrschaft des Hauses Oranien über die ganzen Niederlande verbürgt hatten, waren nicht in der Lage, den Oraniern zu helfen, weil Unruhen im eignen Lande ihre Kräfte in Anspruch nahmen; England stürzte um der Integrität der Niederlande willen sich nicht in einen Krieg, verhinderte aber durch seine feste Haltung jede französische Gebietserweiterung, auch diejenige, die sich unter einer belgischen Sekundogenitur des Hauses Orleans verbergen wollte. So trat der moderne belgische Staat ins Leben; die provisorische Regierung, deren führender Geist Rogier (kein Belgier, sondern ein Franzose aus Lille) war, konstituierte unter dem Druck der nichtfranzösischen Mächte das Königtum des Koburgers Leopold.

Diese Lösung befriedigte die nationale Eitelkeit der Franzosen, die eine Annexion erwartet hatten, durchaus nicht, und es hat in der Folge weder an diplomatischen Versuchen noch an journalistischen Aufforderungen gefehlt, die auf dies Ziel losgingen. Aber in Wirklichkeit sicherte doch die Errichtung eines eigenen, von Holland und Deutschland unabhängigen Staates dem Romanentum einen noch gründlicheren Erfolg. Eine unmittelbare Einverleibung in Frankreich würde den Vlamen sofort die Augen geöffnet und sie zu unbeugsamem, passivem Widerstande, ja, vielleicht zur Wiedervereinigung mit Holland bewogen haben. Noch zu lebendig war damals in ihrem Volksbewußtsein die Erinnerung an die Schlacht der güldenen Sporen, an Pieter de Koninck und die Brügger Messe, an die hundert französischen Überfälle des Mittelalters und die Greuel der französischen Revolutionsheere, noch spürten sie in dem Worte „Frankreich" den alten Feind ihres Volkstums. Unter dem Wort „Belgien" dagegen vermuteten sie kein Arg, und durch die Unabhängigkeits- und Neutralitätserklärung fühlte sich ihre Volkseitelkeit geschmeichelt. In Wirklichkeit wurde durch diese „Befreiung" und Neutralisierung etwas anderes erreicht: Vom wichtigsten Kampffelde der Germanen und Romanen wurde der Krieg mit männlichen Waffen, der Krieg der Soldaten und Generäle, verbannt und der Kampf den friedlichen Waffen, den Worten, der Druckerschwärze und den Schaustellungen anheimgegeben. Und in diesem verfügten die Romanen gerade hier über die wichtigsten Waffenarten, während den Germanen, die in dies Staatsgebilde eingesperrt wurden, kaum noch eine einzige in der Hand geblieben war und bis auf den heutigen Tag keine neue in die Hand gegeben wurde.

Französisch war die Sprache und der Geist der Verfassung, und während

der acht Jahrzehnte ihres Bestehens hat von ihr wie von der gesamten belgischen Gesetzgebung nur der französische Wortlaut Geltung gehabt.

Französisch war die Unterrichtssprache der vier Universitäten, sowohl der zwei staatlichen, Gent und Lüttich, wie der zwei „freien", Löwen (katholisch) und Brüssel (antikatholisch). Selbst in Gent, einem der ältesten Sitze niederländischer Kultur, der Stadt der Brüder van Eyck und der ältesten niederländischen Zeitung (die vielleicht die älteste Zeitung des europäischen Kontinents überhaupt ist) mußten bis zuletzt alle wichtigen Vorlesungen (mit Ausnahme der germanischen Philologie) in französischer Sprache gehalten werden. Ähnliche Gesetze wie für die Hochschulen haben für fast alle Unterrichtsanstalten gegolten, obwohl die Vlamen mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachen.

Ahnungslos ließ die Masse des vlämischen Volkes sich diesem Staatsgebilde einverleiben. Der vlämische Bauer war's zufrieden. Er hatte seine feste Scholle unter den Füßen, hatte seine Kirche und seine Kirmes. Die Geistlichkeit sprach einstweilen nicht mehr von der „Geuzen"-Gefahr. Und das einzige, was ihm nicht ganz paßte — eigentlich die Hauptsache — war der Name „Belgien". „Vlaanderen" und „Brabant" waren ihm geläufige Begriffe, auch „Nederland" und der alte Erzfeind Frankreich; aber um das Wort „Belgien" in die harten germanischen Köpfe hineinzubringen, brauchten die, die ihnen die Arbeit des logischen Denkens abnahmen, die Geistlichen, Jahre und Jahrzehnte. In den Städten, zumal in Gent, fehlte es nicht an einzelnen, die sich ihrer niederländischen Art bewußt waren und das durch Tragen der orangistischen Farben bekundeten; noch mehr Anhänger gewann bald in fast allen vlämischen Städten eine allgermanische Anschauung. Man zitierte Cäsar, der — mit Unrecht — an einer Stelle die Belgen für Germanen erklärt, und brachte das Wort etymologisch mit dem plattdeutschen „Bülgen" (Wellen, schwedisch „bölja") in Zusammenhang. Man begann im Romanentum den gefährlichsten Feind zu erkennen, man trat in Beziehung zu stammverwandten Völkern, und da nach den nördlichen Niederlanden durch die Ereignisse von 1830/31 die Kluft unüberbrückbar geworden war, nannte man sich „nederduitsch". Besonders in den vierziger Jahren, die so reich an erfolglosen Volksbewegungen waren, schwoll diese erste „vlämische Bewegung", von gediegenen tüchtigen Männern wie Conscience, Willems u. a. gefördert, mächtig an. Ihr haben Ernst Moritz Arndt, Klaus Groth und andere Deutsche, die zu den Besten ihrer Zeit gehören, warme Anteilnahme geschenkt, und den vielverspotteten „teutschen Männern", die mit den Vlamen brüderliche Grüße tauschten und vergeblich mahnten, Deutschland dürfe das Brudervolk nicht dem verderblichen Einfluß des gemeinsamen Erbfeindes aussetzen, hat das Jahr 1914 nur zu bitter recht gegeben.

Es lag nur zum Teil an den allzu germanischen Eigenschaften der Vlamen, daß diese erste Bewegung ebenso wie alle späteren erfolglos geblieben ist.

Einig in der Überzeugung, daß der „Romaansche aandrang" der Feind sei, entzweiten sie sich durch Parteiungen, so z. B. durch die Frage, ob Frankreich oder die römische Kirche der nähere, gefährlichere Teil der feindlichen Macht sei. Die einen — die Entwicklung hat die Richtigkeit ihrer Auffassung bestätigt — betrachteten jedes Vordrängen religiöser Streitfragen als Anfang vom Ende; das Franzosentum sei das Element, das mit vereinter Kraft bekämpft werden müsse; die andern hielten das von Rom aus regierte Bekenntnis für den eigentlichen Feind — eine dem logischen Denken vielleicht genehme Behauptung, bei dem Charakter aber, den das vlämische Volk durch die Zuchtwahl der Gegenreformation angenommen hatte, und bei seinem fest in der Scholle wurzelnden Gefühlskatholizismus eine Verkennung der Wirklichkeit.

Außer dieser Uneinigkeit war es ein wirtschaftlicher Umstand, der die vlämische Sprache zurückdrängte. Der Siegeslauf der Dampfmaschine verlieh den belgischen Kohlenlagern im Walenland (Charleroi, Mons, Lüttich) eine ungeahnte Bedeutung und hob den Handel und Verkehr Belgiens. Das kam natürlich der französischen Weltsprache zugute. Wer vorwärts wollte, der sah die vlämische Sprache als ein Hindernis an, die niemand im internationalen Verkehr verstand, die in Westflandern anders war als in Ostflandern, in Limburg anders als in Brabant, die sich damals nicht auf eine einheitliche Schriftsprache bringen lassen wollte. Wer sich dem Handel widmete, wer in irgendeiner Weise mit Wallonen oder Ausländern zu tun hatte, ja, wer als Arbeiter in die Kohlengruben des Hennegaus ging, der erkannte den größeren praktischen Wert der französischen Sprache, lernte sie und ließ sie möglichst früh seine Kinder lehren. Wenn umgekehrt ein Wallone nach Flandern kam, suchte der Vlame ihn auf Französisch zu bedienen; die alte deutsche Untugend, sich dem Fremden unterzuordnen, geht hier Hand in Hand mit der ebenso deutschen Andacht, die jedem welschen Klange geschenkt wird. Das herrschende französische System machte sich diese Erfahrung zunutze; im Walenland wurden Vlamen, im Vlamenland Walen als Beamte angestellt. Der wallonische Beamte lernte nicht vlämisch (das Gesetz unterstützte ihn darin), verbreitete vielmehr die französische Sprache; der vlämische im Walenland hingegen wurde durch seine Laufbahn Utraquist, zweisprachig, und wenn er selbst noch den Mut hatte, sich als Vlame zu bekennen, so verwelschten seine Kinder um so schneller durch Schule und Umgebung. Wer durch die Straßen Lüttichs geht, liest beinahe ebenso viele vlämische (oder deutsch-luxemburgische) Familiennamen wie wallonische; aber der Sprache nach sind die Leute durchweg Romanen, der Rasse nach — Bastarde.

Noch einen anderen Nachteil brachte der wirtschaftliche Aufschwung und Reichtum Belgiens den Vlamen: Ihrer Neigung zum Materiellen — auch an dieser Charaktereigenschaft ist ja letzten Ursprungs die Auslese der Gegen-

reformation mitschuldig — konnten sie nun noch mehr nachgeben als zuvor. Darüber vernachlässigten sie den Streit um die ideellen Güter der Nation. Das Wohlleben entfremdete sie Dingen, die den Gaumen und den Magen so wenig befriedigten wie die Sprache oder gar ein höheres nationales Ideal. Was kümmerte sie, ob ihre Kinder sich als Vlamen oder Belgier oder Franzosen fühlten; wenn sie nur ein genußreiches Dasein hatten. Und zum Reichwerden und zu den Freuden dieser Welt verhalf einem die französische Sprache! So wurde und wird noch der verächtliche Menschenschlag gezüchtet, der besonders in Brüssel und Antwerpen gedeiht, den die echten Flaminganten zu den „Franskiljons" rechnen und den die Pariser als „Beulemans" verspotten.

Der dritte Nachteil, der dem Vlamentum unter dem Zeichen von Steinkohle und Dampfmaschine erwuchs, ist Industrieproletariat und internationale Sozialdemokratie. Hatte schon die liberale Partei, weil sie besonders im wallonischen Element wurzelte, kein Verständnis für die nationalen Rechte der Vlamen, so muß das in noch höherem Grade von den ersten Vorkämpfern der Sozialisten gelten. Die Kohlenbecken von Charleroi und Mons, zwei ihrer ältesten und wichtigsten Hochburgen, von denen lange ein entscheidender Einfluß ausgegangen ist, liegen ganz auf wallonischem Gebiet und der französischen Grenze zu nahe, um gegen das Vlamentum oder gar gegen die germanische Kultur etwas wie Toleranz üben zu können. Die später einsetzende Wirksamkeit eines Vandervelde, der sich selbst als Mischling bezeichnet, und des Genter Führers Anseele bewegt sich faktisch in einer sehr ähnlichen Richtung wie die der Franskiljons: Sie lenkt das vlämische Volk von den eigentlichen Volksidealen auf materielle Bedürfnisse ab. Des weiteren hat die belgische Sozialdemokratie dazu beigetragen, das vlämische Volk noch mehr zu zersplittern, als es schon vorher durch den liberal-katholischen Gegensatz und die Rivalität der Provinzen war.

In den siebziger und achtziger Jahren schien es manchmal, als ob die Germanen, die in dies romanisierende Staatsgebilde eingespannt waren, sich aus ihrer gleichmütigen Passivität und ihrer Zersplitterung erheben wollten. Der große Krieg 1870/71 brachte eine kleine Aufrüttelung und der kleine Prozeß von 1865 eine große. Noch war ihr gemeingermanisches Bewußtsein nicht bleiern genug eingeschläfert, um durch den Ausbruch des deutschfranzösischen Krieges nicht geweckt zu werden. Die deutschfreundliche Haltung der Vlamen gegenüber der franzosenfreundlichen der Wallonen bürgte dafür, daß Belgien die innere moralische Kraft hatte, die Neutralität 1870/71 korrekt durchzuhalten. Die auf diese Weise Wachgewordenen geraten durch die nachträgliche Aufdeckung des Justizmordes von 1865 in heftige nationale Erregung: Zwei Vlamen, Coucke und Goethals, waren damals wegen eines Mordes hingerichtet; Jahre später bekannte der wirkliche Mörder seine Tat und ihre Unschuld; sie selbst hatten ihre Unschuld nicht beweisen können, weil

sie nicht Französisch verstanden und weil an diesem belgischen Gericht kein Richter, kein Advokat, kein Schreiber und kein Gendarm des Vlämischen mächtig war. Die Volksstimmung und bald auch der Ausfall der Wahlen — mit den Klerikalen zog zugleich eine vlämische Majorität in die Kammer — stärkten den Anschein, als stünde ein nationaler Aufschwung bevor. Und gewiß gab es nicht nur solche Politiker, die den Flamingantismus als Sprungbrett benutzten, um in Popularität und ins Parlament zu kommen; es gab auch Männer von unverfälscht vlämischer Gesinnung, „nederduitsch" in ihrer ganzen Art, die die vlamenfreundliche Gesetzgebung dieser Jahrzehnte durchsetzten. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß die Klerikalen, unter deren Herrschaft diese Gesetze zustande kamen, mit dem vlämischen Volk, besonders durch die niedere Geistlichkeit, in engerer Fühlung standen als die anderen großen Parteien, als die Sozialisten und Liberalen. Aber tatsächlich wurde dieser parlamentarische Vorstoß doch von viel zu heterogenen Kräften unternommen, um für das vlämische Volk oder gar für die gesamtgermanische Kultur einen nachhaltigen Erfolg zu zeitigen. Die Lex Coremans von 1873, ergänzt durch die Lex De Vigne-Coremans von 1889, schrieb für den Fall, daß der Angeklagte nicht das Französische vorzöge, den Gebrauch des Vlämischen bei den Gerichtsverhandlungen auf vlämischem Sprachgebiet vor; dennoch war es möglich, daß nach 1900 in der doppelsprachigen, größtenteils vlämischen Provinz Brabant ein ähnlicher Fall vorkam wie der Prozeß Coucke-Goethals, weil die Angeklagten nur Vlämisch verstanden, die Verhandlung aber französisch geführt wurde! Ein Amendement von 1890 fordert von den Behörden und Beamten des vlämischen Gebiets die Kenntnis des Vlämischen, und doch wurde der Franskiljon Braun, der das Vlämische wahrlich nicht beherrscht, Bürgermeister von Gent und ist es noch heute, von der Stadt, in der über neunzig von hundert Einwohnern überhaupt nicht Französisch verstehen! Das Gesetz De Vriendt-Coremans von 1898 bestimmt zwar, daß alle belgischen Gesetze auf Französisch und auf Vlämisch veröffentlicht werden müssen, aber der vlämische Text hat keine gesetzliche Gültigkeit!

In Wirklichkeit blieb also fast alles beim alten. Die eingeführten Gesetze reichten gerade hin, um die Volksvertreter bei ihren vlämischen Wählern beliebt zu erhalten. Von einem Fortschritt der vlämischen Sprache oder gar des Germanentums konnte nicht die Rede sein. Die ganze Gesetzgebung bedeutet nur einen vorübergehenden Stillstand im unaufhaltsamen Rückgange der niederländischen Kultur in Belgien, ihrem einstigen Hochsitze. Dennoch soll der moralische Erfolg, der in der Annahme dieser Gesetze lag, nicht unterschätzt werden. Warum aber sank nach diesem defensiven Zusammenraffen der letzten Kräfte das Vlamentum so bald wieder in die alte Passivität, in die verzweiflungsvolle Ergebenheit zurück?

Zu den Gründen, die mit der Beschaffenheit der einmal gezüchteten Rasse zusammenhängen, gesellt sich als wichtigster der rein demokratische

Charakter der vlämischen Bewegung, der seinerseits durch die Überlegenheit der französischen Oberschicht bedingt ist. Die geheime Kraft, die den demokratischen Bewegungen einen nationalen Erfolg bringen kann, beruht ja in dem Umstande, daß einem jeden im Volke ohne Unterschied von Herkunft und Stand die Aussicht winkt, mit seiner Familie — Aristokrat zu werden. Diese treibende Kraft fehlt der vlämischen Bewegung. Ins Leben gerufen durch das unausgesprochene Streben, dem Romanentum das entscheidende Kampffeld ganz zu sichern, hat der belgische Staat in seinen Angehörigen Generationen hindurch die französischen Vorurteile befestigt und eingehämmert. Wenn man die Berichte des belgischen Parlaments durchblättert, findet man auch nach der vlamenfreundlichen Gesetzgebung nur wenige Volksvertreter, die ihre Gewohnheit, ihre Gutmütigkeit oder persönliche Eitelkeit so hinter den Interessen der Nation zurücktreten lassen, daß sie sich der plebejischen, im Parlament nicht angesehenen vlämischen Sprache bedienten. Und mancher, der vor der Öffentlichkeit mit vlämischer Gesinnung groß tat, sprach daheim im Familienkreise Französisch und erzog seine Kinder zum Franzosentum.

Vorurteilslose Führer unter den Vlamen erkannten klar, daß nur durch eine Umwälzung der bisherigen Erziehungs- und Schulverhältnisse ihrem Volk — und damit dem Germanentum — das verlorene Gebiet zurückgewonnen werden könnte. Und klar lautete darum ihre wichtigste Forderung: „Vlaamsche Hoogeschool!"

Von einer solchen Hochschule mit einheitlich vlämisch-niederländischer Unterrichtssprache konnte man in der Tat eine gründliche Umgestaltung der gesamten Sprach- und Kulturverhältnisse Belgiens erhoffen.

Obwohl man immer sagen hört, die vlämische Sprache sei zur Formulierung von Ideen ungeeignet, und obwohl einige vlämische Dialekte so verschieden untereinander sind wie einige plattdeutsche, gibt es längst eine gemeinsame stehende Sprache, das Schriftniederländische, das der gebildete Holländer ebenso anwendet wie der vlämische Gelehrte (soweit dieser nicht Französisch, Deutsch oder Englisch schreibt). Aber da die vlämischen Lehrer meist den ärmeren Bevölkerungsschichten entstammen, sprechen sie von Hause aus meist irgendeinen Dialekt; nun enthält die vlamenfreundliche Gesetzgebung eine Bestimmung, daß im Gebiet der vlämischen Sprache eine gewisse Anzahl von Fächern in vlämischer, d. h. niederländischer Sprache erteilt werden muß; das können die Lehrer nicht, denn sie haben ihre Bildung von den französischen Vorlesungen und Lehrbüchern der Universitäten und Seminarien; wie sollen sie die niederländischen Fachausdrücke, z. B. in der Chemie, beherrschen, zumal den armen vlämischen Kandidaten durchaus die Geldmittel fehlen, holländische Universitäten zu besuchen! Diesem Übelstande kann nur eine belgische Universität mit niederländischer Unterrichtssprache abhelfen. Zugleich würde damit die niederländische wissenschaftliche Methode, die der deutschen verwandt ist, ihren Einzug in Flandern und Brabant wieder halten,

wo sie von alters her heimatberechtigt ist, und das würde nicht nur ein sprachlicher Erfolg für das Germanentum sein, sondern noch viel weitere Kreise ziehen. Da die an den andern Universitäten übliche französische Methode veraltet ist, würde die „Vlaamsche Hoogeschool" eine überlegene Kulturwaffe in der Hand der Vlamen sein; der vlämische Lehrer würde gegen den französischen die Oberhand gewinnen, und die tätigen, emporstrebenden Elemente des Landes würden dem Banner des Vlamentums wieder zuströmen. Eine andere germanische Universitätssprache als das Niederländische, also etwa das Hochdeutsche, würde hier bei der konservativen Veranlagung des Vlamen wahrscheinlich dem hartnäckigsten Widerstande begegnen. Denn längst ist er von der Entfremdung der dreißiger Jahre, die aus einer Unkenntnis entsprang, zu dem Bewußtsein zurückgekehrt, daß er Niederländer ist, und „Het Nederlandsch Verbond", das seine Hauptgruppen im holländischen Staatsgebiet, in Belgien und in den Burenstaaten hat, ist nur eine Äußerung, nicht eine gewaltsame Verbreitung des allgemein-niederländischen Gedankens.

Schwerer noch als die pädagogische und kulturelle Bedeutung würde vielleicht das wiegen, daß die Errichtung einer Hochschule mit niederländischer Unterrichtssprache in das Vlamentum die erwähnte treibende Kraft brächte, die jeder demokratischen Bewegung zum Siege verhilft, die Illusion, daß jeder ein Aristokrat des eigenen Volkes werden könne. Dem Emporstrebenden wäre dann nicht mehr das Französische der einzige Schlüssel zur höheren Bildung, zur Laufbahn, zum gesellschaftlichen Ansehen, wenn man die Universitätsprofessoren in Gent und die Akademiker des Landes wieder meist Niederländisch reden hörte und nicht nur Bauern und Arbeiter. Und niemand würde sich seiner kraftvollen germanischen Muttersprache mehr schämen, wenn sie im Senat herrschte und nicht nur auf der Gasse.

Es ist heute nicht an der Zeit, dies „Würde" und „Hätte" noch weiter auszumalen. Die Verwirklichung ist, solange Belgien bestand, stets gescheitert an den zwei Umständen, die gerade heute nicht oft genug erwähnt werden können: an der geschlossenen, überlegenen Angriffskraft des Romanentums, die durch den bewaffneten Krieg nicht allein gebrochen werden kann, und an der germanischen Ahnungslosigkeit und Uneinigkeit, die von französischer Seite mit dem richtigen Instinkt leise geschürt und genährt wurde. Es war nicht einmal nötig, die politischen Weltanschauungsgegensätze als Streitobjekt in den Vordergrund zu schieben, wie es wohl früher geschehen war, um die alte Franzosenfeindschaft der Vlamen in die zweite Linie zu drängen; das zwanzigste Jahrhundert schleuderte Anlässe genug zur Selbstzerfleischung des germanischen Elements auf diesen alten Kampfplatz: die Streitfragen um Wahlrecht und Verfassung, die seit 1900 keinen germanischen Staat unberührt ließen und den Gegensatz zwischen dem neudeutschen Imperialismus und dem altniederdeutschen Partikularismus.

Der Kampf um das Wahlrecht (und die Freiheit der Schulen) ist in Belgien mit noch größerer Heftigkeit geführt worden als selbst in romanischen Ländern. Wie dort standen sich hier die Extreme gegenüber ohne die Mittelparteien, die in gemischt konfessionellen und rein germanischen Staaten die Kluft zwischen links und rechts überbrücken: Hie klerikal, hie antiklerikal! Der Fanatismus war hier noch größer als in den romanischen Ländern, weil der Vlame mit tieferer Inbrunst und Verbissenheit am Katholizismus hängt, mit ungeheuchelter, innigster Empfindung, ohne das graziöse Komödiantentum, das man so oft an Franzosen und Italienern beobachtet. Es ist auch mehrfach von ernsthafter Seite darauf hingewiesen, daß das belgische Wahlrecht von 1894 kein plutokratisches sei. Dies Pluralwahlrecht gibt vielmehr dem reiferen Alter, dem Familienvater und dem Grundbesitzer (und zwar dem kleinen nicht weniger als dem großen) ein Vorrecht vor dem Unreifen, dem Kinderlosen und dem wirklich Besitzlosen. Es kommt den Klerikalen zugute, daher der ungeheure Fanatismus, mit dem es verteidigt und wieder angegriffen wurde. Diese Spaltung, bei der die meisten Vlamen auf klerikaler, aber auch tüchtige Männer von ihnen auf der Gegenseite standen, hat schon oft in Augenblicken, wo Einigkeit notwendig gewesen wäre, die Verteidigung wichtiger nationaler Fragen unmöglich gemacht.

Noch verhängnisvoller ist der hochdeutsch-vlämische Gegensatz geworden. Als in den dreißiger Jahren die Grenzen des neuen belgischen Staates festgelegt wurden, da geschah es — man sagt, durch die mangelhaften Sprach- und Geschichtskenntnisse der ausschlaggebenden Diplomaten und Unterbeamten —, daß außer vlämischen Gebieten auch einige kleinere deutschsprechende Gruppen zu Belgien geschlagen wurden, und zwar zu den Provinzen Luxemburg und Lüttich. Bis zum Jahre 1839, in dem die Hälfte des alten Luxemburger Gebietes an das holländische Königshaus zurückgegeben wurde, erhielten diese Deutschen die Verfügungen der belgischen Regierung in deutscher Sprache. 1840 nahm die Regierung keine Rücksicht mehr auf diese Deutsch-Belgier, die 1846 insgesamt 36000 Menschen zählten (also nicht ganz 1 v. H. aller Belgier). Die Zahl dieses Elementes nahm zu, aber sein Deutschtum nahm ab. Die Regierung ging auch hier zu dem System des Beamtenaustausches über; in dies Gebiet schickte sie französische Beamte und verschickte die Beamten, die hier geboren waren, ins nichtdeutsche Sprachgebiet. Arlon, bisher eine reindeutsche Stadt, aber durch Austausch von Waren auf Französisch sprechende Nachbarn angewiesen, wurde nach und nach ein zweisprachiger Ort, in dessen Schulen das Französische dem Deutschen immer mehr Boden abgewann. Wie unter den Vlamen war auch hier die Zweisprachigkeit die Vorstufe zur endgültigen Verwelschung. Auch hier schienen die achtziger und neunziger Jahre ein Erwachen des Volksbewußtseins zu bringen. Das Vorgehen der Vlamen ermutigte die Deutschen, die gleichen Forderungen für ihre Sprache zu erheben. Pochten die Vlamen auf ihre

Zahl, so konnten die Deutschen mit Recht darauf hinweisen, daß im Gegensatz zum Vlämischen das Deutsche eine Weltsprache von wachsender Bedeutung sei. Die Anzahl der wirklich Deutschgesinnten unter ihnen war aber schon zu gering geworden, und die Energie einiger weniger kam zu spät, um noch retten zu können, was dem Deutschtum verloren war. Auch hier waren die verräterischen Stammverwandten, die Franskiljons deutscher oder vlämischer Abkunft, feindlicher als die Wallonen: 1888 beantwortete der damalige Justizminister, selbst ein Deutschbelgier, eine Frage nach der Rechtsprechung in deutscher Sprache dahin, das Deutsche, das in Belgien gesprochen würde, sei keine Sprache! Um so eifriger nahmen sich die Wallonen der deutschen Forderung an, einzelne (wie Picard) aus Gerechtigkeitssinn, mehrere, um sich die Stimmen ihrer deutschen Wähler zu sichern, die meisten, um die deutschen Forderungen gegen die vlämischen auszuspielen und so Zwietracht zwischen die beiden germanischen Stämme zu säen. Die Absicht dieser meisten wurde erreicht: Ihre parlamentarischen Manöver in den Jahren kurz vor 1900 haben dazu beigetragen, daß Vlamen und Deutsche einander hinderten, und weder die einen noch die anderen für ihre Sprache das durchsetzten, was der germanischen Kultur zugute gekommen wäre. Um so größer wurde der Vorsprung des Französischen.

Inzwischen hatte ein anderer Vorstoß der Deutschen immer mehr an Masse zugenommen. Ließ Frankreich seit dem Bestehen des belgischen Staates alle Arten friedlicher Pioniere für seine Kultur auf diesem strittigen Boden tätig sein, so zog Deutschland hier erst Jahrzehnte später in ähnlicher Weise zu Felde. Waren von Frankreich aus Kapitalisten, Industrielle, Advokaten, Ingenieure längst in diesem Lande heimisch geworden und mit allen Eigenheiten dieses Kampffeldes vertraut, wußten sie, wo sie mit Ungestüm, wo mit Zurückhaltung Erfolge davontragen konnten, so betrat der Deutsche dies ihm fremd gewordene Gebiet in einer weniger selbstsicheren Haltung.

Deutlich sehe ich noch den jungen Mann vor mir, den ersten Deutschen, den ich einst auf dem Brüsseler Bahnhofe traf, und den ich immer als den Typ des in Belgien eingewanderten Landsmannes angesehen habe. Plattdeutsch war seine Muttersprache; die konnte er nicht mehr; sein Hochdeutsch war noch unvollkommener; er schlug sich mit einer plattdeutsch-vlämischen Mischung durch. Aber sein nächstes, einziges Ziel war: „Gut Französisch lernen, damit verdient man am meisten Geld!"

Wie viele Tausende sind so aus Deutschland nach Belgien gezogen, unzufrieden mit der Heimat, weil ihre Städte übervölkert waren und das Deutsche Reich für ihren Betätigungstrieb zu eng schien! Dem Trieb nach Westen folgend, ungebildet oder gar halbgebildet, aber durch Wagemut und Arbeitslust dem Kampf um die persönliche Existenz gewachsen, vernachlässigten sie den Kampf für die deutsche Sache, für die germanische Rasse und Kultur! Die meisten, die zu Gelde kamen, wurden Franskiljons und gewöhnten sich

bald daran, auch mit Vlamen, ja, selbst mit Landsleuten Französisch zu sprechen. Welchem Deutschen, der in Belgien als Geschäftsmann wohnte oder reiste, kam es wohl in den Sinn, Vlämisch zu lernen? Welchen Nutzen brachte ihm die Sprache der Bauern und Arbeiter? Und wer sich seiner Veranlagung nach über den Nützlichkeitsstandpunkt erhob, den schreckten wohl soziale oder konfessionelle Vorurteile zurück. Dazu kam die vlämische Schwerfälligkeit, Derbheit und Verschlossenheit, die den Verkehr nicht so angenehm machte wie das Zusammenkommen mit den höflicheren und eleganteren französischen Elementen. Wer von diesen Deutschen besaß Einsicht oder Bildung genug, um zu wissen, daß er sich auf einem Kampfplatz befand, auf dem jede Handlung und jede Stellungnahme jedes einzelnen eine Bedeutung für sein Volkstum gewannen?

Im Anschluß an diese Reichsdeutschen sind die meisten deutschen Schulen in den großen belgischen Städten entstanden, die zu Antwerpen bereits in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, die zu Brüssel 1892, die in Lüttich und Gent erst nach 1900. Von tüchtigen Pädagogen geleitet, haben sie manches Band zur deutschen Heimat und Kultur gefestigt, das sonst zerrissen wäre, aber es lag in der Natur der Sache, daß sie dem Deutschtum nur halbe Waffen sein konnten. Sie erschienen auf dem Kampffeld, als es — dank der belgischen Neutralität — seine wichtigsten Posten längst der französischen Kultur ausgeliefert hatte. Sie sorgten dafür, daß die Söhne der Deutschen in Belgien mit guter Rüstung in den Kampf um ihre persönliche, wirtschaftliche Existenz zogen; dazu gehörte — wie die Verhältnisse nun einmal gediehen waren — vor allem die uneingeschränkte Beherrschung der französischen Sprache. Welcher deutsche Vater hätte wohl sein Kind in eine Schule geschickt, die nicht von der untersten Stufe an den Unterricht des Französischen in die erste Linie gestellt hätte? So lernte die heranwachsende Jugend Französisch ebenso gut wie Deutsch, und da die gesellschaftlichen Kreise, in denen sie verkehrte, das Französische als Umgangssprache bevorzugte, so wurden die meisten dieser jungen Deutschen schließlich — Franskiljons. Nach dem Beispiel ihrer Reichsregierung waren die deutschen Schulen ehrlich bemüht, die belgische Neutralität auch dem Geiste nach loyal zu achten; sie griffen daher nicht in die inneren Kämpfe des Landes ein, sondern paßten sich der belgischen Regierung und den Gesetzen des Landes an, behandelten also das Vlämische, zumal es wirtschaftlich von geringerer Bedeutung war, ebenso stiefmütterlich wie die belgischen Schulen, gingen dem schwierigen Programm der vlämischen Forderungen aus dem Wege und zogen sich dadurch die Feindschaft der Vlamen zu.

Die Franzosen nahmen das Wort „Neutralität" nicht so ernst und gründlich in seiner innersten Bedeutung. Es genügte ihnen, daß die Deutschen es so gewissenhaft meinten und taten; sie selbst verfolgten um so gründlicher ihr Ziel, Belgien völlig in die Hände des Romanentums zu

bringen. Die „Alliance française“ und die gleichgerichteten Vereinigungen drangen in Belgien ein, um nach 1900 ihre Tätigkeit zu verdoppeln, zu verzehnfachen. Es gab schließlich kaum eine größere belgische Stadt, in der nicht ein „Institut Rachez“ oder eine andere oder gar mehrere von Frankreich geförderte Schulen bestanden. Pariser Zeitungen vom Kaliber des „Figaro“, des „Matin“ überschwemmten Belgien derart, daß sogar die französisch gesinnten Organe belgischer Staatsangehörigkeit dagegen protestierten, weil ihr Geschäft darunter litt. Französischer Geist, französischer Chauvinismus drang durch hundert Kanäle in Belgien vor, durch Belgien hindurch nach Holland hinein. Man lancierte Aufsätze in die belgischen Zeitungen, in denen die französische Version über die deutschen Barbaren sich mit derselben Unkenntnis und denselben oberflächlichen Phrasen aufdrängte, wie sie kurz vor 1870 in Umlauf war. Und diese — oft blendend geschriebenen — Aufsätze fanden gläubige Leser; was darin stand, wurde durch das modernste Volksbildungsmittel, die Lichtbildtheater, bestätigt; da sah das Volk französische Heldentaten und preußische Grausamkeiten, geschickt inszenierte Darstellungen, die auf 1870 zurückdatiert wurden. Wer die Wirkung ermessen will, muß sich vergegenwärtigen, daß in manchen vlämischen Bezirken vierzig von hundert Einwohnern noch Analphabeten sind, also kaum eine Gelegenheit haben, durch geeignete Lektüre, Flugschriften oder persönlichen Verkehr zu einer anderen Auffassung zu kommen. Wem diese Veranstaltungen zu derb waren, der wurde durch die Gastspiele der besten französischen Schauspieler und Operntruppen dem französischen Wesen geneigter gemacht. Die Ausstellungen der letzten Jahre, in Brüssel und in Gent, waren französische Demonstrationen, zum Teil von der französischen Regierung offiziell unterstützt. Der Zweck aller dieser Veranstaltungen wurde in der jüngsten Zeit mehrmals von den Franzosen offen ausgesprochen. Offizielle Vertreter des französischen Staates scheuten sich nicht, das Wort „Annexion“ zu verkünden, wenn auch mit einem Zusatz, der den „freien“ belgischen Zuhörern schmeicheln mußte [1]).

Es muß späteren Zeiten überlassen bleiben, festzustellen, wie weit die belgische Regierung dieser französischen Auffassung von Neutralität entgegengekommen ist. Ihre Lage war bei dem halbdemokratischen Charakter des belgischen Staates schwierig. Die Entwicklung, die zwischen 1870 und 1900 durch die vlämische Bewegung zu einem kurzen Stillstand gekommen war, hatte nach 1900 reißende Fortschritte gemacht, dank der rastlosen französischen Propaganda. Dazu kam das Wachstum der belgischen Weltwirtschaft infolge der Kongopolitik und der Betätigung belgischer Kapitalisten und Intelligenzen in Rußland, China und Persien, die Einwanderung von französischen Ordensleuten, die, durch die radikale Gesetzgebung aus Frankreich ver-

[1]) Antwerpener Zeitung „Matin“ vom 15. Juli 1909, „Nouveau Précurseur“ vom 14. Juli 1909.

trieben, nun als Lehrkräfte an belgischen Schulen angestellt wurden, ohne ein Wort Vlämisch zu verstehen, und noch mehrere andere Faktoren, die das Französische zur einzig begehrenswerten Sprache machten. Der Sieg schien für die französische Sprache, für die französische Kultur, für die französische Politik entschieden zu sein. Wie das belgische Parlament dachte, zeigt die denkwürdige Sitzung vom 6. Februar 1913. Der vlämisch-klerikale Abgeordnete Gielen wandte auf die französische Gesetzgebung — durchaus nicht auf die französische Nation — den Ausdruck „pourrie" an. Lebhafte Entrüstungskundgebungen waren die Antwort und ein donnerndes „Vive la France!", das nicht enden wollte. Ich weiß nicht, ob das „Vive la Belgique", das einige korrekte Vlamen anstimmten, ebenso lautes Echo gefunden hat. „Leve Duitschland" hat keiner gerufen.

Es ging zu Ende mit dem germanischen Bewußtsein in Belgien. Wer die Protestkundgebungen der Vlamen liest, die sie gegen den französischen Charakter der Genter Ausstellung gedruckt haben, der glaubt einen Sterbenden zu hören, der seinen letzten vergeblichen Hilferuf ausstößt. Aber niemand schien den Ruf zu hören und niemand kam zu Hilfe, weder Holland noch Deutschland.

Die letzte Anstrengung, zu der sich die Vlamen zu Anfang des Jahres 1914 aufrafften, war ebenso vergeblich. Der klerikal-antiklerikale Kampf war einmal wieder um einige Schulgesetze entbrannt, deren Annahme eine Erweiterung der klerikalen Herrschaft bedeutet haben würde. Dem weit wichtigeren romanisch-germanischen Gegensatz wurde nur in Zusatzanträgen eine schwache Auswirkungsmöglichkeit gegeben. Obwohl die innere Gemeinschaft zwischen Vlamen und Deutschen durch die Einflüsse des letzten Jahrzehnts wohl völlig zertrümmert war, wurde doch ein äußerliches Zusammengehen möglich. Vlämische Abgeordnete beantragten Zusätze zu den eingebrachten Vorlagen derart, daß auf vlämischem Gebiet das Vlämische, in deutschen Bezirken das Deutsche die Unterrichtssprache sein sollte. Und wieder — wie im Jahre 1888 — war es ein Vertreter der Deutschen, der dem deutschfreundlichen Antrage den Todesstoß versetzte. Der Abgeordnete Ozeray, ein Wallone, der seinen Sitz deutschen Wählern aus der Provinz Luxemburg verdankte, erklärte, das von den Vlamen zugunsten der Deutschen eingebrachte Amendement entspräche gar nicht den Interessen der Deutschbelgier, sie wünschten vielmehr alle, ihre Kinder so früh wie möglich Französisch lernen zu lassen — aus wirtschaftlichen Gründen. Und als der vlämische Sozialist Huysmans gegen diesen „Vertreter der Deutschen" polemisierte und noch schärfer die Halbheit und den Dilettantismus bekämpfte, mit der die Kammer über die Frage der Unterrichtssprachen verhandelte, da hielt die Mehrheit des Parlaments es nicht der Mühe für wert, seine Darlegungen ernst zu nehmen; teils stillschweigend, teils durch Zwischenrufe tat man den Anhänger der sozialistischen Internationale als „Prussien" ab, weil er versuchte, die Frage ohne fran-

zösischen Chauvinismus, nur vom neutralen, wissenschaftlich-pädagogischen Standpunkt aus zu lösen.

Daß die belgische Regierung schon seit mehreren Jahren in ihren Handlungen parallel gegangen ist mit der gallophilen Majorität der belgischen Öffentlichkeit, unterliegt heute keinem Zweifel mehr. Aber noch genügen die Dokumente nicht, um den ganzen Umfang nachzuweisen, in dem sich die insularbritische Macht hier zu Friedenszeiten betätigt hat, die aus historischen und geographischen Gründen in kaum geringerem Grade auf dies europäische Kampffeld angewiesen ist als die romanisch-französische und die germanische. Noch zeichnen sich die einzelnen Stufen, über die das offizielle Belgien sich zu den politischen und militärischen Abmachungen mit den Ententemächten führen ließ, nicht deutlich vor dem Auge des unbefangenen Betrachters ab. Und ebensowenig läßt sich noch das Gewebe von Veranlassungen und Folgen und Begleiterscheinungen entwirren, aus dem die belgischen Ereignisse des Sommers von 1914 ihren Lauf nehmen.

Nur das eine liegt schon klar vor aller Blicken: Nachdem das belgische Kampffeld mehr als achtzig Jahre lang der Entscheidung der Schlachten entrückt und dadurch einem verborgenen Ringen überantwortet war, in dem das Germanentum unterliegen mußte, ist es jetzt wieder in den Bereich der Waffen geraten, die einen Sieg der Germanen nicht ausschließen. Und je öfter wir Gelegenheit haben, uns über die einzelnen Waffentaten und Kriegserfolge an einem solchen Siege zu freuen, desto strenger sollten wir mit uns selbst ins Gericht gehen wegen unserer geistigen Wehrlosigkeit in Friedenszeiten. Immer wieder haben wir uns leiten lassen durch den schönen Glauben, es sei dort auf dem Felde, das die Natur zum Kampfe bestimmt hat, gemeinsames friedliches Arbeiten möglich mit dem Romanentum, und diesen schönen Glauben verbanden weitsichtige Deutsche mit der nahenden Notwendigkeit der „Vereinigten Staaten von Europa". Und noch liegt Frankreich nicht am Boden, da regt sich bereits die Neigung, zu diesem schönen Glauben zurückzukehren. Dem einheitlichsten, gefährlichsten Feinde unserer Kultur steht von neuem der deutsche Michel mit seiner ganzen Gutmütigkeit gegenüber. Es ist derselbe gutmütig-gläubige Idealismus, der die Unantastbarkeit des romanisierenden Staatsgebildes bis zum letzten Augenblicke zugab und durch dies langmütige Zugeben mitverschuldet hat, daß ein nahe verwandtes Volk nicht mehr auf unserer Seite kämpfen konnte und daher unermeßliche Verluste an Menschen und Werken erlitten hat, gerade das Volk, das beinahe tausend Jahre lang unsere tapferste Vorhut gegen den gemeinsamen Erbfeind war.

Literarische Rundschau.

Die Greuel der beiden Balkankriege.

Enquête dans les Balkans. Rapport présenté aux Directeurs de la Dotation par les Membres de la Commission d'Enquête. Dotation Carnegie pour la Paix Internationale. Paris 1914.

Das Werk hat gerade jetzt, wo sich das „zivilisierte" Europa im Kriegszustand befindet, ein besonderes, ich möchte sagen völkerpsychologisches Interesse. Solange wir im Frieden lebten und von den Verwüstungen und Greueln des Krieges „weit hinten in der Türkei" vernahmen, hielten wir ähnliche völkerrechtswidrige Vorgänge der Kriegsführung bei den Kulturvölkern Europas für ausgeschlossen, und mancher, der auf die hohe Kultur des Westens baute und fortwährend von der Humanisierung des Krieges durch internationale Abmachungen las, mochte wohl in pharisäischer Weise glauben, daß die europäische Kultur hoch erhaben sei über dem niedrigen Kulturniveau von „Halbbarbaren", die im Krieg noch ganz unter der Herrschaft ihrer Triebe stehen. Seit dem Ausbruch des Krieges aber haben die Grausamkeiten belgischer Franktireurs gegen deutsche Soldaten, die Verwendung von Dumdumgeschossen durch unsere Feinde, Angriffe auf das Rote Kreuz durch die Franzosen und andere Handlungen, die gegen das heutige Kriegsrecht verstoßen, uns leider gezeigt, daß die vielgerühmte europäische Zivilisation ein recht dünner Firnis ist, der der Entfesselung menschlicher Leidenschaft nicht standhält. Ich lasse hier ganz die Russen beiseite, die etwa noch die Entschuldigung einer niedrigeren Kulturstufe für sich in Anspruch nehmen können. Diese Entschuldigung kann auch für die Balkanvölker gelten, da sie noch nicht lange sich ihrer nationalen Selbständigkeit erfreuen und sich noch nicht zur „Höhe" europäischer Gesittung ganz emporarbeiten konnten. Man wird heute die Vorgänge auf dem Balkan nachsichtiger beurteilen müssen, wenn man sieht, was auf unseren Kriegsschauplätzen schon alles geschehen ist. Aber noch etwas anderes lehrt der Krieg im Hinblick auf das vorliegende Buch: wie die wildesten Lügen verbreitet werden und wie schwer es ist, die reine Wahrheit festzustellen. Wenn das sogar in den Ländern eines hochentwickelten Verkehrs und in der unmittelbaren Gegenwart so schwer ist, um wieviel schwieriger mußte es sein, nach der Beendigung des Balkankrieges die Wahrheit über einzelne grobe Verletzungen der Humanität zu erfahren.

Die Dotation Carnegie hat es ermöglicht, eine internationale Untersuchungskommission nach der Balkanhalbinsel zu senden, und das Ergebnis ihrer Arbeit liegt in einem schön ausgestatteten, ansehnlichen Bande vor. Wir müssen uns nun fragen, ob der Erfolg die Kosten gelohnt hat. Um meine Meinung gleich zu sagen: ich kann auf Grund der Lektüre des Buches die Frage nicht bejahen. Zunächst hätte man erwarten dürfen, daß in der Kommission die Sachverständigen in Balkansachen besser vertreten waren; zumindest hätte die Zusammensetzung der Kommission so vorgenommen werden müssen, daß jedes der kriegführenden Länder durch einen sachverständigen Sachwalter vertreten war. Aber man gewinnt den Eindruck, daß die Kommission etwas einseitig zugunsten der Bulgaren zusammen-

gesetzt war, und daß im übrigen für die Wahl der Mitglieder mehr allgemein politische Erwägungen und Zugehörigkeit zur Friedensbewegung als Kenntnisse in Balkanfragen maßgebend waren. Der Engländer Brailsford, der vor Jahren ein ausgezeichnetes Buch über Mazedonien geschrieben hat, scheint mir das sachkundigste Mitglied der Kommission gewesen zu sein. Aber bei manch anderen Namen fragte ich mich vergebens, worauf die Kompetenz ihrer Träger in Balkanangelegenheiten beruht. Was soll man endlich dazu sagen, daß nicht einmal dafür gesorgt war, daß für jedes der Balkanvölker ein Mann gewählt wurde, der der betreffenden Sprache wirklich kundig und in der Lage war, direkt griechische, albanische, serbische, türkische Zeugen zu befragen? Man ist erstaunt zu lesen, daß nur zwei Mitglieder „ein wenig (!) Neugriechisch" konnten, und da soll man Vertrauen darauf haben, wenn mit Bezug auf die Briefe griechischer Soldaten gesagt wird: „Nous avons étudié avec un soin particulier une série de vingt-cinq lettres contenant l'aveu formel, par ces soldats grecs, des brutalités auxquelles ils s'étaient livrés." Denn für das Studium dieser Briefe, die im Buche wiederholt gegen die Griechen ausgespielt werden, ist mehr als eine nur notdürftige Kenntnis des Neugriechischen nötig. Mit den Briefen griechischer Soldaten, die unter der Post eines griechischen Regimentes von den Bulgaren erbeutet worden sind, hat es nämlich eine eigene Bewandtnis, und es verlohnt sich, kurz darauf einzugehen, weil ein einzelnes Ergebnis für die Beurteilung der Arbeitsweise der Kommission lehrreich sein kann. Die Briefe sollen besonders beweiskräftig sein (vgl. auch S. 156), weil hier griechische Soldaten selbst von den Greueln der Ihrigen berichten; aber der Bericht weiß nichts von den Zweifeln, die der Franzose H. Pernot, also ein Landsmann von d'Estournelles de Constant, dem Präsidenten der Kommission, gegen die Authentizität dieser Briefe in der Revue critique LXXVI (1913) 460 ff. geäußert hat; und dem Berichterstatter ist es zum Beispiel nicht aufgefallen, daß ein in Facsimileschrift mitgeteilter Brief der bulgarischen Veröffentlichung unterzeichnet ist mit „ebenderselbe Nakis" — als ob man einen Brief in dieser Weise unterzeichnete! Die beiden Mitglieder der Kommission, die „ein wenig Neugriechisch konnten", haben ferner die französische Übersetzung der Bulgaren gutgläubig hingenommen, ohne zu bemerken, daß sie gelegentlich tendenziös gefälscht ist. Das gilt von einem Briefe, der S. 314 mitgeteilt wird; der griechische Text ist in sehr unbehilflichem, mundartlich gefärbtem Griechisch geschrieben und ist nur für einen, der Neugriechisch gut kennt, einigermaßen zu verstehen, sagt aber ganz deutlich, daß ein Mädchen aus Serres nicht etwa von Griechen (wie durch die französische Übersetzung der Anschein erweckt wird), sondern von den Bulgaren getötet worden ist!! Kann man unter solchen Umständen den Ergebnissen der Kommission ein besonderes Vertrauen entgegenbringen? Soll man glauben, daß die Vernehmung von einheimischen Zeugen immer richtig vorgenommen ist? Es ist mir besonders aufgefallen, daß unter den Zeugen Griechen und Albaner überhaupt fehlen — vermutlich konnte kein Mitglied der Kommission das Albanische auch nur ein wenig.

Als Resümee des Berichtes wurde in die Presse lanziert, daß die Griechen am schlimmsten gehaust hätten. Aber selbst wenn wir allen Zeugenberichten Glauben schenken, können wir das nicht als Ergebnis der Untersuchungen herauslesen, sondern gewinnen nur den Eindruck, daß von allen Kriegführenden Greuel begangen worden sind, wobei es schwer wäre zu sagen, welcher Partei man die „Palme" zuerkennen soll. Übrigens scheint die Kommission selbst an der Zuverlässigkeit mancher Zeugen zu zweifeln. Sobald man nur die Zeugen aus neutralen Ländern berücksichtigt (sie sind sehr spärlich), so werden vielleicht die Bulgaren am meisten belastet; aber man lese zum Beispiel nur die sich widersprechenden Zeugnisse über die Tätigkeit der Bulgaren

in Adrianopel (S. 343 ff.), und man wird finden, daß ein klares Bild über die wirklichen Vorgänge schwer zu gewinnen ist. Es fiel mir aber außerdem auf, daß die Zeugnisse etwas ungleich beurteilt werden, daß zum Beispiel der Bericht gelegentlich recht kritisch ist, wenn es sich um Grausamkeiten der Bulgaren handelt, daß dagegen die Zeugnisse über griechische Grausamkeiten gläubiger hingenommen werden, sogar wenn es sich wie S. 81 um das Zeugnis eines vierzehnjährigen Knaben handelt. Weiter fiel mir auf, daß zwar für die Bulgaren mit Recht gelegentlich als Entschuldigung angeführt wird, daß die getötete Zivilbevölkerung bewaffnet war, daß man aber sonst diesen Umstand nicht hervorhebt, und doch ist gerade auf dem Balkan die Beteiligung der Zivilbevölkerung am Krieg (Bildung von Banden) etwas ganz Selbstverständliches: das berechtigt aber, wie wir aus dem gegenwärtigen Krieg wieder ersehen, harte Maßregeln des kämpfenden Heeres, wie zum Beispiel Erschießung der Franktireurs und Zerstörung feindlicher Dörfer.

So wird man also den Bericht der Kommission mit aller Vorsicht aufnehmen und sich mit dem allgemeinen Eindruck begnügen müssen, daß der Krieg mit unerhörter Grausamkeit geführt wurde, ohne daß man im einzelnen die Schuld der Beteiligten genau abmessen kann. Die Kommission hat jedenfalls nicht so gearbeitet, daß das möglich ist. Die Photographien, die als „Beweismittel" ab und zu gegeben werden, können fast nie als solche gelten; Bilder von zerstörten Brücken und Dörfern oder von getöteten Menschen besagen gar nichts. Und manche dieser Bilder sind geradezu albern, wie zum Beispiel „le tirailleur mort" (S. 220) oder „ein schweres Geschütz und seine tote Bedienungsmannschaft" (S. 260). Was sollen solche Bilder in einem Buch über Kriegsgreuel? Wenn man in Kapitel II–IV die Schilderung der einzelnen Gewalttaten durchgelesen hat, so wirkt es fast komisch, wie in Kapitel V nochmals nachgewiesen wird, daß die einzelnen Bestimmungen der Haager Konvention von 1907 aufs gröbste verletzt worden sind.

Mir scheint der Aufwand an Geld für die Tätigkeit der Kommission zu der geleisteten Arbeit nicht in einem richtigen Verhältnis zu stehen. Carnegie hätte das Geld besser verwendet, wenn er es den Opfern des Krieges zugewendet hätte. Am wertvollsten sind die genauen Nachweise über die Kosten, Verluste und materiellen Schädigungen des Krieges (Kapitel VI), sowie der Inhalt des ersten Kapitels, worin die Ursachen der beiden Kriege, besonders die Geschichte des Balkanbundes und die Entstehung des zweiten Krieges genau erzählt wird; die beigegebenen Karten veranschaulichen sehr klar die ethnographischen und politischen Verhältnisse der umstrittenen Gebiete. Wer daran zweifelt, ob im hauptsächlichen Inhalt des Werkes das gesteckte Ziel erreicht ist, wird doch diese Teile des Buches als einen wertvollen Beitrag zur neuesten Geschichte der Balkanhalbinsel zu schätzen wissen.

Albert Thumb.

Ein empfindsamer Reisender.

Georg Forsters Tagebücher, herausgegeben von P. Zincke und Albert Leitzmann. Berlin-Steglitz, B. Behr's Verlag. 1914.

Vor der Revolution — diesem großen Abenteuer einer ganzen Masse — plänkeln die Abenteurer, die Verdrossenen und Unzufriedenen, die Vorläufer, welche Kräfte fühlen, aber kein Feld finden. Sie können die bestehenden Verhältnisse nicht mehr ertragen und sind doch zu schwach, den Umschwung zu organisieren. Sie

fangen bald dies, bald jenes an, lassen sich von jedem Zufall aus dem Geleise werfen, irren planlos umher, schwanken immer zwischen Pflicht und Neigung, lauern auf etwas, verschwenden ihre Kräfte und verlieren in ihrer Überreizung den Überblick. Sie sind viel zu intelligent, um ihre Schwächen nicht zu erkennen, leiden unter diesem Eindruck, werden doch nicht mit sich selbst fertig, und wenn die Revolution endlich losbricht, greifen sie hastig nach dem Rettungsgürtel, um bald im Chaos elend zugrunde zu gehen. Die eiserne Unabänderlichkeit des Lebens reißt die Schwankenden nieder.

Ein solcher Mensch war Georg Forster, der sich durch die Welt treiben ließ, immer auf der Suche war und immer Enttäuschungen erlebte. Man hat jetzt seine Tagebücher herausgegeben, die auf drei Reisen nach Paris, Wilna und Göttingen in den Jahren 1777, 1784, 1785 entstanden sind. Die skizzenhaften Aufzeichnungen sollten nur Anhaltspunkte für ein Reisebuch geben, aber dieser Plan ist (wie mancher andere) nicht zur Ausführung gekommen. Das Tagebuch der zweiten Reise ist sehr umfangreich und für das Seelenleben Forsters unendlich wichtig. Wir haben hier gleichsam einen Seismographen, der die geringste innere Erschütterung ohne Scheu verkündet.

Im Frühjahr 1784 verließ Forster die landgräfliche Residenz Cassel und wollte dem Rufe an die polnische Universität Wilna folgen. Cassel war ihm längst verleidet. Er war zu lange dort gewesen und hatte eine Auffrischung aller seelischen Kräfte nötig. Die Regierung versagte ihm neue Lehrhilfsmittel, das naturhistorische Kabinett und die Bibliothek blieben zu dürftig, die Freundezahl war sehr klein, und die Fachgenossen mieden Cassel. Dann aber hatte ihn die Mitgliedschaft des Rosenkreuzerordens, eines Unternehmens im Stile Cagliostros, in Verruf gebracht und ihn einer fast krankhaften Schwärmerei ausgeliefert, die ihm selbst bald unerträglich wurde, da sie seiner innersten Natur zuwider war. Es trieb Forster in ganz neue Verhältnisse, er konnte von seinem karg gewordenen inneren Reichtum nicht mehr leben, mußte sich neuen Eindrücken aussetzen und eine Umwandlung erfahren.

Gemächlich machte er sich auf seine Fahrt, reiste durch Thüringen und Sachsen, blieb eine Weile in Zellerfeld, hielt sich in Leipzig und Halle auf, trennte sich sehr ungern von Dresden, hatte in Wien eine ergebnislose Audienz beim Kaiser Josef und lebte dort fast drei Monate in der besten Gesellschaft so glücklich wie nie zuvor und später, empfand den Kontrast schon schwer genug in Krakau, traf in Grodno seinen neuen Herrn, den polnischen König, und erkannte sofort den heillosen Wirrwarr Polens, der für ihn verhängnisvoll wurde. Als der November kam, betrat er Wilna — es war wie im Altweibersommer, „die ganze große Stadt mit ihren schönen noch übrigen Thürmen" lag „gleichsam ins Thal ausgegossen" und sah „wahrlich groß und herrlich aus. Inwendig sind enge kothige Straßen und Ruinen in Menge, dazwischen aber doch auch manch gutes Gebäude".

Man erfährt aus diesem Reisetagebuch viel über Sitten, Gesellschaft, Gelehrtentum, Bildung, empfängt einen Blick in Handel und Wandel, beobachtet das Treiben aller Volksschichten, erfährt manches über die Natur des Landes, die Höhe von Industrie, Technik und Landwirtschaft, erkennt den großen Unterschied zwischen westlicher und östlicher Kultur. Auf seiner Reise hat Forster viele Fabriken besichtigt, Mineralien und Pflanzen untersucht, zoologische Betrachtungen angestellt, eine Taubstummenanstalt besucht, in Dresden die Blüte der antiken Plastik und der Niederländer bewundert, wußte über technische Fragen der Malerei Bescheid, war in der Chemie und Physik bewandert, fuhr in Bergwerke ein, begriff etwas von Politik, sprach über Kunst, Literatur und Wissenschaft, verstand etwas von

Theater und Musik, fand in allen, aber auch allen Kreisen Zutritt, diskutierte mit Priestern, Gelehrten aller Disziplinen, Staatsmännern, Monarchen, verkehrte im Bürgertum wie im Hochadel.

Die ganze universale Natur des achtzehnten Jahrhunderts äußert sich hier noch einmal. Man gewahrt das schillernde Treiben einer hochentwickelten Gesellschaft vor dem Zerfall.

Aber Forster selbst wollte nichts vom Zerfall wissen, er ging nicht auf Reisen, um sich zu zerstreuen, sondern um sich zu bereichern. Er war noch ganz von den reformatorischen Grundgedanken jener Tage erfüllt: der Mensch könne besser werden, er müsse sich nur erziehen. Forster reiste des seelischen Nutzens wegen, zog auf seelische Abenteuer aus, wollte das Leben und sich selbst erleben, seine Empfindungen feststellen und sich bessern, um andere zu bessern. Es schien ihm sehr schlimm, wenn er „nichts mehr von Betrachtungen aufschreiben" konnte. Als er mit dem Gedanken spielte, sein Tagebuch herauszugeben, bemerkte er nachdrücklich, eine Reisebeschreibung solle nur geben, was man selbst gesehen, und „wie man es als Individuum in der besonderen Lage, in der man sich befand, gesehen habe". Nicht umsonst zitiert Forster einmal Sterne. Und doch ist ihre Art grundverschieden. Sterne war ein Fertiger, immer erfüllt, nie innerlich leer, nie hungrig, sah die Dinge und gab ihnen sein ganzes Ich, war mit sich selbst im klaren und ließ sich nicht verwirren. Forster aber packte nicht, sondern ließ sich packen, sah ratlos auf seinen wirren, inneren Zustand, ordnete nicht, da er selbst nicht diszipliniert war, hungerte nach innerem Leben und peinigte sich verzweifelt, um später wieder vom Überfluß überwältigt zu werden.

Durch die Reiseblätter geht ein Schrei nach Sättigung und Frieden. Aber eine Empfindsamkeit und Weichheit werden fühlbar, die einen bei dem Weltreisenden, der viele verborgene Weltwinkel unter Mühen aufgesucht hat, überraschen. Dieser Mann sah so viel und so oft auf die ganze Fülle der Welt und wurde doch mit sich selbst nicht fertig, sah immer noch auf sich und benagte sich gleichsam. Nun darf man nie vergessen, daß er körperlich und materiell sein ganzes Leben lang gelitten und bei seinem unsteten Wandel den Zufällen stark ausgesetzt war. In jedes Glück haben ihn Gebrechen verfolgt, in jedem Unglück haben sie ihm sein Dasein nur noch unerträglicher gemacht. Mit Geld hat er nie verstanden umzugehen, schon weil er niemals viel besaß. Unermüdlich muß er seine „mislichen Finanzumstände" erwägen. Es scheint auch das Erbgut des Vaters gewesen zu sein. Als er ihn 1784 in Halle nach langen Jahren wiedersah, hatte er mit ihm eine „Scene nach dem Essen bey Kopfweh und brennender Sonne in der Wiese; endigt sich damit, daß ich ihm 100 rh. leihe, die ich selbst nothwendig brauche". — Seit der zweiten Reise mit Cook ist Georg Forster von chronischen Magenerkrankungen und Rheumatismus nicht wieder befreit worden, und alle unzähligen Heilmittel sind nutzlos gewesen. Seelisch hat er unter einem Jugendlaster gelitten. Jedesmal fühlte er sich sehr unglücklich und suchte sich vergeblich zu retten, indem er nun etwa rasch Ciceros de officiis vornahm. Er wurde natürlich mißtrauisch gegen sich selbst, verachtete sich, wurde menschenscheu, bildete sich ein, scheel angesehen zu werden, und als er einmal eine Gesellschaft im Garten aufsuchen mußte, wählte er die dunklen Gänge, um in seinen Mienen nicht lesen zu lassen und selbst nicht in den Blicken der anderen zu lesen. Verzweifelt schrie er auf: „O Gott, Erbarmen und Hilfe." Es half aber nichts.

Diese Quälerei machte schon an sich das Wesen Forsters aus. Er war ein Nachfahre Jean Jacques Rousseaus', ein sehr starker Autokritiker, der aber nicht sachlich klarstellen wollte, sondern seine Sehnsucht nach der schönen Seele hatte und

doch zu tief fühlte, wie weit er vom Paradiesmenschen entfernt war. Er litt an Gefühlen, am Gewissen, am Widerstreit zwischen Intellekt und Trieb. Forster war nicht umsonst Naturforscher, um die Abhängigkeit der menschlichen Natur zu erkennen. Es stand für ihn fest, daß er selbst ein „gottloser" Mensch und alle anderen viel besser waren. Ehrte man ihn, so hielt er sich aller Liebe und Freundschaft für unwürdig und meinte, es sei unrecht von ihm, ein fremdes Schicksal an sein eigenes zu ketten. Betrogen sie ihn, achtete er gar nicht darauf, weil er eben wirklich gut war. Immer verglich er sich mit anderen, setzte sich herab, „zankte" mit sich selbst, und immer fand er sich „grob eigennützig", obwohl er es nie war. Das Unglück, das ihm oft begegnete, faßte er als Strafe auf, und so steigerte es noch sein Flagellantentum. Die bloße Furcht vor neuem Unglück hat ihn schon gepeinigt und zu heftigen Ausbrüchen getrieben. Einmal lachte er „aus Tollheit", sprang im Zimmer herum und „durchheulte Fragmente von Musiksätzen". Er ging so weit, sich den Tod zu wünschen, obwohl er natürlich einen Selbstmord nie ausgeführt hätte. Bisweilen empfand er auch die ganze Wollust der Geißler — „jahrzehntelang" könnte er irgendwo in einem fernen Erdteil sein Unglück, seinen „unausstehlichen Kummer beweinen". (Wie oft hat dieser Mann, ein echtes Kind seiner Zeit, geweint! Tränen sind stets verdächtig.) Aber dann besaß er auch Erkenntniskraft genug, um seine Schmerzenslust und seinen Schmerzensstolz zu gewahren, und nun war das Unglück doppelt groß.

Übergroße Reizbarkeit ist eine Grundeigenschaft dieses Menschen gewesen. Forster scheint nun stärker allen Reizen ausgesetzt gewesen zu sein, als daß er fähig war, sie zu genießen. Seine Passivität war größer als die Aktivität. Er hatte wirklich Sinn für Reize, für rasch vorübergehende, unbedeutende Erlebnisse, und konnte ihre ganze bittere Süße kosten. Forster ist ein starker Erotiker gewesen, obwohl er auch hier im letzten Augenblick oft zurückgewichen ist. Im Nu wirken junge Mädchen auf ihn, sie selbst scheinen ihm zugeflogen zu sein, nicht nur weil er eine gewisse sanfte, anziehende Männlichkeit besaß, sondern vom romantischen Glanz des Weltreisenden umleuchtet war. Man muß nun wieder darauf achten, wie willenlos er von Mädchen zu Mädchen getrieben wird, immer gleich im höchsten Entzücken schwebt, und so rasch die Neigungen wechseln — er nimmt alles schwer, alles und vor allem sich selbst tiefernst. Dabei ist er obendrein noch verlobt. Die Braut saß nur fern — in Göttingen. Therese Heyne, Tochter des großen Archäologen, die selbst damals mit einem Bibliothekar in Göttingen sehr vertraut stand, was Forster gar nicht kümmerte. Die Anmut dieses Mädchens, das selbst nicht recht gewußt hat, ob es Forster liebte, schimmert oft durch. Mitten im Schneesturm des Harzes summt Forster: „che sola o mi per donna". Beim Anblick ihrer roten Brieftasche vergießt er Tränen.

Er mußte wohl mit sich selbst ins klare kommen, bevor er die Gewalt der Umwelt, des Lebens der Völker und der ganzen Natur in ihren Urtrieben anzuerkennen oder überhaupt zu erkennen vermochte. Wenn er eine Landschaft sah, empfand er nur, was ihm fehlte — die Ruhe, den Frieden, die Harmonie. Er liebte ihre Sanftmut, ihre Heimlichkeit und Melancholie, ihre stillen, verborgenen Reize. Für diese Art war er so stark empfänglich wie für ähnliche Mädchen. Zwar hat er ein gewisses Gefühl für die Gewalt und Macht des Daseins und spricht bewundernd vom „geil-verschwenderischen Reichtum" Neuseelands. Lebhaft protestiert er gegen „Steifheit und Einförmigkeit". Eine gewisse Neigung für die Lockerung der Linien wird fühlbar, aber der Entfesselung aller Mächte bleibt er fern. „Romantisch" bedeutet für ihn vor allem noch etwas Unnützes, Überflüssiges. Die Natur scheint Forster „in allen Dingen Mittelmaß als das Ziel der Voll-

kommenheit vorgeschrieben zu haben". Der Utilitarismus des Jahrhunderts dringt durch, wenn Forster behauptet, er müsse erst die Idee der Fruchtbarkeit, des Reichtums und Nutzens voraussetzen, um eine Gegend für schön zu erkennen. Eine gewisse Parallele zu seinen innersten Bestrebungen läßt sich gewiß ziehen: er wollte selbst ein nützlicher Mensch werden und verfluchte die Macht der Urtriebe. Und so sah er in der Natur eine erfüllte Sehnsucht. Hier war er ein ganz sentimentaler Mensch. Was er nicht hatte, trug er in sie hinein.

Und wurde doch nicht glücklich.

Kurt Kersten.

Meine frühesten Erlebnisse. Von Carl Spitteler. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Carl Spittelers Kindheitsgeschichte verwirklicht eine bestimmte künstlerische Absicht, wie das bei einem Dichter von so ausgeprägtem künstlerischen Willen vorauszusetzen ist. Die Erlebnisse werden so dargestellt, wie sie das Kind empfunden und aus seiner beschränkten, aber desto kräftigeren Vorstellungskraft heraus sich gedanklich zurechtgelegt hat, nicht wie sie der rückschauende Mann mit seinem begrifflichen Denken einordnet und mit der süßen Wehmut der Erinnerung poetisiert. Daher hat dieses Kindheitsbuch im Gegensatz zu vielen anderen keinen Anflug von Sentimentalität oder Alterszeichen. Es ist originell, knapp gehalten und anschaulich. Allerdings muß die Rückversetzung in das kindliche Empfinden zeitweilig gezwungen wirken. Sie kann keine absolute sein, die erzählende Vergangenheitsform bedingt eine Gegenwirkung; man fühlt stellenweise eine gewisse Mühsamkeit in dem stets erneuten Sichversetzen in eine überwundene Anschauungsart, und die Darstellung wirkt dann mehr reflektiert als spontan. Sehr reizvoll in ihrer Lebenswahrheit sind die kindlichen Gedankenverbindungen dargestellt, z. B.: Das Kirchenfenster ist schön und beherrscht den Raum, und gleichzeitig ertönt eine ebenfalls die Situation beherrschende Musik, folglich: das Kirchenfenster tönt: das Kind wundert sich, daß man ihm sagt, die Klänge kämen von der Orgel. Demjenigen Leser, der gewöhnt ist, mit dem Namen Spitteler den hohen Gedankenflug der größten modernen Dichtungen, des „Prometheus und Epimetheus" und des „Olympischen Frühlings" zu verbinden, dem mag es nicht ganz leicht fallen, sich gerade mit diesem Dichter in die Welt der Kindlichkeit hinein zu versetzen. Und doch wird er den Meister erkennen an dem strengen Festhalten des künstlerischen Programms, an der absoluten Stileinheit, der arbeitsvoll errungenen Leichtflüssigkeit. Inhaltlich wird allen Spittelerfreunden dieses Kindheitsidyll eine besonders erwünschte Gabe sein. Das scharfe Gedächtnis des Dichters und seine unumschränkte Gestaltungskraft geben ein festhaftendes, eindrückliches Bild seiner ersten Lebensjahre. Auch der Zeitcharakter kommt in dem behaglichen Schweizer Kleinstadtmilieu zum Ausdruck. Und die politischen Zeitereignisse spielen von ferne herein, wenn im Jahr 1848 der dreijährige Knabe mit dem Staatswaibel auf dem Kutschbock in die Bundeshauptstadt Bern fährt und den Vater von der Tagsatzung holt, und wieder, wenn der Kleine stolz neben einem schweizerischen Oberst den exerzierenden Soldaten zuschaut. — Daß sich die einzelnen Figuren und Erlebnisse scharf und anschaulich herausheben, ist bei Spitteler selbstverständlich. ϱω.

Le Chevalier de Folard. Par Ch. de Coynart. Paris, Hachette. 1914.

In Mußestunden wird wieder mancher gerade jetzt gern ein Kriegerleben des 17. und 18. Jahrhunderts an sich vorüberziehen lassen. Der Herr von Folard war Avignoneser, also Untertan des Papstes; die Kriegsliebe steckte ihm im Blut, mehreremal lief er dem Vater davon, bis dieser ihm den Soldatenberuf endlich gestattete. Oftmals bekämpfte er den Prinzen Eugen, dieser schätzte ihn als kühnen und findigen Ingenieur, wünschte ihn an sich zu ziehen, wie viel später auch Friedrich der Große ihm ein Angebot machte. Auf diese Wünsche ging er nicht ein, stand jedoch im Dienst von Karl XII., hat in Malta mit dem dortigen Ritterorden die Türken bekämpft. In Versailles fehlte dem unscheinbaren Provinzedelmann die unbedingt notwendige Protektion. Keine der dortigen Damen nahm sich seiner an, immer wurden ihm andere vorgezogen. Allerdings, das muß man zugeben, war auch sein Charakter reizbar und kantig. In unfreiwilliger Muße verfaßte er seinen berühmten „Kommentar zum Polybius", ein militärgeschichtliches Werk, das lange Zeit maßgebend blieb. — Nach mancher Hinsicht unterscheidet sich dieses Lebensbild des Herrn von Folard von den vielen, meistens stark erotisch gefärbten französischen Memoiren. Die Liebe spielt eine recht geringe Rolle. Folard hielt wenig davon, be-

hauptete, der eingewurzelten Anschauung entgegen, daß ein richtiger Kriegsmann sich nie viel mit Frauen einlassen werde. Doch zeigt vieles im Buch die beste französische Tradition. Überaus anschaulich sind die Briefe seines Bruders, des Kanonikus von Nismes. Mit gutmütigem Humor zieht dieser seinen schriftstellernden Soldatenbruder auf, auch den andern, den Jesuiten, den er „le Bonze" benennt. Die kleinen Ereignisse seines Lebens waren eingehend und ansprechend geschildert, so seine treffliche Köchin und deren hervorragende, von ihm und seinen Hausfreunden wohl gewürdigte Gerichte. Wir hören von seiner Gesundheit, von der Wesensart und von den Streichen seiner zärtlich geliebten Hunde. Auch sonst wird manches bunt belebte Bildchen jener Zeit gebracht. So die erste Begegnung des Folard mit seinem neuen Vorgesetzten, dem französischen Kommandanten der Modena-Feste. Herr v. Bar war bereits 68, empfand jedoch seit einiger Zeit einen starken Bildungsdrang und ließ sich durch einen ganzen Schwarm von Lehrern unterweisen. Folard fand ihn in der Gesellschaft eines berühmten Rabbiners, Babaachii mit Namen. Herr v. Bar erhob sich mit vollendeter Höflichkeit, sagte dem sich Meldenden, er wäre entzückt, ihn als Kollegen zu begrüßen. Der kleine Kapitän erwiderte, als solcher könne er sich nimmermehr betrachten, wohl hoffe er jedoch, die Befehle des Herrn Kommandanten ausführen zu dürfen, ihn vielleicht, nach Maß seiner Fähigkeiten, gelegentlich zu entlasten. Herr v. Bar erklärte ihm nunmehr, daß er, wenn auch leider etwas spät, darauf verpicht sei, das Hebräische und noch manches andere zu erlernen. Der Rabbiner, dessen Zeit abgelaufen war, empfahl sich und der Tanzlehrer trat ein ... „Sie müssen gütigst entschuldigen, wenn ich meinen Unterricht nehme, den Nachmittag widme ich dann Ihnen." So wohnte der überraschte Folard den Sprüngen und kunstvollen Kapriolen des greisen Kommandanten bei, traute seinen Augen nicht, dachte lebhaft an den Bourgois gentilhomme, als nach einiger Zeit der Tanzlehrer vom Gesangmeister abgelöst wurde. „Jetzt begann mein Herr v. Bar zu singen, richtiger gesagt, zu krähen! Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Und als Abschluß erschien ein Dichter, der ihm die schönsten Stellen im Tasso zu erklären hatte. Aber noch immer hatte ich nicht seine Vielseitigkeit erschöpft; er war sowohl bigott als liebebedürftig. Viel Zeit durfte er allerdings nicht verlieren." *μβ.*

Evangelisches Christentum in der Gegenwart. Drei Vorträge von D. Paul Wernle. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1914.

Der Baseler Theologieprofessor Paul Wernle forscht in den drei Vorträgen den Beziehungen der gegenwärtigen Zeit zu der christlichen Vergangenheit und den christlichen Grundgedanken nach. Er hält dafür, daß die wesentlichen Forderungen des Christentums, die in der Bergpredigt enthalten sind, auf drei, allerdings unvollkommene Arten heute erfüllt werden können: im Sinne der katholischen Kirche, die diese Erfüllung in einzelnen erhabenen und abgesonderten Gestalten, Heiligen, Mönchen, personifiziert; als Christ im Sinne Luthers, der in seinem Innern die Heiligung Christi empfängt, ohne sich durch die Berührung mit den Forderungen der Außenwelt, von der er sich aus Bruderliebe nicht abschließt, verunreinigen zu lassen, und endlich in jener nach dem Beispiel Zwinglis und Calvins richtungsuchenden Art, die im sozialen und nationalen Kampf den Boden für jene Lehren bereitete. — In seinen Worten über die Bedeutung der Reformation weist der Verfasser nicht in erster Linie auf die befreiende Wirkung hin, sondern auf ihre positive, begründende, auf das Fundament, das sie geschaffen hat in der Beziehung jedes Einzelnen zu Gott. Der Verfasser gibt seiner Überzeugung Ausdruck, daß das Heil dieser und der nächsten Generation davon abhänge, wieviel Männer wir haben werden, die in dieser persönlichen Beziehung zu Gott stehen. Wernles „Evangelisches Christentum in der Gegenwart" wird in jenen Kreisen Verständnis finden, wo die traditionellen Voraussetzungen vorhanden sind für eine Abhandlung von religions- und kulturgeschichtlichen und religiösen Fragen vom evangelisch-kirchlichen Standpunkt aus. *ρω.*

Hundert Gedichte. Von Karl Henckell. Auswahl des Verfassers. Mit einer Selbstbiographie des Dichters. Leipzig, Hesse und Becker. 1914.

Aus der stürmischen Gruppe, die seinerzeit nicht ganz mit Unrecht den Spitznamen der „Gründeutschen" erhielt, hat Henckell fast allein sich zu harmonischer Klarheit durchgearbeitet. Ihm half von Anfang an eine in diesem Kreise seltene musikalische Begabung, zu der aber noch ein starker Sinn für große Bilder kommt: der fehlt dem nicht weniger musikalischen Falke. Von dem Revolutionär der Züricher Zeit ist in der neuen Auslese freilich kaum mehr übrig geblieben als — der Dichter selbst. Man muß sich aus dem reizenden „Kußtempelchen" oder dem idyllischen „Gesang der Gräser" ein ziemlich Stück am Ariadnefaden der Freude an „chorischer Lyrik" zurücktasten, um zu den „Umselrufen" und der „Trutznachtigall" zu gelangen! *ρυ.*

Hokousai. Par Henry Focillon. Paris, Felix Alcan. 1914.

Vor 20 Jahren hätte diese feine Studie lebendiger gewirkt. Vor 20 Jahren berauschte sich der nicht allzu große Kreis von Liebhabern japanischer Kunst am Kraftmenschen Hok'sai; als man erfuhr, daß diese Bewunderung von seinen Landsleuten nicht geteilt wurde, hielt man es für eine psychologisch interessante Verblendung. Jetzt wird die japanische Einschätzung Hok'sais wohl allerseits geteilt und daß Herr Focillon auf diese grundlegende Umwertung nicht eingeht, vermindert den Wert der sorgfältigen und fesselnden Schrift. Unerklärlich auch, daß er die japanische Kunst ohne weiteres der chinesischen an die Seite zu stellen scheint. Wie turmhoch China in künstlerischer Beziehung alle Nachbarn überragt, wird inzwischen doch überall eingesehen. Nichtsdestoweniger behauptet Hok'sai einen Platz in der Kunstgeschichte der Welt. Es war sein Unglück, daß er in einer Zeit des Verfalls, des Eklektizismus lebte, daß ihm die in der ostasiatischen Kultur so hoch gehaltene Gnade der Vornehmheit nicht zuteil geworden ist. Einer der gewaltigsten Könner, einer der verblüffendsten Erfasser der Erscheinungswelt bleibt er trotz alledem. Gern verfolgt man in diesem Buch das lange, entbehrungsreiche Künstlerdasein. Als Greis beschrieb er im Vorwort der berühmten „Hundert Ansichten des Fudshiyama" seinen Entwickelungsgang. „Seit dem Alter von sechs Jahren liebte ich es leidenschaftlich, die mich umgebenden Gegenstände mit dem Pinsel wiederzugeben. Mit fünfzig Jahren hatte ich bereits unendlich viele Zeichnungen veröffentlicht. Aber alles, was ich vor dem 70. Lebensjahr erschuf, braucht nicht weiter beachtet zu werden. Jetzt bin ich 73 und beginne einigermaßen den wahren Sinn der Tiere und Pflanzen, der Vögel, Fische und Insekten zu begreifen! Mit 90 Jahren hoffe ich in das Geheimnis der Natur einzudringen, und falls ich über 100 Jahre alt werde, wird ein jeder Strich leben!" Inbrünstig ersehnte sich der Künstler diese letzte Spanne Zeit, doch wurde der hart vom Leben mitgenommene greise Körper mürbe, und kurz ehe er 1849, wahrscheinlich 89 Jahre alt, starb, dichtete er folgende ergreifende Strophe: „Freiheit, herrliche Freiheit! Wann darf ich auf den Sommerwiesen mich als eine von dieser irdischen Hülle losgelöste Seele ergehen?" *μβ.*

Hohenzollernbriefe aus den Freiheitskriegen. Herausgegeben von Hermann Granier. Leipzig, Salomon Hirzel. 1913.

Diese wertvolle Gabe zum Jahr 1913 enthält die Briefe, welche die Kinder Friedrich Wilhelms III., der Kronprinz, der Prinz Wilhelm und die Prinzessin Charlotte, 1813 bis 1815 miteinander gewechselt haben. Das Hauptinteresse der Briefe rührt von dem Einblick her, den sie uns in den Charakter der drei Königskinder und in ihr gegenseitiges Verhältnis tun lassen, und man darf sagen, daß die Eindrücke wohltuendster Art sind. Die Geschwister lieben sich auf das zärtlichste, suchen so oft als möglich einander Nachricht zu geben und auch in der Trennung alles möglichst gemeinsam zu erleben. Der Kronprinz offenbart ein weiches, liebevolles Gemüt; der Prinz Wilhelm ist tüchtig, aber nüchterner, realer angelegt; die Prinzessin nimmt durch ihren mit 15—17 Jahren schon recht entwickelten Verstand, ihr herzliches Wesen, ihre deutsche Gesinnung den Leser ein. „Ich möchte," schreibt sie am 10. Juni 1815 an den Kronprinzen, „so mit dir ziehen in die Fremde, und alles mit dir sehen und mit dir erleben; ich möchte auch weg, weg von hier und reisen in mein Deutschland umher, und den Rhein mit seinen alten Städten und Burgen besuchen und mich hineinträumen in eine vergangene Zeit, mir eine freudige Gegenwart schaffend." Öfters mahnt sie, die Brüder sollen mit den Großfürsten Nikolaus und Michael doch ja viel deutsch reden (so am 28. Juli 1815). Es war deshalb gewiß nicht vergeblich, daß der Kronprinz im Hinblick auf ihre Verlobung mit Nikolaus am 18. September 1815 schrieb: „Gott segne dein Herz, daß es stets ein deutsches bleibe; denn wo ist eine Treue gegen Gott und Menschen, die dieser Name nicht in sich faßt." *εγ.*

Les Maîtres de l'Heure. Par Victor Girand. Paris, Hachette. 1914.

Nach einem ersten Band seiner gesammelten Essays über Loti, Brunetière, Faguet, Vogué und Bourget beschäftigt sich der Kritiker, einer der besten Frankreichs, in diesem zweiten Band mit Lemaître, Rod, Anatole France, um mit einem Überblick auf die literarische Generation vor 1870 zu schließen. Der Untertitel dieser biographischen Studien, „Versuch einer zeitgenössischen Sittengeschichte", gibt ihnen den vom Verfasser beabsichtigten Wert. Sie sind alle lesenswert und von hohem Ernst getragen. Am besten dünkt uns der Essay über Anatole France, der mit dem Zitat schließt: „Anatole France? der verführerischste und gefährlichste Prediger der Anarchie seit Renan." Mißbrauchte Talente wie das seinige sind für den moralischen Niedergang einer Zeit haftbar. Dessen sollten sich diejenigen erinnern, die ihn so maßlos überschätzen. *βλ.*

Richard Wagners gesammelte Briefe. Herausgegeben von Julius Kapp und Emerich Kastner. Erster Band. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. 1914.

Dieser Versuch zu einer Gesamtausgabe von Richard Wagners Briefen in chronologischer Reihenfolge soll, wie der Herausgeber in der Einführung sagt, eine „große, die ganze Skala des Leidens und des Glückes durchlaufende buntschillernde Autobiographie" darbieten, ein Programm, das bei Wagners Gabe, in Briefen seine augenblickliche Stimmung und Lage in überzeugender, oft hinreißender Weise mitzuteilen, wohl erfüllbar ist. Die Gesamtausgabe, deren erster Band (Briefe von 1830—1843) vorliegt, hat vor den Sonderausgaben den Vorzug, Wagners Persönlichkeit nach ihren verschiedenen Seiten und nicht nur in der Einstellung auf einen bestimmten Briefempfänger zu beleuchten. Die Briefe sind in ihrer jeweiligen Spontaneität oder Absichtlichkeit eine wertvolle Ergänzung zur Selbstbiographie. Der vorliegende erste Band enthält die Korrespondenz aus Wagners erstem Schaffensjahrzehnt. Das alles andere übertönende Thema ist der Kampf um die künstlerische und namentlich um die materielle Existenz. Die Jahre bis zur Anstellung als Kapellmeister in Dresden sind von diesem Kampf ausgefüllt. Was Wagner von anderen Künstlern in ähnlicher Lage unterscheidet, ist trotz emphatischen und verzweifelten Ausbrüchen die kaltblütige Hartnäckigkeit, mit der er diesen Kampf führt. Von seinem künstlerischen Ideal gibt er nichts preis; er verfolgt es mit unerschütterlicher Zielbewußtheit, weiß ihm aber auch seine Freunde dienstbar zu machen mit allen Mitteln der Überredung und einer Skala von Gefühlstönen, die dann und wann mehr zweckentsprechend und angesteigert als ursprünglich empfunden erscheinen. Die schriftstellerisch hervorragenden Briefe geben ein treues und erschütterndes Bild von Richard Wagners komplizierter menschlicher Persönlichkeit und den schweren Kampfesjahren seiner Jugend. Sie zeigen seine große künstlerische Erregbarkeit, das schnell aufwallende warme Gefühl und die bestrickende Liebenswürdigkeit in ebenso unmittelbarem Ausdruck wie seine wohlbedachte zähe Haltung im geschäftlichen und brieflichen Verkehr sowohl Feinden als Freunden gegenüber. Bezeichnend für den nie um die Form Verlegenen sind jene Stellen, wo er die bitteren Gefühle in Ironie kleidet, diese eine Zeitlang mit einem gewissen künstlerischen Vergnügen ausgestaltet und sie dann plötzlich als eine Spielerei zur Seite wirft. Die Briefe sind in ihrer Mehrzahl gerichtet an den Jugendfreund Theodor Apel, an die Mutter, die Geschwister und Frau Minna Wagner, an den Verleger Maurice Schlesinger, die Intendanten der Dresdener und Berliner Hoftheater und andere Persönlichkeiten, mit denen Wagner in brieflichem Verkehr stand. Einige Briefe an Robert Schumann, um dessen nähere Bekanntschaft er sich in jener Zeit anhaltend und vergeblich bemühte, und an Eugène Scribe erscheinen hier im Erstdruck. *ρω.*

Englische Verfassungsgeschichte bis zum Regierungsantritt der Königin Viktoria. Von Julius Hatschek, Professor an der Universität Göttingen. München, R. Oldenbourg. 1913.

Dieses Werk, ein Bestandteil des von G. v. Below und F. Meinecke herausgegebenen „Handbuches der mittelalterlichen und neueren Geschichte", enthält die Geschichte der englischen Verfassung von den anglonormannischen Zeiten an bis 1837. Es behandelt in vier Abschnitten den Feudalstaat, den Ständestaat (wobei von den vier Ständen Ritterschaft und Städte so verwachsen, daß sie den Einfluß des hohen Adels und des Klerus sehr herabdrücken), den Kampf der absoluten und konstitutionellen Monarchie um die Vorherrschaft 1485—1714, endlich das parlamentarische Königtum. Während bis 1714 wesentlich für das Parlament gekämpft worden war, tritt nun das Streben nach Sicherung der individuellen Freiheit hervor. Statt aber diese Freiheitsrechte direkt auszugestalten, haben die Engländer die Oberherrschaft des Parlaments über König und Staatsbürger errichtet und dadurch dem Gesetzesrecht einen solchen Vorrang vor Eingriffen der Verwaltung verliehen, daß der Wunsch nach Freiheitsrechten und ihrer verfassungsmäßigen Verlängerung ganz in den Hintergrund trat. Das Werk von Hatschek zeichnet sich durch tiefe Kenntnis des Stoffes aus; es wäre aber im Interesse der Leser zu wünschen gewesen, daß der Verfasser am gegebenen Ort mehr zusammenfassende Übersichten eingelegt hätte; so kommt man vor Einzelheiten nur schwer zu einem klaren Überblick. *γε.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bauer. — Führer und Helden. Federzeichnungen von Karl Bauer. Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

Baumann. — Szenen aus „Bismarcks Gedanken und Erinnerungen" dramatisiert. Mit einem Vorwort von Julius Baumann. 58 S. Göttingen, Robert Peppmüller. 1915.

Baumann. — Trostbüchlein aus moderner Wissenschaft in allgemein-verständlicher Darstellung. Von J. Baumann, Professor der Philosophie in Göttingen. 30 S. Göttingen, Robert Peppmüller. 1915.

Becher. — Weltgebäude, Weltgesetze, Weltentwicklung. Ein Bild der unbelebten Natur von Dr. Erich Becher, ord. Professor an der Universität Münster. 315 S. Berlin, Georg Reimer. 1915.

Borchling. — Das belgische Problem. Von Conrad Borchling. Mit einer Karte im Text. (Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren. Heft 4.) 28 S. Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1914.

Bredow. — Lodernde Flammen. Kriegsgedichte von Heinrich Bredow. 12 S. Hamburg, C. Erich Behrens Verlag. 1914.

Busse. — Flugbeute. Neue Erzählungen von Carl Busse. 373 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1914.

Carnot. — Gedichte. Von P. Maurus Carnot. 335 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1914.

Chamberlain. — Kriegsaufsätze. Von Houston Stewart Chamberlain. 95 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1914.

Eggimann. — Satiren und Einfälle. Von Hans Eggimann. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Engel. — 1914. Ein Tagebuch. Von Eduard Engel. Mit Urkunden, Bildnissen, Karten. Heft 1—4. Braunschweig, George Westermann. 1914.

Fischer. — Menschen und Tiere in Deutsch-Südwest. Von Adolf Fischer. 294 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1914.

Flemming. — Flemmings Kriegskarte Nr. 14. England und die französisch-belgischen Kanalküsten. Maßstab 1:1500000. Berlin und Glogau, Carl Flemming A.-G. O. J.

Florenz. — Deutschland und Japan. Von Karl Florenz. (Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren. Heft 6.) 21 S. Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1914.

Geiszler. — Felix Workmann. Roman von Benedikt Geiszler. 408 S. Wien, Karl Fromme G. m. b. H. 1914.

Hellwig. — Gesundbeten und andere mystische Heilverfahren. Von Gerichtsassessor Dr. Albert Hellwig. 49 S. Leipzig, Wilhelm Heims. 1914.

Heyse. — Letzte Novellen. Von Paul Heyse. 193 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1914.

Hoffmann. — Der eiserne Rittmeister. Roman von Hans Hoffmann. Vierte Auflage. Zwei Bände. 578 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

Hohenlohe. — Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen. Aus meinem Leben. Aufzeichnungen aus den Jahren 1848—1871. Jubiläumsausgabe in einem Bande. Mit 3 Bildnissen, 3 Steindruckkarten und 5 Textskizzen. 424 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1915.

Kappstein. — Der Krieg in der Bibel. Ein Friedensbuch in eiserner Zeit. Von Theodor Kappstein. 97 S. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1915.

Keutgen. — Britische Reichsprobleme und der Krieg. Von Friedrich Keutgen. (Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren. Heft 5.) 26 S. Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1914.

Kienzl. — Auf bebender Erde. Zeitgedichte von Hermann Kienzl. 120 S. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1914.

Kriegsweihnacht. — Kriegsweihnacht 1914. Ein Weihnachtsbuch für unser Heer und Volk. 64 S. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1914.

Liederbuch. — Deutsches Liederbuch. 295 Vaterlands-, Kriegs-, Volks- und Wanderlieder. Sechste Auflage. 112 S. Berlin-Steglitz, K. G. Th. Scheffer. 1914.

Much. — Buddha. Der Schritt aus der Heimat in die Heimatlosigkeit. Von Hans Much. 103 S. Zürich, Albert Müller. 1914.

Nansen. — Sibirien ein Zukunftsland. Von Fridtjof Nansen. 338 S. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1914.

Neander. — Der Mensch und seine Entwicklung. Dargestellt in archäologischen Romanen und Novellen von W. G. Neander. Erste Reihe. 2. Buch: Pfahlbauzeit. Mit 195 Abbildungen. 255 S. 3. Buch: Mu-Atlantis und Mât Sumerim. Mit 12 Abbildungen. 207 S. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1915.

Philippi. — Alt-Berlin. Erinnerungen aus der Jugendzeit. Neue Folge. Von Felix Philippi. Mit 15 Bildertafeln. 127 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1915.

Presber. — Geweihte Stätten. Von Rudolf Presber. Mit einem farbigen Kunstblatt und etwa 200 Bildern. Unter Mitwirkung namhafter Kunstphotographen herausgegeben von Franz Goerke, Direktor der Urania in Berlin. 112 S. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Prince. — Gegen Araber und Wahehe. Erinnerungen aus meiner ostafrikanischen Leutnantszeit 1890—1895. Von Tom v. Prince. Zweite Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen auf 16 Tafeln und 8 Skizzen im Text. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1914.

Quenzel. — Des Vaterlandes Hochgesang. Eine Auslese deutscher und österreichischer Kriegs- und Siegeslieder. Herausgegeben von Karl Quenzel. 238 S. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. 1914.

Salten. — Prinz Eugen der edle Ritter. Von Felix Salten. Mit Bildern von Max Liebert. 152 S. Berlin, Ullstein und Co. 1915.

Schöttler. — Zwischen zwei Kriegen. 1870—1914. Roman von Horst Schöttler. 341 S. Leipzig, L. Staackmann. 1915.

Seidel. — Gedichte. Von Ina Seidel. Berlin, Egon Fleischel und Co. O. J.

Stegemann. — Der gefesselte Strom. Roman von Hermann Stegemann. Berlin, Egon Fleischel und Co. O. J.

Storm. — Geschichten aus der Tonne. Von Theodor Storm. Taschenausgabe. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

Viebig. — Heimat. Novellen von Clara Viebig. Berlin, Egon Fleischel und Co. O. J.

Weibel. — Von Lieb' und Leid. Skizzen von Rosa Weibel. Mit einer Umschlagzeichnung von Ernst Georg Rüegg. 156 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Widmann. — Ein Doppelleben und andere Erzählungen. Von Josef Viktor Widmann. 175 S. Bern, A. Francke. 1915.

Wothe. — Deutsche Frauen. Ein Kriegsroman aus der Gegenwart. Von Anny Wothe. 351 S. Hamburg, Gebrüder Enoch. 1914.

Zahn. — Uraltes Lied! Erzählungen von Ernst Zahn. Erstes bis zehntes Tausend. 458 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Zobeltitz. — Heinz Stierlings Abenteuer im Frieden und im Kriege. Eine Erzählung für die reifere Jugend von Fedor von Zobeltitz. Mit Bildern von Fritz Schoen. 236 S. Berlin, Ullstein und Co. 1915.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Zur Entstehungsgeschichte des Bündnisses zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn.

Von

Franz Zweybrück.

Einundeinhalb Menschenalter sind nun das Deutsche Reich und die österreichisch-ungarische Monarchie miteinander durch ein urkundliches Vertragsverhältnis verknüpft. Dem Geschlechte von heute erscheint dieser Bund bereits als eine altgewohnte Tatsache, als ein sicherer Besitzteil, als die Grundlage für alle politische Erwägung. Das Bündnis ist dem Volke ins Bewußtsein hineingewachsen; in dem dämmerhaften Empfinden der Massen vermag sich kein dürrer Vertragstext zu behaupten, da wird die vertraute Nachbarschaft des Freundes empfunden, die Vorstellung von vereinigter Wehrkraft ist ins Blut übergegangen. Und da mag es vielleicht von einigem Nutzen und auch von froher Erbauung sein, auf die Zeiten einen Blick zurückzutun, da von den leitenden Staatsmännern und den Herrschern, bei denen die Entscheidung zu gewärtigen war, das Bündnis erwogen ward. Wie alle mächtigen Institutionen ist auch dies Werk, gleichsam organisch gewachsen, in scharfer Luft, bedroht, behindert durch viele, viele Fährlichkeiten. Manch zähe Tradition, manch schmerzliches Gedenken mußte erst zum Schweigen gebracht werden. Es galt, den Zusammenschluß der beiden Großmächte ihrer Weltstellung, ihren Lebensbedingungen anzupassen. Umfassende Denkschriften entstanden, in krisenhaften Stimmungen ward beraten, depeschiert und dann endlich, nach Monaten und letzten bangen Wochen ist der Abschluß erfolgt. Zu einem festen Bau war die sichere Grundmauer aufgeführt, er hat sich behauptet und Weltstürmen getrotzt. Stolz ragt er heute in siegreiche Höhe.

Der deutsch-französische Krieg von 1870 hat ebenso wie für die gesamte europäische Politik, auch für Österreich-Ungarn eine wichtige Wendung gebracht. Die ersten Erfolge der deutschen Waffen machten der vielberufenen, geschäftigen Bündnispolitik des Grafen Beust bekanntlich ein Ende. Von Versailles aus richtete im Herbst Bismarck jenes von loyaler, aufrichtiger Gesinnung zeugende Schreiben an das Wiener Auswärtige Amt, und die Antwort bekundete den guten Eindruck, den die Annäherung gemacht. Die Erwiderung

offenbarte die gleiche Bereitwilligkeit zur Pflege gutnachbarlicher Beziehungen. Im Frühherbst 1871 begrüßte Kaiser Franz Josef den von der Gasteiner Kur heimkehrenden Kaiser Wilhelm in Salzburg. An der Zusammenkunft nahm auch der Reichskanzler teil. Die Berichte über die Salzburger Tage feierten unter deutlichem Hinweis auf das am Ruder befindliche slawenfreundliche Ministerium Hohenwart die überaus herzlichen Formen, welche die Begegnung der Herrscher angenommen hatten. Dann fiel Hohenwart, und fast gleichzeitig mit ihm mußte Beust dem bisherigen ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Julius Andrassy Platz machen.

Andrassy ist als nationaler Patriot und Politiker emporgekommen. Einst war das Todesurteil über ihn, den Diplomaten der Revolutionsregierung, ausgesprochen worden. Erst nach langen Jahren des Exils hatte die kaiserliche Gnade ihm die Rückkehr gestattet. An der Seite Deaks, des großen Denkers der ungarischen Nation, lernte er dann mit den politischen Wirklichkeiten zu rechnen und an einer Ermöglichung der Verständigung arbeiten. Wie alle seine politischen Freunde, betrachtete er 1866 die gefallenen Entscheidungen als die herbeigesehnte Loslösung der habsburgischen Länder von der deutschen Vormachtsfrage. Nun gelangte der Besitz der ungarischen Krone zu der gewünschten Bedeutung.

Als nun 1870 Beusts Plan eine Wiedergewinnung der österreichischen Machtstellung in Deutschland anstrebte, war ihm Andrassy erfolgreich entgegengetreten und bei seinem kaiserlichen Herrn mit seinem Neutralitätsantrag durchgedrungen. Als Nachfolger Beusts war daher der ungarische Staatsmann von Bismarck mit sichtlicher Sympathie begrüßt worden. Man gewärtigte von ihm die Pflege freundschaftlicher Beziehungen. Zwar versäumte Bismarck es nicht, dabei auf die feste Freundschaft des neuen Deutschen Reiches mit Rußland hinzuweisen, er erklärte aber gleichzeitig, daß Preußens Dankbarkeit nicht so weit gehen werde, einen Angriff Rußlands auf Österreich-Ungarn zu dulden.

Der neue Minister jedoch folgte zuerst den großen politischen Eindrücken, die er während seiner Exiljahre im Westen erhalten hatte. Die diplomatische Konstellation während des Krimkrieges und die Pariser Friedensunterhandlungen hatten ihm die überlegene Macht Englands und seiner führenden Staatsmänner gezeigt. Das Emporkommen der deutschen Macht, das Wiedererstarken Rußlands und der Frankreich beherrschende Revanchegedanke mußten in dem nun gereiften ungarischen Politiker die Tendenz, die Donaumonarchie mit England fester zu verknüpfen, wesentlich verstärken. Heute noch sind die Gesichtspunkte, wie er sie für eine Konferenz mit dem britischen Botschafter in Wien, Lytton-Bulwer, aufgezeichnet, bemerkenswert. England, so führt er aus, vermeide intime Beziehungen zu Frankreich, um Deutschland nicht zu beunruhigen; es vermeide eine Verbindung mit Deutschland, um Frankreich nicht zu kränken. Für einen Bund mit

Rußland müßte England schwere Opfer an seinen politischen Grundsätzen bringen, für die es keine denkbare Entschädigungen erhalten könne. Keine der erwähnten Schwierigkeiten würde sich aber bei einer Verständigung Englands mit Österreich-Ungarn ergeben. Einem solchen Einvernehmen vermöchten Deutsche und Italiener sich anzuschließen, und die zwei Mächte, von denen eine Gefährdung zu fürchten wäre, Frankreich und Rußland, würden durch eine solche Gruppierung in Schach gehalten. Andrassy betonte als Letztes und Wichtigstes, eine Allianz zwischen Preußen und Rußland müsse verhindert werden, sie bedeute eine Gefahr für Europa. Wenn Deutschland, das jetzt die Sympathien Englands und Österreich-Ungarns anstrebe, davon überzeugt würde, daß es sich im Kriegsfalle auf diese beiden Friedensmächte stützen könne, dann brauche es nicht seine Zuflucht zu Rußland zu nehmen. Erst wenn man in Berlin erkannt habe, daß Österreich-Ungarn und England nicht vereint vorgehen und nicht den Wert der Unabhängigkeit Deutschlands von Rußland ermessen, erst dann werde es, vor die Möglichkeit eines neuen Angriffes seitens Frankreichs gestellt, keine andere Wahl haben als diese Allianz. Lord Granville, dem der Botschafter die Auseinandersetzungen Andrassys übermittelte, gebrauchte in seiner Antwort überaus verbindliche Worte, die ebenfalls den Wert einer Übereinstimmung zwischen England und Österreich-Ungarn hoch anschlugen, doch unterließ er, auf das Anerbieten weiter einzugehen. In seiner vertrauten Umgebung hat Andrassy die Vermutung geäußert, seine Aktion sei damals durch seinen Vorgänger im auswärtigen Amte, der jetzt den Botschafterposten in London inne habe, durch Beust, dessen Eifersucht er überall gewahre, gestört worden.

Andrassy ging nun, nachdem er bezüglich Englands eine Enttäuschung erfahren, darauf aus, die freundschaftlichen Anerbietungen, die von Berlin aus gemacht wurden, zu pflegen und weiter zu festigen. Er wußte, daß eine unabweisliche Voraussetzung dabei in Betracht komme, ein gutes Einvernehmen Österreich-Ungarns mit Rußland. Schon in den Tagen von Versailles hatte Bismarck sich über die Vorteile geäußert, die eine Art Erneuerung der alten „heiligen Allianz" zu bieten vermöchte. Jetzt hatte er seinen ganzen Einfluß in St. Petersburg aufgeboten, um dort eine höfische Vormeinung gegen den einstigen ungarischen Revolutionär Andrassy zu entkräften und dem nunmehrigen Minister eine freundliche Aufnahme seines Rundschreibens zu erwirken. Zar Alexander und sein Staatskanzler, Fürst Gortschakow, erwiesen sich der Dreikaiseridee zugetan. Die Zusammenkunft der Herrscher, die im Sommer 1872 in Berlin stattfand, verkündete der Welt und namentlich nach Paris hin eine vollzogene Tatsache. Durch die „Erinnerungen" Robert von Keudells vermögen wir festzustellen, daß damals, Herbst 1872, Bismarck mit Genugtuung die Annäherung der Donaumonarchie an das Deutsche Reich sich verinnerlichen sah. Keudell kam damals in den ersten Tagen des Oktober nach Varzin. Er war eben zum Gesandten in Konstantinopel ernannt und

sollte vom Kanzler mündliche Instruktionen empfangen. Auf einer langen Waldfahrt, die der Hausherr von Varzin mit seinem Gaste unternahm, gedachte er gemeinsam durchlebter Zeiten. Er zog dabei eine Art von Bilanz seines Wirkens. Er meint von den schnellen Friedensschlüssen in Nikolsburg und im Innern, daß sie vielleicht seine verdienstlichsten Leistungen gewesen seien. Zum Schlusse wies er „auf die hoffnungsreiche Freundschaft Österreich-Ungarns" hin.

Doch schon 1874 konnte Andrassy, als er seinen kaiserlichen Herrn nach Petersburg begleitete, feststellen, daß am Hofe sich Antipathien gegen Berlin geltend machten, während namentlich die Militärkreise, wie dies eine schon im Vorjahre zu Wien getroffene Vereinbarung bewies, eine intimere Fühlungnahme mit Österreich-Ungarn ins Auge faßten. Doch der richtige Blick Andrassys erkannte, unbeirrt durch ein eifriges Aufgebot von Höflichkeiten die triebartigen Phänomene, die für eine Beurteilung der Entschlüsse, die am russischen Hofe erfolgten, maßgebend waren: Gortschakow erwies sich erfüllt von bösartiger Eifersucht gegen die so hoch emporgestiegene Hohenzollernmacht und die Schiedsrichterstellung Bismarcks. Ein nicht minder bösartiges Mißtrauen folgte jedem Schritte, den Österreich-Ungarn an seiner südöstlichen Grenze unternahm, und am Hofe, ebenso wie im ganzen Lande, erstarkte eine panslawistische Agitation, der weder der Zar noch seine Regierung Einhalt gebieten konnte. Gegenüber den aufgetauchten anarchistischen Bestrebungen tat der Dreikaiserbund seine guten Dienste. Man bezeigte sich darum als liebenswürdige Freunde, sah aber die Gelegenheit herannahen, dem deutschen Reichskanzler die Überlegenheit der russischen Diplomatie zu erweisen und andererseits am Balkan das alte Postulat der slawischen Vormachtstellung zu verwirklichen.

Andrassys Erkenntnis wurde in kurzer Zeit sachlich vollauf bestätigt. Durch deutschfeindliche Agenten und Journalisten, wie sie damals zwischen den europäischen Hauptstädten hin und her flanierten, war wieder einmal ein Kriegslärm in Szene gesetzt worden, der von einer ruchlosen Intrige Bismarcks meldete; der Kanzler hatte kühl und kurz ablehnen lassen, allein von Petersburg her wurde mit lauter Umständlichkeit schweres diplomatisches Geschütz angefahren. Gortschakow erschien in Berlin und nach ihm Kaiser Alexander. „Der Friede ist jetzt gewahrt," wurde von dem russischen Minister feierlich verkündet. Der Zar äußerte zum österreichisch-ungarischen Botschafter, Grafen Karolyi, in Berlin, er könne nun ruhig die deutsche Hauptstadt verlassen, und nach der Heimkehr brachte das Petersburger Telegraphenbureau eine Erklärung Gortschakows gegenüber dem französischen Botschafter, „Rußland werde Deutschland zu hindern wissen, daß es Frankreich angreift." Nach der russischen Darstellung hat das Deutsche Reich eine diplomatische Niederlage und Zurückweisung erfahren, und der Kanzler, der schon vorher gelegentlich eines karlistischen Handels von Rußland im Stich gelassen worden, ge-

wahrte jetzt offenbar den schwanken Grund, auf dem das Verhältnis zu Rußland beruhte; er sah nun eine zweite Rückendeckung notwendig und ließ das Einvernehmen mit dem Wiener Kabinett noch vertraulichere Formen annehmen; keineswegs ließ er den Schein einer Erkältung der deutsch-russischen Beziehungen aufkommen. Dies hätte nur Kaiser Wilhelm, der seinem Neffen Alexander zärtlich ergeben war, stutzig gemacht und die deutsche Öffentlichkeit beunruhigt; aber mit schärfstem Mißtrauen überwachte er nun die russischen Dinge.

Er sollte bald erkennen, wie schwierig das Problem sich gestalte, das er sich gesetzt hatte: Rußland an Deutschlands Seite festzuhalten, aber auch gleichzeitig der habsburgischen Macht sicher zu bleiben. Denn um die Mitte der siebziger Jahre begannen die Balkanwirren mit dem bosnischen Aufstand, der Aktion Serbiens mit dem russischen Memorandum im Mai 1876.

Aus der langen Reihe diplomatischer und kriegerischer Aktionen, die dann der Berliner Kongreß von 1878 abschloß, seien für unser Thema nur einige wenige Tatsachen hervorgehoben. Am 8. Juni 1876 traf Kaiser Franz Josef mit dem Zaren Alexander in Reichstadt zusammen; an der Konferenz nahmen Andrassy, Gortschakow und der russische Botschafter in Wien teil. Rußland bedurfte einer Auseinandersetzung mit Österreich-Ungarn, wenn es sich veranlaßt sah, in die Balkanverwicklung einzugreifen. Für die Möglichkeit einer türkischen Katastrophe wurde nun das bekannte Abkommen getroffen, das der Donaumonarchie Bosnien und die Herzegowina vorbehielt. Das Reichstädter Ergebnis wurde vom russischen Kanzler sofort nach Paris gemeldet. Bezeichnend für die Intimität, die schon damals zwischen Rußland und Frankreich bestand, ebenso wie für die giftig-schlaue Art Gortschakows, seine ausländischen Freunde zu instruieren, ist eine Äußerung des damaligen französischen Ministers des Äußern, Duc Decazes, über die erfolgte Abmachung. Sie lautet: „Bismarck rät Österreich, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen, und sollte es selbst dauernd dort bleiben."

Doch jene türkische Katastrophe, für deren Fall Österreich-Ungarn in Verhandlungen getreten war, verzögerte sich wegen der türkischen Erfolge in Serbien. Und abermals schlug Rußland vor, es würde in Bulgarien einmarschieren, Österreich-Ungarn möge Bosnien besetzen. Allein diesmal vertrat Andrassy eine ablehnende Haltung mit dem Hinweis auf die durchgreifenden Reformen, die die Mächte von der Pforte verlangten. Der russische Hof befand sich damals in Livadia, die Kriegspartei wollte die spröde Antwort Andrassys als eine Herausforderung betrachtet wissen und arbeitete auf eine Auseinandersetzung mit den Waffen hin. In dem Falle war die Haltung Deutschlands entscheidend. Bismarck beantwortete die russische Anfrage mit der Erklärung, daß Deutschland es nicht ertragen könne, daß einer von den beiden ihm befreundeten Staaten so schwer verwundet und geschädigt würde, daß seine Stellung als unabhängige und in

Europa mitredende Großmacht gefährdet würde. Tatsächlich sah aber der Reichskanzler sich vor eine folgenschwere Entscheidung gestellt. Der österreichisch-ungarische Botschafter, Graf Karolyi, meldete aus Berlin, Bismarck habe ihm geklagt, daß Gortschakow kein Mittel scheue, um Zwietracht zu erregen. Da hat denn Bismarck eine Belastungsprobe gewagt: er ließ bei Gortschakow anfragen, ob er gewillt wäre, gegen die Bürgschaft einer Unterstützung im Orient einen Garantievertrag für Elsaß-Lothringen einzugehen. Er erhielt eine rundweg verneinende Antwort. Er für sich mochte sich jetzt im klaren wissen. Doch es galt, auf die Sympathien seines Kaisers und auf das hergebrachte Freundschaftsverhältnis der beiden Höfe Rücksicht zu nehmen. Bismarck hielt es auch für geboten, in den Balkanwirren die überlegene Stellung des unbeteiligten Beobachters zu bewahren. Der deutsche Botschafter, Graf Stollberg, erhielt den Auftrag, am Wiener Ballhausplatze zu erklären, daß der Kanzler es nicht für ersprießlich halte, Rußland gegenüber bezüglich des möglichen Zerwürfnisses mit Österreich-Ungarn eine bestimmtere Sprache zu gebrauchen. Es könnte ja sein, daß sie Eindruck machen würde, aber damit wäre die Angelegenheit noch nicht erledigt. Stellte sich Deutschland ins Vordertreffen, so müßte es die freundschaftliche Fühlung mit Rußland einbüßen, deren Erhaltung für alle Teile notwendig sei. In Livadia aber hatte man nun die Aussicht auf den Beistand Deutschlands aufgegeben; man gab es auf, gegen Österreich-Ungarn ins Feld zu ziehen, man betrat wiederum den Weg der Verhandlungen. In zwei Konventionen ward mit Österreich-Ungarn ein Abkommen getroffen, das auf den ausdrücklichen Wunsch Gortschakows eine Schlußklausel, betreffend eine Kollektivberatung der Großmächte, erhielt.

Der Ausgang des russisch-türkischen Krieges und die weitgehenden Bedingungen des Friedens von San Stefano haben dann den entschlossenen Widerstand Englands und Österreich-Ungarns hervorgerufen. Die russischen Diplomaten mußten zurückweichen, es kam zu mehrfachen Verhandlungen. Andrassy gewahrte, daß Bismarck alle Mühe aufbiete, um die Schwierigkeiten, die Rußland jetzt fand, zu mildern. Kaiser Wilhelm erklärte dem Zaren gegenüber, an ihm werde es nicht fehlen, daß „die politischen Verhältnisse bei aller Verworrenheit doch eine friedliche Lösung erfahren würden". Ein solches Wort des greisen Herrschers angesichts der ernsten Meinungsverschiedenheiten zwischen England und Österreich-Ungarn einerseits und dem Besieger der Türken, der den Frieden von San Stefano abgeschlossen, andererseits enthielt eine bedeutungsschwere Zusicherung für den russischen Freund. Trotz dieses Rückhalts sah sich Rußland gezwungen, der ihm jetzt recht unbequem gewordenen Kongreßidee, die Gortschakow einst als einen Trumpf gegen Österreich-Ungarns Anspruch auf Bosnien hatte ausspielen wollen, sich zu fügen.

Und am 28. Juni erteilte der Berliner Kongreß Österreich-Ungarn das

Okkupationsmandat. Auch die Russen waren zuletzt gezwungen gewesen, nachzugeben, das gute Recht der Donaumonarchie und der Wortlaut aller mit Rußland getroffenen Vereinbarungen redete eine zu deutliche Sprache. In den Punktationen von San Stefano hatte man es unternommen, die Österreich-Ungarn gemachten Zusagen beiseite zu schieben. Das Forum der Großmächte machte die Wiederholung eines solchen Handstreiches unmöglich. Und die Russen mußten gewahren, daß der deutsche Reichskanzler für die Sache Österreich-Ungarns eintrat. Nun vernahm man sehr bald nach dem Abschluß des Kongresses, daß diese Haltung Bismarcks die Petersburger Staatsmänner peinlich überrascht habe. Wir hören von einem Versuche, den Bismarck noch in allerletzter Stunde bei Andrassy unternommen habe, ihn von seiner Forderung, die Okkupation betreffend, abzubringen. Sicherlich hat man russischerseits am Berliner Hofe alles aufgeboten, um den Erfolg Österreich-Ungarns zu verhindern. Und Bismarck hat vielleicht wiederum eine Entscheidung zwischen Rußland und Österreich-Ungarn hinausschieben wollen. Dann aber, als der Entscheidung nicht auszuweichen war, hat er sich an die Seite Andrassys gestellt.

Dieser Entschluß Bismarcks ist in St. Petersburg als ein Freundschaftsbruch aufgefaßt und als ein Verrat hingestellt worden. Jetzt kam jene deutschfeindliche Richtung, die vom General Miljutin und dem Fürsten Lobanow vertreten wurde, zur Geltung. Die Ergebnisse des Kongresses wurden gegenüber den Errungenschaften von San Stefano als ein schweres Verbrechen, mit Hilfe Bismarcks an Rußland begangen, hingestellt. Nach Paris und Rom ergingen vorsichtige Anfragen für den Fall kriegerischer Ereignisse, und die russische Presse erging sich in grimmigen Ausfällen gegen den deutschen Reichskanzler. Auch mit dem deutschen Botschafter besprach Alexander II. die angeblich feindselige Stellungnahme der deutschen Politik. „Das wird ein schlechtes Ende nehmen," so schloß der Kaiser seine Kritik. Und noch mehr. Am 15. August 1879 richtete Alexander an Kaiser Wilhelm ein Schreiben, das bösartige Wendungen gegen Bismarck enthielt. Von dem allen war der Kanzler verständigt, als er von Wien die Mitteilung erhielt, daß Graf Andrassy an seinen Rücktritt denke und von Kaiser Franz Josef bereits die gnädige Zustimmung erhalten habe. Erst nach Wochen überzeugte sich Bismarck, daß tatsächlich Andrassy sich der Ruhe bedürftig fühle. Zuerst brachte Bismarck die Nachricht mit der eben vollzogenen Wendung in der inneren Politik Österreichs in Zusammenhang. Er glaubte, das Emporkommen deutschfeindlicher Einflüsse fürchten zu müssen. Er verhehlte sich nicht, daß Österreich-Ungarn zur Behauptung Bosniens gegenüber der panslawistischen Politik Rußlands sich nach einem Rückhalt umsehen müsse, den es bisher bei Deutschland wegen dessen Freundschaft für Rußland nicht gewärtigen konnte. Österreich-Ungarn hatte bei seiner Aktion gegen den Frieden von San Stefano im Einverständnis mit London und Paris gehandelt. Leicht konnte sich

daraus ein engeres Verhältnis entwickeln. Der Kanzler fürchtete sein Deutsches Reich von der Gefahr einer Isolierung bedroht. So kam es um die Wende des Auguſt zu der denkwürdigen Gasteiner Unterredung mit Andrassy.

Über die Gasteiner Verhandlungen, an die sich eine Wiener Reise und Audienz Bismarcks bei Kaiser Franz Josef anschloß, und ferner über die Formulierung des Bündnisvertrages hat sich bereits stattliches Quellenmaterial angesammelt. Zuerst wurde in der Öffentlichkeit nichts als die Tatsache bekannt. Nach achteinhalb Jahren erfolgte am 3. Februar 1888 in der „Wiener Abendpost" die Veröffentlichung des Textes. Über die Entstehungsgeschichte haben dann die Denkwürdigkeiten des Fürsten Bismarck ausführlich, aber nicht ganz genau in den Daten, berichtet und Erklärungen von ausgezeichnetem Werte geboten. Dazu kamen Mitteilungen zahlreicher Diplomaten, deren Farbengebung eine vorsichtige Würdigung verlangte. Eine wesentliche Bereicherung an urkundlichem Material hat jüngst das große biographische Werk des Professors Eduard von Wertheimer über Julius Andrassy gebracht. Dem verdienten ungarischen Forscher hat auch mit rühmenswerter Bereitwilligkeit der Reichtum des Berliner Staatsarchivs zur Verfügung gestanden, dazu kamen die Aufzeichnungen aus dem Kreise Andrassys, die von Woche zu Woche die Verhandlungen begleiteten. Hier seien noch die Denkwürdigkeiten Chlodwig Hohenlohes angeführt und die dreibändigen Notaten des vielberufenen Dr. Busch. An dies gedruckte Material schließt sich für uns noch die Tradition an, mündliche Überlieferung von hörenswerten Zeugen.

Die Gasteiner Verhandlungen gingen für den deutschen Staatsmann von der Voraussetzung aus, daß Österreich-Ungarn, als eine der Großmächte des nahen Orients, sich nach einem Rückhalt umsah, der es gegen Rußlands Revanchepläne sicherte. Von Deutschland war nach den Erfahrungen der letzten Jahre, war angesichts der Traditionen, an denen Kaiser Wilhelm festhielt, eine solche Deckung schwerlich zu erwarten. Wenn nun die Monarchie neue Beziehungen anknüpfte, war vielleicht eine gewisse Entfremdung gegen das Deutsche Reich zu gewärtigen. Aus dem diplomatischen Verkehr mit dem Londoner und Pariser Kabinett hat Andrassy dem deutschen Reichskanzler gegenüber damals kein Hehl gemacht. Ebenso offen sprach sich jetzt Bismarck aus. Nun sehe sich Deutschland genötigt, zwischen Rußland und Österreich-Ungarn zu wählen. Über die Gesichtspunkte, die für den leitenden Staatsmann des Deutschen Reiches bei der Entscheidung in Frage kamen, ist uns bei Busch eine interessante Plauderei Bismarcks erhalten. Damit soll angeführt sein, wie sich der Kanzler in behäbiger, zwangloser Weise zu einem ihm näher stehenden Manne über Gastein geäußert hat:

„Ich war damals in großer Angst wegen Rußland und dachte, es würde zwischen dem und Österreich zu einem Bündnisse kommen, wo die Franzosen auch dabei gewesen wären. Die Russen hatten zuletzt brutale Briefe an uns geschrieben, mit Drohungen, wenn wir sie in der orientalischen Frage nicht

unterstützen, und ich dachte, sie könnten nicht so auftreten, wenn sie nicht in Österreich einen guten Freund hätten, der ein Bundesgenosse werden könnte. Sie hatten sich auch in Paris um ein Bündnis bemüht — durch Obrutschew. Das ist der Adjutant und Vertraute von Miljutin, dem Kriegsminister. Aber die Franzosen wollten nicht, und sie sagten es uns, dem Botschafter und sonst wem. Wie eine tugendhafte Frau es ihrem Manne sagt, wenn jemand ihr unanständige Anträge macht. Nun denn, das ging mir sehr im Kopfe herum. Ich hatte mich immer mit Österreich verständigen wollen; schon 1852 schwebte mir so etwas vor. Der Gedanke war, als der deutsche Bund noch bestand, Österreich muß in Deutschland nicht allein maßgebend sein wollen, Preußen nicht bei jeder Gelegenheit drücken und einschnüren wollen, es muß Preußen eine Stellung im Bunde gönnen, in der ihm gestattet ist, seine volle Kraft nach außen hin einzusetzen, zur Abwehr von Angriffen und Prätensionen, die von den benachbarten Mächten drohen. Dann dachte ich wieder daran, mich mit ihnen zu vertragen, zum Beispiel 1870, aber mit Beust war nichts anzufangen, und so blieben vorbereitende Schritte ohne Erfolg. Andrassy schien geeigneter. Mein alter Gedanke mußte jetzt nach den veränderten Verhältnissen eine andere Form bekommen. Ich wollte ein öffentliches, verfassungsmäßiges Bündnis gegen eine Koalition, unauflöslich, nur aufzulösen bei uns durch Kaiser, Bundesrat und Reichstag, bei ihnen durch Kaiser, Trans und Cis. So kam der türkische Krieg heran, der Berliner Kongreß und die Ausführung dessen, was da ausgemacht worden war. Da wollten sie in Petersburg, daß wir ihre Interessen unbedingt wahrnehmen und alle ihre Ansprüche unterstützen sollten. Das konnten wir aber nicht, da auch Unbilliges darunter war und Gefährliches. Sie fingen dann an, gebieterisch zu mahnen, anmaßend, zuletzt drohend. Ich konnte mir das nur mit der Vermutung erklären, daß eine Verständigung zwischen Wien und Petersburg entweder schon stattgefunden habe oder im Werke sei. Die russische Reise Andrassys und verschiedene andere Beobachtungen hatten diese Befürchtungen nahegelegt, und so war ich im vorigen Sommer sehr in Angst. Frankreich hätte sich wohl bald zu den beiden andern gefunden. Ob dann aber England zu Deutschland gehalten hätte, war zweifelhaft, da die nicht leicht Partei für eine Macht nehmen, die nicht als Übermacht erscheint. So ging ich mit schwerem Herzen von Kissingen nach Gastein, und als Andrassy kam, war ich sehr begierig, zu hören, was er sagen würde. Da erfuhr ich aber, daß nichts derart existierte. Es war keine Verständigung mit Rußland erfolgt, und jetzt rückte ich mit meinen Gedanken heraus, und er war gleich dabei, das heißt er war für das Bündnis, aber nicht für ein verfassungsmäßiges. Davon wollte er nichts wissen, auch nichts von der Öffentlichkeit, und es war am Ende auch gut, denn ihre Vertretungen hätten daran ohne Sachkunde herumgemäkelt und dies und jenes anders gewollt. Die sind noch schlimmer als unsere. Sonst war Andrassy ganz mit mir einverstanden, und der Kaiser

in Wien war fast noch mehr dafür. Aber unserer nicht. Der machte Einwendungen, obwohl die Russen so perfid und unverschämt wie nur möglich gewesen waren. Auch gegen die Österreicher, so daß selbst der gewiß russenfreundliche Erzherzog Albrecht später zu Andrassy sagte: ‚Ich freue mich jetzt über das Bündnis mit Deutschland; denn die Russen sind doch gar zu unverlässige Intriganten.' Ich habe damals wohl tausend Seiten geschrieben, Tag und Nacht, und alles mögliche vorgestellt, gebeten und gebettelt, ohne etwas auszurichten. Und doch hatte es Eile. Andrassy wollte abgehen. Er war müde, wie ich, und er konnte sich's gönnen, einmal auszuruhen und faul zu sein. Er hatte seinen Nachfolger schon kommen lassen, hielt es aber für eine Ehre, das Bündnis selbst abzuschließen. Und ich konnte doch auch nicht ewig in Wien bleiben. Wenn es aber jetzt nicht gemacht worden wäre, unter ihm, so wäre gar nichts daraus geworden; denn die andern hatten kein Herz dafür. Und dann hätten sich die Russen doch noch mit ihnen verständigen können gegen uns. Der allergnädigste Herr aber wollte das nicht einsehen. Auch in Berlin sträubte er sich noch. Endlich schien er zu wollen. Ich bat um einen Urlaub und erhielt ihn in besonders amtlichem Tone. Kaum wollte ich aber den Rücken drehen, so erließ er sofort allerhand entgegengesetzte Befehle, und ich mußte Stollberg zu ihm schicken, daß er sie wieder umkehrte. Der hat sich sehr gut benommen und gar nicht servil. So ist die Sache denn zustande gekommen, und ich denke, sie wird halten. Ich wollte sogar ein öffentliches Bündnis."

Nach Gastein kam also Bismarck mit der Überzeugung von den Gefahren, die an der Newa sich vorbereiten könnten. Die dortige animose Stimmung, die auch auf den Zaren ihren Einfluß nicht verfehlt hätte, lasse es nicht mehr zu, gleich nahe sich zu jedem der beiden bisherigen Freunde zu stellen. Er schlug eine engere festere Knüpfung der Beziehungen zwischen Berlin und Wien vor. Andrassy sah den Augenblick gekommen, den er solange sich herbeigewünscht. Er glaubte, Bismarck für die Zustimmung seines Kaisers die besten Zusicherungen geben zu können. Doch einen allgemeinen Bündnisvertrag, den auch Frankreich als gegen sich gerichtet auffassen könnte, meinte Andrassy nicht befürworten zu können. Ein solches Abkommen stellte ja die Sicherungen in Frage, die Österreich für seine Balkanstelle sich verschafft. Man müßte sich gegen einen Angriff Rußlands schützen, meinte der Minister Österreich-Ungarns, hier läge eine gemeinsame Gefahr vor, und eine Vereinigung wäre geboten. Andrassys Bedenken wurden von Bismarck in ihrer Berechtigung anerkannt. Doch indem er sich ihnen fügte, mußte er die Umrisse seines Bündnisplanes arg beschränken, und er sprach die Befürchtung aus, daß in der Form, wie sie Andrassy sich dachte, der Vertrag ernste Schwierigkeiten bei Kaiser Wilhelm finden wird. Bald darauf erschien Fürst Bismarck in Wien. Er erzählt in seinen Erinnerungen, wie sich „sein Bewußtsein, daß er sich auf rein deutschem Gebiete und unter deutscher Bevölkerung

befinde, durch die entgegenkommende Haltung des Publikums auf den Stationen vertieft hätte". Bei Kaiser Franz Josef findet er eine „sehr huldreiche Aufnahme" und die Bereitwilligkeit, das Bündnis abzuschließen. In Gastein hatte er eine groß angelegte Denkschrift, die in 62 Bogenseiten die Notwendigkeit des Bündnisses darlegte, für Kaiser Wilhelm ausgearbeitet. Gleichzeitig unterrichtete er König Ludwig von Bayern in einem ausführlichen Schreiben von seinem Vorschlage. Ferner mußte Herr von Holstein, einer der vertrauten Mitarbeiter des Kanzlers, den Fürsten Chlodwig Hohenlohe, damals Botschafter in Paris, aus Altaussee nach Gastein herbeizitieren. Er wurde von Bismarck eingeweiht und ersucht, zu Kaiser Wilhelm zu reisen. In des Kanzlers Denkwürdigkeiten wird seiner Mitwirkung keine Erwähnung getan.

Kaiser Wilhelm war indessen am 3. September zu Alexandrowo vom Zaren mit der gewohnten Herzlichkeit und Ehrfurcht empfangen worden. Der Feldmarschall von Manteuffel und der russische Kriegsminister Miljutin nahmen an der Zusammenkunft teil. Man hielt russischerseits für den Kaiser die zärtlichsten Friedensversicherungen bereit, auch Miljutin versäumte nicht, in diesem Sinne Erklärungen zu machen und sich den Anschein loyalster Friedensliebe zu geben. Höchlich befriedigt über die erhaltenen Eindrücke verließ der greise Herrscher Alexandrowo. Er war trotz aller bedenklichen Meldungen und Vorstellungen der letzten Zeit wiederum in seiner Überzeugung, daß er auf den Zaren und auf Rußland rechnen könne, gefestigt. Entsprach doch diese Auffassung den Erinnerungen seiner Jugend und der dankbaren Empfindung, die er jetzt noch für die entscheidende Hilfe hegte, die der erste Alexander seinem Vater und der unvergeßlichen Mutter, der Königin Luise, gewährt. Die geschichtliche Forschung von heute denkt freilich auch über diese vermeintliche Großtat Alexander I. anders. Und auch der Laie vermag sich aus den Erinnerungen der Prinzessin Radziwill eine interessante Aufklärung über die Tage von Tilsit, über die Demütigung des Hohenzollernhauses und die Haltung Alexanders zu verschaffen. Kaiser Wilhelm hütete jedoch das Andenken an den rettenden Zaren als ein Heiligtum. Das Freundschaftsverhältnis mit dem russischen Kaiserhause und also auch mit seiner Politik zählte zu den bei ihm feststehenden Traditionen; die Haltung des Zarenreiches 1866 und 1870 schien ihm seine pietätvolle Auffassung vollauf zu bestätigen. Und nun trat Bismarck, der lange Jahre mit ihm hierüber scheinbar eines Sinnes gewesen, mit dem Ansinnen an ihn heran, mit dem Habsburgerreich ein Bündnis einzugehen, das ausdrücklich gegen seinen Neffen Alexander gerichtet war. Bismarck hatte wohl gewußt, warum er Andrassy ein Bündnis allgemeinen Charakters vorgeschlagen. Er hatte auch richtig vorausgesehen, daß die Fassung, die Österreich wünschte, seinen alten kaiserlichen Herrn als eine ungeheuerliche Zumutung zu einer bestimmten Abweisung veranlassen würde.

Von Hohenlohe werden wir über jene Septembertage und ihre Stimmungen anschaulich unterrichtet. Da heißt es in seinen Aufzeichnungen:

Gastein, September 1879.

Gestern abend, als wir uns auf den Wildensee (ein Jagdschloß im Totengebirge) vorbereitet hatten und von Politik frei zu sein hofften, kam ein Telegramm von Holstein, der mir mitteilte, daß der Reichskanzler mich heute abend sprechen wolle. Es war nichts zu machen. Marie mit den Gästen ging heute auf den Wildensee und ich in Gottes Namen nach Gastein. Hier empfing mich Holstein, der mir sagte, es handle sich um sehr ernste Dinge, und der Reichskanzler wolle mich sprechen.

„Die Lage ist folgende: Der Reichskanzler, der Rußland nicht traut, ist hierhergekommen, um — innerhalb des Dreikaiserbündnisses — eine Defensivallianz mit Österreich zu verabreden. Als aber der Kaiser den Vorschlag des Kanzlers erhielt, war unterdessen Alexandrowo und die Begegnung mit dem Kaiser von Rußland gewesen, und nun will er auf das Projekt nicht mehr eingehen.

Der Reichskanzler dagegen will seine Entlassung geben, wenn der Kaiser nicht zustimmt. Holstein hat vorgeschlagen, daß ich den Kaiser überreden soll. Darauf ist Fürst Bismarck eingegangen. Ich habe heute abend mit Holstein gesprochen und ihm gesagt, daß ich mit dem Projekt nicht einverstanden sei. Erstens traue ich Österreich nicht, zweitens halte ich Rußland nicht für ernstlich feindlich. Endlich glaube ich, daß eine Allianz mit Österreich eine Allianz von Rußland und Frankreich zur Folge haben wird. Damit ist der Krieg da, während Bismarck glaubt, daß er mit seiner Allianz den Frieden sichern wird. Ich denke, ich gehe erst nach Aussee zurück und dann wieder hierher und von hier nach Straßburg."

Aber tags darauf erfahren wir:

„Gestern die Akten gelesen und mit dem Fürsten gesprochen. Bismarck hat mich doch überzeugt von der Notwendigkeit der Allianz mit Österreich. Er sagt, Österreich kann nicht allein bleiben gegenüber den Bedrohungen durch Rußland. Es wird sich nach Allianzen umsehen entweder mit Rußland oder mit Frankreich. In beiden Fällen entsteht für uns die Gefahr der Isolierung. Nun ist aber der Kaiser durch die fatale Zusammenkunft in Alexandrowo unzugänglich und will nicht auf das Bündnis eingehen, in dem er eine Perfidie gegen den Neffen sieht. Bismarck seinerseits hat sich soweit mit Andrassy engagiert und ist so überzeugt von der russischen Gefahr, daß er die Verantwortung nicht tragen will und in diesem Falle mit dem Rücktritt droht. Der Kaiser dagegen droht mit Abdizieren. Es besteht beim Kaiser eine große Verlegenheit, was er tun soll. Nun ruft Bismarck die Hilfe der Botschafter an und bittet, daß ich und Münster (Botschafter in London) mit

dem Kaiser sprechen. So werde ich denn am Sonntag nach Straßburg gehen und sehen, was sich machen läßt."

Und aus Straßburg berichtet er weiter:

„Nach einer Fahrt über Ischl nach Wels mit den Kindern, die ich dort verließ, kam ich früh sechs Uhr nach München. Um fünf Uhr in Straßburg. Hier bekam ich eine gute Wohnung im Hotel de France und ging dann auf Erkundigung aus. Im Hotel de Paris fand ich Radziwill, der aber über Politik nicht sprach. Lehndorff fand ich in der Präfektur, wo der Kaiser wohnt und wo ich mich bei Perponcher meldete. Lehndorff, der in die Sache eingeweiht war, jedoch kein vollständiges Verständnis hatte, meinte, es gehe alles gut. Der Kaiser sei mit allem einverstanden. Neu war mir, daß die Kaiserin diesmal mit ‚dem großen Manne im Gebirge' übereinstimme. Das hatte man mir in Gastein anders gesagt. Später suchte ich Otto Bülow auf. Dieser sagt, Stollberg habe dem Kaiser seinen Vortrag gehalten und im Auftrage des Reichskanzlers um die Genehmigung zur Verhandlung und zum Abschluß eines Defensivvertrages mit Österreich gebeten, in welchem aber von Rußland keine Rede sei. Der Kaiser habe an den Rand des dem Vertrage zugrunde liegenden Schriftstückes ‚einverstanden' geschrieben. Soweit wäre nun alles in Ordnung; aber es fragt sich, ob man sich in Wien auf einen so allgemeinen Vertrag einlassen will. Daran hat Fürst Bismarck in Gastein noch gezweifelt, und auch Bülow war darüber noch nicht beruhigt. Er sagte mir, der Kaiser halte die Sache sehr geheim und habe noch nicht einmal mit Moltke darüber gesprochen. Es sei zweifelhaft, ob er mit mir davon anfangen werde, ich würde wohl genötigt sein, selbst davon anzufangen. Der Kaiser Alexander hat unserm Kaiser versichert, daß er keine Schritte bei Frankreich getan habe. Es wird schwer sein, dem Kaiser begreiflich zu machen, daß der kaiserliche Neffe von den Schritten, die von der russischen Diplomatie unter der Hand getan werden, gar nichts zu wissen braucht."

Wir gewahren, daß Hohenlohe bezüglich Andrassys noch nicht klar zu sehen glaubt, und auch er erachtet Rußlands agitatorische Tätigkeit nicht ernstlich gegen das Deutsche Reich gerichtet.

22. September, abends.

„Heute früh bei Bülow und dann Besuche und Einschreiben bei den Prinzen. Gegen vier Uhr kam der Kaiser mit den Prinzen vom Manöver zurück. Bald darauf erschien eine Ordonnanz und rief mich zum Kronprinzen. Der fragte mich, warum ich eigentlich gekommen sei, und ich sagte es ihm offen. Dann sprachen wir über die schwebende Frage. Er hörte meine Argumente zugunsten des Vertrages an. Um fünf Uhr fuhr ich zum Diner des Kaisers in die Präfektur. Nach Tisch sprach der Kaiser längere Zeit mit Moltke und mir, so daß Bülow nachher fragte, ob wir eine Beratung gehalten hätten. Wir hatten aber von unbedeutenden Dingen gesprochen,

worüber sowohl Moltke als ich den Kaffee versäumten. Beim Abschied bestellte mich der Kaiser auf acht Uhr.

Der Kaiser empfing mich um acht Uhr in seinem Arbeitskabinett. Zuerst erkundigte er sich, wo ich herkomme usw. Dann fragte mich der Kaiser, ob ich den Reichskanzler gesehen hätte. Ich sagte: „Ja, in Gastein." Der Kaiser: „Er ist wohl sehr gereizt?" Ich: „Nein, aber beunruhigt." Darauf erzählte der Kaiser den ganzen Hergang der Sache, den Brief des Kaisers Alexander, die Antwort, die Begegnung in Alexandrowo, seine Unterredungen mit dem Kaiser Alexander, mit Miljutin und Giers. Auf einmal nun, nachdem die freundschaftlichen Versicherungen ausgetauscht worden seien, habe der Reichskanzler, wahrscheinlich um sich für den Brief des Kaisers Alexander zu rächen, den Vorschlag gemacht, ein Bündnis mit Österreich gegen Rußland zu schließen. Das habe er nicht tun können. Er habe den Eindruck gewonnen, daß Bismarck eine Koalition von Österreich, Deutschland, Frankreich und England im Plan habe. Ich widerlegte dies. Wenn jetzt, solange Andrassy am Ruder sei, ein solcher Bund nicht geschlossen werde, so würde die konservative Partei in Österreich sich auf unsere Kosten mit Rußland verständigen. Frankreich werde dann auch nicht zurückbleiben. Es werde also Rußland durch das Bündnis mit Österreich ein doppelter Dienst geleistet, einmal, die Revolution im Schach zu halten und dann Österreich festzumachen und es abzuhalten, einer Koalition gegen Deutschland und Rußland beizutreten. Das schien dem Kaiser einzuleuchten. Aber er sprach sich nicht weiter darüber aus. In der ganzen Unterredung fand ich beim Kaiser viel Zugänglichkeit für die Argumente des Reichskanzlers, aber immer dabei die Befürchtung, daß er seinem Neffen und Freund gegenüber illoyal erscheinen könnte. Ein positives Resultat erreichte ich nicht. Aber meinen Auftrag, meine Meinung dem Kaiser vorzutragen, hatte ich erfüllt."

Und daran schließt er an demselben Tage eine Betrachtung.

Notiz vom 22. September 1879.

„Rußland ist gegen Österreich erbittert. Österreich stört seine Pläne im Orient. Rußland will und muß ihm den Krieg erklären, wenn es jene Pläne durchführen will. Es wird uns dann fragen, was wir tun wollen. Halten wir mit Rußland und bleiben neutral, so verbindet sich Österreich mit Frankreich und England. Wir stehen dann mit Rußland gegen Frankreich, Österreich und England. Tun wir jetzt gar nichts, so kann Österreich sich mit Rußland verständigen. Ist dann Frankreich stark genug, so fängt es mit uns Krieg an, bei dem Rußland und Österreich als unfreundliche Neutrale zur Seite stehen. Wir sind dann isoliert, ja wir können dann einer Koalition von Österreich, Rußland und Frankreich gegen uns entgegengehen. Haben wir Österreich durch einen Vertrag gebunden, so wird England stets auf

dieser Seite der Kontinentalallianz stehen, und dann können wir die Feindschaft Rußlands und Frankreichs mit ansehen.

In Rußland ist die revolutionäre Strömung so stark, daß man nicht weiß, wozu sich die Regierung drängen lassen kann. Es ist sehr möglich, daß die konstitutionelle Reformpartei in Rußland den Krieg wünscht, um zu ihren Reformen zu gelangen. Jedenfalls ist auf die Freundschaft eines so durchwühlten Landes nicht zu bauen.

Die panslawistische Partei wird durch das österreichisch-deutsche Bündnis einen échec erleiden und dabei die Möglichkeit gegeben sein, der konservativen Richtung in Rußland eine Stütze zu bieten."

Sicherlich hat Kaiser Wilhelm es besonders schmerzlich empfunden, daß sein Bismarck sich von Rußland abgewandt hatte. Aus Busch entnehmen wir aber Äußerungen, die der Kanzler schon am 27. Februar 1879, also fünf Monate vor der Gasteiner Reise, gemacht und die bereits seine Stellungnahme gegen russische Anmaßung offenbaren. Das Gespräch geht von Gortschakow und von den deutschfeindlichen Artikeln im „Golos" (einer St. Petersburger Zeitschrift) aus. Da heißt es:

„Nun aber Gortschakow; Sie wissen, wie der ‚Golos' fortwährend gegen unsere Politik und meine Person losgeht. Und wie er behauptet, wir wären undankbar gewesen bei dem Berliner Kongresse, und wie er ein Zusammengehen Rußlands mit Frankreich empfiehlt. Das ist aber Gortschakow und Jomini, und das muß in unsere Presse gebracht werden, und es muß Gortschakow charakterisiert und nachgewiesen werden, was wir Rußland in den letzten 50 oder 60 Jahren zu danken oder nicht zu danken hatten und was wir für Rußland getan haben in dieser Zeit. 1813 hat es uns geholfen, aber in seinem Interesse. 1815 am Wiener Kongreß war die russische Politik im allgemeinen gut, aber auch schädlich für uns: Sie hintertrieb eine bessere Gestaltung Deutschlands, die nicht zu den Plänen paßte, nach denen Alexander I. die Welt ordnen wollte. Und dann wurden unsere Entschädigungsansprüche von den Russen nur lau unterstützt. Zuletzt war ihr Gewinn größer als der unsere, und wir hatten doch mehr eingesetzt, geopfert, geleistet. 1830 wollten sie uns in Gemeinschaft mit Frankreich anfallen, dem sie das linke Rheinufer verschaffen wollten, und die Sache kam nur nicht zustande, weil die Julirevolution ausbrach. Kurz vor der Februarrevolution war ein ähnlicher Plan in der Entwicklung. 1847 schlugen wir auch im russischen Interesse den Aufstand in Posen nieder, während des ersten Krieges mit Dänemark (um die Herzogtümer) traten sie uns in den Weg. Den Gang nach Olmütz verdankten wir zum großen Teile dem Kaiser Nikolaus. Das soll nur so ein kurzer Überblick über Soll und Haben sein. 1866 und 1870 hat uns Rußland nicht angegriffen, im Gegenteil. Aber das war doch auch im russischen Interesse. Preußen war 1866 der Exekutor des russischen Zornes über Österreich, und 1870 war es auch nur gesunde Politik, wenn sie für uns waren.

Und wenn wir ihnen dennoch Dank schuldeten, so haben wir ihn 1870 abgetragen, in London. Wir haben ihnen die Freiheit des Schwarzen Meeres verschafft."

Die vorgeschlagene Fassung eines Vertrages mit Österreich-Ungarn mußte dem Sohne Friedrich Wilhelm III. wie ein Frevel gegen ein „heiliges Vermächtnis" erscheinen. Vergebens sprachen in der Umgebung des Kaisers Otto von Bülow, von Radowitz und Generaladjutant von Albedyll sich für den Antrag des Kanzlers aus. Auch Graf Stollberg vertrat die von Österreich-Ungarn gewünschte Formel. Dankbar hat Bismarck seiner Mitwirkung gedacht. Man hielt in einer Krisenstimmung, auch das Gesamtministerium wollte mit seinem Chef zurücktreten. Da bewirkte ein glücklicher Vorschlag Otto von Bülows eine wesentliche Milderung in der Auffassung des Kaisers. Er meinte, die beiden Vertragschließenden sollten sich dahin verständigen, daß man Kaiser Alexander von dem abgeschlossenen Defensivbündnis in Kenntnis setze. Man fragte in Wien an, und gerne hat Kaiser Franz Josef und mit ihm sein Minister zugestimmt. Als ein besonderer Artikel wurde die Bestimmung in den Entwurf aufgenommen; nach Wertheimer hat Andrassy die Fassung ausgearbeitet.

Der Vertrag erhielt nun nachfolgende Formulierung:

„In Erwägung, daß Ihre Majestäten, der Kaiser von Österreich, König von Ungarn, und der deutsche Kaiser, König von Preußen, es als Ihre unabweisliche Monarchenpflicht erachten müssen, für die Sicherheit Ihrer Reiche und die Ruhe Ihrer Völker unter allen Umständen Sorge zu tragen;

in Erwägung, daß beide Monarchen ähnlich wie in dem früher bestandenen Bundesverhältnisse durch festes Zusammenhalten beider Reiche imstande sein werden, diese Pflicht leichter und wirksamer zu erfüllen;

in Erwägung schließlich, daß ein inniges Zusammengehen von Österreich-Ungarn und Deutschland niemanden bedrohen kann, wohl aber geeignet ist, den durch die Berliner Stipulationen geschaffenen europäischen Frieden zu konsolidieren,

haben Ihre Majestäten, der Kaiser von Österreich, König von Ungarn, und der deutsche Kaiser,

indem Sie Einander feierlich versprechen, daß Sie Ihrem rein defensiven Abkommen eine aggressive Tendenz nach keiner Richtung jemals beilegen wollen, einen Bund des Friedens und der gegenseitigen Verteidigung zu knüpfen beschlossen.

Artikel I.

Sollte wider Verhoffen und gegen den aufrichtigen Wunsch der beiden hohen Kontrahenten Eines der beiden Reiche von Seite Rußlands angegriffen werden, so sind die hohen Kontrahenten verpflichtet, Einander mit

der gesamten Kriegsmacht Ihrer Reiche beizustehen und demgemäß den Frieden nur gemeinsam und übereinstimmend zu schließen.

Artikel II.

Würde Einer der hohen kontrahierenden Teile von einer anderen Macht angegriffen werden, so verpflichtet sich hiermit der andere hohe Kontrahent, dem Angreifer gegen seinen hohen Verbündeten nicht nur nicht beizustehen, sondern mindestens eine wohlwollende neutrale Haltung gegen den Mitkontrahenten zu beobachten.

Wenn jedoch in solchem Falle die angreifende Macht von Seite Rußlands, sei es in Form einer aktiven Kooperation, sei es durch militärische Maßnahmen, welche den Angegriffenen bedrohen, unterstützt werden sollte, so tritt die im Artikel I dieses Vertrages stipulierte Verpflichtung des gegenseitigen Beistandes mit voller Heeresmacht auch in diesem Falle sofort in Kraft, und die Kriegführung der beiden hohen Kontrahenten wird auch dann eine gemeinsame bis zum gemeinsamen Friedensschlusse.

Artikel III.

Dieser Vertrag soll in Gemäßheit seines friedlichen Charakters und um jede Mißdeutung auszuschließen, von beiden Kontrahenten geheimgehalten und einer dritten Macht nur im Einverständnis beider Teile und nach Maßgabe spezieller Einigung mitgeteilt werden.

Beide hohe Kontrahenten geben sich nach den bei der Begegnung in Alexandrowo ausgesprochenen Gesinnungen des Kaisers Alexander der Hoffnung hin, daß die Rüstungen Rußlands sich als bedrohlich für Sie in Wirklichkeit nicht erweisen werden, und haben aus diesem Grunde zu einer Mitteilung für jetzt keinen Anlaß; sollte sich aber diese Hoffnung wider Erwarten als eine irrtümliche erweisen, so würden die beiden hohen Kontrahenten es als eine Pflicht der Loyalität erkennen, den Kaiser Alexander mindestens vertraulich darüber zu verständigen, daß Sie einen Angriff auf Einen von Ihnen als gegen beide gerichtet betrachten müßten."

Allein noch immer zögerte Kaiser Wilhelm mit der Unterzeichnung. Immer wieder versuchte er seinen Wunsch, betreffend einen allgemein gehaltenen und nicht auf Rußland hinzielenden Vertrag, zur Geltung zu bringen. Endlich wußte Moltke mit zwei Vorträgen, die er dem Kaiser hielt, durchzudringen. Am 12. Oktober wies der Feldmarschall darauf hin, welch großen Wert das Bündnis mit der Donaumonarchie im Falle eines Angriffes von Osten darstelle, während für einen Krieg im Westen der Beistand Österreich-Ungarns weit weniger ins Gewicht falle. Am 16. Oktober setzte endlich Kaiser Wilhelm seinen Namen unter den Vertrag.

Der Bündnisvertrag ist also das Ergebnis gründlicher Erwägung gewesen, das nur langsam herangereift war: das Ergebnis nüchterner staatsmännischer Rechnung angesichts harter Notwendigkeiten. Gerne hat man dann die Imponderabilien der Gefühle von aller Zusammengehörigkeit gelten lassen. Denn an diesen Gefühlen erstarkte allmählich die Überzeugung vom Werte des Bündnisses. Mit Genugtuung gewahrte man, wie hoch seine Bedeutung von den außenstehenden Mächten eingeschätzt wurde. Der Kampf der Nationalitäten in Österreich-Ungarn um Machtbesitz in der Verwaltung mochte scharfe Formen annehmen und in der inneren Politik krisenhafte Zustände hervorrufen. Von der Krone wurde die durch das Bündnis bestimmte Grundnote der auswärtigen Politik in unerschütterlicher Treue festgehalten. Der große Kanzler aber sah jetzt herangereift, was er vor sieben Jahren im Gespräch mit Keudell als „hoffnungsreiche Freundschaft" gewertet hatte. Auch hier war er jetzt dessen sicher, was ihm damals noch ein frohes Ziel bedeutet und wiederum konnte er wie damals sagen: „Nach Gottes Wille ist ja für Deutschland das Notwendige erreicht worden." So wuchs aus den scharf umgrenzten Vertragspunktationen im Volke das Bewußtsein einer Bundesgenossenschaft empor, aus dem Verstandeswerk der Politik der Orgelton treugehüteter, freundschaftlicher Empfindung, wie sie heute alle die Hunderttausende umfaßt, die da draußen für die heimatliche Erde in heißem Kampfe stehen.

Drei Gedichte von C. F. Meyer.

Mitgeteilt von

Samuel Leo Janko.

Die drei Gedichte, die hier vorgelegt werden, dürfen rechtlich nicht „unveröffentlicht" genannt werden. Sie sind bereits abgedruckt in „Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden", III. Band, Nürnberg 1897. Aber da diese reichhaltigen Sammelbändchen bedauerlicherweise nicht über die Grenze des Ordenskreises hinauskommen, so darf angenommen werden, daß die drei Gedichte den Freunden und Verehrern der Meyerschen Dichtung bis jetzt unbekannt sind. Eine anderweitige Veröffentlichung hat, wie mir Jonas Fränkel in Bern schreibt, von Meyer selber aus nicht stattgefunden. Die Verse selber hat der Dichter dem Orden als Ausdruck seines Dankes für die Ehrenmitgliedschaft und als Ehrengabe für die Jubiläumsfeier zum 250jährigen Bestehen des Ordens nachträglich geschenkt. Die Geschichte des Ordens als der ältesten literarischen Gesellschaft Deutschlands ist bekannt. 1644 von Harsdörffer (dem Nürnberger Patrizier und Verfasser der „Frauenzimmergesprächspiele") in Verbindung mit Klay gegründet, dann unter der ersprießlichen Mitwirkung Birkens weitergeleitet, überdauerte die Gesellschaft der Pegnitz-Schäfer weit die Zeitstimmung der Sprachreinigungsbestrebungen und der galanten Schäferpoesie. Bis in unsere Tage hinein hat sich der Orden erhalten durch sinnige Pflege seiner unerschütterlichen Traditionen, die im gegenwärtigen Vorsitzenden, dem Hofrat Wilhelm Beckh, seit einem halben Jahrhundert ihren treuesten Hüter haben. 1893, im Vorbereitungsjahr zur großen Jubiläumsfeier, wurde neben Fontane, Wilh. Raabe und anderen auch Conrad Ferdinand Meyer zum Ehrenmitglied ernannt. Er befand sich damals, was der Orden nicht wissen konnte, in der Heilanstalt Königsfelden, so daß es dem Dichter weder damals noch unmittelbar nachher als Rekonvaleszent möglich war, für die ihm erwiesene Ehrung zu danken. Da er unmöglich an der Jubiläumsfeier, zu der er als Gast geladen war, teilnehmen konnte, versprach er die Zusendung einiger poetischer Gaben. Aber auch das verzögerte sich bis kurz vor Erscheinen des oben angegebenen Bandes gesammelter Schriften des Blumenordens. Januar 1897 sandte Meyer an Hofrat Beckh die hier abgedruckten drei Gedichte mit folgendem Schreiben:

„Geehrter Herr! Es ist freilich etwas spät, Ihrem Wunsche für einen kleinen Beitrag zur Pegnitzer Jubiläumsfeier zu entsprechen. Leider habe ich den Termin für die Einsendung übersehen. Ich nehme nun von meinem Schreibtisch ein paar Entwürfe, die ich — drängte die Zeit nicht — vielleicht noch etwas ausarbeiten würde. Die Wahl überlasse ich Ihnen. Wie gesagt, es sind nur Entwürfe, und ich werde mir vielleicht Mühe und Zeit nicht reuen lassen, an eine größere Anzahl derselben die letzte Feile zu legen.

Empfangen Sie den Ausdruck meiner Hochachtung

Kilchberg, 10. Januar 1897 Conrad Ferdinand Meyer."

Die Redaktion des Bandes war damals so weit vorgeschritten, daß er kurz nach Eintreffen der Gedichte Meyers dem Druck übergeben werden konnte. Meyer hatte allerdings rascher, als er gedacht, die Änderungen angebracht, wie aus folgendem Brief zu ersehen ist:

„Geehrter Herr, R. Geck hat mir vor einiger Zeit in freundlicher Zuschrift die Meldung gemacht, daß der Blumenorden alle drei Gedichte von mir aufzunehmen wünscht. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich bis jetzt unterließ, es Ihnen zu melden. Ich habe Einiges daran geändert und werde die Correcturbogen alsdann gerne in Empfang nehmen.

In Hochachtung

Conrad Ferdinand Meyer."

Eine gleichzeitige Angabe der Änderungen bzw. das neue Manuskript folgte nicht mit, so daß die Gedichte, so wie sie Meyer vom Schreibtisch weggeschickt, aufgenommen wurden, wie ich aus dem mir zum Vergleich vorliegenden Manuskript vom Januar 1897 feststellen konnte. Den Band selber sah Meyer nicht mehr; als der Winter wieder ins Land kam, war der Dichter sanft hinübergeschlafen.

Aus den Gedichten spricht die winterliche Stille des Sees, die Müdigkeit des Rekonvaleszenten und die Resignation des Alters. Die Bilderhaftigkeit der Verse, die schlichte und einfache Sprache und die Wärme der in ihnen ausgedrückten Empfindungen lassen diese Gedichte zu den schönsten und wertvollsten Conrad Ferdinand Meyers zählen. Auf allen dreien ruht der Hauch des nahen Todes.

Dezembermorgen.

An dem Ufer eine frierende Welle,
An dem Himmel eine kalte Helle —
Wolken halten die Wintersonne verborgen —
Ist es Abend oder ist es Morgen?
Überall seh' ich gemalte Kälte!
Keine Ufer, keine entlaubten Bäume —
Überall Nebel und unbestimmte Räume!

Wellen schaudern, und die Wolken frieren —
Will die Sonne ihre Kraft verlieren?
Will die Sonne nicht die Lüfte malen,
Seh' im Wasser doch ich ihre Strahlen —
Seh' ich Lichter im See und geheime Wärme,
Damit das Herz sich nicht weiter härme —
Und die Sonne zeigt sich in Augenblicken,
Durch Nebelrisse will sie herunterblicken.
Und ich weiß, an dieses Winters Grenze
Werden wir wieder uns erfreu'n am Lenze.

Mond am Tage.

Wie ein leichtes Wölklein schwebt,
Steht der Mond am blauen Maientag,
Und der Morgenwind erhebt
Sich und flüstert in dem Blütenhag.

Mond am Tag, du gleichst den leichten Sorgen,
Die uns mitten in dem Glück begleiten
Doch uns nach dem kühlen Morgen
Einen heißen Tag bereiten.

Winternähe.

Nun ist es Zeit, daß Winter werde,
Daß Schnee bedecke unsre Erde,
So kann Natur sich wiederum erholen
Und schlummern ungestört und gottbefohlen.

Ich lobe mir den Winter, neue Kräfte
Leiht er den Menschen, reinigt unsre Säfte,
Und nächtlich stärkt uns ungestörter Schlummer
Und ferne von der Seele weicht der Kummer.

Schon jagt der Sturm die Blätter von den Ästen,
Die Vögel schweigen, und es ist am besten
Am Herd zu sitzen, drin die Flammen knistern,
Und zu belauschen, was die Winde flüstern.

Schön ist der Sommer, wann die Früchte reifen,
Und Knaben nach den roten Äpfeln greifen;
Schön ist der Herbst, wann sich die Trauben färben,
Doch schöner ist des Winters leises Sterben.

Lebenstag eines Menschenfreundes.

Roman

von

Wilhelm Schäfer.

(Fortsetzung.)

Abend.

67.

Als Heinrich Pestalozzi und seine Frau Anna ein paar Stunden lang still miteinander in den Stuben geblieben sind, daraus sie morgens seine Mutter als die letzte von den vier Eltern ihrer Ehe auf den Kirchhof getragen haben, trennen sich ihre Wege für lange Zeit. Nicht, daß sie unfriedlich auseinander gingen; ihre Seelen sind selten so im Rätsel der Vertrautheit gewesen wie an diesem Nachmittag, wo sie im Vorhof des Todes und also im Allerheiligsten des Lebens ihre Hände und Augen ineinander legen und das Naheste ihres Lebenskreises, ihr Fleisch und Blut im Neuhof und dahinter die Herzensfreunde nur noch wie eine fremde Ferne fühlen. Aber Abmachungen vom Morgen rufen sie zu ihren Brüdern im Pflug, wo noch am Abend ein Wagen sie zu einer Freundschaft abholen soll. Er mag weder zum einen noch zum andern: Es sind deine Sachen, sagt er, wie meine Mutter allein die meine ist; ich will noch ein paar Tage ihr Sohn gewesen sein, weil nun der Faden meiner Kindheit abgeschnitten wurde.

Es schlägt fünf Uhr, und der Märztag geht rötlich dem Ende zu, als er sie auf die Straße bringt: Wir sind im Nachmittag, sagt er, und weil am Morgen und Mittag alles kam, wie es geschehen mußte, wird auch der Abend unseres Lebenstages nicht anders sein! Danach geht er hinauf und sitzt zum Abend schon tief in den Gedanken, die seit Wochen und Monaten das Selbstgericht seines Daseins sind: „Ich will wissen, was der Gang meines Lebens, wie es war, aus mir gemacht hat; ich will wissen, was der Gang des Lebens, wie es ist, aus dem Menschengeschlecht macht!“ Das sind seine Nachforschungen aus Richterswyl, und er verläßt die Stuben seiner Mutter nicht eher, als bis er die Schrift vollendet hat, an der er nun schon im dritten Jahr seine Denkkraft versucht. Er schreibt sie nicht für sich und nicht um

seinetwillen, er sieht sich in der Menschheit und die Menschheit in sich, er will der wilden Zeit einen sicheren Maßstab und Weiser ihrer Taten geben. In Allen und im Einzelnen ist es der gleiche Gang der Natur: aus dem tierischen Paradies der Jugend in die gesellschaftliche Verpflichtung als Bürger, als Teil der Familie, der Gemeinde, des Staates, als Erfüller eines Berufes; aber dieses Dasein des brauchbaren Bürgers kann nicht Sinn und Ziel des Lebens sein, dieses Ziel ist allein der Mensch als sittlicher Zustand, der sich jenseits von allem bürgerlichen Zweck in das Weltwesen einordnet, wie es der Weisheit des Alters vorbehalten scheint. Die selige Unschuld der Jugend kann er mit dem Bewußtsein des Alters nicht wieder erreichen, aber doch die Unfreiheit des gesellschaftlichen Menschen überwinden und aus hoher Einsicht die Einheit der Kreatur mit dem Schöpfer wieder gewinnen, die das Tier in seiner paradiesischen Unschuld nicht verliert.

Es ist der Abschied von seinen Mannesjahren, den Heinrich Pestalozzi einsam feiert, als er über dieser Schrift wochenlang mit dem hitzigen Eifer seiner Jünglingsjahre sitzt. Daß er sie in der Stube seiner Mutter niederschreibt, bringt ihm auch sonst die Stimmung der Zeiten zurück, da er den spartanischen König Agis in die Zürcher Verhältnisse beschwor. Wie damals hätte er gern einen Kreis Gleichgesinnter gehabt, ihnen die gelungensten Stücke aus seiner Schrift vorzulesen; aber es gibt keine Gerwe mehr, Bodmer liegt seit dreizehn Jahren in der Erde, und statt seiner heiteren Menschlichkeit herrschen die Humanisten über die Zürcher Jugend. Gleichwohl, als er zu Ende ist mit seiner Schrift und im Gefühl tiefer Dankbarkeit aufatmet nach der fiebrigen Anspannung dieser Wochen, treibt es ihn, einen Kreis alter Freunde zu suchen, denen er die Hauptstücke seiner Nachforschungen vorlesen darf. Die meisten sind unterdessen Großväter geworden gleich ihm, und der Beruf hat nicht allen Zeit gelassen, den Lebensfragen so nahe zu bleiben wie er; aber die Feuersbrunst von Westen hat so viele Brandflocken in die Schweiz herüber geworfen, daß auch die Zurückhaltenden die Unruhe der Zeit fühlen, und schließlich ist Heinrich Pestalozzi nicht mehr allein der Armenmarr von Neuhof, sondern auch der berühmte Verfasser von Lienhard und Gertrud und schweizerischer Ehrenbürger der französischen Republik.

So kommt es zu einem Frühsommerabend, wo er wieder wie als Jüngling mit dem Agis nun mit seinen Nachforschungen dasitzt und seine zitternde Stimme Wege in ihre Herzen suchen läßt. Er weiß, dies ist für ihn mehr als eine Schrift, es ist die Grundlage alles dessen, was er in Taten und Worten versucht hat, die Rechtfertigung seines im bürgerlichen Sinn gescheiterten Daseins und zugleich ein Religionsbuch der Zeit, wie er keines kennt. Aber die Freunde haben etwas anderes von dem Ehrenbürger der Franzosen erwartet, etwas, darin der Brand der Zeit ist; sie sehen sich wieder einmal enttäuscht durch ihn, und obwohl sie betreten schweigen und vor seinen zitternden Worten stumm bleiben, mag in allen das gleiche Gefühl sein: daß

in diesem Menschen eine krankhafte Unruhe und Sprunghaftigkeit sei; nun er als Figur für die Öffentlichkeit feststeht und sein Weg durch die Erfolge vorgezeichnet ist, verfällt er auf philosophische Spekulationen, zu denen es ihm — so scheint es ihnen — durchaus an der Bildung fehlt. Der Abend geht peinlich in eine betretene Stimmung aus; nur ein alter Landpfarrer vom See, der ihn schon mehrmals im Neuhof besucht hat, ein ehrlich gesinnter Menschenfreund, ist erregt von dem Abend. Er begleitet ihn nach der kleinen Stadt hinüber, und Heinrich Pestalozzi scheint es, als ob er auf der mondlichten Brücke und nachher in dem Schattengewinkel der Gassen ein paarmal tief von Herzen seufze. Erst vor seiner Tür findet er die Worte zu seiner Bewegung, indem er die Kappe abnimmt und ein paarmal über sein weißes Haar streicht: er müsse Abschied von ihm nehmen; er könne sich sein Christentum nicht als einen Kirschbaum denken, den sich die Menschen selber in ihren Garten gepflanzt hätten!

In seine Milde ist ihm unvermutet der pfarrerliche Zorn gefahren; ehe Heinrich Pestalozzi — der mehr den Zorn als die Worte versteht — aus seiner Bestürzung antworten könnte, ist der alte Mann schon im Schlagschatten der nächsten Quergasse verschwunden. Sie wollen alle das Beste, sagt er bitter, als er im Dunkeln die enge Stiege hinauf tappt, aber sie fürchten das Gute. Noch in derselben Nacht aber schreibt er sich selber eine bittere Grabrede als Nachwort zu seiner Schrift: „Und die Welt zerschlug ihn mit ihrem eisernen Hammer, wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lückenfüller zwischen den schlechtesten Brocken!"

68.

Es geht Heinrich Pestalozzi mit seinen Nachforschungen in der großen Welt nicht anders als in der Enge seiner Zürcher Freunde; trotz seinem flehentlichen Schlußwort kommt kein Echo, und wenn alles ein blasser Unsinn gewesen wäre, könnte die Stille nicht peinlicher sein. Aber nun ist er nicht mehr der Einsiedler vom Neuhof, der mit dieser Schrift Abschied von der Wartezeit der einsamen Mannesjahre nahm: die Stube der Mutter hat ihn wieder in seine Vaterstadt gebracht, und von den Signalen seiner Jünglingszeit erfüllt, nimmt er teil an dem Handel mit Stäfa, der den Gestrengen Herren in Zürich die Schicksalsstunde läutet.

Er hat den Anfang schon in dem Winter erlebt, als er seinem Vetter Hotze das Haus in Richterswyl hütete. Auch durch die Dörfer am See ist der Sturmwind der Menschenrechte geweht und hat in dem unterdrückten Landvolk die Erinnerung an alte Gerechtigkeiten geweckt, an den Kappeler Brief und den Waldmannischen Spruch. Als die Urkunden sich in der Gemeindelade zu Küßnach wirklich fanden, haben die Seebauern zu Küßnach, Hergen und Stäfa, ein Memorial an die Gestrengen Herren in Zürich ge-

sandt, ob diese Briefe noch zu Recht beständen? Das allein aber hat den Rädelsführern schon den Kopf kosten sollen, und nur der hinreißenden Beredtsamkeit Lavaters ist es gelungen, Bluturteile zu verhindern. Seitdem sitzen ihrer je zwei aus den drei Orten im Wellenberg, und über dem Haupt des Ältesten, eines siebzigjährigen Greises aus Stäfa, namens Bodmer, ist auf offenem Markt das Schwert des Henkers geschwungen worden, zum Zeichen, daß sein Leben den Zürcher Herren verfallen sei.

Heinrich Pestalozzi hat damals selber im Verdacht gestanden, das Memorial verfaßt zu haben; als nun der Handel in einen Bürgerkrieg auszugehen scheint, indem das erbitterte Landvolk — von den Sturmnachrichten aus Frankreich mutig gemacht — die Aufhebung des ungerechten Urteils und die Freigabe der Eingekerkerten unter Androhung offener Gewalt verlangt, sodaß die Revolution in der Schweiz hier ihren Ausgang nehmen will: ist er der einzige Zürcher, der es wagen darf, in das empörte Stäfa zu gehen, um mit der Geltung seines Namens den blutigen Ereignissen entgegenzuarbeiten. Er hat es unterdessen auf sonderbare Weise wieder zum Fabrikanten gebracht: eine Seidenfirma Notz richtet auf der Platte in Zürich eine Fabrik ein und braucht einen Zürcher Bürger als Inhaber, um die Erlaubnis der Niederlassung zu erhalten; weil, wie er selber spottet, sein Name in den zweiundfünfzig Jahren das einzig Brauchbare an ihm geblieben ist, läßt Heinrich Pestalozzi sich den abkaufen. Er ist bürgerlich nur noch ein Schattendasein; aber mit Sendschriften und Flugblättern flackert seine Seele durch den wilden Handel. Zum erstenmal seit seiner Jünglingszeit kommt er dabei wieder mit Lavater überein, der — wie er in den Seegemeinden — in Zürich die Regierung von gewaltsamen Schritten abhält; überall liegen die Waffen zur offenen Empörung bereit, Blut soll die verweigerte Gerechtigkeit auslösen, und die Verhandlungen zwischen den feindlichen Mächten sind abgebrochen: da überbringt Heinrich Pestalozzi einen offenen Brief Lavaters an den redlichsten Mann in Stäfa, in dem eine friedliche Freilassung der Verurteilten aufs bestimmteste in Aussicht gestellt wird. Und so ehrlich ist das Vertrauen der Landbürger auf die beiden Männer, daß die Waffen noch einmal ruhen.

Umso aufrührerischer aber tut das zugelaufene Volk, das sich eine Gelegenheit entschwinden sieht; seitdem es sich herumgesprochen hat, daß in Stäfa der Handel des unterdrückten Landvolks mit den hochmütigen Stadtherren zum Austrag kommen soll, ist dort alles zusammengeströmt, was in der Zürcher Herrschaft und in den Kantonen rundum auf den Tag der Abrechnung wartet, sodaß die Wirtschaften und Scheunen in Stäfa voll sind von einer braunen wilden Menge: ehrlich Verbitterte, die auf Vergeltung lauern, und gewalttätiges Bettelvolk, das schon von einer Plünderung der reichen Zürichstadt träumt, alte Kriegsläufer, die in der neuen Ordnung keinen Platz mehr gefunden haben. Sie haben ihr Hauptlager in einer leeren Scheune, wo die Zürcher Herren mit wilden Flüchen nach dem Pariser Vor-

bild an die Laternen gehängt werden, obwohl sie vorläufig weder Laternen noch Zürcher dahaben. Im Vertrauen auf seine Geltung wagt sich Heinrich Pestalozzi mit dem Brief Lavaters auch dahinein; aber da wissen sie nichts von Lienhard und Gertrud und seinem Ehrenbürgertum, ihnen ist er nichts als ein Zürcher Spion, und so empfängt ihn in der halbhellen Scheune eine Schweigsamkeit, die nur höhnisch lachen, nicht mehr sprechen kann. Zu arglos in seinem Eifer fängt er an, gutmütig scheltend auf sie einzureden; aber als er schon denkt, sie zu rühren — so still ist es um ihn — tut einer einen Ruf, und gleich ist es, als ob sich rundum ihre Hörner senkten. Er hat noch ein Stück seiner Rede im Mund, da heben sie ihn wie eine Strohpuppe an den Beinen hoch und tragen ihn, die Marseillaise heulend, durch den Raum. Noch immer täuscht sich Heinrich Pestalozzi über die Gefahr und versucht, auf sie einzureden; aber je mehr er dabei in ihren Fäusten zappelt, umso höhnischer wird das Hetzgeschrei — bis ein Schuß fällt. Einer hat ihn abschießen wollen wie einen Schützenvogel, aber gefehlt, und die Kugel zischt ins Gebälk. In der Verwirrung kommt er wieder auf den Boden; aber es wäre keine Rettung für ihn gewesen, wenn sich nicht ein staksiger Kerl mit einem alten Soldatenhut vorgedrängt hätte, der ihm gleich beim Eintritt durch das von feurigen Narben entstellte Gesicht und um einer Ähnlichkeit willen aufgefallen wäre: Heißt der Mann nicht Pestalozzi? Und als einige verblüfft die barsche Frage bejahen: Dann Brand und Pest, wer ihn anrührt! Er gehört mir, wir haben noch etwas miteinander auszumachen! Dabei hat er schon seinen alten Reitersäbel blank, und Heinrich Pestalozzi meint, sein Arm müsse unter dem Griff zerbrechen, wie er ihn durch das Gedränge schiebt und mit dem Fuß das klappernde Tor aufstößt: So, Heiri, sagt er, als er ihn draußen hat — und Heinrich Pestalozzi aus dem verwüsteten Gesicht den Ernst Luginbühl erkennt — jetzt schau, daß du weiterkommst!

69.

Mit diesem Vorspiel in der Scheune ist das Kriegstheater in Stäfa schon wieder aus; bereits am dritten Tag danach kommt der Bürgermeister Wyß, durch einen dringenden Brief Lavaters aus der Tagsatzung in Aarau gerufen, zu einer Sitzung der Räte und Bürger, die den Wünschen des Landvolks nachgibt. Heinrich Pestalozzi ist dabei, wie sie unter Glockenlaut und Freudenschüssen die Befreiten in geschmückten Wagen heimholen, und an der Grenze von Zollikon spricht er dem ehrwürdigen Bodmer einen Zuruf, dem die Freude lauter nachschreit, als die Wut in der Scheune. Den Luginbühl findet er nicht mehr, der gehört zu denen, die sich der neuen Lage mißtrauend davon gemacht haben, an einem andern Ort die Abrechnung zu erwarten; denn daß die alte Zeit stürmisch zu Ende geht, fühlt jeder in der Schweiz,

seitdem der General Bonaparte von seinem siegreichen Feldzug in Italien nach Rastatt durchs Land gereist ist, Gunst und Ungunst wie ein Herrscher verteilend.

Heinrich Pestalozzi vermag die Stunde nun doch nicht in Zürich zu erwarten; in der Seidenfabrik auf der Platte ist nur sein Name nötig, er selber geht noch einmal auf das Birrfeld zurück. Vorher läßt er die Stuben seiner Mutter ausräumen und fährt so nach dreißig Jahren zum andernmal auf einem Wagen mit Hausrat aus der Sihlporte hinaus. Es ist ein graulicher Wintertag, und er kommt im Dunkeln auf dem Neuhof an, wo ihm seine Schwiegertochter unterdessen ein zweites Enkelkind geboren hat, sein Sohn Jakob aber schon viele Monate gelähmt daliegt. Es war noch zu früh, sagt er der Lisabeth, die noch im Mondlicht mit einem schweren Korb aus der Scheune kommt und ihn vor Erstaunen hinsetzt: ich muß ein kleines warten, ehe sie mich selber brauchen; meinen Namen hab ich dahinten gelassen; er ist in Zürich Fabrikant!

Es ist wirklich nur noch ein kleines; fünfmal kommt er noch Sonntags auf seinem Pferdchen nach Brugg, im Gasthof zum Sternen die Schaffhauser Zeitung zu lesen, und jedesmal sind es der Sturmnachrichten mehr: Im Waadtland fängt es an mit der lemanischen Republik; wohl rufen die Berner den Landsturm auf gegen die eindringenden Franzosen; und Tausende folgen den Sturmglocken, aber die Kräfte sind verzettelt, als es dem tapferen Oberst von Grafenried gelingt, die Welschen im Sensetal blutig zu schlagen, ist der Sieg umsonst, weil unterdessen der General Schauenburg nach dem Gefecht bei Frauenbrunnen an einem Märzmittag in Bern eingeritten ist und der unbesiegten Stadtherrlichkeit eines Jahrtausends ein unrühmliches Ende gemacht hat.

Wie Heinrich Pestalozzi zum sechstenmal geritten kommt, steht von eilfertigen Patrioten aufgerichtet auch schon in Brugg der Freiheitsbaum: es ist vorüber mit der alten Eidgenossenschaft der Landstände; die Tagsatzung in Aarau muß im Zwang der französischen Waffen die Helvetische Republik proklamieren. Obwohl der Baum ihm immer noch zu dünn und ohne Wurzeln ist, steigt er ab von seinem Tier und tauscht den Bruderkuß. Im Sternen will man ihn deshalb aufziehen, er aber fährt sie zornig an: Die alte Welt konnte von Heinrich Pestalozzi nur noch den Namen gebrauchen, vielleicht, ihr Herren, daß in der neuen Platz für mich selber ist!

70.

Heinrich Pestalozzi weiß wie wenige im Land, daß die Freiheit eines Volkes andere Dinge verlangt, als daß ihm die Ketten einer ungerechten Verfassung abgenommen werden: der Baum, den sie im Wald abschneiden und ohne Wurzeln in die Straße pflanzen, scheint ihm ein passendes Sinnbild solcher Freiheit. Er aber ist auf seinem Neuhof der Armennarr geworden, weil er einen Freiheitsbaum mit Wurzeln wollte. Ein Volk, das sind tausend

und viele tausend Einzelne; jeder Einzelne aber bringt eine lebendige Menschenseele mit auf die Erde, und wer diesen Seelen ein Gärtner ist, daß ihr sittliches Bewußtsein in der Jugend Wurzeln schlagen kann zu einer wirklichen Anschauung der Weltzusammenhänge, tut mehr für die Freiheit, als wer einen neuen Zaun mit prahlenden Fähnchen an den Toren um den Garten zieht. Von allen Figuren um Lienhard und Gertrud steht ihm der Leutnant Glüphi am nächsten, der sich kein besseres Los auf der Welt findet, als den Dorfkindern in Bonnal ein Schulmeister zu sein; und seit dem Tag, da die Helvetische Republik Raum für solche Dinge gibt, brennt er vor Begierde, es seinem Leutnant gleich zu tun.

Gleich in den Frühlingstagen der jungen Republik geht er hinüber nach Aarau, sich dem Vaterland anzubieten. Er findet es ungünstig, indem der zuständige Minister, an den er durch Lavater dringend empfohlen ist, noch in Paris weilt. Trotzdem spürt er, daß die Lebensluft der neuen Verhältnisse ihm günstiger weht; sein Name schließt Türen auf, an denen er bisher vergeblich klopfte, und als er einen Brief hinterläßt, weiß er sicher, daß in den Aktenfächern kein Stockfisch daraus wird.

Der Minister der Künste und Wissenschaften Albert Stapfer ist vordem Professor der Philosophie in Bern gewesen; er kann Heinrich Pestalozzi nicht freundlicher gesinnt sein, als es Iselin und Battier vor ihm gewesen sind, aber seine Ministerhände greifen breiter als die ihrigen; auch kehrt das neue Ministerium noch scharf als neuer Besen, und unter den Männern in der Schweiz ist keiner, der aufrichtiger dabei helfen will, als der Einsiedler und Armennarr vom Neuhof. Stapfer ist kaum aus Paris zurück, als ihn die Bürger von Aarau schon fast täglich mit Heinrich Pestalozzi unterwegs sehen. Er lutscht noch immer an seinem Halstuchzipfel und stellt auch sonst neben dem feinen und gewandten Stapfer einen altmodischen Großvater vom Land vor; aber hier kennen und ehren ihn viele, die ihm nun die lange Schicksalszeit auf Neuhof als ein Märtyrium der neuen Herrlichkeit anrechnen; denn in Aarau als Vorort ist man mit der Helvetischen Republik nicht übel zufrieden.

Stapfer, der voll eigener Ideen ist, will zuerst der allgemeinen Schulnot durch ein Lehrerseminar abhelfen, durch das endlich andere Männer als Schneider und Schuster in die Dorfschulen kämen; er tritt eines Tages auf der Straße mit dem Einfall auf ihn zu, daß er die Leitung übernehmen möge. Aber Heinrich Pestalozzi hat gerade Kindern zugehört, die in einem schattigen Winkel Schule spielen und sich mit dem Prügelstock und Geschrei den Katechismus abhören; die ganze Sinnlosigkeit dieses Betriebes ist ihm aufgegangen als ein Handwerk, das noch gar kein Werkzeug hat, und wehmütig lächelnd entgegnet er dem Minister: Wie soll man etwas lehren können, was noch keiner kann? Es hilft nichts, Bürger Minister, ich muß erst Schulmeister werden!

71.

Heinrich Pestalozzi hat dem Minister den Plan einer Armenschule eingereicht; der ist genehmigt worden, und er wartet auf die Anweisung, wo er beginnen könne, als der neue Besen schon im Stiel zu wackeln beginnt. Im Juni soll der Helvetischen Republik der Huldigungseid geleistet werden; aber die Urkantone, die unter dem tapferen Reding den unerbetenen Geburtshelfern aus Frankreich bis zuletzt blutigen Widerstand geleistet und bei Moorgarten dem Schlachtenruhm der Väter ein neues Blatt beigefügt haben, bleiben halsstarrig. Sie werden von den französischen Heerhaufen überwältigt, aber sie geben ihr Herz nicht aus der Hand. Ehe Heinrich Pestalozzi es merkt, sieht er sich dem Uhrwerk in Aarau eingefügt, das solchem Widerstand zum Trotz die neue Schweizerzeit einlaufen soll: es gilt, Aufrufe zu schreiben, redlich und einleuchtend genug, zum wenigsten die Gutwilligen für die neue Ordnung zu gewinnen, und weil er mit der jungen Republik den endlichen Anfang seiner Pläne bedroht sieht, nimmt er mit dem Fieber seiner wiedererwachten Jünglingsseele die Feder in die Hand. Es sind keine Nachforschungen mehr, was er schreibt, es sind die quellenden Worte eines Fürsprech, der das Schicksal des Angeklagten in die Macht seiner Rede gelegt sieht. Für ihn ist die Sache Frankreichs die Entscheidung der Welt; wenn sich die Schweiz ihr abwendet, ist sie für lange verloren: „Ihr tretet jetzt hin, die Sache der Telle und Winkelriede gegen alle Geßler, die Sache der Völker gegen alle Unterdrücker — die Sache der Kirchen und Schulen, der Vernunft und des Fleißes gegen die Barbarei, Dummheit, Bettelei und das Elend zu verteidigen!" Wieder wie in Stäfa steht er mit der Macht seiner Rede im Kampf, aber diesmal geht sie ans ganze Schweizervolk; ihm zuliebe hat er Fürsprech werden wollen aus den Griechenträumen seiner Jünglingszeit, nun ist es zum zweitenmal Wahrheit geworden.

Als auch die Gewalt zu Aarau es mit einem Regierungsblatt versucht, den guten Willen und die Einsicht ihrer Machthaber in alle Köpfe zu predigen, ist Heinrich Pestalozzi der Mann des Schicksals, es zu leiten: statt in ein Waisenhaus sieht er sich in die Redaktion des Helvetischen Volksblattes gesetzt, das vom Herbst ab wöchentlich erscheinen soll. Es wiederholt sich alles, denkt er, der es vordem mit seinem Schweizerblatt schon auf eigene Hand versucht hat. Aber die eigene Hand ist besser daran gewesen, sie hat schreiben können, was sie wollte; hier kommen andere mit ihren Schriftstücken: er ist schließlich nichts als ein Sekretär, der sich mit dem guten Willen und der Torheit seiner Vorgesetzten herumschlägt. Auch was er selber schreibt, wird ihm diktiert, und da er nichts ohne sein Herz vermag, steigert er sich in einen blinden Glauben hinein, aus dem er redet und schreibt, als ob das alles sein Herzblut wäre.

Am 8. September endlich erscheint die erste Nummer, tags darauf aber

tut das Schicksal einen Schlag auf seinen Redaktionstisch, daß ihm die Spreu seiner politischen Leitartikel für immer durcheinanderfliegt. Er ist unterdessen mit der Regierung als ihr unlösbares Anhängsel nach Luzern, der neuen Hauptstadt der Helvetischen Republik, gezogen, wo ihm die Berge der Telle und Winkelriede, von denen er geschrieben hat, täglich vor Augen stehen. Auch fährt er eines Tages mit Legrand von Basel und anderen Räten aus dem Direktorium über den grünblauen See in die enge Bucht von Stansstad, wo sie unter freiem Himmel eine Besprechung mit den aufständischen Nidwaldern haben, die der Republik den verlangten Eid verweigern. Er ist den Bollwerken der heimatlichen Unabhängigkeit noch nicht so nahe gewesen, und als er aus dem Kahn ans Ufer tritt, möchte er sich vor Ehrfurcht hinwerfen, den heiligen Boden zu küssen. Er sieht aber auch den Husarenkapuziner, wie sie ihn nennen, den Pater Paul Styger, den roten Zünder der fanatischen Volksbewegung; in Todesfeindschaft stehen sie auf dem geheiligten Boden gegeneinander, die in beiden Lagern doch Schweizer und um derselben Heimat willen voller Feindschaft sind. Wie leicht ist der Haß der Menschen aufzurufen und wie schwer die Güte! denkt er und fühlt mit einem schaudernden Blick in sein Leben, daß er nun selber Partei ist: mit anderen, aber nicht besseren Gründen als diese Männer aus Nidwalden auch, die alle ihre Hände wie zum Schwur übereinandergelegt halten und gleich den Stieren ihres Landes dastehen, die vermeintliche Freiheit der Väter zu verteidigen.

Da die Nidwaldener es nicht bei ihrer Weigerung belassen, sondern sich zu zweitausend waffenfähigen Männern um den Husarenkapuziner scharen, die von Uri und Schwyz Zuzug erhalten und so dicht vor den Toren der Hauptstadt Luzern eine böse Gefahr für die junge Republik bedeuten, zumal die katholischen Luzerner selber mehr zu den Nidwaldenern als zu der ketzerischen Regierung halten: ruft die den General Schauenburg zu Hilfe. Der rückt mit sechzehntausend Franzosen an, das Ländchen zum Gehorsam zu zwingen; drei Tage brauchen sie nach den ersten Schüssen, bis sie vor Stanz aneinander kommen, aber dann ist es kein Soldatenkrieg mehr: Frauen und Kinder, alles, was einen alten Morgenstern, ein Beil oder eine Sense tragen kann, ist dabei, und als die Franzosen am Sonntag mittag mit dem Glockenschlag zwölf in Stans einrücken, gilt es nicht den Sieg, sondern den Anfang einer grausamen Metzelei. Es ist ihnen eingeredet worden, daß es um den Glauben gehe, drum wollen sie lieber sterben, als in die Hände der Ketzer fallen. Jedes Haus wird eine Opferstätte verrückter Menschlichkeit, tief in die Nacht geht der wahnsinnige Kampf, und am Morgen ist das blühende Stans ein rauchendes Ruinenfeld, darin die Leichen wie geerntete Feldfrüchte liegen. Nur der Husarenkapuziner, der ihnen unverwundbare Leiber und Engelscharen versprochen hat, ist über die Berge davon.

Hunderte von Luzernern sind — weil es Sonntag ist — auf die unteren Abhänge des Pilatus und auf den Bürgenstock gestiegen, um dem schrecklichen

Schauspiel wie einem Manöver zuzusehen. Heinrich Pestalozzi ist nicht unter ihnen gewesen, aber er hat in Luzern die fernen Kanonenschläge gehört und noch in der Nacht Nachricht von dem Greuel des Tages erhalten. Drei Tage später fährt er hinüber und sieht den rauchenden Kirchhof, wo die Luft nach den verbrannten Leichen riecht und die schwälenden Rauchsäulen der erstickten Brände den Gefallenen die Totenwacht halten. Lebendiges scheint außer den französischen Soldaten, die mit verbitterten Gesichtern noch immer Totengräberarbeit tun, niemand mehr in Stans zu sein; was die Franzosen nicht niedergemacht haben, ist in die Berge geflohen; nur ein Trüppchen Kinder sieht er, das sich in seiner Verzweiflung unter der Kirchmauer geschart hat und, von einigen Soldaten bewacht, kaum anders aussieht als ein Haufe jungen Schlachtviehs. Er vermag nicht weiterzugehen, er hat im Ranzen Nahrung für sich selber mitgebracht, die teilt er ihnen aus, und was er an Geld bei sich hat, gibt er den Soldaten, daß sie ihm Brot holen unten am See, wo schon Kähne mit Nahrungsmitteln angekommen sind. Er spricht mit den Kindern und läßt sichs nicht angehen, daß kaum eines eine Antwort gibt; er vergißt Zeit und Ort um ihrer Not willen und ruht nicht, bis er sie in der Klosterscheune gebettet hat, weil im Kloster selber die verwundeten Soldaten bis in den Gängen liegen; erst, als er sie alle schlafend weiß, sucht er sich selber ein Lager.

So bleibt er drei Tage lang mit ihnen und ist glücklich bewegt, als sich das Trüppchen mehrt; am vierten Mittag findet ihn ein dringender Bote aus Luzern um der fälligen Nummer des Helvetischen Volksblattes willen. Er braucht lange, bis er sich in die Papierwelt seines letzten Daseins zurückbesonnen hat; er schüttelt den Mann, der ihm folgt, jähzornig ab und wäre so ein Armer unter den Ärmsten bei ihnen geblieben, wenn er nicht dem Minister Rengger in die Arme gelaufen wäre, der auch diese Ernte der neuen Regierung besichtigen und einen Bericht machen will: Sollen wir nicht ein paar Tausend Volksblätter kommen lassen, sagt er ingrimmig zu ihm, und die Tränen quellen ihm aus allen Rinnen seines Gesichtes, das Elend einzuwickeln?

Ein Waisenhaus wäre nötiger, sagt Rengger und stellt sich hart wider ihn. Da ist Heinrich Pestalozzi schon am Nachmittag wieder in Luzern, um keine Stunde zu versäumen, die dazu nötig wäre!

72.

Es dauert drei lange Monate, bis die Regierungsherren in Luzern sich einigen, Heinrich Pestalozzi nach Stans zu lassen. Es ist die letzte Wartezeit, doch wird das Vierteljahr ihm länger als Jahre vorher, so drängt die Ungeduld, endlich aus dem Stauwasser seiner Schriften in Fluß zu kommen. Er würde in den höchsten Alpen, ohne Feuer und Wasser, anfangen, wenn man ihn nur einmal anfangen ließe.

Endlich, am 5. Dezember, beschließt das Direktorium der Helvetischen Republik, dem Bürger Pestalozzi die Einrichtung und Leitung eines Waisenhauses in Stans zu übertragen; er wartet die Ausfertigung nicht ab und fährt schon am zweiten Tag danach über den nebeligen See, um bei der Baueinrichtung dabei zu sein. Die Anstalt soll in einem Flügel des Frauenklosters eingerichtet werden, und der Baumeister Schmidt aus Luzern geht mit hinüber, die notwendigen Veränderungen zu machen. Da schon im Herbst eine scharfe Kälte eingefallen ist, sodaß den Bauern die Erdäpfel in den Feldern erfroren, hat der Hunger die Bettelwaisen aus ihren Schlupflöchern in die Häuser gejagt, wo ohnehin schon zuviel hungrige Mäuler sind. Längst schon, bevor er Betten und die sonstige Einrichtung hat, fängt Heinrich Pestalozzi an, Brot zu verteilen und dabei seine Zöglinge zu suchen; als Mitte Januar die ersten Waisen kommen, kann er zunächst an keinen Unterricht denken, so verelendet sind sie.

Es ist nur eine Stube fertig, sie aufzunehmen, und überall in den Gängen werkeln die Bauleute noch mit Staub und Lärm. Tiere können niemals so verwahrlost sein wie diese Menschenkinder, die mit eingewurzelter Krätze und aufgebrochenen Köpfen, viele wie ausgezehrte Gerippe, gelb, grinsend, mit Augen voll Angst und Mißtrauen von den Verwandten oder auch vom Landjäger in den Kreis seiner Liebe gebracht werden. Es ist anfangs kein Platz da, außer einer Haushälterin in der Küche irgendwen zur Hilfe unterzubringen; aber wenn es auch gegangen wäre, Heinrich Pestalozzi hätte es nicht gemocht. Damals in den rauchenden Trümmern hat das Mitleid sein Herz hineingerissen; jetzt aber gilt es das Experiment seiner Lehre, daß auch in dem niedrigsten Opfer der menschlichen Verwahrlosung noch ein Keim läge, der zum Dasein einer sittlichen und freien Menschlichkeit gepflegt werden könne. Er weiß, daß der Zwang einer äußeren Ordnung, Ermahnungen oder gar Strafen das Herz nur verhärten können, aus denen er dem Keim die erste Nahrung geben will; nur die Liebe vermag ihn zu wecken, und was diese Liebe von ihm zu tun verlangt, das vermöchte ihm kein anderer: er schält sie selber aus ihren Lumpen heraus, er wäscht ihnen die Geschwüre und die Krusten der Verwahrlosung ab, als ob er eine Tiermutter wäre in dem Winterlager, wohin sie die Not und die Kälte aus der verschneiten Bergwelt getrieben haben. Er ißt und schläft mit ihnen, ist morgens der Erste und abends der Letzte, der zu ihnen spricht; er weint mit ihren Leiden und lächelt zu ihren kleinen Freuden, sie sind außer der Welt und außer Stans, sie sind bei ihm, als ob sie wieder in den Ausgang ihres Lebens zurückgekehrt wären, um hier den Mut zu finden, nach so vieler Bitterkeit das Dasein noch einmal zu versuchen.

In kaum einem Monat sind es siebzig Waisen, und obwohl allmählich mehr Stuben fertig werden und auch schon fünfzig Betten dastehen, sodaß er ihrer nur zwanzig am Abend heimschicken muß, die nur tagsüber kommen,

ist er immer noch allein unter ihnen. Der Pfarrer Businger, den die Regierung an Stelle des entwichenen nach Stans gesandt hat, und der Bezirksvorsteher Truttmann — beides wohlgesinnte Männer, die tapfer zu ihm stehen — drängen darauf, daß er sich Hilfe nähme. Er fände keinen, der ohne Schaden zwischen ihn und die verscheuchten Seelen seiner Zöglinge treten könnte; er tut selber lieber Unmögliches und hält sich — was niemand sonst vermöchte — als den Geringsten unter ihnen.

Als die Frühlingssonne den Schnee wegschmilzt, daß sich die grünen Matten immer höher hinauf in die weißen Berge heben, ist in der verwahrlosten Schar die Menschlichkeit schon äußerlich zu Hause; die älteren Kinder helfen ihm, daß sich die kleineren sauber halten, die ordentliche Nahrung hat vielen die Backen gerötet, und nun wartet er, daß die Frühlingssonne sie bräune. Einige lockt ihr Straßenblut, und manchmal geschieht es, daß eins in der Dämmerung entwischt, andere kommen dafür wieder: es ist ein wenig wie ein Bienenstock, wenn die Wärme drängt. Er läßt es sich nicht verdrießen, so sehr ihn der Undank und die Untreue schmerzt; denn nun ist er längst in den Dingen mit ihnen, die ihm mehr gelten als ordentliches Essen und saubere Kleidung. Der Seelenfänger hat ihnen die Schlingen gelegt, und ob ihn die Liebe in Mitgefühl hinreißt, wo ein Schmerz oder eine Freude an sie kommen, ob er mit seinen Großvaterbeinen treppauf und -ab rennen muß und zwanzig Hände zu wenig wären, alles das zu tun, was auf ihn wartet: es sind nur die Spinnfäden seiner Absicht, die er unermüdlich um ihre Seelen legt; er selber sitzt still mitten im Nest und wartet auf die Stunden, wo er seine Lehre an ihnen versuchen darf.

73.

Längst hat Heinrich Pestalozzi angefangen zu unterrichten; anfangs ist er sich vorgekommen wie der alte Lehrer, zu dem ihn das Babeli brachte; auch so mit der Ungeduld seines Alters im Gedränge ihrer Wünsche und Fragen: wo es schwer wäre, mit einem Frager fertig zu werden, sind es Dutzende, und dabei sitzen die Trägen noch immer abseits in ihrer Untätigkeit. Doch merken sie bald, wenn er sich laut sprechend hinstellt, daß sie alle nur sein einziger Zuhörer sind. Er lehrt sie, seine Sätze im Chor zu wiederholen, und lockt Antworten heraus, die sie gemeinsam sagen können; täglich gewitzter in dieser Kunst, die auch die Unaufmerksamen in seinen Sprachkreis zieht, entdeckt er das Geheimnis der Klasse, die aus dem Vielerlei von Schülern ein Wesen macht, sodaß es gleich ist, ob ihrer drei oder dreißig dasitzen. Dabei nimmt er sich ängstlich in acht, etwas Fremdes in sie hineinzusprechen; immer lauert er, wo ihre Sinne und Gedanken sind, um sie für sich einzufangen. Irgendwo ist ein Riß in der Wand, der wie ein seltsames Tier aussieht, einen langen Schnabel wie eine Ente, aber Füße wie ein Mai-

käfer hat; ob sie wollen oder nicht, wenn ihre Blicke durch den Raum gehen, hängen sie daran fest: er fängt das Ungeheuer ein in Sätze, die sie ihm willig nachsprechen, weil sie von ihnen selber gefunden sind.

Einige haben Bücher, und ein paar können sogar ein weniges lesen; er zeigt den andern, wo diese Hexenmeisterkunst ihre Herkunft hat. Er läßt sie in den Worten die tönenden und zischenden Laute finden und macht ein lustiges Spiel daraus, ihrer zwei miteinander zu verbinden, jeden einzelnen durchs Abc hindurch; dabei schont er sich nicht, unermüdlich das ba, be, bi, bo, bu mitzusprechen, bis ihm die Stimme in der Brust schartig wird; manchmal kommt er sich vor wie ein Hahn, wenn er schwitzend dasteht und mit ihnen kräht. Bis eine Stunde mit Minuten und ein Tag mit Stunden abgelaufen ist, läßt sich viel hineinfüllen, und Tag für Tag geht es verzwickter zu, vom bal, bel, bil, bol, bul zum balk, belk, bilk: immer anders marschieren die Soldaten aus ihrem Mund auf, bis ihnen alle Übungen, rechts- und linksum, kehrt und vorwärts marsch gleich geläufig sind. Und eines Tages läßt er für die Augen sichtbar werden, was solange nur durch Mund und Ohren ging.

Er hat ihnen keine Fibeln mitgebracht, nur einen Korb mit Täfelchen, darauf die Buchstaben einzeln mit ihren Häkchen und Schnörkeln wie Vögel mit ihren Schwanzfedern prahlen, und er rastet nicht, bis jeder seinen Laut als Namen hat, sodaß er ihn nur zu zeigen braucht, und schon gibt ihm die ganze Klasse Antwort. Sie wissen längst, daß keiner die siebzig Einzelnen verstehen kann, wenn jeder nach seinem Einfall losschreit, und warten das Zeichen ab, das ihnen sein Finger gibt. Sie sind dann wirklich eine Klasse, ein Wesen, das hundertvierzig Ohren und Augen, aber nur einen Takt und darum nur einen Mund hat. Und manche Nacht, während sie schlafen und er allein in der Schlaflosigkeit des Alters wach unter ihnen liegt, bildet sich traumdünn die Ahnung einer Lehrmethode: daß es wie mit den Buchstaben mit allen andern Kenntnissen des Menschen sei, daß sie sich bauen ließen, Steinchen um Steinchen, bis eine Wand, ein Zimmer und schließlich das Haus einer Wissenschaft dastände.

Kühner aber, als jemals sein Kopf ein Gespinst machte, scheint ihm dies: daß auch alles andere, was einen Menschengeist mitsamt der Seele ausmache, seine Denkkraft, seine Fertigkeiten, sein Wille, seine Wünsche, seine Absichten, sein Glauben wie seine Taten, in einem solchen Takt einzufangen sei, und daß, wenn einer erst den Taktstock dazu fände, ihn hundert andere gebrauchen könnten, um überall die wildaufwachsenden Menschenseelen in den Wohlklang der Ordnung einzuführen. Er kann sich dann ein Zukunftsbild austräumen, daß es zwar reich und arm, jedoch nicht mehr die häßliche Anwendung davon gäbe, daß die Habsucht und Willkür des Reichen den Armen unterdrücke und ausnütze; denn das einzige Mittel dieser Geldherrschaft sei die Unwissenheit des Armen: erst einmal im Besitz seiner entwickelten Seelen- und Geisteskräfte, könne er nicht mehr das Opfer herrschsüchtiger Ausbeutung sein!

Was jetzt allerorten geschähe, daß Reiche den Armen helfen wollten durch Wohltätigkeit, sei Täuschung und Selbstbetrug: der Reiche könne dem Armen gar nicht helfen, er habe nichts als sein Geld, und erst wenn sie beide Menschen im Sinne einer solchen Bildung wären, würde einer mit dem andern leben können!

74.

Während Heinrich Pestalozzi so mit seinen Waisen auf der Wanderung nach einer neuen Menschlichkeit ist, wächst das Dickicht der alten ihm rundum die Wege mit Unkraut und Brennesseln zu, daß einem andern der Zweifel kommen müßte, ob er sich nicht mit seinem Eigensinn verirrt habe. Noch immer zieht der Haß seine Schwaden durch die Täler des Nidwaldener Landes; der Aufruhr wurde in Blut und Brand erstickt, aber was ihn heraustrieb, blieb mit tausend Wurzeln lebendig. Für die Stanser ist Heinrich Pestalozzi ein Ketzer, von der Revolutionsregierung gesandt, ihre Waisen und Armenkinder im Unglauben der neuen Zeit aufzurichten, sie den Sitten der Väter und dem Glauben der Heimat mit Teufelslisten zu entfremden. Sie sehen seine verwahrloste Kleidung und achten ihn für einen Landstreicher, der bei der neuen Herrschaft der Lumpen und Schelme untergeschlupft ist.

Aber auch die Freunde fangen an zu zweifeln; sie verstehen nicht, warum er sich allein mit siebzig Kindern abplagt, eigensinnig ihr Lehrmeister, Aufseher, Hausknecht und Dienstmagd in einem und dabei selber zum Erbarmen verwahrlost ist. Sie raten und drängen, doch Gehilfen zu nehmen, damit er endlich aus seiner Anstalt ein richtiges Waisenhaus mache, und sind verstimmt, weil er sich unter Ausflüchten weigert. Er scheint ihnen vom Eigensinn des Alters wie von einem Fieber befallen, und vertrauliche Briefe gehen an die Minister, daß man dem alten Mann mit Gewalt aus diesem Zustand helfen möge. Stapfer aber hält treu und weitsichtig zu ihm, weil er das Experiment fühlt und daß er selber erst zu Resultaten gekommen sein muß, bevor er Hilfe brauchen kann. Er ermuntert ihn auch im Mai, als warme Sonnenbläue die Täler füllt und der See rund an den Ufern in einem Bluft von Blumen zu schäumen scheint, mit seinen Zöglingen einen Ausflug nach Luzern zu machen.

Es ist Sonntag, und sie gehen die drei Stunden zu Fuß, bei Stansstad in Kähnen hinüber nach Hergiswyl und dann zwischen Pilatus und dem See bis Horw, wo sie den weiten Talboden der Allmend von Luzern erreichen. In Horw rasten sie, und da sie früh aufbrachen, sehen sie da erst, wie die Sonne überm Rigi hochschießt. Ein jedes hat Brot im Sack, und Wasser fließt überall aus den Brunnenrohren. Die älteren haben gesorgt, daß sie alle sauber in den Kleidern sind; nur auf ihren Schuhen liegt der Staub wie Mehl, als sie singend über die alte Kapellbrücke in Luzern gehen und die vielgetürmte trutzige Stadt bestaunen. Es ist Sonntag, und viele Leute spazieren auf den Straßen, die den seltsamen Zug und den seltsameren

Mann davor belächeln. Einige kennen ihn von seinem Luzerner Aufenthalt und lupfen den Hut, um ihm kopfschüttelnd nachzusehen. Aber Stapfer, der Minister, hat gesorgt, daß sie nicht unbegrüßt in der Landeshauptstadt sind: auf dem alten Kornmarkt vor dem Rathaus steht einer in blanker Uniform mit einem Leinenbeutel, darin rasseln lauter nagelneue Zehnbatzenstücke der Helvetischen Republik, und jedes Kind bekommt eins zum Andenken in seinen Sack. Sie singen ein Schweizerlied zum Dank, und Heinrich Pestalozzi, dem nichts so fern liegt wie Musik, kräht mit vor Rührung, gar nicht merkend, wie falsch er die Töne nimmt, bis alles hinter ihm lacht.

Auch sonst geschieht den Kindern der Nidwaldener Gutes in dem katholischen Luzern, und wie ein siegreicher Heerhaufe ziehen sie am Nachmittag wieder hinaus. Aber nun hat die Sonne ihre strahlende Bahn durch den Himmel gezogen und aus dem Weltall Glut auf die Erde geschüttet. Die Kinder werden müde, und er muß nun hinter ihnen gehen, die letzten anzutreiben. Dabei ist ihm selber schwül und nicht froh zumut; er hat in Luzern von dem Lauf der Dinge gehört, die für Monate außer ihm gewesen sind: der Krieg ist wieder im Land, überall bläst der Wind hitziger Zeitläufte den Zunder an, und es gilt schon als ausgemacht, daß die Regierung der Helvetischen Republik nach Bern übersiedeln wird, wo ihr der Boden sicherer scheint als hier in der Auffässigkeit der Urkantone. Am Gotthard schlagen sich die Franzosen mit den Österreichern herum, und viel wird gesprochen von den Taten seines Vetters Hotze, der als kaiserlicher General über den Bodensee bis Zürich ins Land gedrungen ist; es kann in einigen Wochen wieder aus sein mit der republikanischen Herrlichkeit. Zu diesen Sorgen tut ihm die Brust weh, und er merkt, wie ihm die Monate zugesetzt haben; der Pilatus zieht verdächtige Wolken an, und als ob über eine ferne Brücke Lastwagen rollten, grollt ein Gewitter in der Luft: er kann sonst über Ahnungen lachen, aber nun ist ein Gefühl da, daß es ihn treffen wird. Gerade gehen sie von Steinrüti gegen Hergiswyl am See hin, der dick und still daliegt, da wird ihm süßlich im Mund, und das Licht tanzt ihm wie Mücken vor den Augen; er will einem Buben, der vor Müdigkeit weint, die Hand geben, da fühlt er sich tiefer zu ihm hinsinken, als es nötig ist, und sieht noch für einen Augenblick die erschrockenen Augen über sich.

Heinrich Pestalozzi meint, er sei gleich wieder aufgewacht, aber es muß wohl länger gewesen sein; nebenan steht ein Wagen, der vorher nicht da war, und im Kreis der Kinder bemühen sich Leute in Hemdärmeln um ihn. Tiefer als im Schlaf war er aus allem fort, nun wie er die Augen aufschlägt, nimmt sein Bewußtsein mit einem Blick den Kreis seines Daseins auf, darin er Kind, Mann und Greis zugleich ist. Rund um diesen Kreis sieht er die Berge spukhaft in den gewitterlichen Dunst des Himmels ragen und fühlt, daß so die Schwierigkeiten um ihn stehen, denen er nichts als die Willenskraft seiner zu Boden geworfenen Natur entgegenstellen kann. Im

gleichen Augenblick setzt er sich auf, von dem ungebeugten Willen kommandiert; da merkt er, daß Blut in seinem Mund ist.

Darüber erschrickt er tief und läßt sich nun willig in den Wagen heben. Die von den Kleinen am müdesten sind, müssen zu ihm, und so im Schritt vor seiner Schar her geht es heim. Einer hat sich neben den Knecht gesetzt, und der läßt ihm die Zügel, weil er den Gaul kennt. Heinrich Pestalozzi muß wehmütig an den Tag denken, wo er mit dem Großvater nach Höngg fuhr und auch so unabläßig an den Zügeln rupfte, wie nun der Knabe vor ihm: Ich habe mirs nicht abgewöhnt bis heute, lächelt er, wo ich selber ein Großvater bin, und alles, was ich in die Hand nehme, ist so geblieben; wenn mir jedes so in Ordnung ginge, wie hier dem Gaul und dem Knecht, ich würde auch die Zügel so gleichmütig hängen lassen; aber nun bin ich dreiundfünfzig und über meine Jahre gealtert, gar noch krank, und habe erst den Anfang vom Weg gefunden. Ich müßte wohl den Gaul für ein paar Wochen in den Stall tun; doch ist er unabkömmlich, weil wir noch weit mit dem Abend müssen.

75.

Die zweite Woche seit seiner Wallfahrt nach Luzern ist noch nicht ins Land gegangen, als Heinrich Pestalozzi eines Mittags durch Trommelwirbel aufgeschreckt wird. Wie er ans Fenster läuft, rücken die schweizerischen Soldaten, die gegen Engelberg und Seelisberg hinauf als Rückendeckung der Franzosen aufgestellt sind, eilig in Stans ein: die Österreicher kommen, heißt es, und die im Uri geschlagenen Franzosen seien über den See zurück. Die Panik des Krieges ist wieder in Stans, bevor ein Schuß in den Nidwaldener Bergen fiel; wer noch bewegliche Habe hat, flüchtet sie in die Sennhütten hinauf, händeringende Weiber und trotzige Männer kommen, ihre Kinder zu fordern, und Heinrich Pestalozzi vermag nicht, sie zu halten. Als ob eine Mure vom Stanserhorn niederginge, läßt er die andern ihre Bündel raffen, zur Flucht bereit zu sein. Gerade hat er sie um sich versammelt im Arbeitssaal, da fällt ein Schuß; die Kinder schreien, einige laufen ihm zu, viele aber auch hinaus auf die Gasse, sich noch in die Berge zu retten.

Als danach alles still bleibt — die Alarmnachrichten waren falsch, und auch der Schuß ist nur einem hitzigen Sennbuben losgegangen — sitzt kaum noch die Hälfte seiner Kinder da. Zwar kommen im Nachmittag noch einige wieder, auch finden sie andere weinend irren, als sie gegen Abend den Ort absuchen: aber die Besorgnis bleibt über ihnen wie die schwarze Wolkendecke, die sich mit dem Abend vom Entlebuch herüberdrängt. Die Kinder schlafen sich schließlich in angstvolle Träume ein; Heinrich Pestalozzi bleibt wach: seit seiner Ohnmacht fühlt er, daß es in Stans zu Ende geht. Mit einer Kerze in der Hand wandert er um Mitternacht von Bett zu Bett; einigen, die sich stöhnend wälzen, legt er seine Hand auf die Stirn, daß sie, erwachend, ins

Licht blinzeln und vor seinem Gesicht mit einem erlösten Lächeln um die Lippen einschlafen. Nachher sitzt er noch, bis das Licht niedergebrannt ist, streicht in seiner Liste die Schäflein an, die ihm fehlen, und denkt den einzelnen nach, wo sie wohl seien. Bald aber wandern die bekümmerten Gedanken auf einsamen Höhen, wo er mit seinem Werk allein ist. Was auch mit den Kindern geschieht, für keins — das fühlt er sicher — ist die Zeit vergebens gewesen: aber sein Werk, wenn er es jetzt abbrechen muß, ist verloren. Es ist ihm wie einem Kundschafter im wegelosen Dickicht; er hat sich durchgearbeitet, bis er eine getretene Fußspur fand, die ihn zum Weg führen muß: da reißt ein Bergbach die Schlucht vor ihm auf, und ob er drüben die Spur deutlich weiter gehen sieht, er kann nicht hinüber.

Andern Tags ist alles vorbei, als ob es nur böse Träume gewesen wären; die Bauern sind wieder bei ihrer Arbeit, und die Soldaten in den Quartieren singen Schweizerlieder. Die Sonne geht ihren strahlenden Lauf, als wolle sie es diesmal zwingen, über die Ermattung des Mittags fort in den unendlichen Himmel hinein zu steigen. Noch ein paar Kinder wagen sich unsicher wieder herzu, und als nach diesem Tag noch ein zweiter und dritter die weißen Sommervögel durch sein dickes Blau schwimmen läßt, fängt auch Heinrich Pestalozzi an, den Nacken zu heben. Am dritten Abend sitzt er scherzend und fragend mit ihnen bei der Hafersuppe, da ruft ihn ein Bote eilig zu dem Regierungsstatthalter Zschocke.

Der empfängt ihn mit einem Blatt in der Hand. Er habe Stafette bekommen, daß am frühen Morgen der General Lecoube einrücken würde; er müsse Platz besorgen für einige tausend Mann und ein Hospital für die Verwundeten und Kranken herrichten, dazu habe er keinen andern Platz als das Waisenhaus. Obwohl Heinrich Pestalozzi beim ersten Wort weiß, daß ihm nun das Brett unter den Füßen fortgezogen wird, damit er noch über den Bergbach zu kommen hoffte, kämpft er wie ein aufgescheuchtes Tier für sein Nest und seine Brut. Aber nun ist er mit allem Ruhm seiner Bücher und mit der ewigen Absicht seines Werkes nur der Bürger Pestalozzi, der Mann aber steht mit der Regierungsgewalt da und löst das Waisenhaus auf. Weil er nicht wie die Nidwaldener kämpfen und sterben kann, sondern dem Federstrich gehorchen muß, erfüllt er bitteren Herzens den Rest seiner Pflicht. Er teilt jedem Kind doppelte Kleidung, Wäsche und einiges Geld aus für das Notwendigste, rechnet mit dem Statthalter ab und übergibt ihm von den sechstausend Franken, die ihm das Direktorium bewilligt hat, den Rest mit dreitausend Franken — mehr hat er nicht gebraucht in den fünf Monaten mit all den Kindern. Noch eine Nacht geht er in seiner schlafenden Herde ruhelos umher, nimmt in der Frühe weinenden Abschied von ihnen allen, deren Vater er durch seine Liebesgewalt geworden ist, und am Nachmittag, als die ersten Franzosen einrücken, fährt er nach Stansstadt hinunter mit dem, was er für bessere Zeiten retten will. Wieder einmal sitzt er auf

einem bepackten Wagen, diesmal auf Säcken neben einem Knecht, der ihn gleichmütig in sein ungewisses Schicksal hinaus kutschiert; es ist ein Appenzeller, der den Pferden mit der Peitsche die Fliegen vertreibt und dazu mit halber Kehle seine heimatlichen Jodler singt, als ob es eine Lustfahrt wäre. Er fühlt die Schmerzen in seiner Brust heftiger, und die brennende Angst fährt mit ihm, daß er nun sterben muß: dann ist alles umsonst gewesen, was er Unmenschliches in diesen Monaten ertrug; denn er allein weiß, daß er in Stans den Weg zur Befreiung der Menschheit entdeckt hat, kein anderer kann fortsetzen, was für ihn selber ein tastend beschrittener Anfang, aber darum doch das Ergebnis vieler Tausend fiebernd benützter Stunden ist.

Immer noch läuft eine letzte Hoffnung hinter dem Wagen her, daß die Luzerner Freunde mächtiger sein könnten als der Regierungsstatthalter; als er ankommt in der vieltürmigen Stadt, muß er erfahren, daß die Regierung der in tausend Nöten gefährdeten Helvetischen Republik nach Bern ausgeflogen ist.

76.

Es ist ein heißer Julitag, als Heinrich Pestalozzi durch das breite Entlebuch ins waldige Emmental hinüber und durch seine reichen Dörfer nach Bern hinunter fährt. Die Fahrt über die holprigen Bergstraßen bekommt ihm schlecht, und als er spät abends anlangt, fühlt er sich sterbenselend. Bis zum Schluß sind die Bauleute im Kloster zu Stans gewesen, und wenn er hustet, meint er noch den scharfen Kalkstaub in der Lunge zu spüren. Trotzdem ist er am andern Morgen schon früh beim Minister Stapfer. Der erschrickt, wie er ihn sieht, und rät ihm, den ungewollten Urlaub vor allem zu einer Kur zu benutzen, damit er wieder zur Arbeit fähig sei, wenn nach dem Krieg die Anstalt neu eingerichtet würde. Da er zu einer Sitzung muß, übergibt er ihn seinem Kanzleivorsteher Fischer, einem ehemaligen Theologen, der ihn auch schon in Stans besucht hat und hingerissen war von seiner Arbeit.

Der bietet ihm willfährig seine Begleitung an, wohin er auch wolle, und ehe Heinrich Pestalozzi sich beiseite tun kann, hat er ihn auch schon eingefangen mit klugen und ehrlichen Fragen. Es findet sich, daß sie Leidensgenossen sind, indem auch er den Traum seines Lebens an die Schule gehängt hat. Er ist Schüler bei dem Philanthropen Salzmann in Schnepfental gewesen und will nun in Burgdorf eine Musterschule, wenn es erreichbar ist, ein Lehrerseminar einrichten. Es ist das selbe Lehrerseminar, das Stapfer ihm selber in Aarau angeboten hat, und obwohl sich Heinrich Pestalozzi im stillen wundert, wie unbekümmert sein Nachfolger die Schwierigkeiten übersieht, die ihm fast das Leben kosten, ist er ihm doch dankbar, weil er die Lauterkeit in seinem Wesen spürt. Er bleibt ziemlich den ganzen Tag mit ihm zusammen und erwirbt durch ihn eine Bekanntschaft, die in seine gehetzten Tage eine breite Pause bringt: noch am selben Abend sitzen sie zu einem Mann aus

dem Bad Gurnigel, namens Zehender, der seine Schriften liebt und sein Märtyrertum in Stans glühend bewundert. Der lädt ihn ein, einige Wochen bei ihm da oben in der reinen Gebirgsluft zu wohnen und von der Quelle zu trinken. Stapfer und Fischer reden ihm dringend zu, und da der Mann mit seinem Wagen andern Tags zurück muß, kommt Heinrich Pestalozzi schon am Abend mit ihm auf dem Gurnigelberg an.

Ein verrauschtes Gewitter hat ihnen einen Regen nachgeschickt, der die Talweite unter ihnen mit Nebelschwaden bedeckt; auch wirft ihn sein Elend nun ganz hin, sodaß sie ihn fast aus dem Wagen ins Haus tragen müssen. Den andern Tag läßt ihn sein Gastfreund nicht aus dem Bett, auch den zweiten nicht: da es draußen doch noch regne. Am dritten Morgen liegt er schon lange wach und wartet mit Sehnsucht auf den Tag; als die Fensterscheiben in der Morgenröte warm werden, springt er mit beiden Füßen aus dem Bett und reißt ein Fenster auf, seine Faulheit zu lüften. Er tritt erschrocken zurück vor der blauen unendlichen Weite; in einer überirdischen Bläue sieht er das Tal zu seinen Füßen liegen, unermeßlich und schön; er hat noch nie eine so weite Aussicht gesehen, und das Glück davon überwältigt ihn so, daß er die Hände wie ein Kind danach ausbreitet. Fast ängstigt ihn die Höhe, aber als er nach rechts und links äugt, sieht er die hohen Baumgruppen; er fühlt den Wald und den Berg hinter sich als sicheres Ufer, von dem aus er über das Meer der morgendlichen Erde tief unter sich hinsieht. Und ehe sich noch die Worte dazu bilden, ist ein Gefühl in ihm, wie wenn da unten sein eigenes Leben läge: aus den blauen Seeweiten der Kindheit durch die ruhelose Brandung seiner Mannesjahre bis auf die Bergkanzel dieser Stunde hinauf.

Aber wie er sich umwendet, ist sein niedriges Menschenzimmer wie ein Kästchen ganz getäfelt und auf dem runden Birnenholztisch liegt ein Buch, das ihm bekannt scheint: „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts" steht auf dem Titel. Er weiß nicht, warum ihn die Erschütterung hindert, es in die Hand zu nehmen; er sieht sich wieder in dem Sterbezimmer seiner Mutter daran schreiben — als ob es gestern oder vor hundert Jahren gewesen wäre, so nah und so fern — fast meint er, es wäre dasselbe Zimmer, aber seine Augen suchen vergebens in den fremden Sachen. Er ist wieder mitten drin im hochmütigen Elend jener Tage; die Brandung spritzt, und er fühlt sich versinken in die Tatenlosigkeit der endlosen Mannesjahre: da weiß er, es ist kein Ufer, an dem er gesichert steht, es ist nur eine Insel, ein Stein im Meer, darauf ihn die Brandung geworfen hat.

77.

Sechs Wochen lang ist Heinrich Pestalozzi auf dem Gurnigel, von lieben Menschen treu gepflegt. Die reine Höhenluft heilt in seiner Lunge aus, was

Kalkstaub und Abc-Geschrei darin verwüstet haben. Es sind noch andere Kranke oben, auch Gesunde, die vor der herrlichen Natur in Schwärmerei vergehen. Seit seinem ersten Morgen vermag er nicht mehr in die blaue Talweite hinunterzublicken, ohne an sein verlassenes Werk zu denken. Er sieht unter allen Dächern die Wohnungen der Menschen und weiß, von wieviel Verwahrlosung jede Wohlhabenheit da unten umgeben ist. „Meine Natur ist der Mensch," sagt er den Schwärmern, und eines Morgens ist er mit seinem Stock und Ranzen nach Bern unterwegs. Er hat keinen Wagen gewollt; es tut ihm wohl, so bergab schreitend den Takt seines fröhlichen Marsches zu fühlen: alle lebendigen Dinge gehen im Zweischritt, hat er dem besorgten Zehender zum Abschied gesagt, nur das Leblose und Kranke rollt auf Rädern.

Zum Mittag hat er die sechs Stunden bis Bern hinter sich, und als Rengger und Stapfer, die beiden Minister, aus einer gemeinsamen Sitzung noch etwas zu besprechen haben, das sich auf dem Heimweg besser als im Betrieb der kommenden und gehenden Posten erledigen läßt, läuft er ihnen buchstäblich in die Arme und lacht mit seinem Runzelgesicht wie ein Knabe, der aus den Ferien wiederkommt. Er will Kinder haben, es ist ihm gleich wo, an denen er seine Versuche fortsetzen kann, bis sein Waisenhaus in Stans wieder kriegsfrei ist; und noch in derselben Viertelstunde schlägt ihm Stapfer vor, nach Burgdorf zu gehen, wo auch Fischer seit einem Monat sei und an dem Statthalter Schnell wie an dem Doktor Grimm einsichtige Helfer habe. Als Heinrich Pestalozzi das Wort hört, fährt ihm eine halbvergessene Erinnerung auf, wie ihn der Vorwitz eines Morgens dort in die Hintersassenschule brachte; er nimmt es als eine Fügung, auch scheint es ihm eine Erleichterung, in Burgdorf nicht wieder einsam zu sein. In seiner Fröhlichkeit sagt er gleich zu, so kann Stapfer die Eingabe ans Direktorium vorbereiten, er selber macht sich am andern Morgen gleich unterwegs, sein neues Arbeitsfeld abzuschreiten.

Über Nacht gibt es Regen, und er muß die Post nehmen; ein guter Zufall setzt ihm den Statthalter Schnell aus Burgdorf in denselben Wagen. Der kennt ihn, hat am Abend vorher schon durch Stapfer von seinen Absichten gehört und ist begeistert, dem berühmten Verfasser von Lienhard und Gertrud gefällig sein zu können. Die Fahrt wird in Gesprächen kurz, und in Burgdorf muß Heinrich Pestalozzi sein Gast sein; auch der Doktor Grimm wird Hals über Kopf zu Tisch geladen, und es ist eine wahre Verschwörung, wie sie ihm alles einrichten wollen. Sie wundern sich, daß er gerade an der Hintersassenschule lehren will, und wollen ihm das ärmliche Lokal erst zeigen. Er erzählt ihnen von dem Morgen, wo er vorwitzig hinein sah, und ist fast ausgelassen vor Erwartung. Gegen den Abend, als der Regen endlich nachläßt, macht er noch einen Gang zum Schloß hinauf, das eine kleine Festung vorstellt, aber augenscheinlich seit langem verwahrlost ist. Das äußere Tor hängt offen in den Angeln, und an dem innern läutet er so lange vergebens, bis er merkt, daß die Schlupftür geöffnet ist. Die Kiesel im Schloßhof sind vom

Gras überwachsen, hinten steht eine Linde, und als er bis an die Mauer geht, fällt der Berg da fast senkrecht in die schäumende Emme, die ihn im Bogen umfließt. Es nisselt immer noch, und sein Rock ist längst feucht; er merkt es nicht, er hat zuviel gesprochen bei den Männern da unten, und nun sind die Gedanken wie eine Krähenschar, die nicht zur Ruhe kommt.

Er hat es Mord genannt, wie die Kinder bis ins fünfte Jahr im sinnlichen Genuß der Natur bleiben, wie sie sehen, sprechen und ihre andern Sinne gebrauchen lernen, und sich von selber eine natürliche Anschauung der Welt in ihrer Seele aufbauen: wie sie dann aber gleich Schafen zusammengedrängt in eine stinkende Stube geworfen würden, um der fremden, sinnlosen Buchstabenwelt ausgeliefert zu sein! Nun denkt er, wie auch die Moral und das Gesetz, selbst die Religion und ihre Tugenden von hier aus der jungen Menschenseele aufgenötigt würden und dadurch leicht das bittere Beigefühl lebensfeindlicher Mächte behielten; sodaß, was dem Leben des Menschen einen höheren Sinn geben solle, im Gefühl der Armen als Mittel der Unterdrückung bliebe. Seine Gedanken können es noch nicht greifen, aber er fühlt sie dicht daran: daß er alles, was nur aus dem Buchstaben gelernt würde, als fremd und gleichgültig in seinem Unterricht ausscheiden, daß er den Naturgang der ersten fünf Lebensjahre weiterführen möchte; nicht, um es den Kindern bequemer zu machen, sondern um die Unnatur aus dem Wachstum des Menschen zu nehmen.

Er ist so versessen in diese Gedanken, daß er garnicht hört, wie jemand von hinten zu ihm kommt und ihm die Hand auf die Schulter legt. Als er sich umkehrt, ist es Fischer, der ihn zufällig aus seinem Fenster gesehen hat: Wir sind die einzigen Menschenseelen in dem ganzen Gebäude, sagt er erklärend zu ihm; aber Heinrich Pestalozzi ist noch viel zu sehr bei den Reitversuchen seiner stolzen Gedanken, um ihn wörtlich zu verstehen: Dann müssen wir jeden Tag den Berg hinunter traben, sagt er und muß hellauf wie ein Knabe lachen, so rasch springt ihm aus der abendlichen Grübelei ein Scherz auf: Zwei Narren in einem leeren Schloß mit einem Steckenpferd, das wird ein schönes Rittertum, wenn wir ausreiten.

78.

Nach acht Tagen kommt Heinrich zum zweitenmal aus Bern; diesmal in einem heiteren Wolkenwetter zu Fuß; die Verwaltungskammer hat ihm im Schloß ein Zimmer als Wohnung eingeräumt und für die Hintersassenschule die Lehrerlaubnis erteilt. Der Schulmeister Samuel Dysli muß ihm einen Teil von seinen dreiundsiebzig Schülern überlassen; weil aber nur eine Stube da ist, vereinbaren sie einen Strich, der die Klassen trennt: auf der einen Seite stellt sich Heinrich Pestalozzi auf und fängt wieder tapfer an, aus der Sprache die Buchstabenlaute abzulösen; auf der andern wandert der Schuhmacher von einem zum andern und behört den Heidelberger Katechismus.

Er kann es nicht verwinden, daß man ihm den alten Landstreicher in die Schulstube schickt, die doch mit dem Haus sein angeerbtes Eigentum ist, und wenn er in der Folge das unaufhörliche Geschrei hört, wie der andere die Kinder abrichtet, im Chor zu sprechen, wobei er selber mitkräht, wenn er sieht, wie sie keine Bücher und Schreibhefte, nur eine Schiefertafel haben — nie hat er solch ein Schreibzeug gesehen — darauf sie mit dem Griffel allerlei Winkel und Figuren kritzeln: glaubt er einem Tollhäusler zuzusehen. Er versucht, ihm zur Beschämung, mit seiner Schar die gewohnten Dinge zu treiben, aber auch die ist von dem seltsamen Wesen angesteckt, hat Augen und Ohren auf der andern Seite; und weil er sich scheut, vor den Augen dieses Narren wie sonst mit dem Stock drein zu fahren, frißt ihm der Ingrimm über die Vergewaltigung Stunden und Tage auf. Er sieht bald, daß einer von ihnen beiden hier unmöglich wird, und da es seine eigene Werkstatt ist, aus der er sich hinterlistig verdrängt sieht, richtet er sich auf den Krieg ein.

Wenn Heinrich Pestalozzi, der ihn im Eifer meist ganz vergißt, ihn kollegialisch ansprechen will, stellt er den gekränkten Stolz seiner Bildung zwischen sich und ihn; denn er hat bald gemerkt, daß der andere den Firlefanz nur treibt, weil er weder den Katechismus noch sonst etwas nach der Vorschrift kann. Der Wurm der Kränkung will ihm unterdessen das Herz abfressen, und schließlich geht er zum Pfarrer. Dem ist es verdächtig, sich in diesen Handel zu mischen, weil er die Hintermänner kennt; doch gibt er ihm Lienhard und Gertrud mit, damit er sehe, was für ein Wundertier dieser Mann sei. Samuel Dysli hat schon gehört, daß es ein Romanschreiber ist, doch macht es ihm zu viel Mühe, so dicke Bücher zu lesen; er blättert nur höhnisch darin herum, und so findet er die Stelle, wie es dem alten Schulmeister in Bonnal geht und wie sich der stelzbeinige Leutnant mit allerlei Schleicherkünsten an seiner Stelle einnistet. Nun weiß er Bescheid, und während Heinrich Pestalozzi schon wieder besessen von seiner Absicht ist und gleich einem Specht an der Anschauungskraft der Kinder herumklopft, bearbeitet Samuel Dysli die Väter, und eines Sonntags halten die Burgdorfer Hintersassen eine Art Landsgemeinde in seiner Werkstube ab: wenn die Bürger und Herren schon ihre Narrheit mit der neumodischen Lehrart hätten, möchten sie die Probe auch an den eigenen Kindern machen!

So aufgereizt sind sie, daß sie es nicht bei dem Beschluß belassen; als Heinrich Pestalozzi am Montag danach um sieben Uhr in die Schulstube kommt, sitzen auf seiner Hälfte nur noch drei Kinder und heulen. In der ersten Bestürzung ist er töricht genug, den Dysli zu fragen; der läßt den Katechismus herunter schnurren, als ob er ihn extra für ihn aufgezogen hätte. Da merkt er, daß ihm einer das Uhrwerk abgestellt hat; doch kann er seinen Jähzorn noch meistern und geht hinaus. Und nun meint er, daß der Schulmeister ihn wiederkennen müsse; denn wie damals an dem Morgen kommt er ihm nach bis in die offene Tür. Auch sonst stehen die Leute an den Fenstern und auf

der Gasse, und er sieht im Vorbeigehen, daß sie die Kinder hinter sich halten, als ob sie ihre Brut vor dem Wolf schützen müßten. Einige vermögen ihre Schadenfreude nicht zu meistern und rufen ihm nach; ein Flickschneider, der ein Schwager des Dysli ist, verfällt auf die Rache, laut zu buchstabieren: b u bu, b e be, b a ba! Die ganze Gasse ist begeistert davon, und so muß Heinrich Pestalozzi Spießruten laufen durch sein höhnisches Echo, daß ihm noch nachkräht, als er schon im Oberdorf ist.

Er will zu seinen Freunden, aber weder den Statthalter Schnell noch den Doktor Grimm trifft er zu Hause, und Fischer ist für ein paar Tage nach Bern gereist. So geht er kopfschüttelnd und trotz seiner Großvaterschaft dem Weinen nahe wie ein Knabe den steilen Schloßweg hinauf. Der Hof ist leer wie immer, und die Sonne malt die verzogenen Schatten der Dächer hinein, als ob auch die ihm Fratzen schneiden wollten. Es ist ihm für den Augenblick gleichgültig, wohin er geht, weil jeder Schritt zwecklos ist; so tritt er unter die Linde und starrt über die Mauer in die glitzernde Emme hinunter. Auch da unten sind noch Hütten der Hintersassen, denen er aus der hilflosen Armut helfen will, aber die bellen ihn an wie Hunde. Der Abend fällt ihm ein, wo er zum erstenmal hier stand und das von dem Steckenpferd sagte. Nun haben sie mir auch das fortgenommen, denkt er, und jetzt laufen ihm richtig die trotzigen Tränen übers Gesicht, daß er ihre Schärfe in den Mundwinkeln schmeckt.

79.

Das Erlebnis geht Heinrich Pestalozzi so nah ans Herz, daß er an diesem und auch am folgenden Tag das Schloß nicht verläßt, obwohl er Hunger leidet. Dann kommt Fischer aus Bern zurück, hört schon im Stadthaus, wo er aus der Post steigt, von dem Aufruhr der Hintersassen, und nun erlebt der Geschlagene, was treue Freundschaft für ihn vermag: Grimm und Schnell helfen, und noch in derselben Woche steht Heinrich Pestalozzi in der Buchstabier- und Leseschule der Margarete Stähli, wo er seine Versuche ohne Widerstände fortsetzen kann. Da sind nur zwei Dutzend Kinder in einer hellen Stube, und die Jungfrau bescheidet sich, ihm eine Gehilfin zu sein. Er ist zwar im Anfang noch verscheucht, man möchte ihn noch einmal aus der Schulstube fortschicken, und hält sich ängstlich an die äußeren Vorschriften — täglich von acht bis sieben Uhr, die Mittagspause abgerechnet, steht er in seiner Klasse — aber indem er nun nicht mehr wie in Stans durch die wirtschaftlichen Sorgen als Hausvater belästigt und bedrückt wird, auch keine verwahrlosten Bettelkinder, sondern gepflegte Bürgertöchter vor sich hat, kann er sich ungehindert dem Abc der Anschauung widmen, das ihm als die Grundlage aller Kenntnisse und Fertigkeiten täglich geläufiger wird. Noch immer geht er von seinem vorgefaßten System aus; er verläßt sich auf seinen Instinkt, daß der für jeden Unterricht den natürlichen Anfang finden

wird. Namentlich im Rechnen versucht er nun, von den kindlichen Zählspielen ausgehend, zu den Schwierigkeiten der vier Spezies zu gelangen. Er ist wie ein Chemiker im Laboratorium, immer neue Mischungen versuchend, bis er die rechte Verbindung gefunden hat; und die Jungfrau Stähli geht ihm mit gemischter Verwunderung zur Hand.

Unterdessen spielt das Kriegstheater auf Schweizerboden seine europäischen Stücke, und es sieht nicht aus, als ob er sobald wieder nach Stans käme: über den Gotthard drängen die Russen unter Suworow, und über Zürich ins Glarner- und Einsiedlerland die Österreicher unter seinem Vetter Hotze, der ein berühmter Kriegsheld geworden ist. Aber Hotze fällt bei Schännis, Masséna nimmt Zürich ein — wobei Lavater durch einen betrunkenen Grenadier schwer verwundet wird — und als Suworow die Franzosen nach dem mörderlichen Kampf um die Teufelsbrücke zurückgedrängt hat bis Flüelen, sind die Kaiserlichen überall geschlagen, und er muß sich seitwärts in böser Jahreszeit über den Kinzig-, den Pragel- und den wüsten Panixerpaß ins Rheintal retten, wo er ohne Pferde und Geschütze ankommt und mit dem Rest seiner Scharen die Schweiz bald verläßt. Als Bonaparte, aus Ägypten heimkehrend, sich zum ersten Konsul der Franzosen macht, hat er die Schweiz ganz in der Hand, und den Urkantonen vergeht die Hoffnung, daß ihnen fremde Hilfe aus der Helvetischen Republik in die Kantonsherrlichkeit zurück helfen könnte.

Im Bernischen sind die Kriegsschläge nur von fern hörbar gewesen, aber viele Heerhaufen rückten durch, und jeden Abend sank die Sonne in eine Nacht voll ungewisser Furcht. Heinrich Pestalozzi hat in Stans erlebt, was die ruhmvollen Taten der Kriegshelden in der Nähe bedeuten, wie aus einer blühenden Landschaft ein Schlachtfeld wird, darin die Dörfer brennen und die Verwundeten mit ihren Blutlachen zwischen Leichen auf den Straßen und in den Feldern liegen, während in den Bergställen und in Felsschlüften Frauen und Kinder schreckensbleich die Schießerei abwarten, bis der Hunger sie doch in das Unheil hineintreibt. Er kann nur auf den Tag warten, an dem dieser Kriegsbrand endlich gelöscht sein wird; es wird auch für ihn der Tag sein, wo er für sein Werk gerüstet dastehen muß.

Darüber fallen auch die Blätter dieses Jahres und eines Tages im November, als der Regen schon eiselt, erfährt er, daß die Regierung ihn nicht nach Stans zurücklassen will. Er hat gewußt, daß sich Stapfer seit dem September vergebens darum bemühte, und ist gefaßt, daß ihm die Tür nicht wieder geöffnet würde, die der Krieg zuschlug; aber die Hoffnung hat doch jeden Abend auf seinem Bettrand gesessen, wenn er mit den Kleidern auch die Mühsale des Tages auf den Stuhl legte. Im äußeren Schloßhof steht noch ein Tretrad über dem tiefen Brunnen, der bis in den Talgrund reicht; er ist einmal vorwitzig hineingestiegen, das sonderbare Hand- und Beinwerk zu probieren; nun träumt er in der Nacht, der Strick mit dem Eimer sei abgerissen, während er in den Sprossen stände, sodaß er die Radtrommel,

des Gegengewichtes beraubt, nur immer um sich selber drehen müsse. Er tröstet sich zwar in der Folge, daß er für seine Versuche in der hellen Stube der Jungfrau Stähli besser aufgehoben sei als in dem Kalkstaub des Stanser Waisenhauses, aber der Lebensstrang seiner Arbeit ist ihm doch schmerzlich abgerissen, und unruhig fängt er an zu suchen, wo er ihn nach dieser Probierzeit wieder einhaken könne. So kommt es, daß er mit dem Ende des Jahres von neuem an seinen Neuhof denkt.

Dieses Ende marschiert mit den Schritten der allgemeinen Not, wie keines vorher, als ob es die Leidensreste des vergehenden Jahrhunderts noch über der Schweiz ausgösse, die durch die Kriegszüge verwüstet und von den Franzosen mit Millionen von Kriegskosten ausgesogen ist. Als er für die Weihnachtstage nach dem Neuhof fährt, wandern Scharen von Bettlern über die winterlichen Straßen, sodaß er wehmütig an seine Flugblätter und das Helvetische Volksblatt denkt, darin er sich und dem Schweizervolk so herrlich viel von der neuen Ordnung der Dinge versprach.

Er findet Anna, die er in Hallwyl abholt, mit eisengrauem Haar; sie hat die Sechzig hinter sich, und sie sind nun die Großvatersleute, die zum Besuch aufs Birrfeld kommen. Da schaltet die geborene Fröhlich, und Lisabeth hilft ihr, auch die schlimmen Dinge tapfer zu überstehen; sie müssen den Hof allein halten; denn Jakob ist trotz seiner dreißig Jahre ein übellauniges Gebreste. Es wird trotzdem ein inniges Weihnachtsfest, die Großmutter hat aus Hallwyl den Enkelkindern viel Liebes mitgebracht, und die fünfjährige Marianne vermag schon Christlieder zu singen, in die der dreijährige Gottlieb selbstbewußt einstimmt. Als danach die heiligen Tage zwischen Weihnachten und Neujahr mit Rauhreif kommen, der in der Sonne mit Millionen Kristallen funkelt, ist es für Heinrich Pestalozzi mehr als die Insel auf dem Gurnigel, es ist die Küste, von der er ausfuhr, und fast scheint es ihm, dies sei die Heimkehr. Täglich schreitet er die Gärten ab bis in die Ackerbreiten hinein, und bald hat er einen Platz gefunden, auf dem ein neues Waisenhaus stehen könnte, größer und gesicherter als sein Versuch vor fünfundzwanzig Jahren.

Silvester, als sich die Kälte in einen näßlichen Nebel gewandelt hat, wandert er zufällig durch das Gehölz bis nach Brunegg auf den Waldkamm hinauf. Er weiß, das kleine Schloß steht seit der neuen Ordnung mit leeren Fenstern da, aber wie er hinzukommt, ist an der verschlossenen Tür ein vergilbter Zettel angeheftet, daß die Regierung den verlassenen Besitz mit sechzig Jucharten Wald und Weide zum Verkauf ausbietet. Er braucht gar nicht zu überlegen, der Plan steht gleich wie eine Eingebung da: Schloß Brunegg zu erwerben und mit dem Neuhof zu vereinigen in einem Besitztum, auf dem sich ein helvetisches Waisenhaus wohl einrichten und halten ließe. Die Seinigen wissen nicht, warum er allein an dem Abend fröhlich ist, während ihre Wehmut dem scheidenden Jahrhundert die Totenwacht hält; nur Anna, die das Wetterglas seiner Stimmungen besser kennt als sie, merkt bald, daß

er irgend etwas im Schilde führt. Wie dann die Standuhr auf dem Gang ihre zwölf Schläge mit dem gleichen schnarrenden Klang wie sonst getan hat, und sie alle, die im Schein der Lampe darauf warteten, sich den Menschenkuß geben, nimmt er sie wie in den jungen Zeiten bei der Hand und führt sie aus dem Kreis der andern hinaus in die Nacht, die durch die Erschütterung der Glocken aus ihrer Stille aufgeschreckt und von Menschenlichtern nah und fern durchleuchtet mit ihren Geheimnissen in die Wälder zu flüchten scheint: So war die Nacht, wo ich mit Menalk auf dem Lindenhof stand, sagt er draußen zu ihr, als sie unsicher schreitend den Landweg nach Brunegg gehen: nur daß wir damals die Glocken in uns selber hatten, und draußen war es still. Das ist das Schicksal dieser Zeit gewesen, daß jeder in seinem Gehäuse saß; das einzige, was die Menschen miteinander verband, hießen sie ihre Bildung: ich heiße es ihre Ungläubigkeit. Das neunzehnte Jahrhundert der Christenheit wird wieder einen Glauben wie zu Zwinglis Zeiten haben, aber es wird das Jahrhundert der Menschlichkeit sein, wo die guten Werke nicht mehr für einen guten Platz im Himmel getan werden. Wer die ewige Seligkeit erst im Himmel anfangen will, hat sie schon versäumt. In Indien, heißt es, werden die Heiligen ihrer auf Erden teilhaftig, indem sie ihre Wünsche und Begierden Gott zum Opfer darbrächten. Das heißen sie Nirwana oder in Gott ruhen; aber Gott hat auch unsere Wünsche und Begierden gemacht, nicht daß wir sie töten, sondern seinen Willen damit erfüllen. Wenn wir Gott selber in unsern Wünschen und Begierden haben, können sie kein Hindernis mehr sein. Ihre Seligkeit heißt, in Gott zu ruhen; unsere wird sein, Gott zu tun.

Sie sind unter Brunegg stehengeblieben, weil es ihn angestrengt hat, im Steigen soviel zu sprechen; nun sagt er ihr seinen Plan eines neuen Waisenhauses auf dem Neuhof. So bist du der Alte geblieben? fragt sie, und er sieht in der ungewissen Helligkeit der Winternacht, wie sie selber die Antwort dazu lächelt. Ihm aber ist es auf einmal zumut, als ob er wieder in der Zeremonie das Vaterunser sprechen müsse; er kann die Worte fast nicht herausbringen, so unbändig kichert seine Fröhlichkeit: Ja, Liebe, und darum wollte ich dich fragen, ob wir nicht Schloß Brunegg kaufen sollen!

80.

Seit dieser Nacht fühlt Heinrich Pestalozzi einen fremden Flügelschlag über seinen Dingen, sodaß er sich eilen muß, den Ereignissen zu folgen, statt sie mühsam anzuzetteln. Er macht zwar noch mit 6200 Franken das Höchstgebot auf Brunegg und findet bei der aargauischen Regierung eine unerwartete Willfährigkeit, ihm bei der Einrichtung eines helvetischen Waisenhauses behilflich zu sein; aber das Schicksal verlegt ihm mit gütigen Wendungen den Rückweg aufs Birrfeld: Schon im November hat der Doktor Grimm

sich erboten, einige Waisen aus dem Kriegsgebiet in sein Haus zu nehmen, andre Bürger sind ihm willig gefolgt, und da Fischer den Plan mit Feuer betreibt, kommen Ende Januar sechsundzwanzig Kinder in Burgdorf an, die der Pfarrer Steinmüller zu Gais im Appenzeller Land gesammelt hat. Heinrich Pestalozzi will gerade zum Schloß hinauf, als die Bürger ihnen entgegenleuchten; überall sind Betten und warme Suppen für die Zitternden bereit, es könnten ihrer hundert sein, soviel Hände strecken sich hilfreich aus. Auch sein Herz wallt ihnen entgegen, und gleich ist er mitten in der Schar, mit scherzenden Fragen seinen Willkomm zu sagen; aber eins nach dem andern wird ihm eingefordert, und ehe er sichs versieht, steht er allein auf der Straße da. Meine Zeit ist noch nicht gekommen, sagt er unwillkürlich vor sich hin, als er in einer bestürzten Wehmut durch die Dunkelheit zum Schloß hinaufgeht.

Aber unversehens fällt das, was andre begonnen haben, ihm in den Schoß, der die Seele solcher Taten ist: die Kinder sind durch einen jungen Dorfschulmeister namens Hermann Krüsi aus Gais gebracht worden, der als dritter ein Zimmer im Schloß erhält. Er ist ein lernbegieriger Mensch von vierundzwanzig Jahren, dem die Nähe des berühmten Verfassers von Lienhard und Gertrud eine Erhöhung seines Lebens bedeutet; für seine Appenzeller Kinder wird ihm eine besondere Schule im Ort eingerichtet, sodaß sie morgens miteinander in den Burgdorfer Schuldienst hinumtergehen. Obwohl Heinrich Pestalozzi sich mit seinen Menschheitsplänen in der Buchstabierschule der Jungfrau Stähli — wie er dem Krüsi sagt — allmählich gleich einem Seefahrer vorkommt, der seine Harpune verloren hat und mit der Angel probiert, Walfische zu fangen, bleibt er unverdrossen dabei, bis er im Frühjahr die Burgdorfer zu einer öffentlichen Prüfung einladen kann. Schon die Neugierde, in die seltsamen Karten des wunderlichen Fremdlings zu blicken, treibt sie zahlreich herzu; aber nun steht nicht mehr das Mitleid kopfschüttelnd da wie in Stans, es gibt eine wahre Verblüffung über die Fertigkeiten so junger Schüler, und die Schulkommission stellt ihm ein öffentliches Zeugnis aus, dankbar, daß er gerade Burgdorf für seine Lehrversuche gewählt habe. Diese Anerkennung macht ihn zittrig vor Freude, weil er nun endlich die Weite für seine Dinge geöffnet sieht, sodaß er in seinem fünfundfünfzigsten Jahr trotz dem Ehrenbürgertum der französischen Republik wie ein belobter Schüler in die Ferien kommt und seiner Frau Anna das Zeugnis in den Schoß legt. Eigentlich bist du zu alt dazu, lächelt sie wehmütig mit dem Papier in der Hand: oder sollte die Zeit gekommen sein, wo die Großväter wieder zur Schule gehen? Aber er läßt sich sein Glück nicht erschüttern: „Man hat mir schon in meinen Knabenschuhen gepredigt, es sei eine heilige Sache um das von unten auf Dienen; ich achte es für die Krone meines Lebens, daß man mich mit grauen Haaren in der Schule von unten anfangen läßt!"

Er hätte nötig, daß diese Ostertage Ferien für ihn würden, aber sein Sohn Jakob will sterben, und während draußen der Frühling schäumt, zer-

reißen die Schmerzen den hilflosen Mann, dem er den Neuhof als Erbschaft mühsam aufgespart hat. Zerstört von Nachtwachen kommt er wieder in Burgdorf an, wo Krüsi allein auf ihn wartet, weil Fischer enttäuscht und todkrank nach Bern zurückgegangen ist. Als Heinrich Pestalozzi spät abends den Steilweg aus dem Ort hinauf tastet, findet er den Appenzeller, der seitdem einsam und landfremd in den leeren Gebäuden haust, sehnsüchtig harrend am Tor. Mein Sohn stirbt, sagt er, als sich der Jüngling ihm weinend in die Arme wirft: kommst du mir an Sohnes Statt?

Danach gibt es einen Erntesommer für ihn, wie er noch keinen erlebte: die Bürger haben ihn dankbar zum Lehrer an der zweiten Knabenschule gemacht, darin er an die sechzig Knaben und Mädchen zu lehren hat; und kaum, daß er mit Krüsi überlegt, wie ihre Schulen sich vereinigen und, in Klassen eingeteilt, besser im Lehrplan einrichten ließen — nur an Raum fehlt es im Schulhaus, während im Schloß die schönsten Räumlichkeiten leer stehen — sind die Herren in Burgdorf und Bern gleich so diensteifrig, daß die Kinder schon zum Sommer auf den Berg einrücken können. Als der Schloßhof von dem ewigen Gewirr ihrer Stimmen widerhallt, müssen die Knaben und Mädchen von der Linde ein Schweizerlied ins waldige Emmental hinunter singen, und diesmal stehen keine Luzerner da zum Lachen, weil er selber mit seiner alten Stimme fröhlich den Takt hineinkräht: Nun ist es kein leeres Schloß mehr, denkt er, und ich brauche morgens nicht auf einem Steckenpferd den Berg hinab zu reiten! Wie ein Feldherr einen Engpaß bezwungen hat, das bedrängte Land von den Feinden zu räumen, fühlt er sich längst über die ersten Buchstabier- und Rechenkünste hinaus und mächtig, in die entlegensten Gebiete der herkömmlichen Schulmeisterei den Gang der Natur zu tragen. Er hat zum Wort und zu der Zahl die Form der Dinge als drittes Element für seinen Unterricht gefunden und hält nun endlich das Geheimnis in der Hand: das Abc der Anschauung, daraus sich alle Fertigkeiten und Kenntnisse gewinnen lassen.

Mit dem Sommer fängt die Nachricht von der Wunderschule im Schloß zu Burgdorf an durchs Land zu gehen, und wie ehemals auf dem Neuhof, kommen Gläubige und Zweifelnde an, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, was Wahres an dieser neuen Zeitung sei. Sie finden keinen Einsiedler mehr: Krüsi hat aus Basel seinen Freund Tobler geholt, der dort als Theologiestudent den Hauslehrer spielte; der wiederum bringt einen jungen Buchbinder namens Buß aus Tübingen mit, weil der sich trefflich aufs Zeichnen und die Musik versteht, welche Künste Heinrich Pestalozzi auch in den Anfängen versagt sind. Sie hausen zu vieren in dem Schloß und müssen manchmal selber lachen, was für einen seltsamen Verein sie bilden: ein Romanschreiber, ein Theologiestudent, ein Buchbinder und ein Dorfschulmeister. Ich bin nun wirklich ein Wundertier, scherzt Heinrich Pestalozzi oft, ich habe vier Köpfe und acht Hände. Er wird auch nicht müde, die Fremden durch die Klassen

zu führen, wo im ersten Stock die Körbe mit den Buchstabentäfelchen stehen, daraus sich vor den Augen der Kinder die Silben und Wörter auswachsen; in der zweiten fangen die Schreibkünste auf den Schiefertafeln an — die meist als die größte Neuheit bestaunt und befühlt werden — und durchsichtige Hornblättchen mit eingeritzten Buchstaben sind die stummen Schulmeister in den Händen der Kinder, ihre Schriftzüge zu kontrollieren; der dritte Raum ist groß genug zu Marschübungen, und wenn den Besuchern schon aus den andern Stuben der Takt im Chorsprechen als das Erstaunlichste im Ohr geblieben ist, weil er die Vielheit der Schüler mit einem Mund sprechen läßt, so sehen sie nun denselben Takt als Erscheinung lebendig werden, wenn die Kinder fröhlich singend oder deklamierend gleichen Schritt halten. Heinrich Pestalozzi weiß wohl, daß dies alles nur die Augenfälligkeiten seiner Lehrübungen sind, und es ficht ihn nicht an, wenn ein gelehrter Herr kopfschüttelnd über die Einfalt dieser Methode den Berg hinuntergeht. Sie suchen den Stein der Weisen, spöttelt er, aber es darf kein Stein sein, weil sie sonst nur an den Bach zu gehen brauchten! Auch meinen sie, ich plagte mich in meinen Großvaterjahren um neue Schulmeisterkünste, wo ich doch nur der Armut eine Treppe bauen will. Und als der sinnende Buß, dem es am schwersten fällt, sich einzuleben, ihn einmal am Abend fragt, wie er das meine? sagt er sein Beispiel von dem Haus des Unrechts.

Sie sitzen auf der Mauer unterm Lindenbaum und sehen, wie die Sonnenröte die Alpen herrlich überschüttet, und auch die beiden anderen kommen horchend herzu, als er beginnt: Was meint ihr, daß einer im Keller unseres Schlosses von diesem Abend sähe? Die Luken im Gewölbe, zu hoch für die Augen, werden ihm nur einen bläßlichen Schein der Röte geben! Besser wird es in den Stuben des unteren Stockwerks sein; obwohl es nach außen keine Fenster hat, sieht man den Widerschein im Hof und ahnt die Herrlichkeit! Nur oben, wo die Fenster aus den Sälen nach allen Seiten den freien Ausblick gestatten, kann der Bewohner sich gemächlich in eine Nische setzen, den Anblick zu genießen! Nun denkt euch, Freunde, es gäbe keine Treppe in diesem Haus, so daß die Herren in den Sälen die einzigen Genießer wären, die Bürger in den Stuben darunter könnten nicht hinauf, obwohl ihnen der Widerschein im Hof das Blut unruhig machte; das arme Volk aber in den Gewölben säße gefangen im fensterlosen Dunkel und hätte von Gottes Sonne nur die trübe Röte an der Luke!

So, Freunde, ist das Haus des Unrechts um die Klassen der Gesellschaft gebaut. Drum hab ich mich gemüht mein Leben lang und bin ein Narr geworden vor ihren Augen, daß ich in dieses Haus des Unrechts die Treppe der Menschenbildung baute.

(Fortsetzung folgt.)

Die politischen Voraussetzungen des modernen Krieges.

Von

Friedrich Lenz.

(Schluß.)

III.

Überschauen wir mit einem einzigen Blick die Schichtung der neuzeitlichen europäischen Nationen, so erkennen wir im Umkreis der romanisch-germanischen Nationen mit Ranke als ihren gemeinsamen untergelagerten Grund von primärer Mächtigkeit das weströmische Imperium; als dessen Zerstörer haben sie Staat, Wirtschaft und Kultur des westlichen Europa neu gestaltet, haben sie das Christentum aus seinen östlichen Ursprüngen herausgelöst. Ihnen zur Seite stehen, als Erben des oströmischen Teils der alten Welt und Fortsetzer des Cäsaropapismus von Byzanz, die orthodoxen slawischen Nationen; der Balkan und später (988) das Russenreich sind ihr Bereich, Konstantinopel ist ihr Ziel. Wenn dagegen das östliche Mittelmeergebiet, die Heimat so vieler Religionen und Kulturen, eine staatlich rasch wechselnde Entwicklung aufweist, wenn darum in Vorderasien die innere Kontinuität der römischen Herrschaft getilgt ist, so dauern die politischen Lebensbedingungen der Staatenbildung hier doch an; füllt doch die staatenbildende Kraft des modernen Islams vom Ammontempel bis zum Jaxartes (Syr Darja) genau den gleichen Bereich aus, der einst dem Perserkönige und seinem Gegner Alexander untertan war.

In dieser dreifachen Gestaltung fängt heute das Becken des Mittelländischen und Schwarzen Meeres die Völkerströme in sich auf; ihnen allen ist es, wie einst den Römern, das mare internum, an dessen Gestaden ihre Herrschaftsansprüche sich durchkreuzen. Die Seeherrschaft im Mittelmeer, die Herrschaft über Gibraltar, Konstantinopel und Suez sind ebenso viele Problemstellungen von dauerndem, eigenem Gewicht; die Aufteilung des Islams in Afrika und Vorderasien nimmt hier ihren Ausgang. Uns Deutschen ist das Mittelmeergebiet die Wiege unserer Geschichte als Großmacht im Kampfe gegen Rom und um die Kaiserherrschaft in Italien; seitdem ward unser politisches Interesse dort zersplittert und geschwächt; jetzt aber, da das Attentat von Serajewo den Kern Zentraleuropas mit dem Sitz des Kalifats verbunden hat, hängt

unsere Zukunft in Europa, hängt unser Ansehen in Vorderasien und Nordafrika an dieser Verkettung Deutschlands mit dem islamitischen Ostbecken des Mittelmeers. Weltpolitik so gut wie charity begins at home. Sind wir wirklich, wie ich nachzuweisen suchte und wie der Kampf es lehrt, politisch-militärisch das Herzstück des westlichen Europa, liegen da auch wirtschaftlich und kulturell die Wurzeln unserer Kraft, dann muß in einer unmittelbaren Fortsetzung dieses politischen Systems gen Osten das denkbare Maximum jeglicher Kraftentfaltung unseres Volkes enthalten sein. Verbinden wir auf einer Karte die Schelde- und Elbemündungen mit Wien, dann setzt sich die vereinte Linie über den Bosporus unmittelbar zur Euphratmündung fort; dies ist die ideelle Achse jenes politischen Systems, das Friedrich List so gut wie ein moderner Engländer und mancher Deutsche uns vorgezeichnet haben, es ist gleichsam die Stimmgabel, an der wir Deutschlands Weltpolitik im zwanzigsten Jahrhundert abzutönen haben.

Wie sehr freilich sticht diese Konstellation des zwanzigsten Jahrhunderts ab von der Vergangenheit, als noch der Türke der Feind der Christenheit und insbesondere Österreichs war; erst in der Selbstbefreiung des Balkans ist dieser Gegensatz zum Schweigen gebracht worden. Anders ist das politische System des mittelalterlichen Reichs im Mittelmeer gerichtet, anders verläuft auch die Richtlinie des alten römischen Imperiums; eine durchaus neue Konstellation gewinnt in diesem Kriege Leben. Eine Konstellation, welche aus dem Weltstreit um die Macht geboren, Macht zu ihrer Dauer fordert und fremder Macht zuwider ist. Bringt nicht das Bündnis der zwei Kaiserreiche mit dem Islam in Asien sie in einen fundamentalen Gegensatz zu Englands indischen Interessen? Tötet nicht die Einfügung der Königreiche auf dem Balkan Rußlands panslawistische und maritime Absichten im Mittelmeer? Sollen wir daher Deutschlands kontinentale Politik im Fahrwasser des Weltkrieges von 1914 auf einen Konflikt mit beiden Weltmächten erneut zusteuern, oder nicht lieber uns mit wenigerem genügen lassen, die Pfähle unseres heimischen Geltungswillens zurückstecken auf die Grenzen vor 1914? Um eine Antwort kommen wir in Zukunft nicht herum; nicht umsonst war die Erhaltung der Türkei ein Hauptstück auf dem Wiener Kongreß 1814, entbrannte aus den Trümmern ihres europäischen Besitztums der Weltkrieg 1914.

So trüge denn mindestens eine der Voraussetzungen des jetzigen Krieges — eben die orientalische Frage — den Keim neuer Verwicklungen in sich. Denn wie, wenn wir um des lieben Friedens willen den Islam seinem Schicksal überließen und allen Völkern auf dem Balkan das Dogma unserer politischen Enthaltsamkeit verkündeten? Die serbische und die rumänische Nation können ihr Schicksal nur gegen oder mit der Donaumonarchie entscheiden, der Staatsgedanke beider läßt im Zeitalter der Nationalität sich nicht durch diplomatische Bemühungen dauernd neutral erhalten. Die acht Millionen Rumänen und Serbo-Kroaten, welche vor Kriegsausbruch dem Donaustaate angehörten, und

jene elf Millionen, welche zu Serbien und Rumänien zählten, können allein als Glieder in einem größeren politischen System den Frieden wahren. Hier liegt unter allen Umständen eine Aufgabe für unsere Staatskunst vor, von deren Lösung das Schicksal Österreich-Ungarns im zwanzigsten Jahrhundert abhängt. Sprengen die großserbische oder die großrumänische Idee einmal den Staatskörper der Donaumonarchie, dann endet Deutschlands Machtbereich diesseits der Leitha; Prag und Triest sind dann verlorene Posten. Es wäre die Konstellation, welche Rußland uns vor dem Weltkrieg anbot [1]).

Nicht viel besser liegen die Dinge, sobald Deutschlands politisches Desinteressement am Islam ausgesprochen würde. Wir wollen von den wirtschaftlichen Werten absehen, welche bei einer Bevölkerungsdichte von etwa sechs Einwohnern je Quadratkilometer aus der Türkei und Persien noch herauszuholen wären [2]). Auch von der ethischen Einbuße will ich schweigen, obgleich 300 Millionen Mohammedaner in Afrika und Asien uns für Verräter achten müßten. Aus eigener Kraft sich zu erhalten, vermag die Staatenwelt des Islam in keinem Fall mehr; von uns verlassen, wird sie die rasche Beute ihrer beiden großen Nachbarn werden. Damit wäre Deutschlands weltpolitische Rolle endgültig ausgespielt in allen Ländern Nordafrikas, Arabiens, Vorder- und Mittelasiens; England und Rußland aber wären die Erben des Sultans. Was richtet ein Kalif aus, dessen Heerscharen unter fremden Instruktoren stehen? Er ist so harmlos wie der Schatten des Großmoguls und eine Buddhastatue. In dem dann unausbleiblichen Konflikt der beiden mohammedanischen Weltreiche Rußland und England würde Deutschland schwerlich abseits stehen dürfen, sein Degen wäre beiden Teilen allzu wertvoll. Es ist der Fall des Bündnisses, das Chamberlain 1899 Deutschland anbot.

Warum also können wir nicht beim Dogma von dem Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten uns beruhigen und in unserer ethnographischen Begrenzung abwarten, bis alles Völkergemisch von der Leitha bis zum Indus sich so oder so staatlich geklärt hat? Für die Freiheit solcher unterjochten Völker kämpft ja das britische Weltreich angeblich so gut wie einst das revolutionäre Frankreich; was geht uns der Balkan an, was die Türkei? Frieden gab dieser Welt die pax Romana, Frieden verspricht ihr die pax Britannica; allgemeine Gleichheit und Brüderlichkeit predigte die französische Revolution, Frieden und Freiheit erwartet die sozialistische Internationale

[1]) Rumänien, die Sentinela romana am Balkan, ist wirtschaftlich den Zentralmächten verbunden: von der Einfuhr (1911) entfielen auf sie 334 Millionen Lei, auf ihre Gegner nur 165 Millionen Lei, auf sämtliche Neutrale nur 71 Millionen Lei. Wegen Serbien vgl. S. 11, 21, 25, 29, 43, 59 des britischen Weißbuches (Deutsche Übersetzung, Bern 1914).

[2]) Kaukasien zählt 20 Einwohner auf den Quadratkilometer, Ägypten 12, Indien 69; Russisch-Mittelasien nur 2, Afghanistan etwa 9 Einwohner je Quadratkilometer. Die gleiche Ziffer beträgt dagegen für das Deutsche Reich 120.

von der Selbstbestimmung auch der kleinsten Völker. Allerdings müßte Deutschland zunächst viele Millionen Stammesgenossen opfern, wollte es die nationalen Wünsche der Polen, Tschechen, Madjaren und Südslawen restlos befriedigen [1]). Wir würden bei unserem Entgegenkommen jene Staatsgrenzen schließlich erhalten, welche unsere Feinde im Weltkrieg für uns planen; aber würden Friede und Freiheit aller nicht die Folge sein? Nein. Frühestens, nachdem die beiden Weltreiche Rußland und Großbritannien in ihre nationalen Bestandteile zersplittert wären, dürften wir solchen Utopien näher treten. Solange diese beiden Kraftmassen den Kontinent umlagern, solange England zur See im Westen und Süden, solange Rußland zu Lande von Norden und Osten aus auf Südosteuropa und Vorderasien drücken, solange ist die historische Mission des Deutschen Reiches und seiner Verbündeten auf dem Kontinent gegeben: den Staatsgedanken aller dieser Länder und Nationen aus der Umklammerung zu lösen und mit vereinter Macht zu wahren!

Denn wir sahen es bereits: aus eigener Kraft steht Deutschland mit Österreich-Ungarn als die erste und stärkste Macht des Kontinentes da, es hat tatsächlich die Führung in Europa übernommen, welche die romanischen Nationen hier wie übersee verloren haben, und es beweist die Überlegenheit Zentraleuropas in einem Kampfe mit der halben Welt. Der gesammelten staatlichen Kraft Mitteleuropas und des Islams widerstreiten die beiden

[1]) Nach dem „Handbuch des Deutschtums im Ausland" gab es 1906 auf der Erde über 87 Millionen Deutschsprechende, von denen im Deutschen Reich 52100000 wohnten, in Österreich-Ungarn 11300000, in den Vereinigten Staaten 11000000, in der Schweiz 2300000. Die übrigen 10½ Millionen Deutschsprechenden wohnten über die Welt zerstreut, 2 Millionen allein im europäischen Rußland. Das geschlossene Sprachgebiet Deutschlands, Österreichs und der Schweiz zählte (1906) 63½ Millionen, die gesamte Diaspora 23½ Millionen Deutsche.

Ost- und Westpreußen (1910) zählten	1978000	Deutsche und
" " " " "	1875000	Polen.
Böhmen und Mähren (1900) zählten	3013000	Deutsche und
" " " " "	5657000	Tschechen.
Ungarn mit Kroatien-Slawonien (1900) zählte	8742000	Madjaren,
" " " " "	2135000	Deutsche,
" " " " "	2800000	Rumänen und
" " " " "	5180000	Slawen.
Livland, Estland, Kurland (1897) zählten	185000	Deutsche,
" " " " "	82000	Russen,
" " " " "	1754000	Letten und Esten.
Finnland (1910) zählte	2566000	Finnen,
" " "	344000	Schweden,
" " "	7000	Russen.
Russisch-Polen (1912) zählte	7395000	Slawen (Polen),
" " "	408000	Deutsche,
" " "	1267000	Juden.
Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland (1900) zählten	1220000	Deutsche,
" " " " " "	1332000	Südslawen und
" " " " " "	335000	Romanen.

Weltmächte der europäischen Peripherie nebst ihren augenblicklichen Trabanten. Eine Konstellation von stärkster, nie gesehener Kraftentwicklung; aufheben könnte sie nur eine vollständige Bändigung Deutschlands oder seiner beiden Gegner. Wir sahen aber, wie unwahrscheinlich schon aus inneren Gründen jede Aufsplitterung der großen Mächte heute ist, wie alles nur auf Sammlung und Entfaltung der staatlichen Kräfte in wenigen großen Reservoiren hindrängt; so bedeutet denn dieser Krieg, in dem Deutschland zum erstenmal und gezwungen seine mitteleuropäische Mission erfüllt, den Eintritt Deutschlands in den engeren Kreis der großen Mächte. Eingelagert als Europas „Reich der Mitte" zwischen die beiden peripherischen Weltmächte Europas, sieht Deutschland hier vor seinen Toren den einen Hauptteil seiner weltpolitischen Aufgabe vor sich; als die zentrale Macht des sich im Blutbad des Krieges verjüngenden Europa ist es der geborene und von seinen Bundesgenossen gekorene Vorkämpfer des zentraleuropäischen Staatensystems, und damit in Krieg und Frieden die dritte Weltmacht in Europa.

Für Südosteuropa und die Welt des Islams bedeutet diese Lösung eine Befreiung von dem wachsenden Druck Englands und Rußlands, dem weder das Völkergemisch am Balkan noch das besiegte Eroberervolk Osmans im zwanzigsten Jahrhundert standgehalten hätten. Das Osmanische Reich bedeckte 1814 allein in Europa eine Fläche so groß wie Deutschland und die Schweiz; die Zersplitterung dieser Ländermasse im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts hat ihren Bewohnern das politische Eigengewicht genommen und auch die Zukunft der asiatischen Türkei in das Belieben Rußlands und Großbritanniens gestellt. Mit leichter Mühe ward einst Vorderasien und der Balkan — das Reich des großen Alexander — unter den Diadochen zum Raub den Römern und den Parthern; so werden im zwanzigsten Jahrhundert England und Rußland — die Römer und die Parther der Gegenwart — zum Schicksal jener Ländermassen werden, falls nicht ein Dritter sich dazwischen legt. Gibt aber Deutschland den notwendigen Rückhalt und schlägt die Brücke seinem machtpolitischen Bereich über die Donau und den Bosporus bis tief nach Asien hinein, dann sind die Balkankriege und der Weltkrieg 1914 in innerer Einheit die Überleitung gewesen zu der neuen deutschen Kontinentalpolitik des zwanzigsten Jahrhunderts, dann hat Deutschland durch sie ein Machtzentrum geschaffen, ebenbürtig den ersten Mächten unserer Zeit und wert der größten Zeiten unseres eigenen Volkes. Einst gaben Amalfi, Pisa, Genua, Venedig dem alten Reich die Richtung gegen Osten und vermittelten unter verschiedenen politischen Formen den Handel des mittelalterlichen Deutschland bis hin nach Indien und China. Als nach den Entdeckungen das Antlitz Europas sich gen Westen wandte, als im Osten der Türke Alexandrien und Damaskus, Konstantinopel und die Krim versperrte, da verlor Europa den direkten Weg zum Orient. Rußland hat ihn durch Mittelasien und Sibirien zu Lande sich eröffnet; England hat ihn zur See

sich vorzugsweise gesichert[1]). Der Islam aber ist in keiner Weise mehr ein Sperrblock zwischen Asien und Europa; wer immer in Ägypten, der Türkei und Persien eigenes staatliches Leben erhalten will, der blickt heute mit der letzten Großmacht seines Glaubens sich nach europäischer Hilfe um und findet sie im Deutschen Reich und Österreich-Ungarn. Der Deutsche wird die Häfen von Triest und an der Donaumündung bis zur Levante und nach Basra hin betreten als politischer Freund und Bundesgenosse ihrer Besitzer. Ein Machtzuwachs, der Stellung Englands und Rußlands in Mittelasien zu vergleichen, kann aus dem Bunde der vier Kaiserreiche folgen[2]).

Jene notwendige Einheit der nationalen Lebensäußerungen, von der ich sprach, angewandt auf Deutschland, ergibt somit den Zwang zu einer politischen Zielsetzung, wie sie uns bislang fehlte, und spaltet diese Zielsetzung sofort, entsprechend der von uns festgelegten Eigenart des gegenwärtigen Deutschland, in die zwei Hauptrichtungen jeder tätigen Gestaltung unseres Schicksals: Kontinentalpolitik und Weltpolitik, richtiger gewiß Überseepolitik genannt[3]). Beide sind notwendig je nach dem Maß der inneren Kräfte, die jeweils in jeder Richtung tätig sind; und jede der beiden trägt in sich wieder die ganze Fülle unseres nationalen Daseins. Nicht allein das militärische Interesse — etwa die Sicherung unserer Ostgrenze durch die Weichsellinie — bestimmt den Gang der Politik; auch nicht das nur kapitalistische Interesse, zu verdienen, beispielsweise am Bau und am Betrieb der Bagdadbahn; überhaupt kein vereinzelter Gesichtspunkt des kolonialen oder kulturellen oder religiösen Machtzuwachses. Sondern ausschlaggebend bleibt im politischen Geschehen die Selbstsetzung des nationalen Geltungswillens, die souveräne Tathandlung, das selbstschöpferische Werde, dessen Wirklichwerden Dasein, Geltung, Macht ist. Gott selbst, der Gott der lebendigen Geschichte,

[1]) 1453 werden Konstantinopel, 1475 die Krim, 1516 Syrien und 1517 Ägypten türkisch. Die Russen besetzen Sibirien 1581, erreichen Jenisseisk 1618, Irkutsk 1652, Kamtschatka 1697. Die Engländer gründen 1600 die Ostindische Compagnie, sind 1640 in Madras, 1661 in Bombay. Den Landweg über Mesopotamien nach Indien planen die Engländer zuerst um 1830; die deutsche Konzession zur Bagdadbahn datiert von 1899.

[2]) Die hier skizzierten Gedanken folgen genau aus den technisch-wirtschaftlichen und historisch-politischen Voraussetzungen, die ich bisher abhandelte und deren Nutzanwendung sie für Deutschland geben. Zum praktisch gleichen Ergebnis gelangt von teilweise anderem Standpunkt aus eine ganze Reihe von Schriftstellern; als frühesten will ich im neunzehnten Jahrhundert nur Friedrich List, als letzten 1913 von Winterstetten nennen. Daher möchte ich bemerken, daß ich die hier skizzierten Grundgedanken mir im Herbst 1913 notierte, anläßlich einiger öffentlicher Vorträge, welche ich über „Deutschlands Volkswirtschaft im Kriegsfall" hielt; damals kannte ich die neuere Literatur zu diesen Fragen nicht. Übrigens ließe sich aus den von mir entwickelten Voraussetzungen in gleicher Weise das politische System der anderen großen Mächte unserer Zeit ableiten; als Deutscher beschränke ich mich auf Deutschland.

[3]) Vgl. wieder das ausgezeichnete Werk von Ruedorffer, Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart.

die das Weltgericht ist, spricht zu uns in solchen Schöpfungstagen; bei ihm ruht die Rechtfertigung der Machtverwirklichung, der Staatenschöpfung; in der genuinen Zeugungskraft, in der lebenspendenden Ideengewalt ruht sie, die jedem Geltungswillen erst die innere Geltung leiht. Wohl mögen wir glauben, daß auch diese Schöpfungsgeschichte nicht Menschenwerk sei, daß Gott selbst in ihr den Griffel führe. Aber so wahr es bleibt, daß Klio die Tafeln der Geschichte hütet, so kommen doch in jedes Volkes Leben Augenblicke, da seine Staatsmänner zu Wächtern dieser Tafeln werden. Ein solcher Augenblick ward uns das Jahr des großen Krieges. Der Krieg, als ein wesentlicher Durchgangspunkt in der Bahn aller Staatensysteme, vereinigt in sich sämtliche Voraussetzungen des nationalen Lebens und wird selber zum Ausgangspunkt neuer Systembildungen [1]).

Jene Tendenz zur konzentrierten Machtentfaltung, die ich als wesentliches Kennzeichen unserer Epoche festlegte, wird durch die Machtprobe des Weltkriegs überall verstärkt; nach seinem Ablauf sind die Großen größer, die Kleinen noch geringer als vordem. Das gilt hinsichtlich des sozialen und wirtschaftlichen Geschehens: die Starken überstehen den Sturm, der schwache Existenzen fortfegt; der Großbetrieb und Großkredit erweisen sich derart überlegen, daß selbst die Konsumenten in Deutschland zu Millionenbünden sich vereinen [2]). Auch in der staatlichen Gemeinschaft, ja hier wiederum mehr, drängt der Krafterweis des Krieges zur Scheidung: kein Bündnisvertrag und kein Abstimmungsmodus hemmt hier die Majorisierung, im Kampf der Mächte gilt weder Quotenbeteiligung noch qualifizierte Mehrheit etwas; wieder erweist sich die Tendenz zur Großmacht noch stärker als die Tendenz zum Großbetrieb [3]). Herrschte in Europa der „Kantönligeist", ginge ein kleinbürgerlicher Zug durchs internationale Leben, wir könnten ohne Schaden die Machtgruppierung auf dem Kontinent sich überlassen, wir dürften in den 24 Staaten und sechs Kronländern zwischen Rhein, Oder und Leitha noch heute unser Genüge finden; aber die Konstellation der Weltmächte zwingt uns die Wahl auf.

[1]) Der Gedanke einer von den Engländern so genannten „deutschen Hegemonie", eines Aufsteigens Deutschlands zur Weltmacht und Vormacht Zentraleuropas, ist im und durch den Weltkrieg herangereift; er gibt für England mit den Grund und Vorwand seiner Teilnahme am Kriege, ihn fürchtet das absterbende Frankreich. Literarisch ist ähnliches kurz vor dem Kriege von Professor Kjellén in Gothenburg begründet worden, ich selbst hatte ähnliches für meine in der vorigen Anmerkung erwähnten Vorträge formuliert. Doch war es vor dem Kriege schlecht möglich, den politischen Gehalt unserer neueren Entwicklung derart in Worte zu fassen. Der Grundgedanke kehrt aber während des Krieges wieder, z. B. bei von Liszt, Ein mitteleuropäischer Staatenverband; Erich Marcks, Wo stehen wir; Sering, Die Ursachen und die weltgeschichtliche Bedeutung des Krieges.

[2]) Die Stützung schwacher, sogenannter fauler Existenzen während der Kriegszeit begegnete einer das Gesagte bezeichnenden Opposition.

[3]) Britische Staatsmänner haben dies schon vor dem Weltkrieg sehr plan ausgesprochen; es wurde aufgenommen z. B. von Nansen und Sven Hedin.

Als Trabant der großen Mächte England und Rußland im Frieden zu leben, ist uns künftig ein für allemal versagt: Das Anerbieten ihrer Staatsmänner wäre niemals unsere Miterbenschaft, höchstens ein dürftiges Legat aus der zentraleuropäischen Liquidationsmasse; dann aber wären wir — mehr als einmal ist es ausgesprochen worden — nunmehr die Vormauer Englands gegen Rußland und ein bröckelnder Damm wider die Slawenflut von Memel bis Triest. Solange beide Weltreiche Bestand haben, solange sie in Indien und Zentralasien die Herren sind, solange weist das Schicksal uns nach Osten, hängt die Behauptung unserer heimatlichen Grenzen an der staatlichen Bewahrung Südosteuropas und des Islam. Nur auf dem Grunde einer festen kontinentalen Stellung, wie sie ein Zusammenrücken der Zentralmächte gewährleistet, läßt sich Sicherheit gewinnen für alle jene Völker und Staaten von zwei bis zwölf Millionen Bewohnern, welche die germanische Mitte des Kontinents und die Türkei umkränzen. Erst muß die Basis der deutschen Kontinentalpolitik gelegt sein, ehe die deutsche Überseepolitik beginnt.

Ähnlich, wie im gewerblichen Gemeinschaftsleben Syndikate und Kartelle sich mit losen Konventionen, Außenseitern und gewaltigen Riesenbetrieben in die Regelung des Marktes teilen, so im politischen Leben. Über die Bündnisse und Einverständnisse hinaus wachsen gewaltige Weltreiche, Riesenbetriebe der Politik; in selbstgenügsamer Größe ruhen sie in sich selbst, während kleinere und kleinste Staatswesen zwischen den Weltmächten und Weltbünden ihren Anteil an der Welt mühsam behaupten. „Deutschland, Deutschland über alles" singen wir und entschuldigen uns zugleich errötend wegen des „gänzlich harmlosen Sinns" bei unseren Zuhörern. Weniger als jedes andere kräftige Volk beherrschen uns politische Wünsche und Ideale; jener verhängnisvolle Zwiespalt unserer wirtschaftlichen und staatlichen Entwicklung ist uns überhaupt als solcher nicht bewußt geworden; vor der Überschätzung des politischen Machtgedankens warnte Deutschlands führender Staatsmann noch zum Beginn des Jahres 1914. Wir bilden in unserer Volkswirtschaft die Expansion und Konzentration, die Machtentfaltung und die Machtvereinigung, bewußt heraus und erstrecken unsere ökonomischen Kombinationen über den Erdball; in der Politik dagegen lieben wir das Überlieferte, häusen uns ein und schließen ängstlich Tür und Fenster unseres saturierten Heims, bis sie der Sturmwind des politischen Gedankens trotz uns aufstößt. Der eigentliche politische Gedanke des Weltkriegs findet darum nirgends schwächeren Widerhall als in Zentraleuropa; fragen wir um Weihnacht 1914 den durchschnittlichen Österreicher oder Reichsdeutschen, welches der Preis des Ringens sei, so wird er als öffentliche Meinung dieser Zeit antworten: ein freies Polen, demzuliebe wir die germanisch-protestantischen Gebiete Finnlands und im Baltikum aufopfern; ein deutsches Mittelafrika, um dessenwillen wir gerne unsere Kolonien in China und der Südsee fahren lassen; im übrigen eine internationale Anerkennung unserer Kultur und wirtschaftliche Gleichberechtigung in der Welt.

Und doch ist um des Machtgedankens willen dieser Krieg entbrannt. Macht verlangen Frankreich, Rußland, England und auch Japan, das die Flurbereinigung des fernen Ostens vornimmt. Eine Machtverteilung in Zentraleuropa und in Vorderasien, welche uns nach Volkszahl, Heeresstärke, Flotte und Export zurückwirft in die alten Grenzen unseres kontinentalen Daseins, uns den Weltmachtskitzel austreibt, ist das Ziel; doch auch die Machtverschiebung über See gehört unter den politischen Gesichtspunkt. Was ist denn heute „die Welt"? Welches der Anteil des „deutschen Gedankens" an ihr vor und nach dem Weltkriege? Englands zugestandenes Ziel war es, jede Übereinstimmung unserer wirtschaftlichen und politischen Expansion zu hindern, das wilhelminische Deutschland auf der zu eng gewordenen Basis des bismarckischen festzubannen und jeden Erweiterungsversuch durch Kriegsdrohung zu brechen. Dem dienten alle Bünde und Ententen; ging es ohne Krieg ab, desto besser; für den eventuellen Ernstfall ward durch militärische Konventionen vorgesorgt. Warum dann die deutsch-englische „Verständigung"? Gab sie Deutschland wirklich jenen Anteil an der Welt, den es verlangen muß — und das wird unsererseits verkündet —, dann bedeutet das ja Englands freiwilligen Verzicht auf jenes Ziel, dann ist der Weltkrieg ja einen Tag zu spät gekommen und Englands halb erzwungene Teilnahme im Dreiverband ein Nonsens. Hatte Großbritannien endlich die Angst vor der deutschen Flotte eingebüßt? Hielt es uns für unbedingt friedliebend? Ging die Triple-Entente, wie so oft uns prophezeit ward, in die Brüche? Aber unsere Flotte bombardiert jetzt Englands Küste, wir erklärten, ein Lebensinteresse an der asiatischen Türkei zu haben, und unsere Feinde halten treu zusammen. Wenn Deutschland trotzdem im friedlichen Tête-à-tête erreichen durfte, daß seinem Geltungswillen in der Welt die Schranken fielen, wozu dann überhaupt der Aufwand an Bluffs und Drohungen, an Zuckerbrot und Peitsche seitens Englands durch $1^1/_2$ Jahrzehnte? War unsere „Einkreisung" durch England vielleicht nur eingebildet, oder gibt es doch Ziele, welche England uns niemals friedlich zugestehen durfte, die uns jedoch lebensnotwendig sind und die daher keine „Verständigung", die nur ein Krieg uns bringen konnte?

Wir haben diese Ziele zu einem Teile bereits bezeichnet und brauchen uns hier nur zu fragen: ist England ohne Krieg bereit gewesen, uns die staatliche Zukunft der Türkei zu garantieren, hat es also auf den Plan des britisch-arabischen Kalifats und auf den Landweg nach Indien verzichtet, hat es auch Türkisch-Armenien gegen Rußland sichergestellt? Hat Großbritannien sich seines politischen Einflusses auf Portugal und Belgien ferner soweit entäußert, daß unserer nur wirtschaftlichen Teilnahme an Zentralafrika kein Hindernis daraus erwachsen konnte? Ist beides nicht der Fall gewesen, hat Großbritannien uns die unerläßlichen *politischen* Garantien unserer Weltstellung in Vorderasien und Mittelafrika *nicht* geboten, dann kommt der britisch-deutschen „Verständigung" kein dauerhafter politischer Gehalt zu, kein

größerer jedenfalls als den Marokkoverträgen oder dem deutsch-russischen Abkommen von 1907; dann konnte unser Verzicht auf politische Betätigung in Mittel- und Vorderasien dort wohl uns selbst künftig die Hände binden, niemals aber England und Rußland im Verfolg ihrer weltpolitischen Absichten hindern. Konnte überhaupt Großbritannien seine ganze Tradition gegenüber der stärksten Festlandsmacht verleugnen, ohne daß wir wenigstens hinsichtlich unserer Flotte bindende Zusicherungen gegeben hätten? Wollte England auch sein Bündnissystem uns gegenüber aufgeben, oder hätte es den alten Druck auf uns in den anderen Erdteilen nur um so mehr verstärkt[1])? Der Wortlaut der deutsch-britischen Verträge von 1914 über Vorderasien und Mittelafrika liegt noch nicht vor. Aber wir dürfen sagen: der Weltkrieg ist nicht die Vernichtung eines Friedenswerkes, das ohne ihn gedeihlich ausgelaufen wäre. Sondern hier waren Gegensätze herangereift primärer politischer Natur; alle jene Voraussetzungen des modernen Krieges, welche ich geschildert habe, haben zum Entstehen beigetragen, und auch in unserer Epoche sind es die Staaten, sind es die großen Mächte, in denen alles seine politische, vielfach unterschiedene Ausprägung erfährt.

Großbritanniens Verhalten im Weltkrieg, die Heeresfolge Belgiens und Portugals sowie das britische Sultanat in Kairo, weisen uns den Weg. Mag Großbritannien uns bis an die Grenze des Möglichen entgegengekommen sein, niemals durfte es den Alexander- und Napoleonpfad vom Libanon zum Indus mitsamt der künftigen Vorherrschaft des Islam einem unbesiegten Nebenbuhler überlassen. Auch für das Wohlverhalten des russischen Rivalen konnte und wollte es nicht bürgen; die Eisenbahnen, welche Frankreich im türkischen Armenien für Rußland bauen sollte, deuten auf anderes. Die deutsche Hochseeflotte endlich blieb auch in der Hand der defensivsten Politik ein offensives Machtmittel; mit einem jungen Nordseestaate, der über sie und über die stärksten Armeen des Kontinents gebot, gab es letzthin für Großbritanniens Tradition nur volles Bündnis oder volle Feindschaft, die Lage von 1899 oder die von 1914. Andere Erwägungen führten Rußland gleichfalls an einen Scheideweg. Deutschland steigerte freilich seine eigene innere Potenz von Jahr zu Jahr; aber gleichzeitig verlor es mit dem raschen Zerfall der islamitischen Staatenwelt unwiederbringlich den einzigen Anspruchsbereich von weltpolitischem Belang; mit Mitteleuropas Abkehr von der „morschen Türkei" mußte der „Wetterwinkel" am Balkan sich zu einem Gebiet akuter Depression gestalten. Die internationale Spannung wurde vermehrt durch Frankreichs langsames Absinken aus dem Bereich der hohen Politik. Da — während jene internationalen Grundkräfte der Jetztzeit die nationalen Formen des politischen Geschehens bis zum Zersprengen füllen und unter ihnen eine neue Scheidung im guten oder bösen unabweisbar machen — bedient sich das

[1]) Vgl. dazu Seite 82/83 des englischen Weißbuches l. c.

Schicksal eines gleichgültigen Meuchelmörders, stößt selbst die Tür zum Janustempel auf und setzt den Krieg zum Richter über Kraft und Unkraft, Recht und Unrecht.

Was in den Balkanwirren beinahe verschüttet schien, der Krieg hat es sogleich ans Licht gestellt: die innere Verbundenheit der zwischen den zwei Weltreichen England und Rußland eingekeilten kontinentalen Machtgruppe. Ihre siegreiche Statuierung als selbständiger Machtbereich schafft damit ein neues weltpolitisches Kraftzentrum, ebenbürtig jedem anderen; ihre Zersplitterung hingegen wird die Länder der Levante und des Balkans notwendig in das System fremder Machtgruppen einordnen und über sie hinweg den britisch-russischen Gegensatz bald bis zur Katastrophe reifen lassen. An dieser Alternative hängt der Hauptpreis des Weltkrieges für beide Parteien, an ihr die politische Gestaltung des zwanzigsten Jahrhunderts auf unserer Hemisphäre. Gewiß möchte ich nicht in willkürlichen Konstruktionen das grundsätzliche Ergebnis meiner Untersuchungen gefährden, ebensowenig natürlich den Entschließungen der maßgebenden Stellen vorgreifen. Trotzdem meine ich nicht wie Herr Dr. Stephan Kekule von Stradonitz, eine politische Umgruppierung vollziehe sich ausschließlich „nach den auf reiflichsten Überlegungen beruhenden Entschließungen der vielen, dafür allein maßgebenden" amtlichen Stellen; denn auch das beste Friedensinstrument kann ja nicht das Ganze der geschichtlichen Entwicklung in sich bergen, und einen Teil des welthistorischen Geschehens legt der Krieg selbst dem Auge bloß. So dürfen wir als eine Teilerkenntnis im Augenblick der höchsten kriegerischen Anspannung aussprechen: gelingt es nicht, das britische Protektorat mit samt dem Sultanat in Kairo auszutilgen, so wird früher oder später durch diesen Sprengkörper der staatliche Überrest des Islams in Asien beseitigt, zugleich für Deutschland und Österreich-Ungarn jeder mögliche Einfluß auf dreihundert Millionen Menschen abgeschnitten [1]). Gelingt es ferner nicht, den großserbischen sowie den großrumänischen Gedanken mit dem Bestand der Donaumonarchie dauernd und wirksam zu versöhnen, so bleibt der unmittelbare staatliche Besitzstand Zentraleuropas auf das schwerste gefährdet [2]). Jede wesentliche Machtverschiebung im nördlichen und östlichen Mittelmeerbereich wird unter der obwaltenden Konjunktur daher an den Lebensnerv Zentraleuropas rühren, — mag im übrigen das Tempo und die diplomatisch-staatsrechtliche Einkleidung des Geschehens sein, welche sie wolle.

Wir Deutschen, nächst den Griechen das nach Anlage und Geschichte unpolitischste unter den großen europäischen Völkern, verwechseln freilich fort-

[1]) Die politische Bedeutung des Tripoliszuges, den Italien noch als Dreibundmacht durchführte, tritt in dem Verhalten der Senussi gegenüber Ägypten erst voll hervor; statt des heiligen Krieges gegen England bietet Lybien jetzt das Bild friedliebender Neutralität.

[2]) Hätte Österreich-Ungarn die Revision des Bukarester Vertrages gegen Rumänien durchgesetzt, die politischen und militärischen Folgen wären kaum absehbar.

während Gewalt mit Macht und Sieg mit Frieden, das Militärische also mit dem Politischen; wir fordern „Anerkennung" unserer Existenz und meinen die Garantien dieser Anerkennung; als Schulvolk achten wir das politische „Betragen" höher denn die politischen „Leistungen". Wie viele setzen Englands „Seeherrschaft" in der politischen Welt mit seinem „Marinismus" gleich; wie manche können sich Deutschlands notwendigen Machtzuwachs nur unter der „napoleonischen" Form von Eroberung und Annexion denken. Was kümmert sie, daß Großbritannien außer den Wogen noch den vierten Teil des Erdreichs sein nennt; daß Napoleons Kampf mit dem Koloß bedingt ist durch die Tradition seines Staats und die politischen Methoden seiner Zeit. Kurz, der Deutsche versteht zumeist sich auf Geschichte besser als auf Politik, die Staatswissenschaft liegt ihm mehr als die Staatskunst. Das entspricht einem innersten Zuge seines Wesens. Ein tiefes Wort Goethes sagt: der Handelnde ist immer gewissenlos. Nicht so der Deutsche: als der Weltkrieg ausbrach, bangte er um die mögliche Verrohung der eigenen Krieger und verbot die Karikierung feindlicher Potentaten. Die Gegner bestätigten amtlich, ihr Ziel sei die Absplitterung aller deutschen Grenzlande sowie die erzwungene Aufgabe unserer Kolonial- und Flottenpolitik; wir aber vermaßen uns keiner politischen Erwerbungen, legten alles Gewicht nur auf die moralische und die militärische Seite des Weltgeschehens. Ja, unsere Philosophen grübelten über den Nationalhaß und erlaubten ihn schließlich nur gegen die Staatsgewalt des britischen Volkes für die Dauer des mobilen Zustandes, denn er sei sittlich ein Notbehelf und mache geistig blind; als ob nicht eher die Liebe uns politisch blind gemacht hätte! Staatsmänner und Prediger dieses „Barbarenvolkes" lehrten zwischen den Schlachten, das „Liebet eure Feinde" und „Vergebet euren Schuldigern" gelte auch den Völkern gegenüber, die uns vernichten wollten; so gänzlich verkannten sie den fundamentalen Unterschied der Individuen und Staaten in ihrer Pflicht zur Selbstbehauptung und die daraus folgenden Unterschiede in der sittlichen Bewertung beider. Der kaufmännischsten Nation unter den neutralen Mächten versuchten wir mit ritterlicher Geste uns zu nähern; aber die Neutralität der im Ehrenpunkt empfindlichsten Nation erklärten wir für voll gerechtfertigt aus Gründen des Profits. Weil jeder Deutsche von Bildung die Tradition und Produktivität der gallischen Kultur verehrt, darum glaubte er, dem Franzosenfeind Glück und Gesundheit auch politisch anwünschen zu müssen, zum mindesten die Unversehrtheit der belle France — ein offenbarer Trugschluß. Viel eher sollte der Deutsche Gott auf den Knien danken, daß dieser nicht von uns heraufbeschworene mörderische Krieg endlich die vierhundertjährige Geißel der französischen Gefahr zerbricht und diesem Volk die Kraft zur Offensive in jedem Fall endgültig nimmt. Der Deutsche soll politisch handeln können; muß er da nicht politisch denken lernen?

Angesichts der grundsätzlichen Veränderungen, welche der Weltkrieg in der politischen Mentalität und in der politischen Problemstellung aufführt, erübrigt sich ein Eingehen auf Einzelheiten. Leuchtet doch ohne weiteres ein, daß der Ausgang des Weltkampfes in jedem Fall Englands wie Rußlands politische Mission im zwanzigsten Jahrhundert mit bedingt. Bleibt die Konstellation des Kriegsbündnisses in Kraft, bleiben Österreich-Ungarn und die Türkei in ihrem staatlichen Bestande ungeschwächt, so hindert ihre Querlagerung auch künftig ein unvermitteltes Aufeinandertreffen des russischen und des britischen Ehrgeizes am Balkan und in Vorderasien; werden hingegen die Zentralmächte früher oder später besiegt und ausgeschaltet, so geraten dort am Bosporus und Euphrat Rußland und England notwendig wieder feindlich aneinander. Siegen wir oder werden wir wenigstens nicht geschlagen, so versperren wir auch künftig Großbritannien den Landweg nach Indien, Rußland den Weg zum warmen Wasser, und können daher gegen beide uns nur durch unsere Macht den Frieden wahren. Siegen dagegen einmal unsere Feinde und werden wir politisch verkleinert, dann bedarf es für uns einer noch viel größeren Machtanstrengung, damit wir in dem künftigen britisch-russischen Zusammenprall Frieden und Neutralität behalten können. Dies eine Beispiel schon beweist: solange nationale Idee und staatliche Bestimmung der großen Mächte noch lebendig sind, liegen internationale Abrüstung und ewiger Friede uns in weiter Ferne; die Fruchtbarkeit der politischen Problemstellungen, deren Fülle in der Konstellation des Weltkriegsjahrs sich auswirkt, ist noch fern von Erschöpfung.

Auch die Neutralen und die Kleinstaaten werden sich dem künftig so wenig wie bisher entziehen. Nehmen wir die gemeinsame Neutralität der drei skandinavischen Reiche. Wie so vieles anderes findet sie ihr Vorbild während des französisch-englischen Weltkampfes im achtzehnten Jahrhundert; schon damals kommerzielle Vergewaltigungen der nordischen Neutralen, schon damals englisch-russische Absichten auf Helgoland und Kiel. Wird Deutschland im zwanzigsten Jahrhundert als Weltmacht ausgelöscht, so gehen zufolge feierlicher Erklärungen Helgoland und der Nord-Ostseekanal endgültig in britisch-russische Kontrolle über. Was wird dann aus der nordischen Neutralität, sobald der russisch-englische Gegensatz sich zeigt? Abgeschnitten von dem Festland, schwebt das politische System des Nordens in der Luft, es ist dem Nordpol näher als dem Kontinent. Bleibt ihm dagegen Deutschland als Brücke und als Schutz wider die Flankenmacht in Ost und West erhalten, dann ist eben dadurch der skandinavischen Gruppe ein gewisses Eigengewicht zwischen den drei großen Mächten garantiert[1]).

[1]) Beim Ausbruch des Weltkrieges standen neben 14 Großstaaten 32 mittlere Staaten und 4 Zwergstaaten, insgesamt gab es auf der Erde 46 Staatswesen mit unabhängiger Außenpolitik.

Von den 32 mittelgroßen Staatswesen entstammten 16 dem spanischen Welt-

Allerdings dürfen die an Deutschland grenzenden kleineren Staaten nicht grundsätzlich jener politischen Magnetkraft widerstreben, die jeder Großstaat auf seine unmittelbaren kleineren Nachbarn ausübt. Das Bild von der Magnetkraft sagt freilich zuviel, denn eine direkte politische Anziehung oder gar Aufsaugung der kleineren Nachbarn durch die großen wird nirgends gefordert und würde dem tatsächlichen Vorkommen solcher Nachbarschaften nicht gerecht. Aber freilich lehrt das Beispiel Belgiens und Serbiens, daß die Zentralmächte eine grundsätzliche Feindschaft ihrer kleineren Nachbarn zu tragen nicht vermögen; würden doch auch Frankreich ein feindseliges Belgien oder Nordamerika ein gegnerisches Kanada nicht dulden wollen, obwohl sie durch ihre Lage viel weniger gefährdet sind. Daher ja eben jene zunehmende Pressung aller kleineren Mächte, die wir schon kennen lernten als eine Folge der wachsenden imperialistischen Gegensätze in unserer Epoche; die amerikanischen Kleinstaaten unterliegen ihr nicht weniger als die in Asien; und der räumlich beengte Widerstreit von 1914 ergibt genug unbehagliche Situationen für die Kleineren in Europa. Geht der Weltstreit günstig für uns aus, bleibt die staatliche Kraft Zentraleuropas auf die Dauer ungebrochen, dann ist damit die künftige Rolle der mitteleuropäischen Kleinstaaten schon umschrieben: ihre staatliche Selbständigkeit, durch eine alte und reiche Vergangenheit innerlich gerechtfertigt, hat sich doch dem veränderten Gefüge Europas anzupassen und kann nicht mehr jene unbedingte Bewegungsfreiheit beanspruchen, welche ihr in einem zersplitterten Zentraleuropa zukam. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert behaupten die Niederlande, Dänemark und Schweden sich neben den Großmächten und führen mit ihnen Krieg, die dänische Flotte blockiert noch 1848 erfolgreich Deutschlands Küste. Das zwanzigste Jahrhundert aber sieht hoffentlich den geeinten Kern Europas endlich zu Land und See machtvoll als Weltstaat; ihn zu sprengen, ist ein unmögliches Beginnen geworden. Eine ewige Neutralität *ihm gegenüber* ist nun das Erfordernis für jene Kleinstaaten, die ihn umgeben; Deutschland wiederum nebst Österreich-Ungarn verlangt künftig nichts anderes, als daß es mit diesem guten Willen in seiner äußeren Politik allemal rechnen darf.

Die politische Linienführung im zwanzigsten Jahrhundert scheint also aus den Voraussetzungen des Weltkrieges heraus drei Kraftzentren zu zeichnen, deren Wechselspiel den europäischen Kontinent beherrscht; ward doch der Zwiespalt zwischen Dreiverband und Dreibund schon vor dem Krieg zum Trennungsmerkmal in ganz Europa. Frankreich scheidet als aktive Macht ersten Ranges durch den Blutverlust des letzten Krieges aus. Italien verfolgt zwar Lebensinteressen im Mittelmeer, kann aber deren Erfüllung jetzt so gut wie vor-

reich), 5 dem türkischen Reich, 4 dem alten deutschen Reich; 4 waren ehemalige Großmächte (Portugal, Dänemark-Norwegen, Schweden); 3 waren anderweiten Ursprungs (Persien, Siam, Abessynien). Die meisten stammten also aus imperialistischer Wurzel. *Zwergstaaten* gab es nur in Europa (Andorra, Monaco, San Marino, Liechtenstein).

dem[1]) nur in Anlehnung an eine stärkere Machtgruppe erreichen. Beide romanische Nationen bleiben zwar Großmächte von starkem Gewicht, doch in der Grundrichtung ihrer Politik nicht unabhängig und sind daher in ihrem künftigen Verhalten zu den Weltmachtgruppen nicht bestimmbar. Unnötig zu sagen, daß Deutschland im Falle einer Niederlage gleich ihnen beiden als europäische Großmacht fortbestehen würde, aber eben auch im Fall der Not nicht Herr seiner letzten Entschlüsse mehr wäre; es müßte seinen Kurs je nach der russisch-britischen Konstellation dann wählen. Südosteuropa aber und Vorderasien würden dem Ehrgeiz unserer Feinde offene Tummelplätze werden. Nicht einmal unsere unmittelbaren Angrenzer würden aus unserer Niederlage Vorteil ziehen: schon Holland durfte einmal Ostfriesland annektieren, als Preußen 1807 am Boden lag, mußte aber auf jede eigene Politik unter Napoleon verzichten. Dänemark könnte die verlorenen Elbherzogtümer ohne Zweifel nur mehr mit dem Verfügungsrecht über die Kieler Bucht erkaufen.

Es sind ausschließlich letzte politische Beziehungen, Grundbedingungen jeder künftigen äußeren Politik, die hier und jetzt zur Diskussion stehen können. Obgleich unter deutschem Gesichtspunkt gesehen, durchziehen sie doch gleichmäßig Bau und Leben der beteiligten Nationen. Aus dem Wesen des Staates und den Voraussetzungen der Gegenwart emporsteigend, gestalten sie das Spiel und Widerspiel der staatlichen Kräfte unserer Zeit, überschatten die Fülle aller anderen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens und finden ihren Niederschlag in den historischen Geschehnissen. Aber als politische Kräfte bewegen sie unmittelbar nur diejenigen Hebel, welche politische Kraft umsetzen und auswirken: Heere und Flotten sind die Werkzeuge, Krieg und Frieden die Mittel staatlicher Machtentfaltung, Staatsmänner und Heerführer ihre Werkmeister. Grundsätzlich gleichgültig und sekundär bleiben demgegenüber alle Fragen des wirtschaftlichen Einflusses, zum Beispiel ein „mitteleuropäischer Wirtschaftsverein". Wirtschaftliche Bindungen sind keineswegs immer auch politische Fermente; Beweis die napoleonische Wirtschaftspolitik oder der Chamberlainsche Zollunionsplan. Auch sämtliche Fragen der inneren Politik treten hier zurück; home rule allround und Föderalismus sind eine Spielart des imperialistischen Gedankens.

Aber habe ich nicht bereits in meinen Beispielen die Linie des Erlaubten überschritten und mich in Prophezeiungen verloren? Deuten die Zeichen der Zeit nicht vielmehr auf eine Abkehr und Umkehr von den bisherigen politischen Voraussetzungen des zwanzigsten Jahrhunderts, auf eine Rückkehr von den Imperien und Weltreichen zu einem System des kontinentalen Gleichgewichts, zu einer Mehrheit mittlerer und kleinerer Staaten? Viele unter uns meinen doch, es sei Deutschlands Aufgabe, das annexionslüsterne Rußland durch diesen Krieg in kleine Teile zu zerschlagen und vor allem Englands zusammengerafftes

[1]) 1860, 1866, 1870, 1882, 1911.

Kolonialreich, diese Universalerbschaft der alten Kolonialmächte, in selbständige Teilreiche zu zerlegen. Solche Gedanken schießen über das mögliche Ziel hinaus[1]). Weltreiche wie Rußland und Größer-Britannien zerfallen nicht auf einen Streich, durch einen Krieg. Möchte unser Kampf und Sieg sie schwächen bis aufs äußerste; trotzdem bleibt im zwanzigsten Jahrhundert für angelsächsische Kultur und russische Halbkultur auf der Welt ein weiter staatlicher Bezirk übrig[2]). Schon darum braucht Deutschland das Bündnis mit dem Islam; allein im Bunde mit dieser dritten Kulturgruppe am Mittelmeer vermögen wir einen staatlichen Bereich zu bilden, der uns vor feindlicher Umklammerung bewahrt und dadurch einen dauerhaften Frieden sichert. Denkbar wäre es ja, daß einmal das Zeitalter politisch konzentrierter Machtentfaltung abgelöst würde von einem solchen der Dezentralisation in lauter kleine Staatsgebilde; aber für den Augenblick weist nichts darauf hin, daß solche Veränderungen in den Voraussetzungen des modernen Krieges sich vollziehen. Geht doch auch die Zunahme der Verkehrsdichte und das Wachstum der Unternehmungsformen im ökonomischen Leben noch ungebrochen vorwärts.

Ein Blick auf die überseeischen Machtkreise und außereuropäischen Kraftzentren bestätigt das Gesagte. Wir sehen zwei Kontinente, Nordamerika mit den Golfstaaten sowie Südamerika, umspannt von dem politischen Geltungswillen eines einzigen Staates. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben künftig am Golf von Mexiko, dem amerikanischen Mittelmeer, nur zwei politische Mitbewerber: England und vielleicht Japan; in Südamerika ersteht ihnen ein weiterer ernsthafter Gegner ihres Einflusses höchstens durch einen Bund der sogenannten ABC-Staaten, d. h. in den drei großen romanisch-katholischen Kolonialnationen Chile, Argentinien und Brasilien. Wir können die vielfachen inneren Schwierigkeiten und Begrenzungen, welche das Land „der unbegrenzten Möglichkeiten" beim Übergang aus einer Kolonialnation zum Weltvolk zu überwinden hat, auf sich beruhen lassen und dürfen sagen: die Monroedoktrin gibt der Union das weltpolitische Relief; wie auch immer Auslegung und Durchführung künftig sich gestalten mögen, in jedem Fall hat Preußen-Deutschland sie seit jeher anerkannt und damit auf eine politische Verwertung seiner Auswanderung und seiner Arbeit in Amerika Verzicht getan; noch 1914 sah es ohne Wimperzucken große mexikanische Interessen gefährdet durch die Haltung der Union. In dem kommerziellen Wettbewerb um Südamerika mag Deutschlands Chance wechseln, je nachdem dort die politischen Sympathien für die Union zu- oder abnehmen; mit den Vereinigten Staaten selbst steht Deutschland nirgends und wohl niemals in einem weltpolitischen Wettbewerb.

[1]) Vgl. S. 431 des Dezemberheftes (Die wirtschaftlichen Voraussetzungen, II).

[2]) So u. a. mit Recht H. Delbrück im Novemberheft 1914 der „Preußischen Jahrbücher". Deutschland gegenüber geht das politische und wirtschaftliche Interesse Großbritanniens und seiner Dominions zunächst parallel; vgl. die Besitznahme der deutschen Südsee durch Australien und Bothas Verhalten gegen Deutsch-Südwestafrika.

Während Amerika schon 1825 den Kolonialcharakter im wesentlichen abgestreift hat, bietet die Südsee — so genannt im Gegensatz zum „Nordmeer" im Golf von Mexiko — noch lange das typische Bild einer Kolonialherrschaft. Von europäischen Nationen sind Spanien 1899 und Deutschland 1914 ausgeschieden, Rußland hat wenigstens die Außenposten in Alaska, Sachalin und in Port Arthur eingezogen. Noch halten Frankreich und die Niederlande ein reiches koloniales Erbe fest, doch fehlt beiden die Kraft, den fernen Besitz selbständig zu behaupten. Zwei portugiesische Fetzen und einige südamerikanische Inseln ergänzen zwar das bunte Bild, das äußerlich an das westindische Gewirr erinnern könnte; aber dort wie hier treten doch schon die wesentlichen Grundzüge hervor. Japan und England im Osten, die Union im Westen und Australien vom Süden greifen jetzt schon aktiv ein, dahinter lagern in erzwungenem Abwarten Rußland, China und lateinisch-Amerika. Von den großen Angrenzern halten England und Nordamerika mit Singapore und Panama die Schlüssel zum Stillen Ozean, indes Australien und Japan mehr von der Mitte aus zu herrschen trachten. Der Weltkrieg bedeutet für die Südsee recht eigentlich einen Abschnitt ihrer Geschichte, neue Möglichkeiten und Konflikte scheinen rasch heranzureifen; leider aber ist Deutschland hoffnungsvoller Anfänge zu einer politischen Teilnahme in diesem wichtigen Teil der Welt anscheinend ein für allemal entsetzt.

Auch in Ostasien, dessen Landmasse ausschließlich jetzt von Großmächten erfüllt ist, hat Deutschland den „Platz an der Sonne" wieder räumen müssen. Ich habe Deutschlands Stellung und Zukunft im fernen Osten bereits an anderer Stelle besprochen; hier sei nur nachgeholt, daß nach dem Verlust Shantungs wohl nur im engen politischen Anschluß an China zugleich mit dessen allmählichem Erstarken sich für uns eine neue Aussicht öffnen könnte. Doch fehlt auch Japan gegenüber uns künftig jeder Anlaß zu politischen Reibungen.

Indien ist der Kern und Mittelpunkt des britischen Weltreiches, der Indische Ozean ein Binnensee, den ein ganzes System von englischen Besitzungen umgibt. So sicher die politische Zukunft Chinas, jener für den Augenblick republikanischen Despotie, in sich selbst zu ruhen scheint, so sehr entbehrt dies zweite Völkerbecken Asiens seit jeher des politischen Eigengewichts. Gewiß ruht daher Indiens Zukunft an sich am sichersten bei Großbritannien. Da jedoch wir Deutschen auch in Mittelasien politisch ohne eigene Vertretung sind, so interessieren uns mehr die möglichen Gegner dieser Herrschaft: Rußland vom Norden, Japan vom Osten aus und der Islam im Westen. Hier rührt also Deutschlands künftiges politisches System zum erstenmal an weltpolitische Zusammenhänge, deren Wurzeln außerhalb Europas liegen, doch bildet der Islam einen entscheidenden Faktor ja nur in der vorderasiatischen Flanke des indischen Imperiums; ohne den Islam vollends ist Deutschland auch in diesem Teil der Welt politisch ohnmächtig, trotz aller „indischen Unruhe". Chinas und Indiens Herrscher gebieten annähernd der Hälfte aller Erdbewohner.

Zwar sind die Anhänger des Propheten über halb Afrika verbreitet, doch dürfte der politische Einfluß des Islams auch hier sich künftig bestenfalls auf eine Flankenstellung von Ägypten aus beschränken. Südafrika ferner genießt als Station auf dem Seewege nach Indien seit alters solche Geltung, daß Deutschlands weltpolitische Wünsche schwerlich jemals den Oranje und Sambesi überschreiten werden. Verliert England einmal Ägypten, so wird der Seeweg um das Kap ihm vollends unentbehrlich. Dagegen gilt Mittelafrika vom Niger bis Sambesi als ein erklärtes Anspruchsgebiet des Deutschen Reiches; hier hat schon Bismarck Englands Verlegenheiten zu Kolonialerwerben ausgenutzt, hier ward Deutschland zweimal, 1898 und 1914, von Großbritannien mit neuen Aussichten geködert. In der Tat bietet Zentralafrika der deutschen Ausdehnung eine greifbare weltpolitische Chance — die erste überhaupt, der wir bisher auf unserem Streifzug um die Welt begegnet sind! Zwischen den arabisch-mohammedanischen und den burisch-britischen Siedlungsbezirken eingebettet, bewohnt von heidnischen Negerstämmen und kolonisiert durch Portugal und Belgien, ist Zentralafrika außerhalb der Machtsphäre anderer Großstaaten gelegen. Von ersten politischen Interessen widerstreiten einer deutschen Festsetzung eigentlich nur Französisch-Kongo sowie die britische Kap-Kairo-Bahn; werden beide Hindernisse aus der Welt geschafft, dann steht einem deutschen Mittelafrika kein Veto einer Weltmacht mehr entgegen. Über den vorläufig geringen kommerziellen Wert dieses Anspruchbereichs habe ich bereits gesprochen; darüber, daß er zur Aufnahme unserer künftigen Auswanderung so gut wie nicht in Frage kommt, ist kein Wort zu verlieren. Vom Atlantischen und Indischen Ozean umspült, vom europäischen Mutterland durch ganz Nordafrika getrennt, behält dies Gebiet unterm Äquator für immer seinen Kolonialcharakter. Als Ersatz für Deutschlands Südseekolonien und als Erfüllung alter Versprechungen wohl annehmbar, kommt Mittelafrika als weltpolitischer Faktor darüber hinaus nicht in Betracht; eine Lebensnotwendigkeit für Deutschland ist sein Erwerb in keinem Fall.

Wir stehen am Ziel und Ausgang unseres weltpolitischen Rundfluges: vor jenem enggedrängten europäischen Zentrum moderner Macht, Kultur und Wirtschaft, in dessen Mitte unser Deutschland auf sehr bescheidenem Raume seinen innerlichen Reichtum birgt. Gewiß habe ich nur Umriß und Tendenz der politischen Gegenwart gezeichnet; jedoch ohne nationales Vorurteil gesehen, sind ihre Triebkräfte und Hauptgestaltungen doch selbst zu Kriegszeiten erkennbar. Wir fanden über den Erdball hin bestätigt und erweitert, was ich über die grundsätzlichen Voraussetzungen des modernen Krieges sagte, und finden im Zeitalter des Imperialismus bei unserer Rückkehr mit doppeltem Gewicht Deutschlands politische Bestimmung gelegen in seiner europäischen Sendung, seine Überseepolitik verankert in der Kontinentalpolitik. Um in seinen Grenzen friedliche Sicherheit, die ihm geraubt ward, wieder zu erlangen,

bedarf Deutschland eines politischen Eigengewichts, das der ihm feindlichen Konstellation des Weltkrieges gleichkommt. Der Krieg selbst hat dies Gleichgewicht geschaffen in dem Bündnis Deutschlands, Österreich-Ungarns und des Islams. Nur als eine bleibende politische Konstellation vermag dies Bündnis die ihm bleibend fremden Gegenkräfte Rußlands und Englands auszugleichen, nur dieser neue Dreibund kann als Weltmacht dem Druck von Weltmächten widerstehen. Sein Widerstand hängt in den Angeln: Ägypten, Serbien, Rumänien; anders winkt uns ein dauerhafter Friede nicht. Von hier aus erst läßt sich neu schaffen und behaupten, was Deutschlands überseeische Sendung künftig ausmacht; wir sahen ja, wie überaus kärglich bei der politischen Schöpfung unser überseeischer Anteil am Spiel der Mächte ausgefallen ist. Nur hier am islamitischen Ostbecken des Mittelmeers läßt sich ersetzen, was im Gefolge dieses Krieges Deutschland an Werten übersee verloren geht; nur hier in Vorderasien ein Gebiet sich finden, das jene einheitliche nationale Entfaltung in Macht, Kultur und Wirtschaft zuläßt; nur diese Konstellation enthält darum auch die Voraussetzungen eines dauerhaften Friedens.

Welche kulturellen Werte Deutschland im Weltkrieg übersee verliert, hängt nicht so sehr von dessen Anlaß als von seinem Ausgang ab. Der Sieg entscheidet über den Hauptteil der tätigen Sympathie, die das neutrale Ausland unserer Arbeit wie unseren Volksangehörigen entgegenbringen wird; der Friede über die Stellung, die beiden künftig in den Ländern und Kolonien unserer vielen Feinde zukommt. An beidem hängt Deutschlands Geltung in einer Welt, deren Bewohner zu über einem Drittel das Englische als Staatssprache benutzen. Groß war ja, abgesehen von anderem, die Zahl der Kirchen und der Schulen, die deutscher Geist zu Heimstätten im Ausland sich geschaffen hatte; und erst im Anfang stand die kulturelle Propaganda deutschen Wesens unter den neutralen Völkern. Was Deutschland im Vergleich zu seinen Feinden an wirtschaftlichen Werten im Ausland zu verteidigen hat, mag eine letzte Zahlenübersicht statt aller Worte deutlich machen.

Es betrugen auf Grund der letzten Schätzungen [1]):

Die ausländischen Kapitalanlagen

	Deutschlands 1904	Englands 1911	
	(umgerechnet in durchschnittliche Beträge und Millionen Mark)		
in der Türkei ohne Ägypten . . .	325	374	
in Ostasien	425	1714	
in Südamerika ohne Golfstaaten	1975	rund 9700	
in den Verein. Staaten und Canada	2750	21636	
in ganz Afrika	1350	9282	(davon 1510 im nichtbritischen Afrika)
in ganz Asien	750	10200	
in ganz Amerika	5870	34680	
in Australien und Polynesien . .	350	7895	

[1]) Abgedruckt bei Harms, Volkswirtschaft und Weltwirtschaft, 1912.

Wir sehen ein letztes Mal bestätigt: die Türkei und in zweiter Linie Mittelafrika, allgemein gesprochen die Staatenwelt des Islam und ein Kolonialgebiet irgendwo unterm Äquator sind die gegebenen möglichen Ziele deutscher Weltpolitik.

Die deutsche Überseepolitik aber ist nichts ohne die Grundlage einer festumrissenen Kolonialpolitik, Ophir und Insulinde haben in unserer Phantasie zurückzutreten hinter den alten weltgeschichtlichen Bereichen zwischen Nil und Tigris; der koloniale Gesichtspunkt darf den staatlichen Gesichtskreis nicht beherrschen. Ausschlaggebend bleibt in der Geschichte die in ihrem heimischen Ursprung gesammelte staatliche Kraft der Nationen. Kraft aber ist in unserer Epoche nicht begrenzt auf jenen Europa genannten kleinen Teil unserer Hemisphäre; Europens unmittelbare staatliche Kraftauswirkung macht nicht am Ural oder Kaukasus, am Bosporus und bei el'Arisch halt, und neue eigene Kraftzentren gesellen übersee sich zu. Macht über Krieg und Frieden heißt für uns Weltmacht, denn eine Welt ward uns zum Kriegsbereich. Wohl bleibt es wahr, daß Großbritanniens Anspruch auf das arbitrium mundi in unsere Epoche hereinragt als ein Rudiment vergangener Zeiten, ist es doch die überlebte Verbindung zweier politischer Prinzipien des siebzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts: des territorialstaatlichen Gleichgewichtszustandes auf dem Kontinent einerseits, der britischen Kolonial- und Seeherrschaft über den Meeren anderseits. Möchte es das über unserem Volke waltende Geschick zulassen, daß Deutschland den entscheidenden Schlag dagegen führt und Europa für das zwanzigste Jahrhundert davon befreit, so wie einst mit leichterer Mühe die Vereinigten Staaten auf der anderen Hemisphäre für das neunzehnte Jahrhundert es getan. Wir werden niemals im Siege das großbritannische Weltreich oder die ephemere Schöpfung seines großen Gegners Napoleon I. nachzuahmen trachten, wir können nicht einmal die Rolle der Union für unseren alten Kontinent beanspruchen; wir werden weder Rußland noch Frankreich, noch Spanien, noch auch Italien an unser politisches System zu ketten trachten. Aber wahr bleibt nicht minder, daß dann erst recht — und ohne einen Sieg Deutschlands so wie zuvor — das Antlitz der modernen Welt und ihre innere Struktur charakterisiert wird durch das Aufkommen und Vergehen, die Feindschaft und die Freundschaft von Großmächten und im besonderen von Weltmächten. Weil unser Deutschland nicht die Kraft besaß, im Rate dieser großen Mächte seiner Zeit ein ihnen gleiches Gewicht zu bilden, darum ward es seit Jahrzehnten zunehmend zum Objekt, statt zum Subjekt in der hohen Politik, ward seine politische Friedseligkeit zum Opfer und sein politischer Ehrgeiz zur Beute ausersehen einer Überzahl von Feinden. Weil Deutschlands urgesundes Wachstum es von selbst hineinschob in den engeren Kreis der Großen seiner Zeit, darum ward die politische Mißgunst aller dieser Großen sein natürlicher Lohn, darum auch ist seine Statuierung als ihnen

gleiche und gewachsene Weltmacht die natürliche Losung dieses Weltkrieges und die Forderung siegreichen Friedens.

Denn dann allein, wenn Deutschland in eigener Hand die Lose seines Schicksals künftig hält, wenn die Entscheidung über Krieg und Frieden nicht wieder ihm von außen aufgezwungen werden kann, erst dann erfüllt sein Dasein alle Kriterien der modernen Macht und sichert mit der Macht zugleich den Frieden. Daß Deutschland den Frieden wahren *wollte*, hat es fast fünf Jahrzehnte durch gezeigt; daß es ihn wahren *kann*, soll das Ergebnis dieses Feldzugs sein. Dann wird der Friede Europens und der Welt verbürgt sein durch das Ansehen dieser neuen Macht, gleichwie der Mangel an Macht den Krieg am sichersten herbeilockt. Dann wird das Land der deutschen Klassik daheim dem Land der Wirtschaft und der Technik sich vermählen; der Deutsche wird darum nicht aufhören, Weltbürger zu sein und Weltbildner, weil er im eigenen staatlichen Bereich endlich bewaffnet und befriedet wohnen darf. Dann wird er übersee auch über seinen politischen Machtumkreis hinaus genießen, was seinem Fleiß und seinem Blute zukommt an geistigem und materiellem Einfluß; alles miteinander steht ja auf dem Spiel während des Krieges und im Fall der Niederlage. Wir können nicht, selbst wenn wir wollten, im zwanzigsten Jahrhundert uns genügen lassen allein an dem Export von Blut, Arbeit, Gedanken; wir können nicht, selbst wenn wir wollten, zwischen Rhein und Oder selbstgenügsam hausen, mit vierzig Millionen Deutschen draußen und unserem Bruderreich Habsburg einen faulen Frieden uns erkaufen. Mit seinem politischen Knochengerüst wächst und zerfällt das Deutschtum als geschichtliche Erscheinung. Wir haben den imperator, dessen Erzgestalt der wilhelminischen Epoche ihren Namen gibt; wir halten Deutschlands jugendlich erstandenes imperium, für das Blutströme fließen; wir sind ein Nichts ohne diese beiden. Lassen wir vom Streit um Worte, not tut uns die Sache. Wir dürfen das Panier des Reichs in seinem ersten Kriege nicht losbinden, ehe der Schaft nicht fest im neuen Erdreich haftet. Dann sind wir, was unsere Ahnherren nicht vermochten, was unsere Väter uns halbvollendet überließen: im Einklang mit den Kräften, die unsere Zeitlichkeit durchwalten, im friedlich starken Wettstreit mit den Erdenvölkern, die alle gleich uns Träger jener Kräfte sind: an Gütern der Kultur, der Macht und Wirtschaft

„*allzeit Mehrer des Reichs*".

Heine und Rothschild.

Mit zehn ungedruckten Briefen.

Von

Friedrich Hirth.

Das Geheimnis der Wirkung eines Liebesliederdichters ist nur notdürftig zu enträtseln. Wenn sich dem von einer Empfindung vollen Herzen die passendsten Worte loslösen, so sind sie im Augenblicke ihres Entstehens immer nur an eine bestimmte Person gerichtet, die Anlaß zur Ausführung des Gedichtes gab; ist dieses aufgezeichnet und findet es Verbreitung, dann tritt die Besungene allmählich hinter dem Gedichte zurück, dessen Inhalt Allgemeingültigkeit erhält. Situation und Gedanken, in souveränster Subjektivität gestaltet, objektivieren sich zusehends, und jedes Liebespaar, das dieselben Umstände des Glücks oder Leids durchlebt, denkt mit den Worten des Dichters, die imstande waren, in knappster Form eigenes Erleben in das Gebiet des Typischen zu erheben. So bekommt ein Liebeslied Flügel; wenn dem Dichter selbst sein ursprüngliches Gefühl vielleicht längst fremd geworden ist, wenn die Frau, an die er seine heißesten Worte richtete, ihm bereits entrückt ist, wirken die dichterischen Huldigungen, die ihr dargebracht wurden, immer noch weiter.

Einen besonderen Reiz gewährt es freilich, den Modellen eines Liebesliederdichters nachzuspüren. Er entspringt keineswegs der bloßen Neugierde, die Frauen, die poetische Verklärung fanden, in ihrer wahrhaften Existenz mit der Darstellung zu vergleichen, die ihnen der Dichter gab. Vielleicht zerreißt dieses Verlangen, die besungenen Originale kennen zu lernen, manchen geheimnisvollen Schleier, der absichtlich über tiefinnerliche Schönheiten gebreitet ist, die oft nur der Dichter in seinem Ideale sah; und dann ergibt sich eine betrübliche Disharmonie zwischen dem Sein und dem schönen Schein. Aber der exakte Wahrheitsdrang, der, von den Naturwissenschaften ausgehend, allmählich auf alle Gebiete der Erkenntnis übergriff, mußte dazu führen, daß man sich auch von Heldinnen der Liebeslyrik leibhaftige Vorstellungen zu machen suchte, selbst auf die Gefahr hin, auf Wege zu geraten, die ein ängstliches Dichtergemüt sorgfältig den Augen der Welt verschlossen hielt.

Solch ein Überängstlicher, dessen Liebesleben von ihm selbst eifrigst den Blicken der Zudringlichkeit verborgen gehalten wurde, war Heinrich Heine.

Er war der Dichter der Liebe, recht in der Art der mittelalterlichen Minnesinger, die ihre Strophen an die Erkorenen ihres Herzens richteten, ohne meist auch nur Andeutungen zu gewähren, wer diese seien. Wir konnten ja freilich zwingende Schlußfolgerungen ziehen, daß Heines berückendste Lieder aus der Jugendzeit zuerst seiner Base Amalia, später Therese Heine gewidmet seien. Aber von dem Dichter fehlt jedes Bekenntnis, wie wir solche etwa von Goethe besitzen, dessen an Friederike Brion gerichtete Lieder ihren aufschlußreichsten Kommentar in Abschnitten von „Dichtung und Wahrheit" haben.

Nur gelegentlich in Briefen an den Jugendfreund Christian Sethe und an Varnhagen von Ense läßt es Heine durchschimmern, daß er wärmere Neigungen für Amalia Heine empfunden habe; aber ihren Namen nennt er bloß ein einziges Mal (in dem Brief an Varnhagen vom 19. Oktober 1827), und hier erfolgt diese Nennung nur in trüben rückschauenden Gedanken: „Die Welt ist dumm und fade und unerquicklich und riecht nach vertrockneten Veilchen."

Von Glück war Heine in seiner Liebe niemals begünstigt. Das Mißgeschick, das er nacheinander bei den zwei Kusinen erlitt, suchte er durch grobsinnliche Beziehungen zu übertäuben. Aber der Drang nach reiner Liebe lebte machtvoll in ihm; es ist nicht seine Schuld, daß er dort niemals Gehör fand, wo er von den tiefsten und ehrlichsten Gefühlen beseelt war. Und durchaus falsch ist die grobe Verleumdung der Gegner Heines, daß es ihn immer zu Dirnen und Grisetten gezogen habe. Seine Liebeswünsche hätten ihn — dies lehrt die genaue Betrachtung seines Lebensganges ausreichend — auf andere Bahnen geführt, als es die waren, die er zu durchwandeln deshalb gezwungen war, weil seine zartesten und keuschesten Zuneigungen niemals Erhörung fanden. „Ich bin verdammt, nur das Niedrigste und Törichtste zu lieben", klagte er gegenüber Heinrich Laube (am 27. September 1835) zu einer Zeit, als er sich auf dem Schlosse des „schönsten und edelsten und geistreichsten Weibes" befand (Prinzessin Belgiojoso), in die er aber nicht verliebt zu sein behauptete, was man freilich bezweifeln darf, insbesondere im Hinblick auf die begeisterte Schilderung, die Heine im zehnten seiner „Vertrauten Briefe über die französische Bühne" entwarf. (Werke, hrsg. von Elster, IV. Band, Seite 559.)

Seine ehrlichsten Wünsche hatten Heine immer nach reinem Liebesglück gedrängt, und so schwärmte er eine Zeitlang für seiner Freunde Varnhagen und Ludwig Robert Frauen. Allerdings in den Briefen, die er an sie richtete, banden ihn konventionelle Rücksichten so sehr, daß er sein wahres Empfinden nur recht zaghaft durchblitzen ließ. Überströmende Gefühle, machtvolle Leidenschaften wallen in diesen Briefen ebensowenig auf wie in den „Ideen", dem Friederike Robert verherrlichenden Buche. Seine echtesten Gefühle verbarg Heine in seiner Brust, und niemand — selbst die vertrautesten Freunde nicht — wurde zum Mitwisser gemacht.

Auch in Paris wiederholte sich dasselbe Spiel. Heines Umgang bildeten Midinettes und Grisetten, denen er seinen Zyklus „Verschiedene" widmete. Aber daneben lebte die stärkste Sehnsucht in ihm, sein Liebesbedürfnis bei reinen und edlen Frauen zu stillen. So brachte er seine feinsten Huldigungen Caroline Jaubert und der Prinzessin Belgiojoso dar, von denen belebendster Einfluß auf sein Gefühlsleben ausging. In den Briefen, die er diesen Frauen schrieb, finden sich freilich wieder nur temperierte Äußerungen der Bewunderung, der Verehrung, vielleicht sogar der Anbetung, aber kein Laut hinreißendsten Entzückens oder seelischer Abhängigkeit. Der Fürstin hätte er vielleicht gerne seine Liebe in langen Briefen gestanden, aber da hätte sie ihre Schönheit und ihre Jugend verloren haben müssen, hätte nur noch geistreich und Fürstin sein müssen. Immer begegnet also bei Heine ein unstetes Schwanken, eine Zaghaftigkeit, Herzensempfindungen zu gestehen; nirgends zeigt sich der aus einem aufgewühlten Herzen hervorbrechende Zwang, sich und anderen über das Erlebnis Rechenschaft abzulegen.

Karoline Jaubert und der Fürstin Belgiojoso gesellte sich in der Pariser Zeit eine dritte Frau hinzu, von der behauptet werden darf, daß Heine von ihr in seelisches Entzücken geraten war. Es ist die Baronin Betty Rothschild, von der bisher nur bekannt war, daß sie von Heine in einem berückenden Gedicht „Die Engel" besungen worden war. Es mußte, ohne nähere Kenntnis der wahren Beziehungen Heines zu Baron James Rothschilds Gattin, Mißverständnisse wecken, wenn der Dichter schrieb:

„Lieblich mit den weißen Händen,
Lieblich mit dem schönen Blick
Schützen Sie den Menschen, wenden
Von ihm ab das Mißgeschick.

Ihre Huld und Ihre Gnaden
Trösten jeden, doch zumeist
Ihn, der doppelt qualbeladen,
Ihn, den man den Dichter heißt."

Nichts lag näher, als diese Strophen so auszulegen, daß Heine sich materieller Unterstützungen durch Baronin Rothschild zu erfreuen gehabt hätte, während er in Wirklichkeit in ideeller Abhängigkeit von ihr stand.

Die Briefe, die Heine an sie richtete und die jetzt zum ersten Male der Öffentlichkeit vorgelegt werden dürfen [1]), lehren, daß Heine stille, aber innige

[1]) Ihre Kenntnis danke ich der Güte der Frau Baronin Edmond Rothschild und des Herrn Baron Henri Rothschild in Paris, von denen die erstere zehn, letzterer einen besitzt. Nachdrücklichst verweise ich darauf, daß dies die gesamte Korrespondenz Heines mit dem Pariser Hause Rothschild bildet. Sämtliche Briefe sind sorgfältigst numeriert

Zuneigung für Baronin Betty hegte. Diese deutlich zu bekennen, verwehrte ihm seine Schüchternheit, wie sie ihn wahrscheinlich schon in der Jugendzeit abgehalten hatte, sich Amalia oder Therese zu offenbaren, wie sie ihn gewiß an jedem deutlicheren Aussprechen seiner Gefühle gegenüber Rahel Varnhagen und Friederike Robert, Karoline Jaubert und Christine Belgiojoso verhindert hatte. Daß aber die Erscheinung der Baronin Betty Rothschild nicht ohne Eindruck auf Heines empfindsames Herz blieb, geht aus den Briefen mit unwiderleglicher Deutlichkeit hervor. In seinem Wesen liegt ein merkwürdiger Widerspruch. Während er sich nie davon abhalten ließ, Männern rücksichtslos gegenüberzutreten, wurde er Frauen gegenüber schwach und zaghaft, und diese Eigenschaften erklären es, warum er nie in seinem Leben seine wahrhaftesten Gefühle gestehen konnte. Auch vor der Baronin Rothschild verharrte er in seiner zurückhaltenden Schüchternheit, und es läßt sich annehmen, daß er es sie nur leise ahnen ließ, welche Gefühle für sie ihn eigentlich bewegten. In Boulogne sur Mer hatte er sie zuerst gesehen, wohl im September 1833, und noch sechzehn Jahre später labte ihn die Erinnerung an den sonnigen Tag, wo sie ihm in ihrer ganzen Feenhaftigkeit zuerst erschien. Dieses verklärende Bild, die Baronin als Fee oder Engel anzusprechen, kehrt in den Briefen stets wieder. Als tröstender oder lächelnder Engel sieht er die verehrte Frau immer vor sich, und als ihr gehorsamer oder freundschaftlich ergebener Schützling erwartet er in allen Lebens- oder Liebesnöten ihre Hilfe. Wer Heines Briefe an von ihm verehrte Frauen kennt, wird in solchen Äußerungen das Bekenntnis einer tiefen Herzenszuneigung sehen müssen. Stärkere Worte des Eingeständnisses seiner Gefühle finden sich niemals bei ihm. — Eines scheint ja freilich öfter die Beziehungen zu der Baronin getrübt zu haben: das Verhältnis Heines zu ihrem Mann, dem Baron James, mit dem der Dichter zwar auch freundschaftlich verkehrte, dessen Art und Lebensführung aber seinen unzügelbaren Spott oft und oft herausforderte. Und selbst die warme Begeisterung für dessen schöne Gattin konnte ihn nicht daran hindern, alles frei auszusprechen, was er gegen den Pariser Bankier auf dem Herzen hatte. Es ehrt Heine, daß er gerade die beiden Bücher, in denen er sich am freimütigsten über das Haus Rothschild aussprach, das „Leben Ludwig Börnes" und die „Lutezia", seiner Freundin überreichte und sie in den Begleitbriefen ausdrücklich auf die „herben Stellen" in diesen Werken aufmerksam machte. Denn dieser Freimut beweist, daß Heine nicht in irgendwelcher Abhängigkeit von dem Hause Rothschild

in einem Bande zusammengebunden; nur der Brief, den Baron Henri besitzt, ist, was deutlich erkennbar ist, aus dem Bande entfernt. Diese Feststellung ist deshalb nötig, damit nicht vermutet werden könnte, es seien etwa Heine kompromittierende Briefe vernichtet worden. Die elf erhaltenen Briefe haben für die Beurteilung des Verhältnisses Heines zu dem Bankierhause ausschließlich maßgebend zu sein. (Einer mit recht bedeutungslosem Inhalte wird hier nicht mitgeteilt.)

stand. Gewiß geht aus einem Briefe hervor, daß Heine in der Zeit seiner tödlichen Erkrankung sich ein Geldgeschenk erbat und es auch erhielt. Aber gerade dieser Brief lehrt, daß er nicht dauernd souteniert wurde, daß er niemals im Solde des Bankierhauses stand und daß keinerlei finanzielle Zuwendungen bestimmend auf seine Urteile in Büchern oder Korrespondenzberichten für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" einwirkten. So durfte es sich Heine erlauben, den Baron James wiederholt mehr oder weniger deutlich zu ironisieren, ohne daß die Beziehungen irgendwelche Trübung erfuhren. Zweimal in den Jahren 1837 und 1846 scheinen Spannungen (wie sich aus den Briefen an Johann Hermann Detmold und Ferdinand Lassalle ergibt) eingetreten zu sein; über die Ursachen läßt sich nichts Genaues ermitteln, aber mit viel Bestimmtheit vermuten, daß sich Rothschild beide Male weigerte, für Heine bei dessen Familie einzutreten, um ihm deren Unterstützungen zu erwirken. Abgewiesene Geldforderungen Heines können keinesfalls in Frage kommen, und die Behauptung des Dichters bleibt unumstößlich (in der „Retrospektiven Aufklärung" vom August 1854)[1]), daß ihn Rothschild nur deshalb Freund genannt habe, weil er nie Geld von ihm verlangt habe. Auf „verlangt" ist dabei der Nachdruck zu legen; denn erbeten hat sich Heine ja tatsächlich einmal ein Geschenk. Daß ihm Baron Rothschild unaufgefordert gelegentlich Zuwendungen machte, wäre freilich denkbar. Doch ehrt diese Freigebigkeit mehr den Spender, als daß sie den Beschenkten verunehrte. Durchaus unzulässig ist aber der durch nichts zu erweisende Schluß, daß Heine, wenn er am 14. Juni 1837 Johann Hermann Detmold gestattet, über Rothschild so viel Maliziöses zu schreiben, als er wolle, mit diesem verfeindet gewesen wäre. Weit mehr Wahrscheinlichkeit hat die Auslegung des Satzes, daß er, obwohl ein Freund Rothschilds, Detmold in keiner Weise zugunsten des Bankiers beeinflussen wollte, sondern diesem, der sich anscheinend in einem Briefe an Heine ungünstig über James Rothschild geäußert und angefragt hatte, ob er sich in demselben Sinne öffentlich aussprechen dürfe, völlig freie Hand gelassen hatte. Aber selbst wenn man an eine Spannung zwischen Heine und Rothschild im Jahre 1837 denken will, darf deren Ursache keineswegs in einem mißglückten Versuche Heines, Geld zu erlangen, gesehen werden. Denn der Überblick über Heines gesamte Korrespondenz ergibt die seltsame Tatsache, daß er, der ja nicht gerade selten bei Freunden Geld borgte (wie auch er ihnen gerne damit aushalf), dies nie mündlich, sondern immer schriftlich tat, wozu ihn wohl die Furcht vor mündlichen Abweisungen veranlaßte. Ein naheliegender Analogieschluß drängt zu der Annahme, daß er auch Rothschild nur brieflich um Geld gebeten hätte. Da sich aber kein derartiger Brief erhielt, so muß Heines früher zitierte Äußerung in der „Retrospektiven Aufklärung" über sein Verhältnis zu dem Baron als durchaus

[1]) Werke, herausgegeben von Elster, VI. Band, Seite 377.

glaubwürdig gelten. So wäre also der Briefstelle an Detmold im ungünstigsten Falle nur die Deutung zu unterlegen, daß zwischen Heine und Rothschild damals eine vorübergehende Entfremdung eingetreten war, auf deren Ursache sich ein ziemlich sicherer Schluß ziehen läßt. Im Sommer 1837 war er mit seinem Oheim Salomon völlig entzweit. Eine große Schuldenlast, die Heine drückte, konnte er ohne ausgiebige Hilfe des Millionärs niemals zu tilgen hoffen. Deshalb wandte er sich durch Vermittlung Detmolds, seines Bruders Max und Meyerbeers an den Oheim, um ihn zu dauernder Hilfeleistung zu bewegen. Es ist möglich, daß er auch James Rothschild angegangen hatte, für ihn bei dem Oheim einzutreten. Daß zwischen den Rothschilds und Salomon Heine starke persönliche Beziehungen bestanden, wissen wir aus der Zeit von Heinrich Heines Londoner Reise, wobei ihm der Onkel zur Einführung bei Rothschild einen Kreditbrief mitgegeben hatte, der aber nur dekorativen Zwecken dienen und nicht eingelöst werden sollte. Da aber der Dichter den Betrag dennoch behob (vgl. die freilich nur mit größter Vorsicht zu benützenden „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie". Von seinem Bruder Maximilian Heine, Seite 56 ff.) und das Geld zur Tilgung kleiner Schulden bei Berliner Freunden und als eisernen Reservefonds für zu unternehmende Reisen benützte, trat ein tiefergehendes Zerwürfnis mit dem Oheim ein, das jahrelang fortgewirkt zu haben scheint, und das der Dichter erst im Jahre 1837 zu beseitigen versuchte, als ihn seine bedrängte äußere Lage dazu zwang. Daß er Rothschild als Mittler zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt haben könnte, ist durchaus möglich; und eine Weigerung des Bankiers, für den Dichter in Hamburg einzutreten, könnte diesen zeitweilig verstimmt und zu der etwas unmutigen Äußerung gegenüber Detmold veranlaßt haben. Lange währte diese Spannung aber nicht, und sie war es keinesfalls, die Heine zu sarkastischen Bemerkungen über Rothschild veranlaßte. Darin stimmen alle Beurteiler dieses freundschaftlichen Verhältnisses überein (neuerdings hat es Ignaz Balla in seinem freilich etwas zusammengewürfelten Buche „Die Rothschilds", Berlin 1912, wieder getan), daß sich Heine immer die vollste Objektivität seines Urteils bewahrte und selbst vor Verletzungen der Eitelkeit des Pariser Finanziers nicht zurückschreckte. Denn anders geartet sind Heines Angriffe auf James Rothschild niemals, als daß er einige seiner lächerlichen Eigenschaften ironisiert. Er war kein Gegner der Geschäftsmethoden des Barons, wie etwa Ludwig Börne, der diesen in seinen „Pariser Briefen" mit der größten Wucht befehdete, aus politischen und sozialen Motiven, die ihm seine extrem demokratische Gesinnung diktierte. Einen Angriff, wie in dem 72. Pariser Briefe (Historisch-kritische Ausgabe der Werke Börnes von Ludwig Geiger, VI, 51 ff.) rang Heine seiner Feder niemals ab. Er kannte die Schwächen des Bankiers, die er auch gerne dem Gelächter preisgab; aber von seiner Bedeutung als Finanzmann war er so durchdrungen, daß er sich nicht anmaßte, sie zu be- oder zu verurteilen. Heine mochte sich mit Recht

sagen, daß ihm hiefür die Kompetenz fehle. Denn das muß zugegeben werden, daß James Rothschild, mochten seine Unternehmungen auch manchmal sehr gewagt und gelegentlich (namentlich bei dem Bau der Versailler Eisenbahn, der so liederlich ausgeführt wurde, daß bald nach der Eröffnung siebenunddreißig Menschenleben zugrunde gingen und viele Reisende schwer verletzt wurden; vgl. Heines Brief an Campe vom 17. Mai 1842) mehr auf den eigenen Vorteil als auf den der Gesamtheit angelegt sein, ein Finanzgenie hohen Ranges war, vor dessen Größe selbst Heines Spott verstummte. So finden sich denn in seinen Werken niemals eindringlichere Charakteristiken der Tätigkeit des Barons, die Heine auch keineswegs richtig darstellen hätte können, wenn er es sich auch vorgenommen zu haben scheint, ihr eine ausführlichere Schilderung zu widmen. Zweimal kommt er auf diesen Plan zu sprechen; in seinem „Leben Börnes" (Ausgabe der Werke von Elster VII, 33) und ausführlicher in einer ungedruckt gebliebenen Stelle der „Bäder von Lucca", die Strodtmann aus der Handschrift mitteilte (vgl. Heines Werke, herausg. von Elster, III, 561). Hier erklärte er (noch bevor er Baron James kannte), den Wert des Hauses Rothschild besonders anerkennen und seine Verdienste preisen zu wollen. Leider blieb dieser Plan, wie so viele, die Heine hatte, unausgeführt. Er war sich nur zu sehr bewußt, daß er dieses reiche Thema nicht umfassend ausführen könne, wie auch Gutzkow in den „Öffentlichen Charakteren" (Ausgabe der Werke von Houben in der Hesseschen Klassikerbibliothek VIII, 63) von James meinte, er wäre ein Charakter, worüber „hundertundein"[1]) Schriftsteller nachdenken könnten, ohne ihn dennoch in zwölf Großoktavbänden erschöpft zu haben. So beschränkte sich Heine in der „Lutezia"[2]) auf einige wenige eingehende Bemerkungen über Rothschild, die Ansätze zu einer Charakteristik enthalten (die Ausführungen in dem „Leben Ludwig Börnes" stellen sich mehr als eine Polemik gegen Börnes Ansichten dar). Einmal gedenkt Heine des Wohltätigkeitssinnes Rothschilds (Elster VI, 174); die unbedingte Verehrung, die ihm seine Kommittenten entgegenbringen, wird verulkt (Elster VI, 256 ff.), ebenso die Eitelkeit des Barons (VI, 362 ff.). Der schärfste, aber auch noch sehr glimpfliche Angriff liegt in einem der „Gedanken und Einfälle" (Elster, VII, 449), daß Rothschild träume, er habe einem Armen hunderttausend Francs gegeben, und davon krank werde. Aber gerade hier fand sich eine der klügsten Bemerkungen über Rothschild (Elster, VII, 432), daß die Hauptarmee seiner Feinde aus denen bestehe, die nichts haben oder ihr Vermögen verloren; wie einer kein Geld mehr habe, werde er Rothschilds Feind.

[1]) Anspielung auf das 1831 erschienene Werk „Paris, ou le livre des cent-et-un", das die bedeutendsten französischen Schriftsteller herausgaben, um dem in Not geratenen Verleger Ladvocat aufzuhelfen (vgl. Börnes Besprechungen im 54. und 56. Pariser Brief; Ausgabe von Geiger VI, 257 und 266).

[2]) Eine Anspielung in „Shakespeares Mädchen und Frauen" (Werke, herausgegeben von Elster, V, 461) ist nicht sehr ernst zu nehmen.

Während Heines Stimmung in der Beurteilung James Rothschilds schwankend ist, bleibt er sich in der Verherrlichung seiner Gemahlin Betty nicht nur in den Briefen, die hier mitgeteilt werden sollen, sondern auch in den Werken immer getreu. Auch hierin weicht er schärfstens von Börne ab, der diese zweifellos sehr wohltätige und feinsinnige Frau in dem 64. seiner Pariser Briefe (Ausgabe von Geiger, VII, 11) wenig geschmackvoll angriff. Heine rühmt ihr, die eine der hübschesten Frauen von Paris sei, im März 1836 bei einem Besuch eines Balles in ihrem Hause (Elster, VII, 303) feinen Kunstsinn nach, der sie auch befähige, sich praktisch mit bildender Kunst und Malerei zu beschäftigen; in den „Denkworten auf Ludwig Marcus" (Elster, VI, 122) nennt er sie eine schöne und große Dame von Paris, eine der glänzendsten Erscheinungen des dortigen Weltlebens, die den armen Gelehrten vor dem Verhungern rettete.

In dieser Gesinnung sind auch alle Briefe Heines an Baronin Betty von Rothschild gehalten, die immer von der warmen Zuneigung des Dichters für die schöne Frau Kenntnis geben.

Die beiden ersten Briefe, die er an sie richtete, können weitläufiger Erklärungen entraten. Der erste begleitet die Überreichung des ersten „Salon"-teils mit folgenden Worten:

Indem ich Ihnen, genädige Frau, beyfolgendes Buch verehre, geschieht es nicht weil ich demselben etwa großen Werth zu erkenne, sondern im Gegentheil, weil ich eben nicht allzugünstig von diesem Buche urtheile —

Und weil ich eitel genug bin mir einzubilden, daß ich bey jedem Mißgeschick auf Ihre gütige Theilnahme rechnen kann.

Stellen Sie das Buch nur ungelesen in Ihre Bibliothek, denn das einigermaßen Lesbare darin, eine alte Gemäldeausstellung, ist Ihnen bereits bekannt.

Ehrfurchtsvoll verharre ich

Ihr ergebener Schützling
H. Heine.

P. d. 7 Febr 1834

Der zweite Brief lautet:

Ich erhalte eben ein Billet von einer Dame unterzeichnet Pauline Bosse — existiert dieselbe wirklich in Ihrer Bekanntschaft? Ich bitte Sie, gnädige Frau, mir diese Frage mit zwey Zeilen zu beantworten.

Ich hoffe Ihnen nächster Tage persönlich meine Aufwartung zu machen. Ihr schönes lächelndes Gesicht schwebt beständig in meinem Gedächtniß.

Meine Addresse ist: H. H. chez la Princesse Belgiojoso, Chateau de la Jonchère, par Ruel (Banlieu) Hier lebe ich seit einiger Zeit in ländlicher Stille, die freylich oft genug durch heitere Gesellschaften unterbrochen wird.

Die schöne Natur thut mir wohl — ich habe vor einigen Wochen ein ziemlich schmerzliches Mißgeschick erfahren. Ich werde Ihnen, gnädige Frau, mündlich davon erzählen, und sehe Sie schon tröstend lächeln.

Ihr gehorsamer und freundschaftlich ergebener
Heinrich Heine.

Dienstag.

Adresse: Madame
Me. la Baronne James de
Rothschild.
Poststempel Juin 13 1835. Rue Lafitte [sic] No. 15
Paris.

Das Mißgeschick, dessen Heine in diesem Briefe gedenkt, scheint in seinen Beziehungen zu Mathilde, seiner späteren Frau, seinen Ursprung gehabt zu haben. Um sich ihr zu entreißen, hatte er Asyl bei der aus Mailand wegen ihrer revolutionären Betätigung flüchtig gewordenen Prinzessin Belgiojoso genommen, wo er Vergessen finden wollte. Bekanntlich gelang es Heine nicht; nach kurzem Fernsein ergriff ihn die Sehnsucht nach Mathilde wieder mit ungestümer Leidenschaft, und er schloß sich an sie um so inniger an.

Von größter Bedeutung ist der nun folgende Brief an Baronin Betty. Zwei Werke kündigt ihr Heine an: sein Buch über Börne, dem Heine heftige Angriffe auf Rothschild in den Mund legt, und den Beginn eines Romans „Das Paschahfest". Das Manuskript dieses Werkes, das Heine der Baronin übersandte, hat sich im Archiv des Hauses Rothschild nicht erhalten; vermutlich wurde es dem Dichter wieder zurückgestellt. Es ist kein Zweifel, daß Heine seinem Fragmente „Der Rabbi von Bacharach" ursprünglich den Titel „Das Paschahfest" geben wollte, vielleicht mit Rücksicht darauf, daß er die Absicht hatte, nur die beiden ersten Kapitel, die schon in der Göttinger Studienzeit entstanden waren, im Jahre 1840 herauszugeben. Bekanntlich entschloß sich Heine in diesem Jahre 1840 dazu, das Fragment durch Hinzufügung eines damals rasch dazugeschriebenen Abschnittes wenigstens äußerlich abzurunden, und in dieser neuen Gestalt scheint er dann wieder auf den alten Titel zurückgegangen zu sein. Das Schreiben lautet:

Frau Baronin!

Versprochenermaßen überschicke ich Ihnen anbey den Anfang meines Romans „Das Paschahfest" und den Anfang meines „Ludwig Börne". Ersterer wird diesen Herbst erscheinen, letzterer aber ist bereits in der Presse und ich kann leider nichts mehr darin ausmerzen. Eben in den Blättern die ich Ihnen zuschicke stehen die herben Stellen über das Haus Rothschild, — Sie haben also das Corpus delicti, das mich so sehr ängstigt, in Händen. Darf ich jetzt noch vor Ihren Augen erscheinen? Ich bitte . . .

Vielleicht verzeihn Sie mir mit heiterm Lächeln. Ich aber, ich versichere Ihnen, ich kann mir nicht genug Vorwürfe machen, daß ich, wo nicht in böswilliger, doch jedenfalls in unziemender Weise von einer Familie gesprochen habe, die in ihrem Schooße so viel Edelsinn und Liebenswürdigkeit verbirgt; — ja verbirgt, denn durch Zufall entdeckte ich jüngst, daß die schöne Frau, die ich nur für geistreich und tugendhaft hielt, auch eine große Seele hat. Baron James ist in der That der reichste Mann, aber nicht bloß seines Geldes wegen. Ich sage auch von der heranwachsenden Generazion die beste Meinung; Charlotte kündigt sich prächtig an und ich hoffe die Knaben werden gut gedeihn.

Seyn Sie überzeugt, Frau Baronin, daß das Interesse, das ich jetzt an Ihrem Hause nehme, nicht von gewöhnlicher Art ist, und genehmigen Sie für meine übrige Lebenszeit die Versicherung meiner unbedingten Ergebenheit.

Paris den 1ten Juny [1840].

Heinrich Heine.

Adresse: Madame Mme. la Baronne de Rothschild.

Der nächste Brief enthält eine Kondolenz aus Anlaß des Ablebens der Großmutter der Baronin Betty. Diese Großmutter, eine geborene Güttele Schnapper aus Frankfurt a. M., war mit Mayer Amschel Rothschild vermählt; aus dieser Ehe stammte unter anderen ein Sohn Salomon, der Chef des Wiener Hauses, dessen Tochter Betty war. Am 7. Mai 1849 starb Baronin Bettys Großmutter, worauf Heine schrieb:

Gnädige Frau!

Meine Krankheit, die seit einem Jahre entsetzlich zugenommen, erlaubt mir nicht Ihnen bey der Nachricht von dem Ableben Ihrer ehrwürdigen Großmutter, meine Condolenz in Person darzubringen. Ich beeifere mich jedoch durch gegenwärtige Zeilen diese Pflicht zu erfüllen und bitte Sie auch mich in dieser trübseligen Beziehung bey dem Herrn Baron zu vertreten. Alles, was in Leid oder Freud' Ihr Haus betrifft, findet in meinem Gemüthe die tiefste Sympathie. In der Einsamkeit, worin ich jetzt lebe, denke ich oft an das Wohlwollen, das Sie mir seit so vielen Jahren geschenkt haben und namentlich labt mich manchmal die Erinnerung an den sonnigen Tag zu Boulogne, wo Sie mir in Ihrer ganzen Feenhaftigkeit zuerst erschienen sind.

Genehmigen Sie, gnädige Frau, die Versicherung meiner aufrichtigen Ergebenheit und tiefsten Verehrung

Heinrich Heine

Paris (rue d'Amsterdam) den
16. May 1849.

Auch der nächste Brief enthält eine Kondolenz; leider läßt sich nicht feststellen, welches Mitglied des Hauses Rothschild 1850 das Zeitliche segnete[1]). Ergreifend wirkt in dem Briefe die Schilderung von Heines Leiden:

Hochgeehrter Herr Baron!

Die Nachricht von dem betrübsamen Ereigniß, das Sie und Ihre ganze Familie in Trauer versetzt, ist mir zugekommen, und ich bin so frey Ihnen hiemit meine Condolenz darzubringen. Ich bitte Sie auch Ihrer Frau Gemahlin und dem Herrn Baron Salomon meine aufrichtige u. ehrfurchtsvolle Beileidsbezeugung mitzutheilen.

Ich habe nun seit länger als drey Jahren mir nicht das Vergnügen machen können, Ihnen persönlich aufzuwarten; eine Rückgratschwindsucht hielt mich seitdem im Bette, wo ich kein Glied rühren kann und Tag u. Nacht von den grauenhaftesten Schmerzen heimgesucht werde. Ich ertrage letztere mit Geduld u. Ergebung in den Willen Gottes, dessen Schickungen oder Strafgerichte nicht von Menschengeist beurtheilt werden können; so viel weiß ich, daß Alles was er thut auch gut u. gerecht ist. Unter solchen Umständen beschäftige ich mich denkend u. schreibend viel mit der Vergangenheit, und mit Gefühlen der Dankbarkeit erinnere ich mich oft Ihrer u. des freundschaftlichen Schutzes, dessen Sie mich immer gewürdigt, u. der Ihnen gewiß im Himmel so wie auf Erden gut angeschrieben wird. Ich hätte mich gern einmal schriftlich bey Ihnen in Erinnerung gebracht, aber kränkelnden Sinnes befürchtete ich eine Mißdeutung; denn ich hätte viel klagen müssen, und ich weiß daß jeder Klagebrief eines unglücklichen Freundes zugleich eine Tratte auf Ihr Herz ist, die immer großmüthig honorirt wird.

Empfangen Sie, Herr Baron, die Versicherung meiner ausgezeichneten Achtung und Ergebenheit

Heinrich Heine.

Paris, 25 Dezember 1850
(50, rue d'Amsterdam)

Das folgende Schreiben begleitet die Übersendung eines Buches an Baronin Betty Rothschild. Das Werk, das ihr Heine überreichte, läßt sich nicht feststellen.

Gnädige Frau!

Man kann sich um die Großen kein besseres Verdienst erwerben, als indem man sie desennüyirt, und aus diesem Grunde nehme ich mir die Freyheit, Ihnen beykommendes Buch zuzuschicken, das mir zufällig zu Händen gekommen. Obgleich sich dasselbe, wie ich voraus weiß, Ihres Beyfalls nicht erfreuen wird, so kann es Ihnen doch vielleicht einige Stunden Unterhaltung

[1]) Die Stammtafel des Hauses in der „Jevish Enzyclopedie“ läßt hier im Stiche.

gewähren, und vielleicht einen idealen Unmuth anregend, Sie von den lumpigen Tagesverdrießlichkeiten ablenken.

Der Verfasser ist mir gänzlich unbekannt, und sein Buch hat mich mitunter wahrhaft empört. Es ist ein sehr böswilliges und Unheil stiftendes Buch, ganz abgesehen von der Blasphemie, die uns, die wir in sicherer Wahrheit wurzeln, wenig anhaben kann. Aber das Buch ist äußerst anziehend, aufregend und von schauerlicher Ursprünglichkeit. Der Verfasser verdient Prügel und Lorbeeren, und jedenfalls kann ich ihm das Verdienst nicht absprechen, einen weiblichen Charakter geschildert zu haben, den man nicht schöner in Sophokles, in Shakespeare und in der rue Lafitte finden kann. Ein idealer weiblicher Charakter, von der originellsten Art. Es ist mir unendlich leid, daß mein Zustand mir nicht vergönnt, aus edlem Frauenmunde ein Urtheil über diesen Charakter zu erfahren. — Ich schicke Ihnen also dieses Buch auf die Gefahr hin, bey Ihnen Mißfallen, aber keineswegs Langeweile zu erregen. Obgleich ich gern jede Gelegenheit ergreife, mich bey Ihnen in Erinnerung zu bringen, so fühle ich doch, daß dieses heute Nebensache war, und ich einem höheren Antrieb gehorchte.

Genehmigen Sie, Frau Baronin, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit

Heinrich Heine

Paris, 14. May 1851.

Die beiden folgenden Briefe sprechen für sich selbst.

Paris den 15. Januar 1852.

Herr Baron!

Die älteren Juden, welche sehr gefühlvolle Menschen waren, hegten den Glauben, daß man in Gegenwart eines Kindes nicht etwas Gutes essen dürfe, ohne demselben einen Bissen davon mitzutheilen, aus Furcht, das Kind würde dadurch einen Blutstropfen verlieren, oder wie sie sich ausdrückten, aus Zaarlechajim, was noch mehr sagen will als das Wort Rachmones.

Ihr edles Herz, Herr Baron, scheint auch diesem großmüthigen Aberglauben treu geblieben zu seyn und jedesmal, wenn das Glück Sie in Ihren kolossalen Geschäften ganz besonders begünstigte, haben nicht bloß Ihre nächsten Hausfreunde, sondern auch der Dichter, das große Kind, etwas zu schlucken bekommen. In diesem Augenblicke, wo Sie wieder bey einem ungeheuren Unternehmen vorherrschend betheiligt sind, und überhaupt siegreich und millionärer als je aus den Revolutionsstürmen hervorgehen, jetzt erlaube ich mir Ihnen wissen zu lassen, daß ich noch nicht gestorben bin, obgleich mein Zustand nicht eben den Namen Leben verdient.

Eine sehr große und sehr schöne Dame, die mir in meinem Elend manches tröstende Wort zugerufen hat und die bey Ihnen in sehr großem Ansehen steht, nemlich die Frau Baronin James Rothschild wird es Ihnen sehr gut

aufnehmen, wenn Sie sich in einer Weise, die meiner und Ihrer würdig wäre, für mich interessiren wollten.

Genehmigen Sie die Versicherung der wahren und ehrfurchtsvollen Freundschaft, mit welcher ich verharre,

Herr Baron,
Ihr ergebener
Heinrich Heine,
50 rue d'Amsterdam.

Paris, 19 Januar 1852.

Hochgeehrtester Herr Baron!

Ich habe mit Vergnügen erfahren, daß Sie meiner nicht vergessen haben, und indem ich Ihnen zugleich für den neuesten Beweis Ihrer Güte verpflichtet bin, sage ich Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank. Es liegt sichtbar auf Ihnen der Segen Gottes, und jede Berührung mit Ihnen bringt Glück. Seit Jahren wurzelt in mir dieser Glauben, und Ihr persönliches Wohlwollen war mir daher immer besonders erfreulich und trostreich. Bewahren Sie es mir immer mit Ihrer gewohnten Großmuth, und seyn Sie überzeugt, daß ich mich dessen, so viel es in meiner Macht steht, würdig zeigen werde. Ich denke sehr oft an Sie und Ihre edle Familie; die Stunden, die ich die Ehre hatte, in Ihrer Nähe zu verleben, erquicken mich in der Erinnerung.

Genehmigen Sie, Herr Baron, die Versicherung meiner Ehrfurcht und wahrhaften Ergebenheit
Heinrich Heine.

Der nächste Brief ging an die Baronin Rothschild zugleich mit Heines „Lutezia" ab. Die Ironisierung des Barons James greift hier keineswegs tief, konnte aber gleichwohl den eitlen Chef des Pariser Hauses verletzen, weshalb Heine jedem Mißverständnisse seiner Absichten mit den folgenden Zeilen vorgriff:

Hochgeehrteste Frau Baronin!

Ich habe die Ehre, Ihnen heute meine jüngste Publikazion zuzusenden, welche bereits seit einigen Wochen die Presse verlassen. Ich erwartete vergebens von Tag zu Tag eine Kiste mit Exemplaren, welche mein Verleger in Hamburg durch die Eisenbahn an mich abgehn ließ; doch da dieselbe bis auf diese Stunde noch nicht ankam und ich nicht weiß, ob sie noch lange ausbleiben werde, ließ ich mir eine Anzahl Exemplare aus einer hiesigen Buchhandlung kommen, wovon ich Ihnen das beyfolgende zu verehren das Vergnügen habe. Ich muß es Ihnen in roher broschirter Gestalt zusenden, da ich wieder einige Wochen einbüßen müßte, wenn ich es vorher anständig einbinden lassen wollte.

Ich habe besondere Gründe, diese Lektüre Ihrer gütigsten Einsicht zu empfehlen. Es sind Stellen darin, wo ich von dem Herrn Baron spreche und meine Sprache vielleicht nicht die der gewöhnlichen Devozion seyn mag, die man einem Gönner schuldig ist; aber es hat um diese Gönnerschaft eine besondere Bewandtniß, mit deren Erörterung ich Sie nicht behelligen möchte. Seyn Sie aber überzeugt, im Wesentlichen glaube ich mich keines Mangels an Takt schuldig gemacht zu haben. Wenn mich manchmal der Herr Baron mit dem Titel eines Freundes beehrte, so war ich doch nicht so unbescheiden, dieses für etwas anderes als für eine liebenswürdige Courtoisie anzusehn, wie er sich denn wirklich mir oft in seiner größten Liebenswürdigkeit gezeigt hat; die Augenblicke, die ich die Ehre hatte, in seiner Gesellschaft zu seyn, gehören zu meinen angenehmsten und freudigsten Erinnerungen. Wie sehr ich ihn liebe und wie wahrhaft ich die großen Verdienste zu würdigen weiß, die er immer in einer Sache bekundete, welche auch mir heilig und theuer ist, werden Sie später, gnädige Frau, aus den Denkwürdigkeiten ersehn, die ich noch vor meinem Abscheiden zu beendigen hoffe. Ich sage dieses, damit der oben-erwähnte Mangel unterthänigster Devozion nimmermehr mißdeutet werden möge.

Ein Landsmann, der mich jüngst besuchte, hat zu meiner größten Freude mir erzählt, wie gütig und graziöse Sie, gnädige Frau, meiner gedenken. In meiner Abgeschiedenheit von der Welt tröstet und erheitert mich oft Ihr Bild, das in der Gemäldegallerie meines Gedächtnisses unter den kostbarsten Werken aufgestellt ist.

Ich bitte Sie, gnädige Frau, in Ihren Gebeten meiner und meiner Leiden zu gedenken; es könnte mir wohl fruchten, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß der liebe Gott einer so tugendhaften und vollkommenen Person, wie Sie sind, etwas abzuschlagen vermöchte.

Genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Verehrung, womit ich verharre,

gnädige Frau,

Ihr wahrhaftig ergebener

Paris, 9. November 1854. Heinrich Heine.

Auch der letzte Brief Heines begleitet eine Buchsendung: die der französischen Ausgabe seiner Schriften, denen der Dichter seine letzten Lebenskräfte widmete. — Die Anspielung auf die „Parvenus des St. Simonismus" richtet sich gegen Emile Pereire, der neben Enfantin einer der geistigen Väter dieses Vorläufers der kommunistischen Bewegung gewesen war. Später trat Pereire als Ingenieur in Rothschilds Dienste und erbaute die Versailler Eisenbahn. Allmählich trat eine Entfremdung mit Rothschild ein; Pereire gründete ein eigenes Bankhaus, wobei James Rothschild schwor, Pereire werde noch bei ihm um eine Kommissstelle betteln müssen. Dieser ging aber aus dem scharfen Konkurrenzkampfe siegreich hervor, und noch heute steht

das Bankhaus Pereire auf sehr gesunden Füßen. In der Rue du Faubourg St. Honoré No. 33 steht das Palais Rothschild, daneben, No. 35, das Haus Pereire, und die Mitglieder beider Familien sind sich in herzlicher Freundschaft zugetan. — Auch zwischen Heine und Pereire ergaben sich schon in den dreißiger Jahren Mißhelligkeiten, die sich in den fünfziger Jahren noch erheblich steigerten. Darauf nimmt der folgende Brief Bezug:

Gnädige Frau,

Bey Ihrem großen Begabniß für Formenschönheit, die Sie sowohl in der Kunst wie im Leben (wo sie Takt heißt) immer so anmuthig beurkundeten, hegen Sie gewiß auch ein artistisches Interesse an dem Problem, wie ein deutscher Dichter in's Französische übersetzt werden kann. In dieser formellen Beziehung beeifere ich mich Ihnen heute das beyfolgende Buch zu überschicken.

Nicht eine poetische, sondern eine ästhetische Ausbeute gewähren Ihrem Geiste vielleicht diese Blätter, wo der gemüthliche Gedanke mit der spröden Mundart ringt — ob siegreich? Das ist eben die Frage, deren Lösung Ihrem Scharfblick anheimfällt.

Möge die spielende Gabe des Dichters, die im Einklang mit der jetzigen Jahreszeit, Sie, gnädige Frau, unter Ihren duftigen Bäumen im heitersten Wohlseyn antreffen!

Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Sie meine Vorrede zur neuen Ausgabe meines Buches De l'Allemagne gelesen haben; in Bezug auf die Parvenüs des St. Simonismus, jene ehemaligen va-un-pieds, die jetzt Neu-Millionäre sind und sich vor Hochmuth nicht zu lassen wissen, habe ich dort manches erbauliche gesagt [1]).

Indem ich in meiner trostlosen Abgeschiedenheit und Verlassenheit Sie, gnädige Frau, desto dringender um die Fortdauer Ihrer Huld anflehe, verharre ich mit Ergebenheit und unwandelbarer Verehrung

Ihr sehr kranker

Paris d. 20 Juli 1855 Heinrich Heine.

Damit ist die Reihe der erhaltenen Briefe Heines an Baronin Betty und Baron James Rothschild erschöpft. Ein Schreiben scheint verloren gegangen zu sein oder wurde von den Inhabern des Pariser Hauses auswärtigen Mitgliedern verschenkt. Kenntnis besitzen wir von diesem Briefe aus der Bemerkung Heines in einem Schreiben an die Mouche: „Danke auch für die sehr gute Abschrift des Briefes an Frau v. R." [2]). Die Mouche

[1]) Vgl. in der „Lutezia" (Ausgabe von Elster, VI, 363) den Bericht vom 5. Mai 1843.

[2]) Dies ist der Wortlaut der Stelle nach der Handschrift; alle deutschen Drucke, die nur Rückübersetzungen der Briefe Heines an die Mouche aus dem Französischen sind, geben ihn falsch an.

erwähnt in ihrem Buche „Heinrich Heines letzte Tage" (deutsche Ausgabe, Jena bei Costenoble, 1884, S. 16 f.), daß das Schreiben an die Familie beim Tode des Familienoberhauptes gerichtet war und in Form einer Beileidsbezeugung ein ebenso großartiges wie tief ergreifendes Bild jüdischer Trauer enthielt. Zwei Angehörige des Hauses Rothschild kommen in Frage, bei deren Ableben der von der Mouche abgeschriebene Brief verfaßt worden sein könnte: am 28. Juli 1855 starb der Chef des Wiener Hauses, Salomon Rothschild, Baronin Bettys Vater; doch dürfte das Kondolenzschreiben nicht aus diesem Anlasse abgesandt worden sein. In dem Billett Heines, worin er dessen gedenkt, schreibt er der Mouche auch: „Küsse und Grüße, lache vor Schmerz, knirsche und bin toll." Derartige Liebesbeteuerungen finden sich in den Briefen erst gegen Ende des Jahres 1855, und so ist mit viel Sicherheit anzunehmen, daß sich Heine seiner neugewonnenen Freundin als Abschreiberin erst aus Anlaß des Ablebens von Amschel Maier Rothschild (Chef des Frankfurter Hauses) bediente, der am 6. Dezember 1855 starb. Wenige Tage darnach muß Heines Dankbrief an die Mouche abgegangen sein. Es ist bedauerlich, daß die Kondolenz an Betty oder James Rothschild vorläufig der Publikation entzogen bleiben muß. Vielleicht ermöglicht es indes ein günstiges Geschick, ihn in nicht allzu ferner Zeit dem Abdrucke zuzuführen. Für Heines Denkweise, die sich unmittelbar vor seinem Tode dem jüdischen Deismus wieder völlig genähert hatte, wäre er ein bemerkenswertes neues Dokument.

Beethovens Prozesse.

Von

Max Reinitz*).

„Wie schwer, den Zweck zu wollen
und die Mittel zu verschmähen."
Goethe.

1. Der Geldprozeß mit Johanna von Beethoven.

Im Zenit seines Ruhmes, „im merkwürdigsten Jahre seines Lebens", im Jahre 1814, war Beethoven in viele persönlich und vermögensrechtlich unangenehme Prozesse verwickelt. Das laufende Jahr ist das Säkularjahr Beethovenscher Prozesse. Finanzielle Bedrängnisse führten ihn in die Gerichtsstube, sie lähmten bekanntlich seine Schaffenskraft für einige Zeit. „La gloire était venue, mais non la fortune" bemerkte richtig ein berühmter Biograph Beethovens über diese Zeitperiode.

Bei Durchsicht alter Akten, die ich anläßlich einer finanzhistorischen Arbeit studierte, stieß ich auf den Namen Beethoven, im Milieu von Prozessen, vergraben unter Replik- und Duplikschriften und Eidesantretungen, und im Gerichtsindex für kontentiose Streitigkeiten des niederösterreichischen Landrechtes fand ich seinen Namen in Gesellschaft anderer dazumal bekannter Persönlichkeiten. Ich prüfte neugierig das Geschriebene. Es war ein Urteil der höchsten Justizstelle des Reiches. Und ich folgte den Spuren in den Archiven Wiens, beim Landrechte, im Justizministerium, in den städtischen Akten, in den Depots der Bibliotheken, in den alten Gewähr- und Satzbüchern, und allmählich erschlossen sich mir in den großen Folianten der gerichtlichen und magistratischen Annalen die Quellen jener Betrübnisse, welche Beethoven im Jahre 1814, und auch noch später, durchzumachen hatte. Die Akten waren, trotz ihres Alters, nicht skartiert, da eine kundige Hand auf die Deckel deutlich die Worte setzte: „Diese Akten sind wegen ihres historischen

*) Infolge eines Mißverständnisses wurde der erste Teil des Ernestschen Aufsatzes „Beethoven und seine Ankläger", der auf die vorliegende Studie Bezug nimmt, bereits im Januarheft veröffentlicht. Wir halten es daher für billig, die Reinitzsche Arbeit, zumal sie auf Grund der aufgefundenen Dokumente zu anderen Resultaten gekommen ist, hier einzuschalten und den zweiten Teil des Ernestschen Aufsatzes bis zum nächsten Heft zurückzustellen. Die Redaktion.

Interesses nicht zu skartieren." Und dort sah ich zum ersten Male die vielen kaum leserlichen, langatmigen Originaleingaben und die Handschriften des unsterblichen Tondichters, feste, aber verzerrte Züge eines ergrimmten Klägers, dessen Schwächen aus den Akten klar herauslugten. Diese auf geschöpftem Papiere geführten Handzeichen sollten aus dem Moder der Aktenkästen gehoben, gesammelt und den Museen einverleibt werden, was aber bisher nicht geschehen ist, weil offenbar das Interesse für die juristische Beleuchtung der vielen Streitigkeiten Beethovens bisher nicht geweckt war.

Aber diese Beleuchtung sollte nicht fehlen bei der Charakterisierung Beethovens, als Mensch. Seine Prozesse galten nicht dem Kampfe ums Recht, sondern einem eingebildeten Rechte, wie er sich dasselbe in seiner bedrängnisvollen Lage konstruiert hatte. Seine Rechtshandlungen ließen nicht selten einen verletzenden Willen erkennen, aber sie waren immerhin formell zulässig: er bewegte sich nur im zivilen Unrecht.

Gerade vor hundert Jahren waren Beethovens finanzielle Bedrängnisse so groß, daß er die Kopiaturen, die arme Schreiber besorgt hatten, nicht bezahlen konnte. Er borgte, wo er nur konnte, oft geringfügige Beträge, und von dieser Zeit schreibt Frau Streicher: „Er hatte nicht nur keinen guten Rock, auch kein ganzes Hemd." Im Jahre 1814 schrieb Beethoven, ganz resigniert, in sein Tagebuch die Worte Homers: „Denn ausduldenden Mut verlieh dem Menschen das Schicksal."

Seine Einnahmequellen waren im Jahre 1813 erschöpft, seine Symphonien nicht verkäuflich gewesen und der von seinen Mäzenen gewährte Gehalt, infolge der Finanzkrise, sehr reduziert. Das Jahr 1814 bedeutet sonach eine triste Säkularerinnerung an die Lebensführung unseres bedeutendsten Tondichters. Der große Staatsbankerott von 1811 hatte nämlich Beethoven sehr arg mitgenommen, und es mutet einen mitleidsvoll an, wenn man in seinen Briefen die bunten Ziffern liest, welche sein wirtschaftliches Debacle dartun, und ihn das Schicksal anklagen hört, das ihn nach Österreich geführt, wo er nur Sorge und Ärger gefunden hat. Schon am Tage des Vertragsabschlusses, der ihn an Österreich gefesselt hatte, nämlich im Jahre 1809, betrug die Relation des Papiergeldes 2,48 = 1, also sein Gehalt von 4000 Gulden nur noch 1612,9 Gulden in Silber. Und als dann der Kurs des Papiergeldes weiter sank, schrieb Beethoven: „Oh unglückseliges Dekret, verführerisch wie eine Sirene, wofür ich mir die Ohren mit Watte hätte verstopfen sollen und mich festbinden, um nicht zu unterschreiben, wie Ulysses." Das Dekret war nämlich der Vertrag, mit welchem Erzherzog Rudolf, Fürst Kinsky und Lobkowitz Beethoven veranlaßten, die von Jerôme Napoleon angebotene Stelle eines Kapellmeisters gegen eine Pension von 4000 Gulden in Bankozettel abzulehnen.

Nun suchte er die Mysterien der Themis auf, um durch dieselben Rettung zu finden.

Oft nur von persönlichen Motiven geleitet, hat Beethoven Familienprozesse eingeleitet, ander Male wieder, tief unter der idealen Höhe, egoistische Motive die Oberhand gewinnen lassen. Ein sehr beträchtlicher Teil der mitgeteilten Autographen — an Zahl bereits 1459 — hat seine Stritte zum Inhalte; sie bilden eine sichere Quelle für die Beurteilung Beethovens in bezug auf seinen Rechtssinn, aber auch einen Beweis für die Unabsichtlichkeit seiner Handlungsweise. Man veröffentlicht nicht häßliche Rechtshandlungen, wenn man sich einer Absichtlichkeit schuldbewußt ist. Denn bis auf den gegen seine Schwägerin geführten unedlen Geldprozeß hat Beethoven in seinen Briefen über alle Rechtsstritte Mitteilung, zumindestens Andeutungen gemacht. Allerdings bestehen auch sehr ungünstige Ansichten über seine Handlungsweise. Thayer, Bekker und Deiters schreiben nicht Erbauliches über Beethovens Rechtssinn. Karl Freiherr von Kübeck, welcher Beethoven bei einem venezianischen Marchese in Wien, im Jahre 1796, genauer kennen lernte und durch ihn die Stelle eines Klavierlehrers erhalten hat, schreibt in seinen Tagebüchern: „Wer Beethoven das erste Mal sieht und von ihm nichts weiß, hält ihn gewiß für einen schadenfrohen, böswilligen Raufbold." Seine geschäftlichen Briefe an seine Verleger bekunden oft Streitsucht, rücksichtslose Rüde und krankhafte Rücksichtslosigkeit, aber man muß zugeben, daß er sie nur als Abwehr gegen Ausbeutung und gegen unverschuldetes Mißgeschick geübt hat.

Beethoven bediente sich eines großen Stabes von Juristen zur Durchführung und Ordnung seiner persönlichen und materiellen Rechtsangelegenheiten. Da war vor allem der kunstliebende Dr. Kanka in Prag, der die Prozesse gegen die fürstlichen Mäzene Beethovens verglichen hatte, nachdem die Anwälte Dr. von Adlersburg und Dr. Wolf die betreffenden Prozesse zu Ende geführt hatten. Dr. von Adlersburg führte insbesondere die Prozesse gegen Frau Johanna van Beethoven, gegen den Fürsten Lobkowitz — den „fürstlichen Lumpenkerl" — und gegen den Hofmechaniker Mälzel. Ferner standen als Anwälte Dr. Sebastian Bach und Dr. Schönauer und als Berater Dr. Reger und der Grazer Advokat Dr. Josef Varena zu Diensten, also gewissermaßen eine ganze Fakultät.

Sehr unschöne Rechtsstritte waren insbesondere jene, die sich in seiner Familie abgespielt haben. Sie betrafen die Vormundschaftsangelegenheiten und die von seiner Schwägerin geforderten Sustentationsbeträge für den jungen Karl von Beethoven, wovon des näheren unten gesprochen wird. Aus allen diesen persönlichen Zwistigkeiten ergaben sich für Ludwig van Beethoven unerquickliche vermögensrechtliche Prozesse vor und nach dem Ableben seines Bruders, dessen Lebensführung ihm das ganze Elend seiner Familie auf den Hals brachte.

Gegenüber seiner ihm ganz unwürdigen, weil moralisch verkommenen Schwägerin glaubte Beethoven jedweder Rücksicht enthoben zu sein. Er

verklagte sie noch zu Lebzeiten seines Bruders wegen einer Schuldforderung von 1500 Gulden, für die sich Johanna van Beethoven als Gattin ihm, dem Schwager, verbürgt hatte.

Diese unedle Handlungsweise verschweigt aber Beethoven gänzlich in seinen Aufzeichnungen und insbesondere auch in seiner bekannten Denkschrift: „Mitteilungen über die Frau Beethoven", datiert Wien, 18. Februar 1820 (Autographisch-historisches Museum in Köln). In dieser Denkschrift machte sich wohl Beethoven zur Devise: „Lite abstines, nam vincens, multum amiseris" (enthalte dich des Streites, denn wenn du auch siegest, wirst du nur verlieren). Aber er hielt sie nicht in allen Lagen seines Lebens.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Karl van Beethoven hatte im April 1813 wieder einmal bei seinem Bruder einen großen Pump gemacht, für welchen Jeanette van Beethoven die Bürgschaft übernommen und darüber die Schuldurkunde vom 12. April 1813 ausgestellt hatte. Durch ihren lockeren Lebenswandel erbittert, vielleicht auch infolge finanzieller Bedrängnisse, forderte nun Beethoven mittelst Klage die Bezahlung des Betrages und beziehungsweise auf Grund eines gerichtlich abgeschlossenen Vergleiches, datiert 22. Oktober 1813, die ratenweise Tilgung der Schuld. Aber wo sollte die Beklagte das Geld aufbringen, da sie ihren Hausanteil ohnehin schon überschuldet hatte? Der stets bereite S. A. Steiner, sein damaliger Verleger und Geldgeber, half ihm aus der Not und auch zu der nicht zu beschönigenden Exekutionsmaßregel. Beethoven übertrug mittelst Zession, datiert 10. Dezember 1813, die auf Grund des gerichtlichen Vergleiches exekutierbare Forderung von 1500 Gulden an S. A. Steiner, welcher denn auch auf Grund der Klage Z. 1245/1814 alsbald ob dem Hausanteile der Jeanette van Beethoven bücherlich sichergestellt war. Diese interessante Eintragung lautet wörtlich:

„Infolge Ersuchsschreiben des hochlöbl. k. k. n. ö. Landrecht dto. 14ten Sept. 814 ist auf Anlagen des Sigmund, Anton Steiner wider Frau Johanna v. Beethofen der zwischen Ludwig v. Beethofen, Componisten mit Frau Jeanette v. Beethofen, k. k. Cassiers-Ehegattin über eine von seinem Herrn Bruder Carl v. Beethofen eines empfangenen Darlehens wegen ausgestellten und von der Frau Gegnerin, als Bürg- und Zahlerin mitgefertigten Quittung über 1500 fl. unterm 22. X. 1813 bei gedachtem hochlöbl. Landrechte geschlossene Vergleich: daß Geklagte von den in ced. und angesprochenen 1500 fl. a dato dieses Vergleiches in 6 Monaten 1000 fl. und in weiteren 3 Monaten den Rest bei Verlust der Termine und Vermeidung der Exekution bezahlen wolle, — im Gewährbuch B. Fol. 313 auf die Haus- und Garten-Hälfte der wohl Edl. Frau Johanna v. Beethoven an der Hernalserlinie, vorgemerkt und im Satzbuche Nr. 3 Fol. 397 eingetragen worden.

Wien 21. Oktober 1814."

Beethoven führte aber, wie schon bemerkt, noch andere Prozesse gegen seine Schwägerin, so insbesondere wegen der Sustentationsbeträge, welche auch bücherlich sichergestellt wurden.

Im Satzbuche Nr. 3 auf Fol. 503 lautete diese nur zu bald wertlos gewordene Eintragung zugunsten Ludwig v. Beethovens wie folgt:

„Nachdem Herr Ludwig v. Betthoven als Vormund des m. Karl v. Bethofen um Vormerkung des unter dem 18. May 1817 beim k. k. Landrechte dahin abgeschlossenen Vergleich, daß von der verwittweten Frau Johanna v. Bethofen dem jeweiligen Vormunde in vierteljährigen Raten vorhinein als jährlicher Leistung zum Unterhalt und Erziehung ihres Sohnes, die Hälfte ihrer Pension (nämlich von 333 fl. 20) abgereift, welche dieselbe von Aerario bezieht, oder beziehen wird, angesucht hat, und unter dem 5. Xber 817 die Auflage an das Grundbuch erwirkt hat... So ist gedachter Vergleich im Gewährb. B. über Hernals Folio 313 auf die Haus- und Gartenhälfte der Frau Johanna v. Betthofen Nr. 121 vorgemerkt und im Satzbuche Nr. 3 Fol. 364 eingetragen worden unbeschadet der mit Posten . . . versicherten Beträge (folgen Beträge und Namen der Gläubiger) und des Karl v. Beethoven'schen Testamentes, Kodizills und Erbvertrages.

Wien 23. Feb./818."

Es war dies die letzte bücherliche Eintragung zugunsten Beethovens. Sie wurde alsbald durch den Verkauf gegenstandslos, zu welchem die bedrängten Verhältnisse seiner Schwägerin zwangen. Steiner, Ludwig van Beethoven, die Sustentation Karl van Beethovens hatten ihre Deckung eingebüßt, und schließlich ist auch des letzteren großmütterliches Erbe von 7000 Gulden an Fremde abgetreten worden. Dann hat jede Beziehung zu dem historisch gewordenen Hause aufgehört, und der Name Beethoven ist aus den Gerichtsakten gänzlich verschwunden.

In dem bereits erwähnten Satzbuche des Domkapitals zu Sct. Stephan Nr. 4 Fol. 26 lautet die letzte auf den Namen Beethoven Bezug habende Eintragung vom Jahre 1830: „In Folge gerichtlicher Auflage vom 29 Xbris 1830 Nr. 1994 wird auf Begehren der Frau Juditha Hotschwar die Cession von Carl van Beethoven vom 8/9. 1830, kraft welcher er dieses Kapital von 5000 fl. an die Frau Judita Hotschwar eigentümlich abtritt, im Satzbuche 3 Fol. 374 eingetragen. Wien den 30. Dezember 1830."

Alle Biographen beschäftigen sich mit diesem Hause, dessen Lage und Verhältnisse aber von ihnen nicht eruiert werden konnten. Die im Stadtarchive erliegenden gewöhnlichen Urbar-, Gewähr- und Satzbücher, wo nachgeforscht wurde, enthalten nämlich nichts über das Karl Beethovensche Haus. Eine kleine Spur lag mir indessen vor, nämlich, daß das Haus Nr. 121 (Fol. 139) dem Domkapitel in Wien dienstbar gewesen. Dort hatte ich durch die Liebenswürdigkeit eines Prälaten erfahren, daß die Besitzgewährsbücher und Satzbücher des Domkapitels gleichfalls dem Wiener Stadtarchiv einverleibt wurden, wo sie denn auch, in schweren Folianten gebunden, aufgefunden wurden.

Nach dem Dienst- und Grundbuche Hernals des Domkapitels (Rep. 75 und 23, Band 48) war das Haus von Franz Wilhelm von Triangi im Jahre 1749 erbaut und, nach wiederholten Adaptierungen, im Jahre 1869 neu

erbaut, wie es heute in der Kinderspitalgasse Nr. 2 besteht. Die Ehegatten Karl und Johanna van Beethoven haben, wie dem Gewährbuche des Domkapitels für Hernals (Rep. 75 und 10, Band 5) zu entnehmen ist, am 26. September 1813 das Haus von Crescentia Thomis für 11 675 Gulden W. W. käuflich erworben, offenbar ohne jedwede Barmittel, da sie es mit den eingetragenen Lasten von 10 000 Gulden übernommen hatten. Das Haus war damals dem Domkapitel dienstbar „mit Eine Schilling zu rechten Grunddienst und nicht mehr". Im Besitze der Beethovenschen Eheleute wurde das Haus stark verschuldet, namentlich der Anteil der Johanna van Beethoven. Denn während bei Ableben des Karl van Beethoven dessen Haushälfte mit 8425 Gulden belastet war, betrugen die Hypothekarschulden der Johanna van Beethoven, die das Haus jure crediti von der Verlassenschaft übernommen hatte, also samt den oben angeführten 8425 Gulden Lasten, zusammen bereits 27 537 Gulden W. W. um 143 Dukaten.

Die Übertragung des Beethovenschen Hauses an die Witwe Johanna lautet im Gewährsbuche wörtlich:

„Die wohl Edl. Gebohrene Frau Johanna Betthoven Wittwen empfängt allein Nutz und Gewähr um eine Behausung und Garten Nr. 121. hineinwärts der Hernalser Linie neben Herrn Grafen v. Fraustein's Haus und Garten und Herrn Georg Gister's Behausung gelegend. Daher man jährlich dient dem Metrop. Kapitl in Wien Eine Schilling zur rechten Grunddienst und nicht mehr. Da nun in Lib. B. Fol. 313 der wohl Edl. Gebohrene Carl v. Betthoven k. k. Kassier und seine Ehegattin Johanna zugleich gewährt gestanden, als aber nun ersterem gerichtlich belastet ist seine Haushälfte, ist von dem hochlöbl. Landrechte als Abhandlungs-Instanz zurückgelassener eingangs benannter Ehegattin jure crediti unter dem 16. Mai 1817 überlassen worden, welche auch damit ihren Nutzen betrachten mag, wie Grundbuchrecht ist. Wien, 21. Aug. 1817."

Die Motive der gerichtlichen Verklagung Johanna v. Beethovens sind wohl bekannt. Sie lagen in der Bitternis Beethovens wegen des unmoralischen Lebenswandels seiner Schwägerin und wegen ihres Kampfes um die Vormundschaft ihres Sohnes.

Zu einer Zeit, als Beethoven bereits sieben Bankaktien eigentümlich besessen und sonstige reichliche Einnahmen hatte, vermochte er es nicht über sich zu bringen, auf die für seinen Neffen verschriebene Hälfte ihrer geringen Pension zu verzichten; er prozessierte dieswegen, obgleich er wissen mußte, daß seine Schwägerin von Gläubigern vielfach gepfändet und die Feilbietung ihrer Fahrnisse angeordnet war. An Dr. Joh. Baptist Bach schrieb er: „Kein Haus hat sie mehr, also können wir uns nur an der Pension erholen. Hier muß es heißen: veni, vidi, vici." Er willigte auch nur ungern in den Verkauf ihres für diese Sustention haftenden Hauses ein, und als seine allerdings schuldbeladene Schwägerin im Jahre 1824 sich bittlich an ihn wegen Linderung ihrer Not wandte, schrieb Beethoven: „Was Ihre Not betrifft, so würde ich Ihnen gerne mit einer Summe überhaupt ausgeholfen haben, leider habe

ich aber zuviel Ausgaben, Schulden und nur manches Geld zu erwarten, um Ihnen augenblicklich meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu helfen, auf der Stelle beweisen zu können. Wegen Ihrem Prozeß bespreche ich mich nächstens mit Dr. Bach." Das war nämlich einer der vielen von Beethoven eingeleiteten Prozesse.

So schwand denn das Karl Beethovensche Vermögen; das Haus, das großmütterliche Erbe und später auch das Vermögen Ludwig van Beethovens, das der Tondichter durch Entbehrungen und knickerische Manipulationen zur Sicherung der materiellen Zukunft seines Neffen in kaum erklärlicher Weise erspart und aufbewahrt hatte.

Und zu alledem noch die persönlich demütigenden und aufregenden Agenden im Laufe von fünfzehn Jahren.

2. Das Zessions- und Verlagsübereinkommen mit S. A. Steiner & Co.

An das Karl van Beethovensche Haus in der Alserstraße hatten sich aber für Ludwig van Beethoven auch geschäftliche, mit der Verwertung seiner Kompositionen zusammenhängende Transaktionen geknüpft, wie dies aus einer aus dem obigen Geldprozesse mit Johanna van Beethoven sich ergebenen bücherlichen Eintragung zu entnehmen ist, die von musikgeschichtlichem Interesse ist:

„Bezug auf dieses hochlöbl. Landesrechtl. Ersuchsschreiben vom 14. Sept. 1814 ist die unter dem 10. Dezember 1813 an Herrn Sigmund Anton Steiner, unter Dafürhaltung des Cedenten (nämlich Ludwig v. Beethoven), jedoch ohne eine inter. Vergütung und unter der Bedingung, daß falls der Schuldner (nämlich Carl v. Beethoven) oder dessen Bürgin (Johanna v. Beethoven) am Schluß des 9ten Monats mit der Zahlung nicht zuhielten, und Cedent die Zahlung leisten müßte, ihm ein fernerer unentgeltlicher Termin von weiteren 3 Monaten zugestanden würde, — und um ferner gedachten Cessionär (nämlich Sigmund Anton Steiner) für die hierbei erwiesene Gefälligkeit zu entschädigen, da er für gedachte übernohmene Schuldforderung vollkommen und ohne Abzug befriedigt hat mit der Verbindlichkeit, demselben seine ganz neue noch nirgend im Stich erschienene Clavierſonate mit oder ohne Begleitung eines anderen Instrumentes, in Eigentum mit Ausnahme des Gebrauches für England, zu seinem ihm binnen 3 Monaten a dato freistehenden Gebrauch unentgeltlich zu übergeben und außer diesem noch ihm zur Herausgabe 2er oder 3er vom Cedenten komponierten ganz neuen, noch nirgends in Stich erschienenen Clavier-Sonate mit oder ohne Begleitung also die Vorhand zu lassen, demnach er für Bezahlung eines gleichmäßigen Honorars vor anderen Verlegern den Voraus haben soll — ausgestellte Cession grundbücherlich fürgemeldet worden. Wien 21. Oktober 814."

Wäre dieses Übereinkommen Schindler bekannt gewesen, dann hätte er nicht so hart über die Verlagsfirma Steiner abgeurteilt und es erklärlich gefunden, daß Steiner die an Beethoven gewährten Darlehen im Jahre 1823

mit Strenge eingefordert hat. Nach diesem im Grundbuche verzeichneten Übereinkommen hätte nämlich Beethoven der Verlagsfirma Steiner & Comp. eine neue Sonate sofort ins Eigentum übergeben, ferner die Priorität für die Herausgabe von zwei oder drei ganz neuen, noch nirgends in Stich erschienenen Klaviersonaten einräumen müssen, und zwar als Entschädigung für die Übernahme einer sehr zweifelhaften Forderung von 1500 Gulden, welche Verpflichtung aber Beethoven, wie es scheint, nicht ganz eingehalten hat. Steiner hat von den nach 1814 komponierten Sonaten nur zwei Klaviersonaten (op. 90 und 101) herausgegeben. Zwei andere Sonaten (op. 102 und 106), für die Steiner gleichfalls ein Vorrecht geltend machen durfte, scheinen ihm gar nicht angeboten worden zu sein.

Die berühmte Hammer-Klaviersonate op. 106 und die Sonaten op. 102 wurden nämlich von Simrock und Artaria ediert.

Daß Beethoven den Vorrang dem Zessionär Sigmund Steiner nicht angeboten haben dürfte, erklärt gewissermaßen die im Jahre 1816 gehabte Unterredung mit dem Bonner Verleger Simrock, in welcher Beethoven anläßlich der Übergabe der Sonate op. 102 bittet, „den Herren Steiner & Haslinger nichts verlauten zu lassen, daß er ihm die Komposition zum Verlag gegeben habe". Auch manche Andeutungen weisen darauf hin. Es liegt ziemlich nahe, daß Beethoven, der in bedrängter Lage war, die Sonaten anderweitig verkauft hat. Seine Schuld an Steiner hatte damals, wie er selbst wiederholt schreibt, bereits 3000 Gulden betragen, und er mußte fürchten, daß die Verlagshandlung S. Steiner & Comp. die Sonatenhonorare auf die Schulden anrechnen werde. Da war es denn doch bequemer, das Honorar von 100 Dukaten für die Hammer-Klaviersonate einzustreichen und Steiner noch warten zu lassen. Und er ließ ihn lange warten. Denn Steiner schreibt unter dem 29. Dezember 1820 an Beethoven (veröffentlicht in der „N. Fr. Presse" am 17. August 1900): „Wenn Sie bedenken, daß mein Ihnen gemachtes Darlehen zum Teil schon ins fünfte Jahr geht, so werden Sie selbst bescheiden, daß ich nichts weniger als ein zudringlicher Gläubiger war."

Nur durch die Unkenntnis obigen Übereinkommens ist es also erklärlich, daß Schindler in seiner Biographie Beethovens schreibt: „Es ist keinerlei Versprechen, weder ein mündliches viel weniger schriftliches von Seite Beethovens gegeben worden, seine Kunst nur dem Dienste dieser Verlagshandlung zu widmen, und es diene zum Troste seiner Freunde, daß sich dies mit Gewißheit herausgestellt habe" (sic!). Nach der im Satzbuche Nr. 3 enthaltenen Eintragung hat sich vielmehr die Gewißheit des Gegenteils herausgestellt, nämlich, daß sich Beethoven wirklich verpflichtet hatte, für drei Sonaten die „Vorhand" der Firma Steiner zu überlassen.

Vertragsverletzungen sollen, wenn man dem bekannten Beethoven-Forscher Bekker Glauben schenken darf, sehr oft vorgekommen sein. In seinem Werke über Beethoven (Leipzig 1911) schreibt nämlich Bekker:

„In Wirklichkeit ist Beethovens Gebaren in Geldsachen einer der angreifbaren Punkte in seinem Charakter und keineswegs dazu angetan, ihn in vorteilhaftem Lichte erscheinen zu lassen. Er legte in Geldsachen zuweilen eine Skrupellosigkeit an den Tag, die sich nicht mit beschönigenden Redensarten rechtfertigen läßt. Er war ein praktischer Rechner. Er wird nicht selten wortbrüchig gegenüber seinen Verlegern, gibt Zusagen und macht sie wieder rückgängig, sobald andere Anerbietungen an ihn herantreten, empfängt Vorschüsse auf Werke, die er nicht liefert." Auch das vom Krankenlager aus nach London gesandte, in den bewegtesten Worten abgefaßte Unterstützungsgesuch — Näheres hierüber weiter unten — war eine bewußte Entstellung des Sachverhaltes, die dadurch nicht entschuldbar wird, daß Beethoven sie aus Liebe zum Neffen aussprach." Und in ähnlichem Sinne schreiben auch andere berühmte Biographen. Man kann es aufs Wort glauben, daß die Verlagsfirma S. Steiner & Co., nachmals Tobias Haslinger, Beethoven ausgenützt hatte; aber die intabulierte Vereinbarung rücksichtlich der Klaviersonate bestand nun einmal, und Vertrag ist Vertrag.

Und der Zessionsvertrag wurde noch dadurch lästiger, daß Steiner im Jahre 1816 einen sogenannten Tarif vereinbart hatte, demzufolge Beethoven für seine Tonwerke nur das in dem Tarife normierte Honorar — beispielsweise für eine Solosonate höchstens 40 Dukaten — fordern durfte. Die Freiheit zurückzuerlangen, war also Beethovens einziges Streben, aber er hatte das unrichtige Mittel, die Unaufrichtigkeit und die Heimlichkeit, gewählt und heimlich Ausschau gehalten um andere Verleger, die größere Honorare gezahlt und neue Vorschüsse gegeben haben.

Der „böse Steiner" war aber ehedem sein lieber „Generalleutnant", sein Berater und hilfsbereiter Geldborger, der es ihm sogar ermöglichte, die bei ihm herausgegebenen Werke in England zu verwerten. Auch für Gefälligkeiten war er stets dienstbereit.

Ein von Heribert Rau erzähltes Begebnis aus Beethovens Jugendjahren, da er noch weniger vergrämt gewesen, erklärt dies am besten:

Auf einem Spaziergange, weit weg von Wien, kehrte Beethoven in einem Bauernwirtshaus ein. Er war gerade beim Mittagessen, als eine Bäuerin mit ihrem taubstummen Sohn an den ärmlich gekleideten und düster dreinschauenden Mann herantrat, um ein Almosen bittend. Der Anblick des hilflosen Jungen erschauerte Beethoven, denn er dachte an das furchtbare Geschick seines Leidensgenossen, nichts hören, keinen Laut des beflügelten Wortes, kein frohes Lied, keine Musik, aber auch ewig zu schweigen. Er zog sein kleines Tintenfaß und ein Stück Notenpapier aus der Tasche und ließ schöne Töne aufmarschieren, bis das Papier von Strichen, Haken und Zahlen voll gewesen und ein prächtiger Marsch fertig dastand. So, nun wird's recht sein, und zeichnete es mit Ludwig van Beethoven. „Das schenke ich Euch für Euren Sohn," sagte er mitleidsvoll zur Bäuerin. „Kennt Ihr Euch in

den Gassen Wiens aus? Wißt Ihr, wo die große Musikalienhandlung Steiner ist? Dort gebet dieses Papier samt Brief ab." Dieser hat, wie folgt, gelautet:

„An das Adjutanterl Haslinger in der Steinerschen Musikalienhandlung in Wien. Gegen Ablieferung dieses Marsches sind dem Überbringer unwiderleglich 6 Dukaten zu zahlen. L. v. B."

„Was, 6 Dukaten?" frug die Bäuerin ganz erstaunt und mißtrauisch, als ob sie zum besten gehalten würde. 6 Dukaten war dazumal tarifmäßig das Honorar für kleine Kompositionen. Früher, bei Hofmeister in Leipzig, mußte er bescheidener sein, denn er war zufrieden, wenn er für ein Septett, für eine Symphonie oder für eine große Solosonate 20 Dukaten und für ein Konzert sogar nur 10 Dukaten erhielt. Die Sonate op. 22 „hat sich gewaschen", schrieb Beethoven an den Musikalienhändler Hofmeister, aber erhielt trotzdem nur 20 Dukaten. Ein Konzert taxierte Beethoven selbst mit nur 10 Dukaten, weil „ich's nicht für eins von meinen besten ausgebe", schreibt er im Jahre 1802 ganz bescheiden und resigniert. 6 Dukaten (60 Gulden) für einen im Wirtshause in Eile komponierten Marsch, war nach den damaligen Begriffen kein schlechtes Honorar. Und Steiner honorierte, ohne Einspruch, die Anweisung. Der „böse Steiner" vom Jahre 1820 war früher der Nothelfer Beethovens. Er hat Beethoven gewiß nicht mehr ausgenützt — und welcher Verleger macht es nicht — wie seine Vorgänger und wie seine Nachfolger. Der große Verleger Peters in Leipzig zahlte ihm, selbst in der Zeit seines großen Ruhmes, nicht mehr als 8 Dukaten in Gold für die Bagatellen, und es war schon ein Ereignis, daß Beethoven für die missa solemnis samt einem Klavierauszug 1000 Gulden erhalten hat.

Und fast zur selben Zeit, als das Übereinkommen mit Steiner noch in Kraft gewesen, nämlich Anfang 1815, hatte Beethoven durch den Konzertmeister Salomon in London die große Sonate für Klavier und Violine zum Preise von nur 60 Dukaten, die Partitur der „Schlacht von Vittoria auf Wellingtons Sieg" mit 80 Dukaten, die achte Symphonie („eine meiner vorzüglichsten", wie Beethoven selbst schrieb) um ein geringes Honorar, eine große Oper in Partitur nur für 30 Dukaten angeboten, also für Preise, die nicht viel höher waren, wie die im Steinerschen Tarife enthaltenen Honorare.

Aus dem Zerwürfnisse mit der Verlagshandlung Steiner wäre, wenn Dr. Bach nicht kalmierend eingewirkt hätte, bald ein Verlagsprozeß entstanden, ähnlich demjenigen, welchen Beethoven, wie weiter unten dargetan wird, gegen den Hofmechaniker Mälzel wegen der „Schlacht bei Vittoria" angestrengt hatte. Beethoven machte nämlich den Begleich der erhaltenen Vorschüsse von der Herausgabe einiger Manuskripte, u. a. von der Leonoren-Ouverture, abhängig, welche Steiner wohl käuflich erworben, allein nicht herausgegeben hatte. Das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch hätte im Prozeßfalle Beethoven gewiß nicht recht gegeben, weil in bezug auf das Urheber-

recht der Standpunkt der Gesetzgebung damals kein anderer gewesen, als welcher für den gewöhnlichen Kauf oder Dienstmiete bestanden hat. Der § 1164 ABGB. spricht nur vom Rechte des Verlegers zur Veröffentlichung, nicht auch von der Pflicht zur Reproduktion. Diese Verpflichtung hat die Judikatur erst später festgelegt. Für Dr. Bach war also der Ausgang eines Prozesses sofort klar, als die Firma S. Steiner & Co. kurz und bündig abwehrte: „Wir haben die Manuskripte gekauft und bezahlt und können damit tun, was wir wollen." Heute läge die Sache allerdings anders, denn der Autor hat auch ein Recht auf die Veröffentlichung, auf die Reproduktion. Das bezahlte Honorar gibt das Recht und den Schutz der Reproduktion, aber nicht die Berechtigung dazu, daß das Werk der Vergessenheit überliefert werde. Und es scheiterte fortan jedwedes Verschleppungsmanöver Beethovens. Er prüfte genau den Kurs seiner Bankaktien, und da dieser gut gestanden, ward endlich, über Drängen seines Anwaltes, ein Beschluß gefaßt, oder eigentlich nur ein Vorbeschluß. „Die Bankaktien verpfänden, nicht verkaufen!" So schreibt er an Schindler: „Sehr bester, optimus optime! Suchen Sie doch einen Menschenfreund aufzutreiben, der mir auf eine Bankaktie leiht." Und als sich dieser Menschenfreund nicht gefunden hatte — Beethoven erinnerte wiederholt in Briefen an die Anbringung der Bankaktie als Pfand —, dann erst entschloß er sich, schweren Herzens, eine Bankaktie von den übrigen Effektenstücken, für ewig, zu trennen. Dann schrieb er, wie folgt, an Schindler: „Vergessen Sie nicht auf die Bankaktie. Ich möchte nicht gern um nichts und wieder nichts bei Gericht verklagt werden." Er bezahlte die Schuld — nicht alles —, denn er blieb noch einige hundert Gulden schuldig, und sagte dem lieben Steiner alle erdenklichen Grobheiten.

Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß Beethoven gerade wenige Tage darauf an Dr. Bach den bekannten elegischen Brief, datiert 6. März 1823, gerichtet hat: „Der Tod könnte kommen, ohne anzufragen . . ."

Und darin erklärte er seinem Vertreter, daß er den Neffen zum Universalerben, ihn selbst zum Kurator und seinen Bruder Johann van Beethoven zum Exvormund bestelle. In einem Nachtrage legte er Rechenschaft vom Erbvermögen: „NB. An Kapitalien finden sich sieben Bankaktien, was übrigens sich an Barschaft auch findet, wird alles ebenfalls wie B.A. (Bankaktien) das Seine."

Für Beethoven war das Geschäft mit Steiner ein verlorener Prozeß. Die Zession hatte nämlich den erhofften Erfolg nicht gebracht. Das Opfer, das er durch die unentgeltliche Überlassung der Sonate op. 90 und durch Verkauf der Sonate 101 zu einem geringen Honorare, ferner durch die Bezahlung der Vorschüsse mittels der Bankaktie gebracht hatte, war vergeblich, indem Johanna van Beethoven an ihren neuen Gläubiger weder Zinsen noch Kapital gezahlt hat und Beethoven, als Cedent, für den ganzen Verlust aufkommen mußte.

Alsbald haben alle Beziehungen zu dieser Firma aufgehört. Andere Verleger wurden gesucht und gefunden, Vorschüsse für zu liefernde Werke gepumpt, bei Artaria, bei Peters, bei der „Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates", und wenn seine Gläubiger mahnten, dann gab es, je nach dem Einflusse der Gläubiger, nur Vertröstungen oder Beschimpfungen und Grobheiten. „Das sind trübe Episoden in der Geschichte Beethovens," bemerkt Thayer, „denn bei allem Mitgefühl für den großen Künstler kann nicht verschwiegen werden, daß sein Verfahren mit den Grundsätzen strenger Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit nicht übereinstimmt."

In diesem Stempel der Gewöhnlichkeit, der Vulgarität, zeigt sich ganz besonders bei Beethoven die Eigenheit vieler Hochbegabten, sich der Not der Formen und selbst Weltsitten nicht unterzuordnen und die Dinge nach den Beziehungen des gegebenen Augenblickes zu behandeln. Dieses Losgesprochensein von allen Formen erklärt auch die derbe Heiterkeit, welche zuzeiten explodiert und die, wie bei Beethoven aus den Briefen zu erkennen ist, mit der Melancholie seines Wesens und seines Gesichtsausdruckes zusammen bestehen kann. In tristitia hilaris, in hilaritate tristis. Nicht aus Mangel an Rechtsgefühl, sondern weil bei Beethoven auch in geschäftlichen Beziehungen dieses Losgesprochensein vorherrscht, finden wir ihn, abweichend von den Formen, die der tägliche Verkehr den Menschen zur Richtschnur macht. Daher auch seine Gegnerschaft gegen jedwede Institution, die eine souveräne Macht im Staate bedeutet, so gegen Hof, Gericht, Regierung und Polizei, besonders gegen die Gerichte, die seine beharrliche Streitsucht gedämpft hatten. Auch der Hof war Beethoven wenig sympathisch, und bekannt ist seine Kritik über Goethes Beziehungen zum Hof. An den Verleger Breitkopf & Härtel schrieb er im August 1812 aus Franzensbrunn: „Goethe behagt die Hofluft zu sehr, mehr als es einem Dichter ziemt. Es ist nicht viel über die Lächerlichkeiten der Virtuosen hier zu reden, wenn Dichter, die als die ersten Lehrer der Nation angesehen sein sollten, über diesen Schimmer alles andere vergessen können."

Nur die Kunst, die ihm heilig war, hielt ihn noch im Banne menschlicher Empfindungen und herrlicher Gefühlstiefe. Da boten übrigens seine Meister gute Vorbilder.

Aber in seinen Rechtssachen ließ er sich, wie schon aus dem bisher Mitgeteilten erhellt, von unfriedlichen Eingebungen leiten. Seine bewährten, juristischen Ratgeber kamen oft zu spät, um einzulenken oder ausgeführte Entschließungen unschädlich zu machen.

Hätte Beethoven seine Juristen bei den vielen geschäftlichen Erledigungen zu Rate gezogen, dann würde er, wie in seinen Prozessen, schließlich einen Ausgleich der Differenzen dem vollständigen Bruche mit bewährten Verlegern vorgezogen haben. Er hätte das Zessionsgeschäft mit S. A. Steiner & Co. und die Vereinbarung bezüglich seiner Sonate ganz anders gemacht, zu-

mindestens nicht unter seiner Dafürhaftung, sondern, wie dies üblich ist, lediglich unter Haftung für die Richtigkeit, aber nicht für die Einbringlichkeit einer a priori dubios gewesenen Schuldforderung. Indirekt wurde der schmerzvolle Verkauf einer Bankaktie nur durch die aus dieser Transaktion entstandenen Zerwürfnisse, selbstverschuldet, veranlaßt. Er vermochte den Angriff auf seinen jahrelang hartnäckig verteidigten Aktienbesitz durch neue Vorschüsse nicht mehr abzuwehren. Und das drückte ihn mehr als alle Schulden, die er je gemacht hat.

3. Der Gehaltsprozeß mit dem Fürsten Franz Josef Lobkowitz.

Schmähungen, Drohungen und Ausfälle waren die Präludien des größten Prozesses, den Beethoven noch im Jahre 1813 gegen seinen früher so gelobten Mäzen Fürst Lobkowitz eingeleitet hatte. An den Grazer Anwalt Josef Varena schrieb er am 4. Juli 1813: „Alles geht sehr langsam. Hab ich es doch mit einem fürstlichen Lumpenkerl, Fürst Lobkowitz, zu tun." Fürst Lobkowitz war dazumal selbst in argen Nöten und konnte daher die verschriebene Pension nicht leisten, geschweige denn den von Beethoven beanspruchten Ausfall bei den Bankozetteln. Und deshalb Räuber und Mörder! Die gewährte Pension von 700 Gulden in Bankozettel war ein reines Geschenk, die der Munifizenz des nicht sehr begüterten Fürsten zu danken war, der auch sonst Beethoven hilfreich zur Seite stand, wenn es galt, seine künstlerische Tätigkeit in den Kreisen des hohen Adels und beim Erzherzog Rudolf zu fördern. Bei ihm fanden die musikalischen Zusammenkünfte des Adels statt, bei welchen unter anderen Erzherzog Rudolf Beethovens Sonate am Klavier spielte. Beethoven widmete denn auch dankbaren Gefühles herrliche Tonwerke, so die Sinfonia eroica, den „Liederkreis an die ferne Geliebte" seinem Mäzen Lobkowitz.

Aber da kam der Staatsbankerott und das finanzielle Unglück des Fürsten, und aus dem Wohltäter ward allsogleich der „fürstliche Lumpenkerl", weil er keine Pension zahlte, beziehungsweise das Geschenk durch Ersatz der Kursausfälle an den Einlösungsscheinen, nicht vergrößern wollte. Darob ergrimmt, war Beethoven rasch entschlossen; am 13. Juni 1813 ward die Klage überreicht.

Drei fürstliche Mäzene, Erzherzog Rudolf, Fürst Lobkowitz und Fürst Kinsky hatten, wie bereits erwähnt, Beethoven durch Gewährung einer Pension von 4000 Gulden in Bankozettel an Wien gefesselt; sie ließen ihn nicht fortziehen, als ihm im Jahre 1809 Jerôme Bonaparte die mit 600 Dukaten dotierte Stelle eines Kapellmeisters in Kassel angeboten hatte.

Aber schon nach zwei Jahren war die Herrlichkeit getrübt, denn es kam der Staatsbankerott, und „die Noten brachten ihn in Nöten", wie Beethoven oft bemerkte. Nicht nur die Musik-, auch die Geldnoten, indem seine Pension

auf 1619,9 Gulden in Silber gesunken war. Nur Erzherzog Rudolf bewilligte den Ersatz der Kursdifferenz; er bezahlte fortan die Pension voll in Einlösungsscheinen. Fürst Lobkowitz und die Erben Kinskys hielten sich aber an die Skala, gemäß welcher dem bedrängten Beethoven nur im Verhältnis von 2,48 % = 1 % zu zahlen war.

Es waren finanztechnische Berechnungen und Gesetzeskenntnisse notwendig, um sich im Jahre 1814 in Geldsachen zurechtzufinden. Beethoven jammert und räsonniert in seinen Briefen über die Wirtschaft, die ihn so arg mitgenommen hatte. Mit der Umrechnung seiner in Bankozettel akkordierten Pension in Einlösungsscheinen nach der festgesetzten Skala, auf Grund § 5 des Finanzpatentes von 1811, wäre übrigens die Sache nicht abgetan gewesen. Die Einlösungsscheine hatten neue Miseren geschaffen, die neue Reduktionsrechnungen nötig gemacht haben. Man rechnete von Bankozetteln in Einlösungsscheinen und von den damaligen Einlösungsscheinen in Gulden C. K. um. Das Fazit für Beethoven wäre, wenn er durch einen Vergleich mit den Verlassenschaftskuratoren nicht wenigstens der ersteren Verrechnung beziehungsweise der mit derselben verbundenen Verkürzung verschont geblieben wäre, eine Gesamtpension von nur etwa 1000 Gulden C. K. Denn nach der gesetzlichen Skala, entsprechend dem Kurse der Bankozettel zur Zeit des Vertragsabschlusses, hätten Beethoven nur 1612,9 Gulden in Einlösungsscheinen gebührt. Die Einlösungsscheine waren aber im Jahre 1814 bereits so devalviert, daß er an obigen 1612,9 Gulden weitere 600 Gulden verloren hätte. Das kam alles so rasch über die Staatsbürger, daß man nicht Zeit hatte, das Finanzsystem von 1811 zu übersehen. Den Einlösungsscheinen folgten übrigens sehr bald die Antizipationsscheine, die jenen gleichgestellt wurden, und beide zusammen hatten ein und dasselbe Schicksal, nämlich das der neuerlichen Verschlechterung des Kurses des Papiergeldes. Im Jahre 1814 stand der Kurs bereits bei 350, der sich auch in der Folge nur auf 250 gebessert hatte.

Der große Staatsbankerott hatte also, wie bemerkt, Beethoven in die größten Verlegenheiten, in wirkliche Not gebracht. Durch den mit dem Fürsten Lobkowitz geführten endlosen Prozeß und auch durch das gerichtliche Vorgehen gegen die Erben nach dem Fürsten von Kinsky erzielte Beethoven durch gnädige Nachsicht wohl den Erfolg, daß sein Gehalt, nach einer kurzen Unterbrechung, in vollem Betrage in Einlösungsscheinen ausbezahlt wurde, aber es war nur ein Pyrrhussieg, denn die Kursdifferenzen blieben stabil, die Subventionen nicht größer.

Fürst Lobkowitz war namentlich infolge Übernahme eines Theaters in arge finanzielle Verhältnisse geraten, sogar unter Sequester gestellt worden.

Beethoven strengte trotzdem einen Prozeß beim Landrechte an, dessen Ausdehnung aus nachstehenden, bis nun unveröffentlichen Gerichtsakten zu ersehen ist. Im Archiv des k. k. Landesgerichtes in Wien sind sorgfältig

die Akten des seinerzeitigen k. k. Landrechtes, jener Gerichtsinstanz, welche für Adelige gegolten hat, sub Faszikel 13, Nr. 400/813, aufbewahrt. Der Rotulus actorum enthält alle bis zur dritten Instanz erfolgten Erledigungen. In seiner Klage vom 19. Juni 1813 hat Beethoven auf eine ihm schriftlich und mündlich gemachte Zusicherung des Fürsten verwiesen, gemäß welcher ihm die durch das Finanzpatent von 1811 entstandenen Kursdifferenzen ersetzt, beziehungsweise die ungekürzte Pension von 700 Gulden in Einlösungsscheinen ausbezahlt werden müßte. Er produzierte vor allem ein Billett des Fürsten, in welchem dem Kassierer der Auftrag gegeben wurde, die volle Pension in Einlösungsscheinen zu bezahlen — allerdings ohne nähere Bezeichnung der Zeitdauer —, und Beethoven behauptete weiter, daß der Fürst auch mündlich die volle Bezahlung der Pension zugesichert habe. Letzteres negierte aber der Fürst in seiner Einrede entschieden; das Billett aber erklärte er für einen jederzeit widerrufbaren Auftrag, der dem Kläger kein Recht für seine ganze Lebenszeit begründe. Und dieser Ansicht haben schließlich die beiden Obergerichte beigepflichtet, wie aus nachstehenden Urteilen zu ersehen ist:

Acten-Verzeichnis:

in Sachen Franz Josef Fürst von Lobkowitz durch Dr. Frischberg
wider
Ludwig van Beethoven durch Dr. Edl. v. Adlersburg jun.
im Appellationszuge wegen Entrichtung der Pension.

Beilagen.
A. Urteil dto. 22 8ten 813 in Orig.
B. Appellations-Anmerkung 10 9ten
C. Beweggründe in Abschrift
D. Appellations-Beschwerde
Appellations-Einrede de präs 9 Xten 813
Expensnote

Wien 22 Xten 813. Karl Winter

..... zum Prozeß I. Instanz

In Sachen Ludwig v. Beethoven und Sr. Durchlaucht den regierenden Fürsten von Lobkowitz Herzog zu Raudnitz pcto Zahlung eines Pensions-Rückstandes. Klage de präs. 19. Juni 813

beil. A. Versicherungs-Instrument dto. 1. März 809
B. Anweisung dto. 10. Feb. 813
C. Weisartikel
D. Vollmacht
E. Expensnote
Beilagen zur Einrede.
Vollmacht.

Urteil

ad Nr. 12910

Präsidie: Exell. Herr v. Born-Guttenberg
v. Piehl
B. v. Gärtner
v. Schmerling.

„Von dem k. k. n. ö. L. R. wird in der Rechtsache des Lud. v. Beethoven unter Vertretung des Dr. Adlersburg des Jüngeren Klägers, wider Herrn Franz Josef Fürsten v. Lobkowitz unter Vertretung des Dr. Frischherz Geklagter um Auflage zur Ausbezahlung des Pensionsrückstandes vom 1ten 7ten 1811 bis 1. März 813 mit 1050 f. W. W. nebst zu berechnenden Interessen und zur Entrichtung der Pension künftig mit 700 f. W. W. jährlich und Ersatz der Gerichtskosten über das am 2ten dies geschlossenen mündlichen Verfahren zu Recht erkannt:

Der Herr Geklagte sey dem Kläger die in Folge Urkunde vom 1. März 809 rückständige Pension vom 1. 7ten 811 bis zum 1. März 813 mit 1050 f. W. W. nebst 4 %igen Interessen von der Verfallszeit der halbjährigen Raten binnen 14 Tagen bey Vermeidung der Execution; von diesem Zeitpunkte an aber alljährlich 700 f. W. W. mit den in oberwähnter Urkunde vorgesehenen von dem Kläger zu erfüllenden Bedingungen und insolange abzuführen schuldig, als Kläger nicht eine Anstellung haben wird, die ihm ein Aequivalent der in oberwähnter Urkunde Verschriebenen Summe gewährt, die Gerichtskosten werden wechselseitig aufgehoben.

W. 22. Oktober 813. Guttenberg.

X

Samt Acten-Com. Protocollen u. Beweggründen am 22. Oktob. 813 zum Expedit gegeben.

ad Nr. 12910

Entscheidungsgründe in ca Beethoven wider H. Fürsten von Lobkowitz Abfhg. des Jahresgehaltes.

„Der Herr Geklagte erkennt die Richtigkeit der Urkunde vom 1. März 809 und das hieraus dem Kläger zustehende Recht eine Pension von 700 fl. jährlich (dies jedoch nach der Skala des Finanz-Patentes) zu fordern. Der Termin des Ausstandes d. i. seit 1. Septbr. 1811 wird gleichfalls nicht bestritten. Es beschränkt sich daher die Erkenntnis auf die Frage, ob der Ausstand dieser Pension, und selbe für die Zukunft in voller Wiener Währung oder nach der Scala des Zeitpunktes der Ausstellung der Urkunde gebühre? Ersteres wurde dem Kläger in voller Wiener Währung, und zwar der Ausstand in dem nicht angefochtenen Betrage per 1050 f. samt stufenweise zu berechnenden Verzugszinsen aus dem Grunde zuerkannt, weil der Herr Fürst laut dem als richtig anerkannten Billete dto. 10. Feb. 1813 sub A seinen Kassier den bestimmten Auftrag gibt, dem Kläger den in der Frage begriffenen Pensionsbeitrag vom Tage des Finanzpatentes in Einlösungsscheinen auszuzahlen. Es hat daher der Herr Fürst seiner ursprünglichen Verpflichtung aus der Urkunde über die inzwischen eingetretenen neuen Geldverhältnisse eine größere Ausdehnung gegeben, und durch den erwähnten Auftrag an den Auszahler seinen Willen und Absicht auf die Art, wie die Pension

auszuzahlen sey, deutlich erklärt und auf die ihm aus dem Finanz-Patent zustehende Scala-Begünstigung Verzicht geleistet. Daher werde ohne auf den angetragenen, bey dem Umstande der Anweisung ganz überflüssigen Beweis abzugehen, dem Kläger der volle Betrag in W.W. unbedingt zuerkannt. Die Gerichtskösten werden jedoch aufgehoben, weil der Herr Geklagte sich nicht ganz ohne Grund gegen die angesprochene Bezahlung geweigert hat. Guttenberg."

Infolge Appellation des Fürsten Lobkowitz hat die II. Instanz wie folgt entschieden:

„Das k. k. n. ö. Appellationsgericht hat in der Rechtssache des Lud. v. Beethoven Klägers wider Herrn Franz Joseph Fürsten v. Lobkowitz Geklagten . . . . . das vom k. k. n. ö. Landrechte am 22. Oktober 813 geschöpfte und vom Herrn Geklagten appellierte Urteil dahin abzuändern befunden:

Der Herr Geklagte sey nur damals dem Kläger die in Folge der Urkunde dto. 1. März 809 rückständige Pension vom 1. Sept. 811 bis zum 1. März 813 mit 1050 fl. W.W. nebst 4 % Interessen bei Vermeidung der Execution von diesem Zeitpunkte an aber alljährlich 700 f. W.W. unter den in oberwähnter Urkunde vorgesehenen von dem Kläger zu erfüllenden Bedingungen in halbjährigen Raten und insolange, als Kläger nicht eine Anstellung haben wird, die ihm ein Äquivalent der in erstbesagter Urkunde verschriebenen Summe gewähre, zu bezahlen schuldig, wenn der Herr Geklagte den ihm in der Replik aufgetragenen Haupteid dahin negative abzuschwören nicht vermöchte, daß derselbe dem Kläger im Winter 1812 nicht die Zusage gemacht habe, den ihm, Herrn Geklagten betreffenden Anteil der in der Urkunde sub A. der Kläger in Bankozetteln zugesicherten Pension von Zeit des Finanzpatentes an in voller Wiener Währung, das ist in Einlösungsscheinen mit 700 fl. auszahlen zu lassen und daß Kläger nicht diese Zusage angenommen habe, oder wenn der Kläger diesen ihm allenfalls zurückgeschobenen Haupteid afficmative ablegen würde.

Es liegt daher dem Herrn Geklagten ob binnen 3 Tagen nachdem gegenwärtiges Urteil rechtskräftig geworden seyn wird, sich bei Gericht wegen Abschwörung oder Zurückschiebung dieses Haupteides so gewiß schriftlich zu erklären, und den einmal angenommenen Haupteid bei der Tagfahrt abzuschwören, widrigens im Falle der nicht geschehenen Erklärung der Eid für stillschweigend zurückgeschoben im Falle der Nichtabschwörung des angenommenen Eides aber das Widerspiel dessen, was Herr Geklagter zu beschwören gehabt hätte, für wahr gehalten würde. In gleichen liegt auch dem Kläger, wenn ihm dieser Haupteid ausdrücklich oder stillschweigend zurückgeschoben werden sollte, ob, so gewiß binnen der nächsten 3 Tagen bei Gericht um eine Eidestagsatzung anzulangen und dann den rückgeschobenen Eid abzuschwören, widrigens das Gegenteil dessen, was er eidlich zu bekräftigen gehabt hätte, für wahr angenommen werden würde. Übrigens werden die Appell-Kosten, sowie die Gerichtskosten der I. Instanz aufgehoben. . . . .

Von dem k. k. n. ö. Appellationsgerichte
Wien 22. März 1814."

Gegen diese Entscheidung überreichte der Beklagte sohin die Revision, worüber die höchste Justizstelle, wie folgt entschieden hat:

„Seine k. k. Majestät haben vermöge Hofdecrets dto. 30. Sept. letzthin und Empfang 8 d. M. in der Rechtsache des Ludwig van Beethoven Klägers wider H. Fr. Jos. Fürst v. Lobkowitz Geklagten, um Auflage der Auszahlung des Pensionsrückstandes vom 1. 7ten 1811 bis 1. März 1813 mit 1050 fl. W.W. nebst den zu berechnenden Interessen und Entrichtung der Pension künftig mit

700 f. W. W. jährlich über die in Sachen verhandelten hier rückschlüssigen Revisionsacten und die von dem n. ö. Landrechte am 22. 8ten 813 von diesem Appellationsgerichte am 22. März 814 geschöpften Urteile, wohin vom H. Geklagten ergriffene Revision, das Urteil des Appellationsgerichtes vom 22. März d. J. zu bestätigen und den H. Geklagten zum Ersatze der Revisionskosten mit 4 f. 15 nebst der Revisionsurteilstaxe, zu verfällen befunden.

Welche höchste Entscheidung zur weiteren Verfügung hiemit bekannt gemacht wird. v. Wohnay."

Vom k. k. n. ö. Appellationsgerichte Wien 11. 8ten 814.

Fürst Lobkowitz hat sohin den Haupteid angetreten; es wurde sogar eine Eidestagsatzung angeordnet laut Dekret vom 20. Oktober 1814; Beethoven rekurrierte aber gegen die Eidesantretung, wurde jedoch abgewiesen unter dem 28. Februar 1815 — damit, daß eine Eidestagsatzung bereits angeordnet sei.

Beethoven hatte also nicht einmal eine halbe Probe erbracht, und der Prozeß galt, nachdem sich Fürst Lobkowitz zur Eidesablegung gerichtlich erboten hatte, für Beethoven als verloren. Zu den Eiden ist es aber nicht gekommen, weil Fürst Lobkowitz nun wirklich die Gehaltsaufbesserung für immer gewährt hatte. Nur mündlich, also weder mit Vertrag noch durch gerichtlichen Vergleich; die Akten weisen auf einen solchen Abschluß des Prozesses nicht hin. Aus einem Briefe Beethovens ist jedoch bekannt, daß Lobkowitz sich außergerichtlich bereit erklärt hatte, die volle Pension zu zahlen. Dr. Kanka und der Erzherzog intervenierten diesbezüglich mit Erfolg. Und als der Sequester des Fürsten trotz alledem die Pension nicht liquidierte, weil Vorrechte bestanden hatten, und als Beethoven gezwungen ward, nochmals, und zwar ohne Erfolg, einen Prozeß zu führen, da bemühte sich der vielgeschmähte Mäzen selbst bei den Hauptgläubigern wegen Bezahlung der vollen Pension und erwirkte auch die Bestätigung des Kuratelgerichtes zu einem Vergleiche. Schindler, der vertraute Freund Beethovens, irrt auch hier, indem er behauptet, daß die Pension seit 1814 nie mehr flüssig gemacht wurde. Denn in Wirklichkeit ist dieselbe sogar nach dem Tode Beethovens, quoad tempus, an die Verlassenschaft bezahlt worden.

Der Prozeß war noch im Zuge, als Lobkowitz im nachstehenden Schreiben, datiert 29. Dezember 1814, an den Erzherzog Rudolf Beethovens wohlwollend gedachte: „Obgleich ich mit dem Betragen des Beethoven gegen mich, nichts weniger als Ursache habe, zufrieden zu sein, so freut es mich doch, als leidenschaftlicher Musikfreund, daß man seine gewiß großen Werke nun wirklich zu würdigen anfängt." Aber die freundschaftlichen Beziehungen mit der kunstsinnigen Familie Lobkowitz waren abgebrochen, so sehr Beethoven wieder eine Annäherung gesucht hat, indem er später dem Fürsten Ferdinand Lobkowitz zum Geburtstagsfeste die schöne Kantate gewidmet hatte, welche wie folgt lautet: „Es lebe unser teurer Fürst, er lebe! Edel handeln, ja edel handeln,

sei sein schönster Beruf, dann wird ihm nicht entgehen das schönste Los." Diese Geburtstagskomposition hatte aber, wie bemerkt, nicht den Erfolg, der von Beethoven erwartet ward.

4. Der Gehaltsprozeß mit den Kinskyschen Erben.

Ein noch wichtigeres Ereignis in der Lebensgeschichte Beethovens war der Rechtsstreit wegen der fürstlich Kinskyschen Pension. „Viele Tränen und Wehmut kosten mich diese Geschichten," schrieb er nach Beendigung dieses Prozesses an Dr. Kanka. Fürst Lobkowitz *wollte*, aber vermochte die Mehrleistung nicht auf sich zu nehmen; er bestritt nur das Recht Beethovens zum Anspruche auf den Ersatz der bei den Bankozetteln erlittenen Ausfälle; doch gab er zu, daß er Beethoven eine zeitweilige Pensionsaufbesserung in Aussicht gestellt habe. Die Kinskyschen Erben dagegen konnten, wollten aber nicht mehr zahlen als nach dem Gesetze, nach der Skala, zu leisten war; für sie galt nur die Skala der Bewertung von 1800 Gulden in Bankozetteln. Für die Vormundschaftsbehörde war Beethoven eben nur eine Nummer auf der Sollseite der Vermögensverwaltung, und die verwitwete Fürstin konnte die allseits zugegebene Gesinnung ihres verstorbenen Gatten aus eigenen Mitteln nicht verwirklichen. Fürst Ferdinand Kinsky war gerade in der Zeit der größten Devalvierung der Einlösungsscheine — im Dezember 1812 — gestorben und hatte die Früchte seiner Munifizenz, neue Schöpfungen des Meisters, gar nicht genossen, da Beethoven gerade in der Zeit nichts Neues geschaffen hatte.

Dieser war mit den Prozessen, mit Familienverhältnissen so beschäftigt, daß er weder Zeit hatte noch in Stimmung war, an Musiktakte zu denken.

Seine Korrespondenz aus dieser Zeit verrät eine auffallende Sterilität seiner Schaffenskraft. Das alles hat mit dazu beigetragen, daß die Familie Kinsky sich nicht mehr sonderlich für Beethoven interessiert hat.

Beethoven hätte wohl wissen können, daß er keine Mittel besitze, um den Anspruch auf eine Mehrleistung zu erzwingen. Die wohlwollende Gesinnung des verstorbenen Fürsten war kein Indizienbeweis, und die für einen Prozeß angeführten Zeugen genügten nicht; das wußte er von seinen Anwälten und auch von Erzherzog Rudolf, der ihn wiederholt beraten hatte.

Seine Taktik war daher, vorerst an die Großmütigkeit zu appellieren, dann aber, auf den Zwang der Selbsterhaltung verweisend, mit Prozessen zu drohen. In den Jahren 1813 und 1814 weisen die Aufzeichnungen und Korrespondenzen Beethovens deutlich die großen Sorgen nach, welche diese Frage ihm verursacht hatte. Sie bildet den Hauptgegenstand aller Briefe. Von neuen Werken, von nennenswerten Verhandlungen mit Verlegern war, wie bemerkt, keine Spur. Dagegen zeigt sich Beethoven bemüht, durch Erzherzog Rudolf und durch andere Persönlichkeiten auf die Familie Kinsky in

seinem Interesse einzuwirken. Ganz besonders betont Beethoven in seinen Briefen an die Fürstin, um seinen Anspruch zu motivieren, daß er nur auf Veranlassung des Fürsten die lukrativere Stelle eines Kapellmeisters in Westfalen aufgegeben habe. Auch habe der Fürst in Prag seinen Vermittlern, den Herren Varnhagen von Ense und Oliva, zugestanden, daß er die Pension fortan in Einlösungsscheinen auszahlen und die nötige Weisung der fürstlichen Kasse erteilen werde. Wohl sei diese Anweisung nicht erfolgt, allein die hohen Erben mögen nun, „im Geiste der Humanität und Großmut fortwirkend", die gemachte Zusage in Erfüllung bringen.

Nur mit Rücksicht auf diese Differenzen scheinen einstweilen die Pensionsraten nicht liquidiert worden zu sein. Die am 1. September 1812 fällige Rate, auf welche Beethoven vom Fürsten in Teplitz eine à Conto-Zahlung von 60 Dukaten erhalten hatte, war im Februar 1813 noch rückständig. Beethoven bat nun, daß, unpräjudizierlich einer späteren Erledigung seines Anspruches, durch die Vormundschaftsbehörde einstweilen der rückständige Gehalt, nach der Skala, mit 1088 Gulden 42 Kreuzern angewiesen werden möge; doch wurde dies kurzweg abgelehnt. Wie sehr Beethoven von diesen Dingen engagiert war, beweist ein an den Erzherzog Rudolf gerichtetes Schreiben vom 24. Juli 1813: „Von Tag zu Tag glaubte ich wieder nach Baden zurückkehren zu können, unterdessen kann es sich wohl noch mit diesen mich hier aufhaltenden Dissonanzen verziehen bis Ende künftiger Woche ... Unterdessen sind es eigentlich die Lobkowitz'schen und Kinsky'schen Sachen, die mich hier halten; statt über eine Anzahl Takte nachzudenken, muß ich mir immer eine Anzahl Gänge, die ich zu machen habe, vormerken; ohne dieses würde ich das Ende dorten kaum erleben. Lobkowitzen's Unfälle werden J. K. H. vernommen haben. Er ist zu bedauern, aber so reich zu sein, ist wohl kein Glück. Graf Fries soll allein 1900 Dukaten in Gold an Duport (ein Theaterunternehmer) bezahlt haben, wobei ihm das alte Lobkowitz'sche Haus zum Pfande dienen mußte. Die Details sind über allen Glauben."

Vorerst versuchte es Beethoven noch einmal mit nachstehendem, an die Fürstin gerichteten Briefe: „Ihre Durchlaucht! Verzeihen Sie die Freiheit, Sie an mich zu erinnern, an denjenigen, der so arm ist, daß er selbst weder seine Kunst ferner für die Reichen noch für die Armen ausüben könne ..." Aber er wurde alsbald unwillig, zumal ein neuer Prozeß, nämlich wegen der Schlacht bei Vittoria, im Zuge war, und der unglückselige Prozeß mit den Kinskyschen Erben ward beschlossen, beschlossen nach langen Präludien, Ausgleichsverhandlungen und aufreibenden Schreibereien. Am 18. Dezember 1813 hat er seinen Freund, den Anwalt Dr. Reger in Prag, zu Rate gezogen: „Verflucht habe ich dieses unselige Dekret schon mehrmals, da ich dadurch in unzählige Leiden geraten, es ist mir unerträglich, soviel kostbare Zeit mit Sachen zu verlieren, die ich meiner Kunst raube, so daß die Sachen liegen geblieben", schrieb er seinem Freund. Er teilte ihm mit, daß er ein Gut-

achten an Dr. Wolf gesendet, der zum Beginne des Prozesses geraten hatte, während er nur ein Gesuch, keine Klage, bei dem Landrechte überreichen möchte. Und auch Dr. Johann Kanka wurde in Anspruch genommen, auch Dr. Johann von Adlersburg in Wien und auch Baron Pasqualati, der hauptsächlich die Mission wollte, mit den Kinskyschen Erben zu unterhandeln.

Es mag ja richtig sein, daß der Prozeßanwalt Dr. Wolf zur Klage geraten hat. Beethoven wollte nämlich unter allen Umständen auf die Kinskysche Familie einen Druck üben. Sein Anwalt wußte aber, daß ein gewöhnliches Gesuch bei der Vormundschaftsbehörde unberücksichtigt bleiben muß und tatsächlich auch geblieben wäre, wenn die Kinskysche Vormundschaft nicht selbst beim Vormundschaftsgerichte wegen Vergleich der Sache bittlich geworden wäre. Von den Grundsätzen ausgehend: Si vis pacem, para bellum, wurde denn auch nach eineinhalbjährigen fruchtlosen Präludien die Klage gegen die Kinskyschen Erben auf Zahlung der vollen Pension, beim niederösterreichischen Landrechte in Prag wirklich eingebracht.

Nun war alles im Geleise, aber Beethoven sah mit Bangen dem Resultate entgegen. Denn seine Freunde, und insbesondere auch Erzherzog Rudolf, hatten ihn auf den geringen Wert der ins Treffen geführten Beweise aufmerksam gemacht. Die Species facti für den Prager Anwalt hatte Beethoven selbst verfaßt, geschrieben und, mit einem Guthaben versehen, an Dr. Wolf nach Prag gesendet. Zeugen, Eid und die geleistete à Conto-Zahlung waren die Beweise, an die sich Beethoven geklammert hatte. Im äußersten Falle sollte der Anspruch auf Schadloshaltung für die aufgegebene Stelle eines Kapellmeisters in Westfalen geltend gemacht werden. Beethoven erbot sich auch zum Eide, daß Fürst Kinsky ihm in Prag ausdrücklich sagte: „daß er es nicht mehr als billig fände, den Gehalt in Einlösungsscheinen ausbezahlen zu lassen". Auch daß der Fürst ihm à Conto dessen 60 Dukaten in Gold = 600 Gulden ausbezahlt hatte. So ward denn der Prozeß eingeleitet, dessen Ausgang Beethoven, wie bemerkt, mit Bangen erwartet hatte. In dieser Stimmung schrieb er an Dr. Kanka: „Denken Sie an mich, denken Sie, daß Sie einen uneigennützigen Künstler gegen eine knickerische Familie vertreten. Beflügeln Sie, lieber Freund, die trägen Schritte der Gerechtigkeit."

Alsbald kam aber die Ernüchterung. Es scheint, daß Beethoven von maßgebender Seite auf die völlige Aussichtslosigkeit des Prozesses aufmerksam gemacht wurde, denn er gab alsbald klein bei. Er beschuldigte nun seinen Vertreter, die Sache „miserabel traktiert" zu haben und drohte der Familie Kinsky, die ganze Sache, falls sie zu seinen Ungunsten ausfallen solle, öffentlich bekannt zu machen. Er schreibt nämlich an Dr. Kanka: „Fällt die Sache durch das Verhalten der Kinskyschen Familie schlecht aus, so lasse ich die Geschichte in allen Zeitungen bekannt machen, wie sie ist — zur Schande der Familie."

Aber er bereute den getanen Schritt, die Übereilung. Denn die Beweise zerrannen in nichts. Die Zeugen lieferten keinen vollen Beweis, weil sie nicht einstimmig über das Essentielle hatten deponieren können, nämlich darüber, daß der Fürst die angebliche Zusicherung wirklich und ernst gemacht hat. Denn der § 137 der G.-O. fordert zu einem vollständigen Beweise „die einstimmige Aussage zweier unbedenklicher Zeugen". Aber auch mit den Eiden hat es seine Schwierigkeit gehabt. Beethoven konnte den Erfüllungseid, zur Ergänzung der Zeugenaussagen, nicht ablegen, weil er aus eigener Wahrnehmung dasjenige, was der Fürst den Zeugen mitteilte, nicht wußte. Den Haupteid mochte er aber der Vormünderin, der Fürstin, nicht auftragen, weil er einen Gegenbeweis fürchten konnte, nämlich den Beweis, daß weder mündlich noch schriftlich ein Auftrag erteilt wurde, die Pension fortan in voller Höhe von 1800 Gulden W. W. auszuzahlen. Ein Selbsteid war aber prozessual ausgeschlossen. Zu der Zeit galt nämlich die sogenannte Verhandlungsmaxime; der Richter hatte nicht wie jetzt das Recht, sich selbst die Überzeugung jener tatsächlichen Verhältnisse zu verschaffen, auf welche sich ein Anspruch stützt. Der Kläger mußte genau vorgeschriebene Beweise liefern, selbst für notorische Tatsachen. Ich erinnere mich noch genau an einen Rechtsfall, den Professor Heysler erklärte, und zu dem er, unter großer Heiterkeit seiner Hörer, erzählte, daß ein Richter den für die Entscheidung wichtigen Umstand, daß die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz im Jahre 1805 stattgefunden hat, durch den angebotenen Zeugenbeweis eigens erhärten ließ, weil dieser historischen Tatsache von der Gegenseite widersprochen ward. Er brauchte nur die Worte zu gebrauchen: „Ich widerspreche." Und es ist erheiternd, in den alten Prozeßakten die damaligen Beweisführungen zu lesen, namentlich, wenn es sich um den Beweis eines negativen Faktums gehandelt hatte, also um die Nichtwahrnehmung eines behaupteten Umstandes. Da kamen die größten Sprachwidrigkeiten des Ausdruckes vor: „Ich habe gesehen, daß A. im Zimmer nicht anwesend war," oder „ich habe in der Oper gehört, daß die Sängerin X. nicht gesungen hat". Dabei wurden in den sogenannten Weisartikeln alle denkbaren Fragen gestellt. „Auf die klare Ursache des Wissens soll gedrungen werden" — heißt es unter anderem in der Zivilprozeßordnung. Und wenn der Zeuge, was ja begreiflich ist, oft über die Ursache des Wissens keine Auskunft geben wollte, oder nicht durfte, aus Rücksichten für Familie, Ehre oder gesellschaftliche Umstände, dann wurde, selbst dem verläßlichsten unbedenklichen Zeugen, kein Glauben beigemessen. Unter solchen Prozeßverhältnissen hätten sich der Beweisführung geradezu unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt, selbst wenn Beethoven seine Klagsbehauptungen unter Eid hätte stellen wollen. Der Erzähler war ja a priori nicht glaubwürdig. Die Gesetzgebung hatte damals in die Gewissenhaftigkeit der Menschen kein großes Vertrauen gesetzt und forderte zumindestens eine halbe Probe, wenn der Erzähler sofort zum Eide zugelassen werden sollte.

Sonst konnte er mit dem Eide nur indirekt, nämlich im Wege der Auftragung an den Gegner, durch den sogenannten referischen Haupteid, operieren. Das Gesetz setzte in die Gewissenhaftigkeit des Gegners mehr Vertrauen als in die des Erzählers und ließ ihn zuerst zum Eide zu. Aber wem sollte der Haupteid aufgetragen werden? Dem Vormunde der Kinskyschen Erben? Das ginge wohl nach dem Gesetze, allein da der Vormund von einer Zusicherung der vollen Pension keine Kenntnis hatte, wohl aber wußte, daß ein solcher Auftrag der fürstlichen Kasse niemals erteilt wurde, so hätte der Richter zur Gewissensvertretung der Fürstin, als Vormünderin, diesen Umstand als ausschlaggebend erkannt und an Stelle des angebotenen Eides den Zeugenbeweis über diesen Umstand angeordnet. Nach der species facti Beethovens zu schließen, ward die Klage auch auf den Rechtstitel der Schadloshaltung fundiert. Denn Beethoven erblickte in der Gewährung der Pension nur einen Ersatz für die in Kassel aufgegebene Stelle eines Kapellmeisters, die ihm Jerôme Bonaparte im Jahre 1809 angeboten hatte. Dies betont er auch in einem Schreiben an den Prager Anwalt Dr. Kanka: „Keine Gnade ist es nicht, der selige Fürst war einer derjenigen, welche am meisten in mich drangen, den Gehalt von 600 Gulden in Gold jährlich auszuschlagen." „Ich sollte doch keinen westfälischen Schinken essen," meinte er. Einen anderen Ruf nach Neapel habe er auch ausgeschlagen, und „ich könne daher eine gerechte Entschädigung verlangen für den Verlust, den ich erlitten". Aber auch von diesem Rechtstitel war nichts zu erwarten, vor allem deshalb nicht, weil die Schädigung nicht durch den Fürsten, sondern durch das Gesetz, durch das Finanzpatent, entstanden und weil, was noch bemerkenswerter ist, Beethoven durch das Aufgeben der Kasseler Kapellmeisterstelle, selbst wenn er durch den Staatsbankerott noch größere Einbuße erlitten hätte, absolut noch im Vorteile gewesen ist. Zu der Zeit, als sich dieser Prozeß abgespielt hat, war nämlich die Rolle des „Bruder Lustik" ausgespielt. Jerôme Bonaparte war 1814 bereits Exkönig von Westfalen und nur noch Graf von Montfort. Seine Verschwendung brachte sein Land sogar dem Ruin nahe, den Kronschatz hatte er nach Paris mitgenommen, und Beethoven hätte das zweifelhafte Glück genossen, nur wenige Jahre der Leib-Kapellmeister Bonapartes gewesen zu sein. Dagegen hätte Beethoven Jerôme Bonaparte, den er als Gönner so gerne gegen Erzherzog Rudolf, Lobkowitz und Kinsky ausgetauscht hätte, im Jahre 1816 als vazierenden Exkönig in Österreich begrüßen können, gerade zu der Zeit, als seine Pension wieder so ziemlich geordnet war. Das Schicksal dieses Prozesses war besiegelt und von allen Einsichtigen, Beethoven ausgenommen, gekannt. Der „einseitige oder vielseitige oder schwachseitige" Dr. Wolf hat nicht „miserabel traktiert", sondern das Richtige getroffen, indem er zum Prozeß riet, weil er sonst einen annehmbaren Vergleich nicht erzielt hätte; er kannte zu gut das Schicksal des Prozesses Lobkowitz, die Anschauung der Richter über allgemein gehaltene Zu-

sicherungen, die dazumal den Inhabern von Bankozetteln und Einlösungsscheinen allgemein gegeben wurde. Vergebens konsultierte Beethoven, hilfesuchend, jeden neuaufgehenden Prager Anwalt, vorerst Dr. Kanka, dann Dr. Wolf und endlich Dr. Reger, der Prozeß war nicht zu retten. Das erlösende Wort war: Vergleich, den Erzherzog Rudolf gefördert hatte. Die Klage ward reuig zurückgenommen und formell ein Gesuch bei dem Landrechte überreicht, in welchem Beethoven um Berücksichtigung seines der hochfürstlichen Vormundschaft gemachten Antrages auf Gewährung einer Pension von 1800 Gulden bittet. In diesem interessanten Schriftstücke gesteht endlich Beethoven, daß sein Anwalt nur auf sein fortwährendes Betreiben und durch die ihm gemachten Vorwürfe, als hätte er den Gegenstand nicht gehörig eingeleitet, verleitet, klagbar geworden sei. In diesem Schriftstück wird er wieder dankbar gegenüber seinem Wohltäter, denn es heißt daselbst: „Wie sehr dieser Schritt meinen Gefühlen widerspricht, gegen meinen Wohltäter als Kläger zu erscheinen, kann nur der entscheiden, der meine Hochachtung gegen den hochseligen Herrn Fürsten von Kinsky kennt." Die Vormundschaft gewährte denn auch eine kleine Aufbesserung, im ganzen etwa 471 Gulden, nämlich anstatt 729 Gulden zusammen 1200 Gulden. Nun ging das Lizitieren an, genau wie in der Gerichtsstube bei Abschluß eines gerichtlichen Vergleiches. Jeder trug sein Scherflein bei, um Beethoven zu helfen. Dr. Wolf beantragte 1500 Gulden, Beethoven wollte mehr, und er hätte sich schließlich begnügt, wenn wenigstens die seinerzeit vorgestreckten 60 Dukaten = 600 Gulden nicht in Abzug gebracht worden wären. Es nützte aber gar nichts, nicht einmal die Fürsprache des Erzherzogs Rudolf, geschweige denn die der Anwälte; der Kinskysche Vergleichsantrag war nicht zu ändern. Mit Bescheid des Prager Landrechtes vom 18. Jänner 1815 wurde sohin entschieden:

„In Gemäßheit des hierüber von der Fürstlich Kinsky'schen Vormundschaft unter dem 6. Jänner l. J. eingebrachten Gesuches (— also nicht über Beethovens Gesuch) wird bewilligt, daß die fürstliche Vormundschaft dem Ludwig van Beethoven statt demselben von dem verstorbenen Herrn Ferdinand Fürst Kinsky im Monat März 1809 schriftlich zugesicherten Unterhaltungsbeitrages per 1800 fl. einen Betrag von 1200 fl. W. W. aus der Ferdinand fürstl. Kinsky'schen Verlassenschaftskassa vom 3. Nov. 1812 anfangend, unter nachstehenden Bedingungen (folgen die Bedingungen des Vertrages) ausbezahle, wovon hiemit die Verständigung geschieht von dem k. k. Landrechte. Prag 15. Jänner 1815."

Das Fazit war ein langer, dreijähriger Prozeß und ein magerer Vergleich. Beethoven war unzufrieden, enttäuscht, und über alle Maßen erbittert über alle, die mitgewirkt hatten, über die Anwälte, über das Gericht, selbst über seinen großen Protektor, Erzherzog Rudolf. Schrieb er doch am 4. Juli 1813 an den Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Graf Varena: „In alle diese Verlegenheiten haben mich S. K. H. der Erzherzog Rudolf gebracht."

5. Der Rechtsstreit wegen der Schlachtsymphonie mit dem Hofmechaniker Mälzel.

Nebenher war der große Rechtsstreit wegen des Eigentumsrechtes an der Schlachtsymphonie im Zuge, gerade zu der Zeit, als Beethoven die Pensionsdifferenzen bei den Gerichten auskämpfen mußte. Er war dabei mehr mit seiner Künstlerehre als mit materiellen Interessen engagiert. Denn die Gelegenheitskomposition „Wellingtons Sieg" oder „Die Schlacht bei Vittoria" hatte ihm große Einnahmen eingebracht, sogar seine pekuniären Verhältnisse günstig gestaltet; aber Mälzel nahm für sich das Eigentum an diesem Tonwerke in Anspruch und führte dasselbe tatsächlich in München auf. Wie kam aber Beethoven mit diesem Musiker in Verbindung? Das war so. Mälzel ersuchte Beethoven, seinen Trompetenautomat beziehungsweise seine Taktmaschine (Metronom) zu empfehlen. Das war ein Instrument, mit welchem die Komponisten die Vortragsgeschwindigkeit ihrer Tonstudien bestimmen konnten. Beethoven interessierte sich dafür, und Mälzel versprach ihm zum Dank eine neue Gehörmaschine. So kam es auch, daß Beethoven für die Panharmonika, die alle Stimmen der Militärmusik zu Gehör brachte, die alsbald berühmt gewordene Schlachtsymphonie komponierte.

Wenn auf den Ursprung, auf die Quelle dieser Komposition zurückgegangen wird, dann kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Beethoven nicht der ausschließliche Schöpfer des Tonwerkes gewesen ist, und wenn weiter sein Rechtsverhältnis zum Eigentumsanspruche Mälzels genau und objektiv untersucht wird, dann muß auch zugegeben werden, daß Beethoven zum mindesten nicht Alleineigentümer des Tonwerkes geblieben ist, selbst wenn von der faktischen Mittäterschaft Mälzels abgesehen würde. Der große Rechtsstreit hierüber verdient demnach juristisch beleuchtet zu werden. Beethovens Künstlerehre ward dadurch tangiert, daß er seine Komposition einem marktschreierischen Unternehmer gewidmet hat, und daß Mälzel selbst an hohen Stellen als Autor der Schlachtsymphonie gegolten hatte. Vom juristischen Gesichtspunkte ward die Frage von großer Bedeutung für Beethoven, weil er in öffentlichen Zeitungen jedes Unrecht Mälzels an dem Werke negiert hat, während er in früheren Schriftstücken eingestanden hat, daß er einen Teil seiner Schlachtsymphonie dem Hofmechaniker Mälzel für seine Panharmonika überlassen bzw. unentgeltlich geschrieben und bei dem Anlasse von Mälzel sogar ein Bardarlehen von 50 Dukaten erhalten habe.

Es war nicht zufällig, daß Beethoven sich mit Mälzel in eine solche Sache eingelassen hat. Seine damaligen bedrängten Verhältnisse — es war dies im Jahre 1813 — ließen Beethoven jedes Unternehmen als willkommen erscheinen; er wollte sich sogar zu einer Kunstreise nach London entschließen, wo er gemeinsam mit Mälzel das Tonwerk hätte aufführen sollen. Den Plan zur Schlachtsymphonie, wie sie heute vorliegt, soll nach Moscheles und dem

Klavierfabrikanten Stein (Bruder der Nanette Streicher) ausschließlich Mälzel geliefert haben, das Sujet dagegen ist von Beethoven vorgeschlagen worden. Die allgemeine Erbitterung gegen Napoleons Eroberungszüge bot dem Künstler eine gute Gelegenheit zu einer Komposition. Zur Verwertung einer solchen schien ihm der in Kriegsmusik bewährte und in Konzertarrangements umsichtige Mälzel sehr willkommen. Beethoven war es in erster Linie darum zu tun, Geld zu erwerben; der Krieg nahm, aber brachte ihm auch Erwerb, ihm, dem Künstler, dem Bonaparte schon seit der Usurpierung des Kaiserthrones antipathisch geworden. So wie er ihn als Konsul verehrte — seine „Sinfonia eroica" ward zuerst Bonaparte gewidmet, später jedoch auf „sovenire d'un grand uomo" abgeändert —, so haßte er ihn als Kaiser, als er die Staaten vergewaltigt und gebrandschatzt und die Freiheit der Völker angetastet hatte. Die politischen Anschauungen unterstützten seinen Erwerbssinn bei der musikalischen Verwertung der Napoleonischen Niederlagen. Das Anerbieten des raffinierten Mälzel, der Beethoven aufforderte, eine Schlachtsymphonie für seine Panharmonika zu schreiben, war ihm willkommen. Beethoven war sich der Degradierung seiner Kunst zuerst gar nicht bewußt; erst später, als Mälzel sich als Autor des Tonwerkes gerierte, dämmerte sein unüberlegter Schritt auf. Er schrieb an seinen Rechtsfreund, Dr. von Adlersburg, nachstehendes zur Entschuldigung des Schrittes, aber auch zu seiner Belastung, soweit die Rechtsfrage in Betracht kommt: „Ich kam in die schrecklichste Geldverlegenheit; verlassen von der ganzen Welt hier in Wien, in Erwartung eines Wechsels usw. bot mir Mälzel 50 Dukaten in Gold an." Beethoven hatte, wie er in diesem Schreiben andeutet, bereits früher die Idee einer Schlachtsymphonie gefaßt, offenbar aber nicht durchgeführt, weil er die mit einer solchen Komposition notwendigen militärischen Instrumentationen nicht kannte. Aus einer von Joh. Nep. Vogl erzählten, von den Biographen aber auf spätere Zeit (1822) verlegte Episode, hat man erfahren, daß sich Beethoven für eine solche Gelegenheitskomposition sogar durch ein militärisches Schauspiel vorbereitet hatte, allerdings nicht mit genügendem Resultate. Das Schauspiel hatte im übrigen ein peinliches Nachspiel im Kotter von Wiener Neustadt. Das kam, wie Joh. Nep. Vogl berichtet, so: Als Beethoven im Spätsommer 1813 in Baden weilte, wollte er das große Manöver bei Traiskirchen, ein Kriegsspiel, als Vorlage für eine militärische Symphonie nehmen. Er hörte dort die Kanonen, er sah den Feind und die Gefechte ... Auf dem Rückwege verirrte er sich aber bis Wiener Neustadt, wo die Mautschranken spät abends herabgelassen waren. Ein Polizeidiener forderte ein Legitimationspapier, einen Paß. „Was wollen Sie?" rief Beethoven, der die Aufforderung nicht hörte. „Den Paß!" Und als Beethoven abermals nichts erwiderte, ward er in die Stadt geführt; er glaubte in einen Gasthof und winkte noch freundlich dem Manne zu. Vor einem düsteren Gebäude wurde haltgemacht, und ehe sich Beethoven der Situation klar ward, sah er

sich im Kotter gesperrt, eingesperrt die ganze Nacht im finsteren Loch, ohne Speise, ohne Trank.

Beethoven tobte, fluchte, und als er des Morgens dem Polizeikommissar vorgeführt wurde, da fand er vor Zorn und Scham kein Wort zu seiner Legitimation. Ein Aktuar erzählte eben von einem Konzert, in welchem er die neuesten Tonwerke Beethovens gehört hatte. Er bemerkte noch dazu: „Wenn nur der Zufall Beethoven nach Wiener Neustadt brächte." Und Beethoven ward gerade vorgeführt, fluchend, jammernd, er sprach nicht, sondern gurgelte nur unverständliche Laute. Polizeikommissar und Aktuar waren ganz verblüfft von dem unqualifizierbaren Benehmen des Delinquenten. „Das kann kein Vagabund sein," meinte der Aktuar, „ich sah ihn gestern beim Zeichenlehrer Höfele in der Militärakademie." Und als Höfele herbeigeholt wurde zur Identifizierung des Fremden, da war das Erstaunen groß, ob des ehrerbietigen Grußes und ob des Ausrufes: „Rettung von den Kannibalen, Hilfe, mein Höfele." — „Es liegt ein Irrtum vor," bemerkte dieser kurz, „ich bürge für den Häftling." So ward denn Beethoven entlassen und von Höfele weggeführt; erst später ward das Geheimnis gelüftet.

Von dem Kriegsspiel spricht Beethoven allerdings nichts in seinen Korrespondenzen; es hatte ihn offenbar wenig interessiert, dabei auch nichts erlauscht.

Mälzel kannte die Technik der Militärmusik, nämlich die Wirkungen von Donnermaschinen, der Ratschen, der Pauken und Trompeten in der Instrumentierung eines musikalischen Schlachtgemäldes. Mälzel kannte dies vollständig, und Beethoven bediente sich seiner Hilfe bei der Komponierung jener Schlachtsymphonie, zu welcher die erste große Niederlage Napoleons gute Gelegenheit geboten hatte. Napoleons Vertreter in Spanien, König Josef, hatte den überlegenen Engländern am 21. Juni 1813 bei Vittoria eine Schlacht geliefert, die er mit großen Verlusten verloren und selbst nur knapp das Leben „mit einem einzigen Geldstücke in der Tasche" gerettet hatte. Durch diese Niederlage verloren die Franzosen das ganze nördliche und mittlere Spanien, und sie war vorbedeutend für die übrigen im Jahre 1813 erlittenen Niederlagen Napoleons. Mälzel lieferte, wie Moscheles berichtet (Life of Beethoven I, 153), alle Trommelmärsche und Trompetensignale der französischen und englischen Armeen, er gab Beethoven Winke, wie er die englische Armee durch die Töne von „Rule Brittania" einführen und die Schrecken der Schlacht schildern solle, und wie er das „God save the king" effektvoll anbringen solle. Sogar die Idee: die Melodie von „God save the king" zum Thema einer Fuge zu verwenden, stammt von Mälzel her.

Moscheles sah all dies in Skizzen und Partitur, die Beethoven in Mälzels Werkstätte brachte, damals der einzig passende Platz zur Aufnahme, den er hatte.

Schon aus diesem ist zu ersehen, daß Mälzel einen hervorragenden Anteil an der Komposition hatte, daß der eigentliche musikalische Kern, Motiv und Thema, kurz, was zum Verständnis des Tonwerkes notwendig und gewisser-

maßen der musikalische Hauptgedanke war, nicht von Beethoven allein, sondern zum großen Teile von Mälzel gegeben wurde. Was er beitrug, war daher kein äußeres Mittel, nicht etwa eine bloße Instrumentation mit Trompeten, Donnermaschinen und Pauken, sondern eine planmäßig angelegte musikalische Arbeit, zu welcher Beethoven in der ihm eigenen Meisterschaft die wirkungsvolle Harmonie schuf. Zudem ward das Tonwerk von Mälzel bestellt und von Beethoven, auf dessen Bestellung, geliefert. Wenn all dies festgehalten wird, konnte Beethoven von einem „Betruge" Mälzels nicht sprechen. Und ebenso kann nach den von Beethoven selbst zugegebenen Umständen als gewiß angenommen werden, daß der gegen Mälzel eingeleitete Prozeß — Dr. von Adlersburg hatte nun den dritten Prozeß im Jahre 1813/14 — für Beethoven ungünstig ausgefallen wäre, wenn nicht der Zufall, nämlich die Abwesenheit Mälzels und die spätere Versöhnung mit ihm, denselben gegenstandslos gemacht hätte. Beethoven hatte diesen Prozeß, alsbald nach Bekanntwerden der Mälzelschen Aufführung des Tonwerkes in München, in Wien Ende 1814 eingeleitet. In Österreich hatte sich Beethoven wohl das ausschließliche Recht der Veröffentlichung durch öffentliche Publikationen in den Zeitungen zu wahren gewußt, wiewohl bei den ersten Konferenzen mit dem Advokaten Dr. v. Adlersburg Mälzel noch auf sein Vorrecht zur ersten Aufführung gepocht hatte. Das Verlagsrecht für Österreich hatte die Firma S. A. Steiner & Co. von Beethoven erworben und ungehindert ausgeübt. Aber im Auslande scheint Mälzel noch immer sein Recht behauptet zu haben. In einem vom 1. Juni 1815 datierten Briefe an den Violinspieler Salomon in London klagt Beethoven, daß auf Veranlassung Mälzels sein Werk in London in Klavierauszug bereits erschienen sei, und daß der Prinzregent auf seine Widmung nicht einmal geantwortet habe. Im Drurylanetheater wurde das Tonwerk sogar ohne jedwede Ingerenz Beethovens aufgeführt. Unter diesen Verhältnissen, die später allerdings günstiger wurden, ward der Prozeß eingeleitet. Also ein regelrechter Urheber- und Verlagsprozeß.

Dazumal galt noch der in den §§ 1164—1170 des „österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches" enthaltene Grundsatz, daß der Verlagsvertrag nach den Bestimmungen über Lohnverträge zu beurteilen sei: der Erwerber des Verlagsrechtes konnte gemäß § 1170 ABGB. über das Tonwerk nach Belieben verfügen; so konnte beispielsweise, wie schon oben angeführt, die Verlagshandlung Steiner & Co. die Leonoren-Ouverture Beethovens, unter Schädigung des persönlichen Rechtes des Künstlers und trotz Protestes, jahrelang unediert lassen. Und ebenso konnte Mälzel über die auf seine Bestellung verfertigte Schlachtsymphonie, welche eigentlich ein „Freundschaftsgeschenk" gewesen, vermöge des erworbenen Autorrechtes nach Belieben verfügen, wie und wo es ihm beliebt hat. Das war dazumal in Österreich rechtens im Urheberrechte. Beethoven ist übrigens für die Arbeit entlohnt worden, indem er erstens von Mälzel Gehörmaschinen und zweitens

ein bares Darlehen von 50 Dukaten = 500 Gulden erhalten hatte. Es war bei Beethoven überhaupt Gepflogenheit, für gewährte Vorschüsse unentgeltlich Tonwerke zu schenken. — An den Verleger Steiner übertrug er, wie schon oben besprochen, bei Abtretung einer Forderung unentgeltlich eine Klaviersonate, und im Jahre 1820 schenkte er Artaria & Co. für ein Darlehen von nur 150 Gulden ein Tonstück aus mehreren Sätzen, wie Beethoven ausdrücklich bemerkt, „ohne irgend auf ein Honorar dafür Anspruch zu machen." Mit in Rechnung kommen noch die Dienste, die Mälzel, in bezug auf Arrangement der in Aussicht genommenen Akademien und Konzerte, zugesichert hatte, ohne welche Hilfe Beethoven die großen materiellen Erfolge niemals erzielt hätte. Auf einer für Mälzel bestimmten, von Beethoven selbst revidierten Partitur der „Sieges-Symphonie" stand sogar ausdrücklich der Eigentumsvermerk: „Auf Wellingtons Sieg bei Vittoria geschrieben für Herrn Mälzel von Ludwig van Beethoven." Die Streitfrage, ob Mälzel wirklich das Eigentumsrecht erworben habe, hätte also das Gericht, selbst wenn er gar keine musikalische Arbeit geliefert hätte — dieselbe war aber, wie bemerkt, ganz bedeutend — ohne Zweifel bejaht. Er war Besteller, und er hat dadurch das uneingeschränkte Recht zur pekuniären Ausbeutung und auch zur Ergänzung des Tonwerkes erworben, wie er es denn auch in München getan hat.

Mälzel hatte aber auch ein Mitautorrecht an der Schlachtsymphonie, da er von seiner eigenen Erfindung in der Partitur so viel angebracht hat, daß die Komposition, ohne diese Bestandteile, nicht das geworden wäre, was sie geworden, ein effektvolles symphonisches Schlachtgemälde. Die Motive, das Thema begründen in erster Linie, wie u. a. Vesque von Püttlingen in seinem Buche: „Das musikalische Autorrecht" (Wien 1864) ausführt, das Autorrecht und nicht die Zusammenstellung des Tonwerkes. Mälzels Autorschaft hatte sich insbesondere in der Schaffung des musikalischen Gemäldes ausgeprägt. Er war nicht etwa Gehilfe, da er die Komposition nicht nur unterstützt, sondern einen das Wesen des Ganzen mitbestimmenden und mitbildenden Bestandteil geliefert hat. Als Besteller hatte Mälzel unzweifelhaft ein abgeleitetes und als Mitarbeiter ein gemeinschaftliches ursprüngliches Urheberrecht, in das Beethoven einseitig nicht eingreifen durfte. Er tat dies mit Erfolg und auch unter Billigung seiner Zeitgenossen; aber objektiv genommen, war er im Unrecht.

Wie hoch die Gerichte derartige Unterstützungen bei Beurteilung des Autorrechtes einschätzen, beweist nachfolgender Pariser Gerichtsfall: Die „Gazette des Tribuneaux" (Nr. 8737) berichtete im Jahre 1855 über einen Prozeß der „Vereinigung der Tonsetzer in Paris" gegen den Direktor der großen Oper Strauß, weil dieser fremde Opernmotive zu Walzerkompositionen benützt und sie auf den Bällen der großen Oper in Paris aufführen ließ. Über die Anklage des Vertreters der Vereinigung, Henrich, wurde Strauß vom kaiserlichen Gerichte in Paris im Sinne Art. 428 Code pénal der

Verletzung des Autorrechtes schuldig erkannt und zu 50 Francs Strafe für jeden stattgehabten Ball verurteilt, weil ein einzelnes Motiv, ja sogar jede selbständige musikalische Phrase, als Ausfluß des ursprünglichen Gedankens, einen wesentlichen Bestandteil der Komposition bilde. Ihre Ausführung — so heißt es in den Gründen des Strafurteils — muß daher einer teilweisen Vorstellung des Werkes gleichgehalten werden, und es ist nicht nötig, daß das ganze Werk, dem das Motiv entlehnt wurde, oder doch ein zusammenhängendes Stück zur Aufführung gelange.

Der Prozeß gegen Mälzel dauerte volle drei Jahre. Dann endete die Mälzeliade mit einer Versöhnung beider Gegner bei fröhlichem Feste. Beethoven hatte, wie schon bemerkt, keinen pekuniären Nachteil erlitten, da es ihm später möglich geworden ist, die Symphonie auch in England zu verwerten; aber seine Künstlerehre wird von den Biographen nicht im besten Lichte dargestellt. Der bedeutendste von allen, Thayer, bezeichnet sein Vorgehen unedel und ungerecht und sein Leben mit einem „schwarzen Fleck" behaftet. Eine gewiß zu harte Kritik über Beethoven, doch nicht so ungerecht, wie Beethovens Urteil über Mälzel, den er öffentlich des schurkischen Betruges geziehen hat.

6. Neue Prozesse und Widerwärtigkeiten.

„Es bringt nicht gute Frucht, wenn Haß dem Haß begegnet." Die Finanzen waren wohl geregelt, aber das Schicksal blieb dasselbe bis über das Grab hinaus. Beethoven oktroyierte wohl dem Rechte seinen Willen, aber in seiner Familie blieb er das Opfer, der Besiegte. Er gewann zwar die Prozesse gegen seine Schwägerin, aber er hatte damit das angestrebte Ziel, in dem Neffen einen Sohn zu finden, nicht erreicht. Der Haß war kein guter Ratgeber, und die Auflehnung gegen die Rechtsordnung in der Familie, die gewaltsame, wenn auch von guten Intentionen diktierte Entfremdung seines Neffen von seiner Mutter, selbst von einer verworfenen Mutter, hatte sich gerächt, bei Beethoven sowohl wie an dem von ihm verzogenen Karl van Beethoven. Dieser Prozeß gegen das Schicksal, gegen die Familie, war der letzte, den Beethoven formell siegte, aber der unglückseligste, den er, dem Erfolge nach, verloren hatte. Grober Undank und Lieblosigkeit waren die Früchte, die er geerntet hat dafür, daß er das Testament seines Bruders, wohl in bester Absicht, nicht beachtet hat, welches folgendermaßen gelautet: „Da zwischen meinem Bruder und meiner Gattin nicht die beste Einigkeit besteht, so habe ich für nötig gefunden, nachträglich zu meinem Testamente zu verfügen, daß ich durchaus nicht will, daß mein Sohn Karl von seiner Mutter entfernt werde, sondern bei seiner Mutter zu verbleiben habe. Dies die letzte Bitte des sterbenden Gatten und Bruders."

Physisch und materiell war diese Familientragödie von vernichtender Bedeutung für den Künstler. In dieser Zeit war es, daß sich die adeligen

Gönner und selbst seine Freunde abwandten, die er mit seinem Familienjammer engagierte, und es ist bezeichnend für Beethovens Stimmung, daß er im Verkehre mit seinen Verlegern, Freunden in dieser Zeit die rüdesten Scherze und Worte gebrauchte, die geradezu ein Schimpfwortbrevier bilden. Die Behörden wurden von Eingaben, Klagen und Beschwerden, die gegen seine Schwägerin gerichtet waren, förmlich überflutet. Den Eingaben folgten oft Nachtragserklärungen, den Erledigungen in der Regel Klagen über Protektionswirtschaft oder über Mangel an Rechtsgefühl.

Diese Vorgänge schafften stets Sorgen, die ihm die Ruhe zur künstlerischen Betätigung raubten und ihn noch materieller machten, als er schon gewesen. Er mußte Geld herbeischaffen für den Neffen, für die Erziehungsinstitute, für die Lehrer, und wenn seine Schwägerin die Sustentationsbeiträge nicht leisten konnte, dann wußten es alle, die mit Beethoven zu tun hatten; die Zahlungssäumnis war sogar ein Vorwand, recht hohe Honorare zu verlangen. Er klagte und versuchte Gehaltspfändungen zu erlangen. Rem facias, rem.

Er beschuldigte sogar die Gerichte, mehr die Interessen seiner Schwägerin als die ihres Sohnes gewahrt zu haben. An den Magistrat der Stadt Wien, der die Vormundschaftspflege führte, richtete Beethoven am 1. Februar 1818 eine in den Akten des k. k. Landesgerichtes in Wien aufbewahrte Eingabe, die von Invektiven strotzt und Zeugnis ablegt von der Streitsucht gegen alles und jedes. Er bekämpft die Richtigkeit des Kodizills, die vermögensrechtliche Abfertigung seines Neffen, und, in Verkennung der Umstände, behauptet Beethoven, daß das Karl Beethovensche Haus der Frau Johanna van Beethoven, fast umsonst, aus dem Nachlasse seines Bruders überlassen wurde. Bereits oben ward das Schicksal dieses Hauses, das den Künstler so viel beschäftigt hatte, erörtert und insbesondere auch nachgewiesen, daß dasselbe in verschuldetem Stande erworben und in noch verschuldeterem Stande als Nachlaß zurückgeblieben ist. Die Schuldenlast überstieg den erhobenen Schätzwert sogar um 400 Gulden. Nach den Hypothekarschulden mußte nun Johanna van Beethoven die Zinsen bezahlen, durch die so ziemlich die Mietserträgnisse absorbiert wurden. Und dennoch hielt Beethoven seinen Neffen als nicht genügend entschädigt dadurch, daß Johanna van Beethoven einen Barbetrag von 2000 Gulden W. W. bar erlegte und überdies die Hälfte ihrer Pension bücherlich sichergestellt hatte.

„Die Konfusionen dieses elenden Magistrates haben die Auslagen mir noch größer gemacht, diese Menschen sind gar nicht imstande, diese wichtige Sache zu fassen, noch viel weniger dafür oder danach zu handeln." So schreibt Beethoven an seinen Rechtsfreund Dr. Joh. Baptist Bach im Jahre 1819, weil der Magistrat nicht so ohne weiteres zugeben wollte, daß Karl von Beethoven, gegen den testamentarischen Willen seines Vaters, seiner Mutter entrissen werde.

Durch die Prozesse und Ausgaben kam Beethoven wieder in ungeordnete finanzielle Verhältnisse, die ihn zu Vorschüssen drängten, auch zu Geschenk-

annahmen, die weniger durch Mittellosigkeit als durch knickerisches Festhalten an den Wertpapieren, die er sich in guten Zeiten erspart hatte, veranlaßt wurden. Und diese Vorschüsse brachten ihm Klagen und Demütigungen ein, die sogar über das Grab hinaus nachwirkten. Denn Beethoven hat, in der Furcht, für seinen Neffen nicht genügende Mittel zusammengescharrt zu haben, Geld auch dann erborgt, als er es nicht brauchte.

So kam ihm, unter anderem, der Gedanke, von der Philharmonischen Gesellschaft in London Geld zu verlangen, das er gar nicht brauchte, und den Verlegern Artaria und Steiner Schuldner zu bleiben, obgleich er zahlen konnte. Der unsterbliche Beethoven war in Geldsachen ein ganz gewöhnlicher Sterblicher, unpraktisch, aber spekulativ. Man hätte ihn für einen Geschäftsmann halten können, so sehr hatte ihn das „Alltägliche" erschöpft.

Das Gericht hatte sogar nach dem Ableben Beethovens noch strittige Sachen zu erledigen. Im Archiv des Wiener Landgerichtes liegt der sorgsam verwahrte Verlassenschaftsakt nach Ludwig van Beethoven aus dem Jahre 1827, mit allen Schriften des Nachlaßkurators Dr. Bach, mit dem großen Inventar und dem Vermögensausweise, mit den Quittungen der Behörden für Gebühren und Steuern. Es fehlte niemand, der an einen Toten Forderungen zu stellen hat, so der Pfarrer, der Totengräber, der Steinmetz, der Krankenfond, der Arzt; es fehlten aber auch nicht die Eigentumsansprecher und die Gläubiger. Artaria, auch seine Freunde: Schindler, Zmeskal und Fürst Lichnovsky, ferner Steiner sprachen Manuskripte und Partituren als ihr Eigentum an, speziell Steiner die Originalpartitur der VII. Symphonie, die Siegessymphonie zur „Schlacht bei Vittoria", ferner das Finale der V. Symphonie. Artaria & Komp. meldeten an und erhielten aus dem Nachlasse 150 Gulden, die Philharmonische Gesellschaft in London forderte 1000 Gulden zurück, welche sie Beethoven, knapp vor seinem Tode, übersendet hat, die aber vom Gerichte deshalb nicht liquidiert wurden, weil im Empfangsscheine Beethovens die causa debendi nicht angegeben ward. Der Nachlaßkurator mußte gegen die Eigentumsansprecher formell Klagen überreichen, um die Ansprüche nicht fortbestehen zu lassen. Es waren dies sogenannte Klagen wegen Dartuung des angesprochenen Eigentums. Am 15. August 1827 wurde die Klage gegen Steiner & Komp., am 16. August gegen Piringer, am 17. August gegen Kuffner, am 18. August gegen Artaria, am 19. August gegen Schindler, am 20. August gegen Zmeskal und am 21. August gegen Grafen Lichnovsky eingebracht. Fremdes Eigentum wurde zurückgestellt, Schulden wurden bezahlt. Mietzins und Klassen- und Erbsteuer wurden aus dem Nachlasse berichtigt. Immerhin blieb noch ein beträchtliches Nachlaßvermögen zugunsten des Neffen Karl van Beethoven, für den das Vermögen bis in die fünfziger Jahre amtlich verwaltet wurde. Wenn eine Obligation verkauft oder gekauft wurde, ward der kleine schwarze Börsenschlußzettel den Akten beigelegt, Kapital und Zinsen verbucht und depositenamtlich verwaltet.

Die Nachlaßinventur, an deren Spitze die berühmten sieben Stück Bankaktien verzeichnet waren, enthielt auf vielen Seiten das Verzeichnis der Manuskripte, der gestochenen Werke Beethovens, über 200 an der Zahl. Die Versteigerung dieser Inventurstücke hat das Gericht sehr in Anspruch genommen, denn die Zahl der Posten war groß. Professionsmäßige Lizitationshyänen gab es damals noch nicht, und doch war der Erlös aus diesen Aktiven ein schmählicher, die erzielten Preise geradezu verblüffend. Aus der großen Liste sollen nur einige Proben angeführt werden: Für das Manuskript „An die Hoffnung", geschätzt mit 20 Kreuzer, verkauft 1 Gulden 20 Kreuzer; Sextett verkauft 3 Gulden 20 Kreuzer (geschätzt 3 Gulden); Skizze eines Klavierkonzertes und Bagatellen verkauft 3 Gulden (Schätzpreis 4 Gulden); für das Finale aus der Pastoralsymphonie in Partitur 2 Gulden 6 Kreuzer (geschätzt 1 Gulden 30 Kreuzer); Partitur der IV. Symphonie, Kaufpreis 6 Gulden 40 Kreuzer, und V. Symphoniepartitur 6 Gulden; für die auf 40 Kreuzer geschätzten „Schottischen Lieder" ging 1 Gulden, für die ausgeschriebenen Stimmen zu Wellingtons Schlacht 1 Gulden 95 Kreuzer; zum Lied der Freude 1 Gulden 12 Kreuzer, zur Symphonie A-dur 3 Gulden und zu einer anderen Symphonie nur 40 Kreuzer ein. Das Fazit war, daß für Prätiosen, Einrichtungen, Manuskripte und sämtliche Bücher — darunter Goethes Schriften — 982 Gulden 37 Kreuzer einflossen, anstatt 480 Gulden 30 Kreuzer im Schätzwert.

Die Verleger Artaria und Haslinger haben die meisten Manuskripte erstanden und alsdann aus der Herausgabe unedierter Tonwerke viel Kapital geschlagen. Andere Autographe, die für wenige Kreuzer erstanden wurden, sind heute für die Besitzer von unbezahlbarem Werte.

Wenn man sich in das störrische, rechthaberische, aber im Grunde des Herzens aufrichtige Wesen Beethovens hineindenkt, ist es begreiflich, daß er den Mutwillen seiner Prozesse nicht einsah und sich selbst von seinen Vertretern nicht belehren ließ. Es war, vom juristischen Standpunkte, reiner Mutwillen, Prozesse gegen bewährte Mäzene zu führen, die über ihr Vermögen gar nicht verfügen konnten, und es war ungerecht, gegen den Willen des Vaters das Kind der Mutter zu entreißen und deswegen jahrelang zu prozessieren.

Und ein solcher Mutwillen war insbesondere der Prozeß gegen den Hofmechaniker Mälzel. Die Vorstellung ward Beethoven zum Willen. „Versucht man das Verhältnis umzukehren, sagt richtig Schopenhauer, und den Willen als Werkzeug des Intellekts zu betrachten, so ist es, als machte man den Schmied zum Werkzeug des Hammers."

In Rechtsfragen übersah Beethoven, wie dies bei genialen Menschen oft der Fall ist, die Gesetze der Kausalität und Motivation; er handelte unklug, ja rabulistisch. Heftige Affekte führten zu unvernünftigen Maßnahmen, und zu solchen zählten die Prozesse, die er geführt, wenn er mitunter auch den Zweck erreicht hatte.

In seiner Vorstellung malte er sich das Bild seiner materiellen Lage, selbst in Zeiten guter Verhältnisse, düster aus, und nicht mit Unrecht wird ihm vorgeworfen, so insbesondere von Thayer, daß er mehr geklagt habe, als tatsächlich Grund vorhanden gewesen. Der Staatsbankerott von 1811 hatte unzweifelhaft Beethoven in große finanzielle Bedrängnisse gebracht. Das Schicksal teilten aber mit ihm Hunderttausende, und der geistreiche Kodifikator Ehrenberg klagte nicht umsonst, indem er sagte, daß „man mit den Staatskassen auch die Privatkassen ausleere". Die Einlösungsscheine hatten aber bald, und zwar nach Gründung der Nationalbank, wieder ihren guten Kurs, die Tonwerke Beethovens wurden zu enormen Preisen gekauft, und in kaum vier Jahren, nach dem unglückseligen Jahre 1814, hatte Beethoven bereits sieben Bankaktien in seinem Kasten liegen. Seine Vorstellung ließ ihn aber noch immer den armen elenden Menschen sein: „miser et pauper sum"; er machte sich in dieser Hinsicht Übertreibungen schuldig, die man bei gewöhnlichen Menschen einfach als Unwahrheiten, als Lügen stigmatisiert hätte. So war es eine erwiesene Unwahrheit, wenn er, um Stimmung zu machen, angab, daß er jährlich an Steuern 60 Pfd. zahlen müsse, also über 600 Gulden in Gold, während in seinem Nachlaßakte die Klassensteuer nach dem Einkommen nur 21 Gulden betragen hat. Er klagte wiederholt, daß er an Mietzins 1000 Gulden zahle, während erwiesenermaßen der jährliche an Grafen Somsich gezahlte Mietzins wesentlich niedriger gewesen ist. Und die Verlassenschaftsakten haben erwiesen, daß Beethoven, ohne jedweden zwingenden Anlaß, im Jahre 1827 durch Moscheles von der Philharmonischen Gesellschaft in London 1000 Gulden senden ließ, „damit er sich damit alle nötigen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten verschaffen solle." Und ebenso war es mehr als übertrieben, wenn er an Goethe am 8. Februar schreibt: „Ich habe schon vieles geschrieben, aber erschrieben — beinahe nichts. Mein Gehalt ist ohne Gehalt." An Sir P. Smart in London schrieb Beethoven am 22. Februar 1827: „Mein Gehalt ist so unbedeutend, daß ich kaum den halbjährigen Wohnungszins davon bestreiten kann." All dies schreibt Beethoven zu einer Zeit, wo er über reichliche Barmittel, über gute Honorare und über eine ganz respektable Pension verfügen konnte.

Beethoven hatte damals an Dividenden nach den sieben Bankaktien netto 448 Gulden C. M., ferner eine Pension von 1360 Gulden C. M. Die von der „Philharmonischen Gesellschaft" in London in Anspruch genommene Hilfe war also gewiß nicht dringlich; Beweis dessen, daß die gesandten 1000 Gulden in seinem Nachlasse nebst weiteren Barsummen intakt vorgefunden wurden.

Die Inanspruchnahme der „Philharmonischen Gesellschaft" in London hat, wie der Beethoven-Forscher Kalischer erzählt, in Wien viel Staub aufgewirbelt, und man rief empört aus: „Beethoven in Not und Elend, eine Schimäre." Die größten Unannehmlichkeiten hatte aber Moscheles, der für

Beethoven die Unterstützung von 1000 Gulden erwirkte. Denn er hatte, wie er selbst aufzeichnet, „nach dem Tode Beethovens viele Kränkungen und Anfeindungen ob des Geschenkes der Philharmonischen Gesellschaft zu bestehen." Hätte die Gesellschaft den titulus debendi, wie in dem betreffenden abweisenden Gerichtsbescheide angedeutet ward, nachweisen können, dann wären jene 1000 Gulden ebenso zurückerstattet worden, wie die von Artaria & Co. angemeldete Schuldforderung von 150 Gulden und die sonstigen von seinen Freunden beanspruchten Gegenstände.

Im Jahre 1813 wurden die meisten Prozesse eingeleitet, da war Beethoven wirklich bedrängt. Aber ein Dämon stürzte ihn, auch noch später, in den Strudel hinein. Das Jahr 1814 war der Beginn der großen Betrübnisse. Sein großartiges Konzert anläßlich des Wiener Kongresses und die Triumphe mit „Fidelio" und mit seiner Schlachtsymphonie vermochten nicht mehr wettzumachen, was die Prozesse in seinem Gemüte, das durch das schwere Ohrenleiden ohnehin aufs äußerste gelitten, verschuldet hatten.

Am 29. November 1814 veranstaltete der Wiener Stadtmagistrat zur Bewillkommnung der erlauchten Gäste des Kaisers das große Festkonzert, zu welchem Beethoven als Hauptmitwirkender aufgefordert war. Die ehrenvolle Einladung und die Bestellung neuer Musikstücke war ihm zur Zeit gekommen, denn er befand sich wieder einmal in großer Geldverlegenheit, und Beethoven verstand nur zu gut den Wert des Geldes zu schätzen. Da kam aber der erste verlorene Prozeß. Der für alle Geldprozesse maßgebend gewordene Prozeß Lobkowitz war nämlich endgültig zu seinen ungunsten entschieden.

Verärgert und vereinsamt, hat Beethoven die Berührungspunkte mit den Kreisen, die für die musikalische Kunstübung maßgebend waren, in der Folge verloren. Und in diese Zeit fallen jene Vertragsverletzungen, das Feilschen um höhere Honorare, die Berechnungen und Geldmanipulationen, welche ihm zum Vorwurf gemacht werden. Die Verhältnisse haben Beethoven allmählich von den hohen Idealen abgedrängt, die er, laut einer Aufzeichnung, sich selbst vorgesteckt hatte. „Ihr werdet mich nur *groß* wiedersehen, nicht nur als Künstler sollt ihr mich größer, sondern auch als *Mensch besser und vollkommener* finden . . ." Aber was die Prozesse zutage förderten, war nicht mehr die Handlungsweise eines besseren und vollkommeneren Menschen. Auch der geniale, gottbegnadete, unsterbliche Künstler war, wie alle Sterblichen, nicht frei von großen Schwächen! Sie tangieren aber die allgemeine Verehrung Beethovens ebensowenig, wie jene Bilder, die der Autor — selbst ein begeisterter Beethovenverehrer — nach den vorliegenden Dokumenten nur wiedergegeben hat und die, vom *psychologischen* Gesichtspunkte beurteilt, wesentlich günstiger erscheinen, als sie nach strengem Recht und Gesetz den Eindruck machen könnten.

Aus der Asiatischen Welt.

Von

Marie von Bunsen.

Eine Wanderung in den Tempelbergen Chinas.

I.

Der Zug dampfte weiter. Ich war der einzige nichtasiatische Fahrgast gewesen; immerhin fiel das Eisenbahngetriebe aus dem Bild. Nun erst befand ich mich im unberührten Ostasien. Die Reit- und Lasttiere musternd, stand dort Tschang, mein Führer, im hellblauen, langen Gewand mit breitem, hellblau abgefüttertem Strohhut. Leute umdrängten ihn, priesen ihre Tiere. Die nötigen wurden ausgewählt und zwei mit Kisten und Taschen beladen.

Eine dürftige Halteſtelle. Hier eine Speisewirtschaft mit gemauerten Tischen und Bänken unter dem laubenartigen Vorbau. Einige milchig-rosa Zinnien in schön grauschwarzen Töpfen, Körbe mit Gebäck, mit Obst standen noch umher, waren eben am Zug angeboten worden. Ärmliche Hütten, ärmliches Volk.

Ich bestieg meinen braunen Esel; ein gefaltetes Tuch diente als Sattel, die Zügel bestanden aus Stricken, auch die schweren dreieckigen Steigbügel waren mit Stricken befestigt. Dabei Messingschellen und hübsch tauschierte Eisenornamente. Der Treiber hatte ein gutmütig-häßliches Gesicht, sprach freundlich zu seinem Braunen. Ich machte mich auf den Weg. Das Tierchen kroch über einige Anhöhen, dann ging es durch Felder, einen kleinen Fußweg entlang, auf die noch fernen Berge zu.

Strahlendes Licht, ein heißer, aber nicht tropisch-heißer Tag. Kein Staub, vorgestern hatte es stark gewittert, trotzdem eine mir, aus Japan kommend, auffallende Saftlosigkeit des Bodens. Auch die Bäume wirkten matter, farbloser, die Weiden hoben sich wenig von den andern ab. Allerdings ist es Septemberlaub, also glanzlos und flau. Gelegentlich kamen Gehöfte und Hütten, große, von Bäumen umgebene Dächer inmitten der Felder. Blaugekleidete Männer führten den von einem wohlgenährten Esel gezogenen einfachen, hölzernen Pflug. Einige Frauen kamen mir entgegen, Chinesinnen, nicht Mandschus, denn ihre Füße waren verkrüppelt. Den glattglänzenden Haarknoten durchstachen silberne Nadeln, die jüngeren Frauen trugen gelbe

Ringelblumen, weiße Astern zu beiden Seiten des Gesichts, und kamen doch von der Arbeit. Neben ihnen ging ein schlanker, nackter Knabe.

Der Weg führte an kleinen Tempelchen und Kapellen vorbei. Sie waren verfallen und vernachlässigt, wie fast alles in China. Verglaste Kacheln, verwitterter Backstein, innen buntbemalte Idole. Gelegentlich rieselten kleine Bäche durch die tief eingefurchte Ebene, dann blühten Glockenblumen, und der Wegrain schimmerte blau. Mein Führer war schon lange nicht mehr sichtbar (er hatte das Gepäck umladen müssen). Schweigsam, denn der Eseltreiber konnte kein einziges englisches Wort, ich nur wenige chinesische, ritt ich in den durchsichtig durchsonnten Vormittag hinein.

Dann kam eine größere Ortschaft. Die blaßgrauen Dächermassen, das Dunkelgrün der Bäume gingen harmonisch in die Landschaft über. Gleich zu Anfang standen zu beiden Seiten des Pfades Tempelgebäude, aus denen Paukenklang und Gongschläge ertönten. Breite Stufen führten zum Eingang. Ich saß ab, ging hinauf und durch das Torgebäude in den Tempelbezirk. Überall der volkstümliche Betrieb, wie ihn auch die klassischen Tempel ähnlich kannten. Da waren Buden aufgeschlagen, Andenken und Amulette wurden verkauft, da ruhte man sich aus und schwatzte, da wurde geschmort und gebraten. Jenseits vom ersten Hof lag der Tempel — einfache Provinz-Architektur: Steinstufen, bemalte Türen, geschwungene Dächer aus gebrannten Ziegeln, innen im Halbdunkel rohe Göttergestalten und Kultgefäße. Neugierig und freundlich folgte mir ein Frauenschwarm, ich sollte nun auch die hinteren Gebäude sehen. Sie ergriffen mich lächelnd am Ärmel, wiederholten: es wäre dort „mau" (schön). Auch hier bunte große Götzenbilder und ringsumher aufsteigende plastische Gruppen, genreartig mit stilisierter Landschaft; etwa wie Calvariengruppen oder Krippenszenen in katholischen Kirchen auf dem Lande. Gern hätte ich mir alles erklären lassen. Die Frauengestalten der Gruppen beschäftigten sich, spielten mit Kindern in heiterster Freude, diese bestiegen ein Tempeldach, kletterten über die Balustrade, verübten allerlei heiteren Unfug. Nun führten mich meine Begleiterinnen — denn auch das sei schön — nach den Seitengebäuden. Wieder plastische Gruppen, vor den göttlichen Richtern standen Verstorbene, die Guten gingen zur Seligkeit ein, über die anderen wurden die schauderhaftesten Strafen verhängt. Eine Frau war an den Marterpfahl gebunden, weit aufgerissen ihr Mund, die Brüste entblößt; neben ihr ein Ungeheuer mit gezücktem Arm — Menschen und Dämonen durcheinander. In der Mitte thronte richtend ein Gott. Hier, wie im Haupttempel, war die Plastik derb, aber nicht ohne Leben.

Gern hätten sich die Frauen mit mir unterhalten. Sie hatten tüchtige, unschöne Gesichter, trugen einfache, blaue Kleider, ihre Füße waren unverkrüppelt. Im Haar hatten sie Nadeln aus Silber oder aus blaugrünem Schmelz, auch Blumen. Alle waren mit Ohrringen und Armbändern geschmückt. Ich bat um Tee; ein wohl zur Tempelwirtschaft gehörender Mann

brachte in kupferner Teekanne ein Göttergetränk, das ich in einem feinen, graugekrackten Tassenschälchen trank. Im Schatten auf den Tempelstufen sitzend, labte ich mich, dicht von dreißig oder vierzig Männern und Frauen umringt. Atemlos und befriedigt sahen sie dem Vorgange zu. Nur schwer konnte ich mir vorstellen, daß vor weniger als einem Jahrzehnt die Regierung zur allgemeinen Genugtuung die Ermordung aller fremden Teufel anbefohlen hatte. Ich gab ein paar kleine Silberstücke, der Mann verbeugte sich dankend, keiner bat um Geld, keiner schien etwas zu erwarten. (Flüchtige Reisende, welche nur Peking und Schanghai kennen, werden sich das nicht vorstellen können; dort wird man ausgeplündert, bis aufs Blut geschröpft.)

Als ich in die Sonne heraustrat, nahte sich mein kleiner Zug, und wir ritten weiter. Niedrige, unscheinbare Häuser, aber doch war manches zu sehen. Allerliebste Ornamente aus bunten Ziegeln, sowohl an den Dächern als auch an den vor dem Eingang angebrachten „Geisterwänden". (Die schlimmen Geister lassen sich leicht betrügen; steht so ein freistehender „Kaminschirm" vor der Tür, kommen sie nicht darauf, das Hindernis seitwärts zu umgehen. Zur größeren Sicherheit werden diese schmalen Wände auch noch mit drohenden Ungeheuern bemalt.) In den kleinen Läden lagen Korb- und Flechtwaren aus. Ein altes Mütterchen ließ sich Teepäckchen abwiegen und verpacken, Tücher und malerisch bedruckte Handtücher hingen umher. Auffallend die vielen Garküchen mit ihren brodelnden, offenen Kesseln, ihrem siedenden Fett. Bei der Kostspieligkeit der Feuerung läßt ein großer Teil der Bevölkerung gemeinsam kochen, eine Anwendung der Einküchenhausidee. Als Abschluß ein großes, halbverfallenes Tor und Überreste der Mauern.

Als wir ins Freie kamen, erklangen Glocken, näherte sich ein Zug von Kamelen. An und für sich, kein eigentlich schönes Tier, im zoologischen Garten wirkt es eher häßlich, draußen, sein Tagewerk vollführend oder zur Ruhe gelagert, rührend und edel, vornehm und doch sanft. Demütig, denn sie dienen, und doch still ihres Wertes bewußt; stolz die Haltung des Nackens, des etwas zurückgeworfenen kleinen Kopfes. Die Gegend wurde kahl, das tiefe Braun der großen, langsam sich nahenden Tiere gab den dunklen Fleck. Sie waren mit Kalk oder Kohle beladen, in den blassen Vergausläufern kamen hier und da Grubeneinfahrten und Schlackenhaufen. Ab und zu ein schattengebender Baum, sonst nur fahle, farblose Gräser und nacktes Gestein. Wiederum nahte sich ein Kamelzug, der tiefe Klang ihrer Glocken vermählte sich mit dem hellen Ton der Spitzhämmer unsichtbarer Grubenleute. Der Pfad ging abschüssig herauf und herunter, oft stieg ich ab und ging zu Fuß. Tschang und die Lasttiere waren wieder zurückgeblieben, ich wartete auf sie im Baumschatten einer Kapelle am Weg. Im verwitterten Innenraum standen Buddhastatuen auf einem Altar, und in der Felswand dieser Vergeinsamkeit waren Flachreliefs ausgehauen. Lauter sitzende Heilige, bemerkenswert gut, streng und ernst, auf altindischer Tradition beruhend.

Ringsumher grünte und blühte es. Ich band mir die blaulila Sternchen der Herbstaster, eine auffallend kirschrosa Trompetenblume mit den überall hierzulande am Wegrand wachsenden, aromatisch duftenden Pflanzen zu einem Strauß.

Immer mehr Büsche und Bäume. Wir nahten uns dem großen, reichen Tempelbezirk von Pietaissey. Es kam das untere Eingangstor in Sicht, von Laubmassen umgeben, grün- und blaubemalte Balken, eine Galerie mit Göttergestalten. Aber noch immer ging es bergauf. An der Bergwand ein frischduftender Wald, Baumriesen und üppiges Unterholzgewirr. Der schmale Pfad war mit vornehmen Steinplatten belegt, aber verfallen; jahrhundertelang, vielleicht jahrtausende lang durch Lasttiere ausgekerbt, ausgetreten. Verblichene rote Mauern lagerten sich am Abhang, darüber graue Dächer, großartige Kiefern, Marmorbalustraden und Terrassen.

Dann stand ich vor dem mächtigen Torhaus, das große steinerne Ungeheuer bewachten. Auf das Geheiß des Führers öffneten sich die schweren Türen. Im dunklen Raum standen zu beiden Seiten die gewaltigen „Pförtner": schauerliche wilde Gestalten mit Schädelschnüren und Schlangen umwunden. Menschenköpfe hingen am Haarschopf vom Gürtel. Sie stampften auf Dämonen und zückten ihr Schwert. Im ersten Hof erhoben sich stattliche Glockentürme, monumentale, mit Steinornamenten geschmückte Fahnenstangen. Es kamen Durchgänge, Höfe mit ummauerten Beeten, in denen Balsaminen und Astern blühten. Galerien mit Priesterwohnungen, Hospize für fahrende Pilger, unsaubere Ställe, Schuppen, Handwerkerbuden, in denen die Priestersandalen angefertigt wurden, Küchenräume mit gewaltigen, brodelnden Kesseln. Auf Steinstufen herauf durch schmale Gänge zu einem der vielen Gebäudekomplexe der großen Terrasse.

Hier kam der gelbgewandete Oberpriester mir entgegen. Ich bat durch den Dolmetscher um Obdach für die Nacht, wir drückten chinesisch unsere eigenen Hände zum Gruß, dann europäisch die des andern. Mir wurde ein Raum angewiesen; er war vernachlässigt, verstaubt, aber doch unterhaltend mit seinem erhöhten „Kang", mit der geschnitzten Bettstellenumrahmung, dem zierlichen Gitterwerk der abgeteilten, mit schönem, weißem Faserpapier verklebten Türen und Fenster. Tschang machte sich daran, die mitgebrachten Proviantkisten zu öffnen. Ich hatte landesüblich mich ernähren wollen, hatte nur Reisvorrat und Kochtöpfe nebst Mineralwasser bestellt. Statt dessen war im Gasthof mir irrtümlicherweise das vollständige Hotelfrühstück für eine Gesellschaft von sechs Personen mitgegeben worden. Ich malte mir deren Verzweiflung aus, als sie, frohgemut auspackend, rohen Reis und eine Kasserolle vorfanden, während Brot, Aufschnitt, kalte Hühner, Kuchen, Marmelade und Getränke fehlten. Ihre Sprache wird kernig und zutreffend gewesen sein. So ernährte ich mich mit diesem Proviant denn Tag für Tag, während die in einem Dorfe gekauften Hühnchen sich noch ihres

unschuldigen Lebens erfreuten. Auf den Steinstufen meines Tempelgebäudes sitzend, unter dem weit vorstehenden, farbig geschnitzten, säulengetragenen Dach nahm ich das Mahl ein, ließ mir den grünen chinesischen Tee statt des Kaffees bringen und freute mich, behaglich bei der Zigarette ausruhend, an dem Anblick der vor mir sich erstreckenden Terrasse.

Bemooste Steinfliesen, eine steinerne Balustrade, einfach, aber mit interessanten Lotusblumenmotiven; grandiose Kiefern ragten empor, krümmten sich, dehnten ihre gewaltigen Äste. Sie sind vielhundertjährig, eine schöne Steineinfassung umgibt die Wurzeln, oft werden sie mit steinernen Pfeilern gestützt. Hinter ihren dichten Massen, ihren kühngereckten Ästen lag die blau und matt verdämmernde Ebene, senkte sich der Waldabhang hernieder.

Auf dieser königlichen Terrasse standen verschiedene Gebäude, dazwischen Bronzebecken, Baumriesen, Steinungeheuer, Marmorstelen mit Inschriften in der bewunderungswürdig dekorativen chinesischen Schrift. Neben mir erhob sich ein großer Tempel. Von dort erklangen jetzt Pauken, Trommeln und Zimbeln. Neugierdeerfüllt ging ich hin, die Tore standen auf, in der Dämmerung erglänzte ein goldener Buddha unter rotem, herunterhängendem Baldachin, zur Seite standen lange Tische, an denen vor gehäuften Schüsseln — anscheinend mit Reis und Geflügel versehen — gelbgekleidete Priester steif und unbeweglich dasaßen. Dann hörte die Pauken- und Zimbelmusik auf, und die Priester langten zu. Tschang wollte mich nun herumführen, er hatte mein Zimmer abgestaubt, unter der geschnitzten Bettumrahmung das mitgebrachte Feldbett und Moskitonetz aufgestellt. Ich packte meine Sachen aus, und als wieder die Musik, diesmal noch mit Gesang vermischt, ertönte, gingen wir auf die Terrasse. Aus den Tempeltoren kam der Zug der Priester. Sie schritten auf den Steinstufen hinunter, kamen zwischen den Kiefern, Bronzen und Steinungeheuern vorbei. Ihre zimmetgelben oder branstigroten, togaartigen Gewänder waren verschossen, spielten in den ausgefallensten Tönen. Es war ein märchenhaft malerisches Bild.

Ungestört gingen wir nun überall umher, alles stand offen. Zu beiden Seiten des Haupttempels lagen Galerien; in ihrem Halbdunkel saßen in unübersehbaren Reihen lebensgroße bemalte Heilige aus Ton: die fünfhundert Rahats. Keiner glich dem andern, scharf umrissene Köpfe, einige seligdumm lächelnd, einige aufgeregt mit den Augen rollend, Jünglinge und Greise, einige hell wie Europäer, andere negerhaft dunkel. Plumpe, aber doch frische Arbeit, schlechte Hände. Interessant das Koloristische der bunten, mit farbigen Stickereimotiven bemalten Gewänder: tiefes Kornblumenblau, milchiges Frühlingsgrün und Orange überwogen. In der Mitte des langen Ganges war der fast niemals fehlende Altar der Kwannon, jener allbeliebten barmherzigen Göttin. Ich besah mir die messingeingelegten Opfertische, das edle blau und weiße Porzellan. Daneben stand jämmerlich rührender Plunder, Andenken, Votive, Papierblumen, Papiergold, schlechte Stickereien; da die

gütige Kwannon für Kinder sorgt, lagen auch Kinderspielsachen umher. Nun drangen Düfte durch die Galerien, es nahten sich singende, qualmende Weihrauchstangen tragende Priester, hinter ihnen gingen chinesische Herren und Trommeln und Zimbeln schlagende Novizen. Vor jedem der fünfhundert Rahats wurde in die bereitstehende Räuchervase eine glimmende Weihrauchstange gesteckt, eine jede Statue wurde mit tiefer Verbeugung begrüßt. Tschang erzählte mir leise, er kenne die Herren, der Alte im schwarzen Damast sei einer der ersten Sänger am kaiserlichen Hofe, die jungen Herren seien seine fünf Söhne. Sie weilten hier zwei Tage auf Besuch, hätten eine offene Hand. Dieser Weihrauch sei der besonders geschätzte, kostspielige aus Tibet. Tschang hatte sich etwas umflort ausgedrückt; Hofsänger waren sie, als solche in dem riesigen Pekinger Palastbezirk, der Welt des „einen Mannes", des Kaisers, natürlich Eunuchen. Die „Söhne" waren Adoptionskinder, einstmals würden diese ebenfalls junge Eunuchen adoptieren. Fast betäubend ballten sich die duftenden Weihrauchdünste im langen Raum, aus dem Nebel schauten die ekstatisch lächelnden Heiligen hervor. Jetzt hielt der Zug draußen an der Terrasse vor dem Altar des Geld und Ansehen verleihenden Buddha. Er hatte einen wallenden, schwarzen Bart aus wirklichem Haar. Der alte Hofsänger kniete auf einem Kissen nieder, Priester reichten ihm auf bronzenem Untersatz einen hohen Zylinder aus gelbem Papier, in diesem Zylinder befanden sich auf Papierstreifen geschriebene Gebete. Sie wurden angesteckt, loderten und verbrannten. Die Gebete stiegen zum Himmel, wie auch die gleichzeitig im Feuerwerk abgebrannten goldpapiernen Opfermünzen. Laut sangen die Priester, laut schlugen die Novizen ihre Zymbeln und Becken, der alte Hofsänger und seine fünf Söhne verneigten sich neunmal, berührten den Boden mit der Stirn. Dann zogen sie wieder an mir vorüber. Eigentlich sahen sie genau wie andere gut angezogene Chinesen aus, wunderschön die meerblauen, türkisblauen und purpurnen seidenen Gewänder; sie mögen hochgebildete Menschen gewesen sein.

Dieser altangesehene Tempel Pietaissch verdankt, wenn ich recht verstand, wie viele andere, seinen Reichtum den Hof-Eunuchen. Haben sie viel, sehr viel zurückgelegt, so ist es ihr Traum, als hochgeschätzte Pensionäre in so einem Tempel ihren Lebensabend zu verbringen; das gilt für überaus vornehm. Nicht weit von hier liegt der Tempel, wohin sich der berüchtigte Li Lien, Lieblingseunuch der großen Kaiserin Tzu Hsi, mit seinen Millionen beladen, zurückzog. Es war keine hohle Prahlerei, wenn der ehemalige Schustergeselle sich brüstete, die höchsten Staatsbeamten stürzen zu können und dem Kaiser Trotz bieten zu dürfen. Er war im Tempel der zuvorkommendsten Aufnahme sicher.

Nun erst betrat ich den größten Tempel. Er war überraschend schön, unvergeßlich. Äußerlich wie manche andere, das Dach aus großen, grauen Ziegeln hatte eine schön geschwungene Linie (auf diese Kurven legt ein ge-

bildeter Orientale den größten Wert). Kleine Tiergestalten verscheuchten böse Geister und bildeten zugleich ein anziehendes Motiv an den etwas aufgebogenen Ecken. Von diesen hingen Glöckchen hernieder, der Wind bewegte sie, weckte einen leisen silbernen Ton. Oben am Sims flott stilisierte Steinungeheuer, Balken, Pfosten, Sparren grün, blau und gold bemalt, die Türe rotbraun, mit reizvollen Motiven unterbrochen. Im Innern eine herrliche geschlossene Wirkung. Der großartige Raum reichte bis zum Dachgeschoß, alles Balkenwerk war sichtbar, war mit blaugrünen Ornamenten bemalt. Sanft fiel das Licht durch die mit dem weichen und doch zähen Papier bespannten durchbrochenen Türen, und dieser schöne milchige Schein verschwamm mit der blaugrünen Tiefe. In der Mitte stieg eine mächtige steinerne Stufenterrasse empor, reich mit stilisierten Tierornamenten geschmückt, mit kleinen Nischen, in ihnen kauernde Dämonen. Auf der oberen Estrade thronte der goldene, still-versenkte Buddha, lächelte mit dem geheimnisvollen Lächeln der Weltüberwindung. Zu beiden Seiten mit Lotusblumen geschnitzte kostbare Lackfesseln der Priester; uralte Glocken, uralt auch das Kultgerät am Altar, weich patiniert im Ton, wuchtig und streng in der Form. Mit seelenvoller Zartheit schimmerten und dufteten weiße Tuberosen auf schwanken Stielen, und alles war in blaugrüne, weihrauchdurchwobene Dämmerung getaucht. In der Ferne der verklingende Priestergesang.

Es gab noch viel zu sehen. In einem Tempel standen gewaltige runde, mit Getreide gefüllte Körbe, und große Getreidehaufen waren auf den steinernen Fließen aufgeschüttet. Sie glichen den Tributen babylonischer Herrscher. Im Hain am Abhang standen mit goldgelben Früchten behangene Persimonbäume, an den zerfallenden rötlichen Mauern erhoben sich Grabdenkmäler der Priester.

Abends saß ich am offenen Fenster, draußen auf der Terrasse gingen Priester mit dem „Hofsänger" und dessen „Söhnen" auf und ab. Dies war Ende September; vierzehn Tage darauf begann die große Revolution. Wie aufgeregt mögen diese Palasteunuchen sich über die Ereignisse ereifert haben! Ruchlos muß ihnen das Vorgehen der Rebellen erschienen sein, mit großen Gesten werden sie das Ende aller Dinge, die Götterdämmerung vorausgesagt haben. In jeder Dynastie versuchte der eine oder andere kräftige Herrscher die Macht dieser unheimlichen vieltausendköpfigen Schar zu brechen. Jüanschikai hatte als Vizekönig einen energischen Vorstoß gewagt, immer und allezeit war der Ansturm mißglückt. Hat ihnen endlich die letzte Stunde geschlagen?

Auch andere Tempelgäste, die ich noch nicht gesehen hatte, gingen im Abendrot auf und nieder. Nur Chinesen; während dieser Wanderungen habe ich keinen Europäer erblickt, mit Ausnahme meines Führers sprach wohl keiner ein europäisches Wort. Einige Chinesinnen traten neugierig, aber höflich an mein offenes Fenster. Die Raschheit, mit der meine Füllfeder,

sonderbare Schriftzüge malend, über das Briefpapier glitt, schien ihnen hochinteressant. Die ältere Dame war in schwarzen Atlas gekleidet, ihre junge Tochter trug ein Übergewand aus pfirsichrosa Damast, darunter lilablauseidene Hosen. Die drei Dienerinnen waren in grauer und dunkelblauer Seide gekleidet; alle hatten kleine, aber unverkrüppelte Füße, die in geschmackvollen, bestickten seidenen Schuhchen steckten. Wir lächelten uns an, sagten uns verbindliche Worte, betrachteten gegenseitig unseren Schmuck. Das junge Mädchen — oder war es eine junge Frau — trug allerliebste Jade- und Perlengehänge.

Dann kam die Dämmerung, die Nacht, einsam lag die Terrasse da. Ich trat heraus und lehnte mich an die alte steinerne Lotusblumenbalustrade; dunkle Nacht, weder Stern noch Mond, tiefschwarz reckten sich über mir die gewaltigen Kiefern. Gelegentlich schritten schwachbeleuchtete, hellgekleidete Gestalten mit ihren bunten Laternen vorbei. Auf den großen Steinfliesen der Terrasse schliefen, eben erkennbar, die hellen Hunde, mit denen ich mich am Tage angefreundet hatte. Milchiges Licht fiel durch die kleinen Papierscheibenfenster der langausgedehnten Gebäude, noch blasseres aus den Tempeln; dort flackerten kleine Lämpchen die ganze Nacht hindurch vor den erzenen Göttergestalten. Unten vor den Hospizen saßen einige Gruppen, gelegentlich glimmten die Pfeifen, ich konnte die Stimmen erkennen. Einer erzählte lebhaft, die anderen fielen gelegentlich zustimmend ein; wurde eine Tür zurückgeschoben, ertönte Schwatzen und Gelächter. So ähnlich ging es im Mittelalter bei uns in den großen Pilgerklöstern zu, und auch dort wurde nächtlich zur Andacht geläutet, ertönte in der Dunkelheit der Gesang. Hier war es der wundervolle edle Klang bronzener Becken; dann begann das Psalmodieren, eine fremdartige Tonbildung, wenn auch ohne die verblüffendsten gutturalen Naturlaute des japanischen Gesanges. Die Harmonien und Intervalle und Melodien haben vieles mit unserer ältesten Kirchenmusik gemein.

Es verklangen die Gesänge, die Stimmen der Pilger, rings umher war nächtlicher Friede. Da funkelte es und leuchtete es, da schwebten hellgrün erstrahlende Glühwürmchen vorbei; um die Gipfel der gewaltigen Kiefern, im Dunkel der Tempeldächer schwirrte phantastisch ihr Funkentanz.

Nachts, in dem „Kang", dem geschnitzten Bettraum liegend, hörte ich das Niederprasseln des Regens, fernen Donner; ab und zu erleuchtete ein Blitz die buddhistischen Sprüche an der Wand. Am Morgen rieselte durch dichten weißen Nebel ein feiner Regen hernieder; beglückend schön der blasse, edle Umriß der Kiefern, ein vollendeter Kakemono der besten Zeit.

Nach meinem nächsten Ziel, dem Tempel Tangdeschesseh, war der Weg noch weit. Ich konnte hier trockenes Wetter abwarten; mit Büchern war ich ja versehen. Es war fesselnd, im uralten Tempelbezirk, in dem vor zweieinhalb Jahrtausenden geschriebenen Taotekking von Laotse zu lesen; wie viele hatten hier über seine dunklen Aussprüche gegrübelt. „. . . Unnennbar

ist der Urgrund der Welt, das benannte, ihr Schöpfer, beide gleich geheimnisvoll, des Tiefen Abertiefes, alles Geistigen Pforte . . ." Wundervoll herb sein Wort: „. . . Himmel und Erde sind nicht mitfühlend, die Menschheit ist ihnen gleich einem Strohmann . . ." Furchtlos sagte dieser hohe Beamte, dieser unabhängige Freund der Fürsten: „. . . Wenn die Staatsfamilie entartet, gibt es keine Untertänigkeit . . ." Orientalisch gedacht, noch bis zum heutigen Tag gültig, die Auffassung: „. . . Sich verdient und berühmt zurückzuziehen, ist des Himmels Weg . . ." Am Ende der Terrasse ist ein erhöhter Sitz mit einem Blick auf das weite Tal. Dort saßen gewiß viele, die hoch in Ehren und Würden noch am Nachmittag des Lebens sich zurückzogen, um großen und schönen Gedanken zu leben. „. . . Auf der Höhe der Selbstlosigkeit bewahrt man dauernde Ruhe . . ." Hier war Höhenluft, Friede.

Der Einfluß des Laotse ist jetzt vergangen, seine Gemeinde, die Taotisten, steckt im bösesten Aberglauben, wird manchmal wegen der Geisterbeschwörungen gefürchtet, fast ausnahmslos verachtet. Jenes Leben Buddhas, „Aschwagoscha", das, etwa 1800 Jahre alt, vor allem die chinesische Form des Buddhismus beeinflußt hat, hatte ich auch bei mir; legendenhaft, pittoresk, mit markigen Sätzen: „Lust, Haß, Unwissenheit, das ist der Marterpfahl, das Joch auf den Schultern der Welt." Doch, thront auch der Buddhismus in herrlichen Tempeln, er hat wenig Macht über die Herzen dieser Menschheit; er gab ihnen ethische Poesie, ethischen Schmelz, maßgebend ist den Chinesen jedoch eigentlich nur die konfuzianische Moral. Uns Europäern erscheint sie platt, vergeblich versuchte ich ihr Schönheiten abzugewinnen; praktisch haben sich diese alten braven Lebensregeln glänzend bewährt. Es gibt nur wenige Europäer, die diesem Volk eine weitverbreitete Tüchtigkeit absprechen würden. Ist ihnen das Mystische, das Metaphysische auch im Grunde fremd, ersehen sie das Schöne, das Gemütbewegende — ein Standpunkt, der manches für sich hat — in der Kunst und in der Natur. Freue ich mich hier an der herrlichen Verästelung eines Baumes am Weg, an der kühnen Form des mattleuchtenden Patina eines Felsens, so weiß ich, daß fast jeder Wanderer hierfür Verständnis hat, daß für ihn Vogelgesang, die beim Schwimmen sich wundervoll verändernden Formen der glänzenden Fische, die unendlich feinen Umrisse einer Blume zu den Werten seines Lebens gehören. Man schilt sie nüchtern wegen ihrer nüchternen Religion — haben wir Europäer das Recht, Menschen mit dieser lebensvollen, herzerfreuenden Ästhetik nüchtern zu nennen?

Unerhört malerisch vor mir das Nebelbild; durch den perlgrauen Dunst schimmerten jetzt blaßrote, blaßgelbe Gebäude und Mauern, verschwommene Bäume.

Der Oberpriester ließ mir sagen, die Wege würden nach dem Regen zu schlüpfrig zum Reiten sein, ich möchte mich doch eines Tragstuhles bedienen. Das erstere glaubte ich ihm aufs Wort, verzichtete auf das Getragensein;

in einigen Stunden würde ich ja zu Fuß den nächsten Tempel erreichen. Es hellte sich auf, nach der Mittagsmahlzeit verließ ich Pietaisseh, durchschritt wieder das Torhaus mit seinen schädelgeschmückten Riesenwächtern, den zähnefletschenden Löwen.

Erst ging es den Berg hinunter, dann in einem ansteigenden Tal hinauf. Bewunderungswürdig war dieses angebaut. An einem steilen Abhang zählte ich über zwei Dutzend bis oben hinaufreichende kleine Terrassen; saubere, sorgsame Arbeit. Vom Dorfe im Tal klimmen diese Kleinbauern täglich den anderthalbstündigen Weg herauf. Die Hirseernte war im Gange; ist Reis in den südlichen Teilen Hauptnahrungsmittel, bedeutet Hirse den kräftigen Nordchinesen das tägliche Brot. In der konfuzianischen Sammlung der schon zu seiner Zeit ehrwürdig alten Gedichte wird in Opferliedern das heilige Getreide gepriesen:

„Hirse reif im Überfluß, Opferhirse zum Verschwenden,
Zur Darbringung von Opferspenden, noch größern Segen herzuwenden."

Manchmal hatte der Pfad noch seine ursprünglichen glatten, großen Pflastersteine, öfter war nur noch spitzes Geröll oder tiefer, lehmiger Schlamm, der uns zwang, an den Seiten hinaufzuklettern. Ringsumher scharfumrissene Berge, leicht mit Gräsern verschleiert. Die fernen Züge lagen tief purpurn unter dem wogenden weißen und violettgrauen Gewölk. Immer gewaltiger wurden die Bergmassen. Als zu beiden Seiten des Weges Nußbäume und Edelkastanien sich erhoben, konnte ich mich in den Südabhängen der Alpen glauben; dazwischen kamen jedoch fremde Akzente. Hier in der Bergsenkung lag die große Grabstätte eines Prinzen; Tore, weiße marmorne Balustraden, schöne grüne Dächer. Wir begegneten Arbeitern in ihren Zöpfen, ihren blauen Kitteln, den breiten schattenden Hüten; sie schichteten ihre Hirsegarben, auf den Tennen wurde gedroschen, Frauen und Kinder halfen dabei. Die Dörfer hatten eine vollständige Mauer, stattliche Tore, durch deren Bogen ich auf eine lange Gasse sah. Interessant war das Gestein, zerklüftete, intensiv rotbraune Felsen, dann auf dem Weg und dem Flußbett vom Wasser gerundete, geschliffene Steine in den zartesten Pastellharmonien: taubengrau, malachitgrün, lavendellila, indigopurpur, orange, himbeerfarben. Solche volle vibrierende Steintöne zeigt nur hier und da eine verfallende eingelegte Basilikenwand der frühromanischen Zeit. Unter den Kastanien ritt mir eine junge Frau entgegen, das Gesicht war lebhaft rosa geschminkt, sie trug tiefblaue und fliederfarbene Gewänder, einen reichen Kopfputz. Männer begleiteten sie zu Fuß. Zu Fuß, aber ebenso geschmückt und geschminkt, stelzte mühsam auf den grotesk kleinen Füßen mir ein junges Mädchen in hellblauen Hosen, einem weißen Übergewand, entgegen. Es soll hübsche Chinesinnen geben, ich habe sie leider nicht gesehen; häufig freute ich mich jedoch an dem gütig-wohlwollenden Ausdruck, wurde ich in den oberen Kreisen der natürlichen Vornehmheit einer wirklichen Dame gewahr.

II.

Ich nahte mich den dunkelbeschatteten Bergen. Immer dichter wuchsen die Bäume, das Wasser rauschte zwischen Felsblöcken einher. Dann kam eine stattliche Mauer, ich betrat das Tangdeschesseh-Gebiet, nahte mich dem „Tempel der großen Erleuchtung". Von nun an war der Weg mit breiten Steinplatten gepflastert. Es war ein mächtiger Aufstieg, als ginge es in dieser Waldbergeinsamkeit zum heiligen Gral. Über der Mauer ragten Baumwipfel und turmartige, verwitterte Grabmonumente empor, Blumenranken fielen herüber, ich genoß den Duft unsichtbarer Gärten. Von beiden Seiten umrahmten Mauern den aufsteigenden Pfad. Das einst leuchtende Rot war verwittert und vermodert, in steingefaßten Kanälen gurgelte Wasser, dann kam das erste Tor: drei Bogen, ein Dach aus goldbraun und zitronengelb schimmernden Ziegeln, neben den Steinlöwen uralte Zypressen. Hinter dem Vorhof führte eine steinerne Brücke mit vornehmer Steinbalustrade über die Schlucht, unten schäumte der Gebirgsbach und zerschlug sich am Felsen. Prächtig das folgende eigentliche Torhaus: tiefblau verglaste Kacheln, die Bogen waren mit fein ornamentierten Marmorplatten eingefaßt, innen große beschattete Götzengestalten. Dann kamen Bronzegefäße, Marmorstelen und herrliche Bäume; und nicht nur Bäume, hier und in den Höfen, auf den Terrassen, um den Haupttempel blühte die schönste Blumenfülle, die ich in China erblickt hatte.

Vernachlässigte Nebengänge führten nach dem mir zugewiesenen Quartier, und dort glaubte ich mich in einem verzauberten Schloß. Ein streng gegliederter Hofgarten, als Rahmen die Galerien mit ihren schönen Dächern und diskreten Schnitzereien, darüber Abhänge mit Zypressenhainen, der steile, purpurne Gebirgsstock, um den Nebelwolken zogen. Kunstvoll mit Steinplatten ausgelegt der Hof, steingefaßte Beete, Kübel und Porzellangefäße, aus denen die Blumen- und Pflanzenpracht quoll: Granaten mit uralten gewundenen Stämmen, mit rotleuchtenden Früchten, Zwergkiefern mit grandiosem Schwung der sich krümmenden Äste. Mirabilis und Zinnien, es dufteten die Tuberosen, auch ein mit rosa Blüten bedeckter, feinblätteriger, mir unbekannter Baum. Auch weißblühende Sträucher — solche wachsen in unserer Gesandtschaft in Peking, die Große Kaiserin hatte sie der Gräfin E. übersandt. In der Mitte dieser Blumen stand ein großes bronzenes Becken, in ihm schlankes Pfeilkraut und die monumentale mystische Lotusblume. Sich verneigende Diener hießen mich im Namen des Hohenpriesters willkommen. Ich setzte mich auf blaue Kissen unter den Schatten des vorspringenden Daches, erquickte mich am gereichten Tee und konnte die Augen nicht von diesem vornehm stilisierten Blumen-Tempelhof wenden.

Indessen wurde mein Schlafzimmer in Ordnung gebracht; eine gute chinesische Einrichtung. Die dunkle Holzeinfassung des Lagers reich geschnitzt,

blauseidene Steppdecken und Kissen. An der Rückwand allerliebste, flott hingeworfene Vogelbilder mit Kirschblütenzweigen. An den Wänden standen lange „Anrichtetische" mit guten Reliefs, deftige, ebenfalls geschnitzte dunkle Lehnstühle und Truhen. Ich liebe das chinesische Mobiliar, es entspricht unseren Bedürfnissen mehr als das irgend einer exotischen Nation, ist vorbildlich solide und konstruktiv, dabei immer durch irgend eine anziehende kleine Schnitzerei belebt. Oft ist es der Zwickel, welcher senkrechte und wagerechte Glieder verbindet. Auf den weißen Wänden hing ein Kakemono mit einem roten, fletschenden Teufel, auf anderen waren buddhistische Sprüche von namhaften Schreibkünstlern breit hingemalt. Ich vermochte gerade zu ahnen, wie kunstvoll der Schwung dieser Kurven, wie fein berechnet die Gruppierung dieser Silbenbilder.

Die mitgebrachten Vorräte stillten den Hunger, mehr könnte ich nicht sagen. Das Feldbett war unsäglich hart, aber ich schlief doch bald ein; wachte ich auf, hörte ich das jenseits der Mauer vorbeirauschende Wildwasser, das Seufzen der großen Zedern.

Morgens ging ich umher, eine verwirrende Fülle: wie jede gotische Kirche einer anderen ähnelt, so auch diese chinesischen Tempel mit ihren geschwungenen Dächern, ihren Terrassen, Höfen, Pagoden, Bronzegefäßen und goldenen Idolen. Aber wie auch unsere Kathedrale, hat jedes dieser alten Komplexe, welche Generationen hingebend ausbauten und schmückten, ihren eigensten Stempel. Tangdeschessey wird mir immer mit den farbenprächtigen Kacheln, mit den liebevoll angelegten und gepflegten Blumenbeeten in der Erinnerung verbleiben. War Pietaissey von kostbarem, tibetanischem Weihrauch durchduftet, so hing hier über den Höfen und Terrassen der schwere süße Hauch der Tuberosen, der weißen „Kaiserinblumen". Eigenartig war eine künstliche Felsenpartie, erstaunlich gut im Gefühl für Natur wie auch für kompositionellen Stil. Japanischer Efeu und andere Schlingpflanzen umwucherten das Gestein, die alten Stämme. Auf einer anderen Terrasse ein wuchtiges Bronzebecken, im Wasser eine kleine und doch nicht kleinliche gebirgige Flußlandschaft, Wasserpflanzen, winzige Goldfische, unendlich ausgetüftelt in den Verhältnissen, dabei von selbstverständlicher Wirkung. Dann wieder an der Mauer entlang schmale, eingefaßte Beete mit einer Überfülle von rosa und weißen und violetten Astern, mit Sonnenblumen, Mesembryanthemum (lieblicher als sein Name), mit Winden und Balsaminen; an diesen niedrigen Wandmassen, und wohin der Blick auch fiel, die schönsten Kacheln, viele alt und patiniert, gewiß aus der Ming-Zeit. Die gelben „kaiserlichen" Ziegel schillerten von dunkelgelb über maisgelb zum grünlichhellen Zitronengelb, manchmal wurden saphirblaue, indigopurpurne, bräunlichrote Ziegel abwechselnd als Rand einer Balustrade verwendet, und waren die Dächer des großen Tempelbezirks nicht aus verglastem Ton, so hatten sie doch überaus anziehende gelblich blaugraue Schieferplatten, oft zu einem feinen Muster

gefügt, dazu Wände in verblichenem, entartetem Rot. Vornehm war der Boden mit Steinplatten belegt, oft waren diese bemoost, oft sprossen Gräser aus den Fugen. Das reiche, wichtige Kloster geht, wie es heißt, auf die Tang-Dynastie, also etwa auf die Zeit der Capetinger und Karolinger, zurück. So alt ist wohl keines dieser Gebäude, einige der verwitterten Steinstufen, der Terrassen können jedoch dieser Zeit entstammen — ein sympathischer Gedanke, daß damals, in jener chinesischen Blütezeit, hochgebildete, die Natur leidenschaftlich liebende Menschen sich dieser Verglandschaft erfreuten. Heute wie damals ringsumher Wald, Felsenzacken, kühnes Gebirge.

Die große Stupa mit ihren Kuppeln, ihrem rundlinigen Aufbau blieb mir auch hier fremd; ein indisches Motiv, und erst in Indien, als ich die ältesten, einfachsten sah, begriff ich ihren Stil. In China schienen sie mir immer aus dem Ton zu fallen, fast so schlimm wie „chinesische Pavillons" in Europa oder die zum Weinen traurigen „Renaissance"-Gebäude in Ostasien.

Im Haupttempel hingen interessante Kakemonos, leider in einem durch gelbgrüne damastene Baldachingehänge zu gedämpften Licht. Sie sind aus dem 18. Jahrhundert, beruhen jedoch auf sehr früher buddhistischer Kunst. Vor ihnen stand erlesenes altes Porzellan. Harmonisch wirkte ein Gartenhaus, das Dach gelbgrün, darunter ein Fries von gelbgrünen Kacheln, verschossene, einstmals buntbemalte Balken, Holzgitter, Schiebetüren, unsäglich subtil all die Entartungen des beliebten roten Tons. Hier ein kreidiges Himbeerrot, hier ein bräunliches tiefes Rot, hier geht es in die Orangeskala über. In der Mitte des achteckigen Gebäudes stand ein achteckiger verglaster Schrein, mit Götterbildern und Kostbarkeiten gefüllt. Kienlung Überfang-Gläser von erstaunlichem, koloristischem Reiz, ein kleiner Buddha aus herrlichem, smaragd-tiefem Jade, guter geschnitzter Rotlack; vieles ist „verschwunden". Dicht dabei das eigenartigste Gebäude: die Examenhalle. Geradezu verblüffend ihre einfache, konstruktive Großartigkeit. Inmitten des stattlichen, mit satten blaugrünen Ornamenten bemalten Raumes erhoben sich steinerne Terrassen mit überaus geschmackvollen, oft klassisch wirkenden steinernen Ornamenten und Blumenreliefs. Auf der oberen Terrasse sitzt unter einem kostbar geschnitzten rotgoldenen Holzbaldachin der Oberpriester, ringsumher auf den Terrassenstufen stehen die Kandidaten, um während langer Stunden auf ihre Kenntnis der klassischen Meister hin geprüft zu werden. Auch die schönsten mir bekannten Examenhallen, die in Alcala di Henares und in Salamanca, reichen nicht an diese eindrucksvolle Komposition. Unten standen geschnitzte Tische für die schriftlichen Arbeiten. In der Ecke waren die mit blauer Seide bezogenen Sänften; in ihnen wird vornehmer chinesischer Besuch vom nächsten Tal aus abgeholt.

Meine Lastesel wurden indessen bepackt. Der Oberpriester kam, um sich für mein Geschenk zu bedanken; ich verließ die gewaltige Anlage durch das obere Tor. Schönes Wetter, weiße und graue Wolken, goldene Lichter auf den Baumgruppen, den Felsenriffen, fliegende Schatten auf den Bergen. Bis

an die Mauern grenzte der Wald. Ein schmaler, aber mit breiten Steinen gepflasterter Weg führte hinauf, durch die Edelkastanien schimmerte ein roter Grabtempel, der Wildbach stürzte herunter. An einer besonders schönen Stelle erhob sich im Baumschatten eine Kapelle, vor ihr ein offenes Sommerhäuschen, mit vergilbter marmorner Tischplatte, verwitterten, gelb und grünen Majolikasitzen. Überaus stimmungsvoll diese kostbar ausgestattete Einsamkeit inmitten der Felsen und Bäume am rauschenden Wasser. Wie oft hat man hier den noch heute bewegend schönen Gedichten gelauscht, so der bekannten Elegie, die der Kaiser Wuti vor etwa 1800 Jahren schrieb:

„Vom Herbstwind fortgetrieben die weißen Wolken fliehen,
Es welken Bäume und Sträucher, die Vögel nach Süden ziehen.
Noch brennende Orchideen, noch Chrysanthemenpracht,
Ich denke der Geliebten bei Tage und bei Nacht."

Eine Prinzessin seines Hauses gab er dem Fürsten eines Türkenstammes zum Weibe; ihr Klagelied gilt für eine Perle der chinesischen Literatur:

„Mein Geschlecht hat mich, ach, vermählt,
Mich geschickt weit, weit in die Welt . . .
Möcht' ein Kranich sein, flög' dann gleich,
Ach, so schnell zurück in mein Reich."

Nicht nur durch Versmaß und Reime stehen diese Lieder uns überraschend nahe, unendlich näher als die Lyrik irgendeines anderen orientalischen Volkes, ja als die der uns verwandten Griechen und Römer, alles, auch die Gesinnung ist uns — fast zu — vertraut. Wir entbehren den exotischen Reiz, der uns an japanischen Tankas bezaubert. Gedichte im Freien zu hören, war und ist noch heute den Chinesen eine verfeinerte Freude. Ein Schriftsteller aus dem vierten Jahrhundert vor Christo schildert in einem wohlbekannten Vorwort die Zusammenkunft im „Orchideenlusthaus". „Hohe Gipfel und schroffe Gebirgszüge, üppige Häuser und hochgewachsene Bambusstämme schmückten die Landschaft. Auf jeden Becher folgte ein Lied, und die verborgenen Gefühle äußerten sich fröhlich. Aufblickend betrachtete ich die Größe des Weltalls und beachtete dann, den Blick senkend, die Fülle der Kreaturen." Seit tausend Jahren haben Menschen hier im „Tempel der großen Erleuchtung" inmitten dieses Waldgebirges Ähnliches empfunden.

Steil ging es hinauf, dann hörten die Bäume auf, es kamen Halden mit Gräsern, Gestrüpp, die Sonne beschien freundliche Blumen. Unsere kleine lilablaue Herbstaster zeigte hier oben hellrosa Töne. Überall blühten die schwanken und zierlichen Glockenblumen, daneben Ritterspörn, tief enzianblau, überall jene in China so häufigen, aromatisch duftenden Kräuter. Statt der breiten Steinplatten kam angreifendes, spitzes Geröll, zum Ausgleiten schlüpfriger Fels. Endlich war die Paßhöhe erreicht. Wir gingen noch eine Zeitlang oben auf dem Berggrat, ringsumher Höhenzüge; ein Ziegenpfad führte dann steil hinunter; auch hier lagen die pastellfarbigen Steine zutage, daneben schichtenweise ein

mattgrüner, serpentinartiger Stein mit gelblichen Marmorlagen vermischt. Es kam ein Kohlenschuttabhang mit großen Kürbisranken bepflanzt, daneben eine Hütte. Als ich um die Ecke kam, kletterten soeben vier splitterfasernackte kleine Knaben eine an die Mauer gelehnte Leiter hinauf — ein frisches Bild. Als mich die Vier erblickten, brüllten sie alle vor Angst. Während ich meine Camera einstellte, erklärten die herbeikommenden Eltern entschuldigend dem Tschang: fast nie kämen Fremde in diese Gegend, noch nie eine ausländische Frau, da hätten die dummen Kinder sich erschrocken. Sie wurden zutraulicher, ich drückte eine Kupfermünze in jedes der braunen, sich nur schüchtern öffnenden Händchen, streichelte die rotbraunen, gesunden Backen. Nachher standen noch lange die vier kleinen, nackten Gestalten in einer Reihe oben auf dem mit gelben Kürbisblumen bedeckten Abhang und sahen mir nach.

Unten im Tal erstreckte sich ein Dorf lang zu beiden Ufern des fast ausgetrockneten Flusses; der übliche Typus: weiß und grau beworfene Lehmwände, vor den besseren Gebäuden weiße und dämonenbemalte „Geistermauern". Am Haus entlang erstreckte sich fast immer eine niedrige, terrassenartige Erhöhung, auf der sich hier in den Dörfern, zum größten Teil, das Leben der Bewohner abspielt. Hier nähten die Frauen ihre bunten, gesteppten Schuhe, hier wurden die schweren, geschmackvoll gerieften Steinmühlen gedreht, hier wurde Gemüse getrocknet, daneben lag oft die Tenne mit Erntegarben. Einzelne Häuser hatten schöne Dächer, Einfassungen von Schiefer oder von gelb und grün glasierten Ziegeln, an den Seiten oft geschmackvoll durchbrochene Ziegelbalustraden. Im Schatten einiger Bäume setzte ich mich auf die gemauerte niedrige Brüstung am Flußufer und verlangte nach Tee. Im breiten Flußbett war eine Garküchenbude aufgeschlagen, der Besitzer, in der bei diesem Sommerwetter fast allgemeinen ländlichen Tracht — weite blaue Hose und weiter nichts —, holte vom „Kaufmann" das übliche Päckchen. Ich erhielt ein herrliches Getränk, nach Jasminblüten duftend, und trank Tasse auf Tasse, während eine dichte Menschenmenge mich mit anteilnehmender Neugier umstand. Die blaue Farbe überwog; manchmal trugen Kinder, auch junge Mädchen, hellfarbene beblümte Kittel, alle Kleider waren schmutzig, viele zerlumpt. Daneben hatten alle die zu Hause angefertigten, ordentlichen Schuhe, und fast alle Frauen und Mädchen waren mit Ohrringen, Haarspangen und Blumen geschmückt. Eine gesprächige Alte setzte sich zu mir, war ganz unglücklich, daß mein chinesischer Wortschatz keinen Gedankenaustausch zuließ. Auch hier die gleiche harmlose Heiterkeit, wie bei den Japanern. Als ich mich nach dem Namen der Ortschaft erkundigte und ihn aufschrieb, herrschte Staunen und Freude. Nirgends, weder hier noch anderswo, wurde gebettelt.

Gestärkt wanderte ich in der Mittagshitze weiter. Auch diese Ortschaft hatte einen stattlichen Abschluß. Erstaunlich die großzügigen Anlagen, auch in unbedeutenden Städtchen; eine mächtige Brücke mit Rundbogen führte

hier über den Fluß, in der Mitte ein Torhaus mit hübschem Holzgitter, Fenster mit gelbgrünen Kacheln, zu beiden Seiten am Uferrand ähnliche Tempel.

Nun kam ein öder, langausgedehnter Marsch, doppelt ermüdend im Reitrock, hatte dieser auch den neuen fußfreien, geteilten Schnitt. Tschang war groß und stattlich gewachsen, aber dumm. Über den Paß hatte ich nicht reiten wollen, hier im heißen Tal war es gegeben, und hier richtete er es nicht ein. Die Sonne fiel sengend auf die dürre Ebene, unübersehbar schien sie, wurde nur durch Züge von Lasttieren, von Kamelen, Pferden, Maultieren unterbrochen. Spuren von Minen, in der endlich erreichten Ortschaft eine Fabrik. Hier wurde Mittaghalt gemacht, in einem heißen, dürftigen Raume mein Proviantkorb ausgepackt, das Feldlager zur kurzen Rast aufgeschlagen. Dann auf einem Maultier weiter, den Bergvorsprung umgehend. Würden wir gut über den Fluß kommen? In der vorigen Woche hatte das Hochwasser die Fähre abgetrieben. Der Fluß war gar nicht breit, aber die lehmige Flut tobte und wirbelte vorbei. Es ging aber ganz glatt. Am anderen Ufer stand ahnungslos schön eine Kamelherde, vom einsam öden Tal, von zerklüfteten Bergen umgeben.

Dies Tal zogen wir nun hinunter. Gelegentliche Dörfer und Hütten, der glitschige Pfad führte entweder unten im aufgeweichten Lehm oder oben auf dem erhöhten schmalen Feldrand. Es gab steile Unebenheiten, Hindernisse aller Art, dreimal stürzte mein Tier, das eine Mal flog ich über seinen Kopf. Als wir auf steil-schlüpfrigem Felsenpfad hinaufzuklimmen begannen, hatte ich genug und saß ab. Es war halb drei, und vier Stunden, ohne die geringste Pause, dauerte noch der Marsch. Die Tage wurden schon kurz, der Weg war denkbar schlecht, es war eine anstrengende Wanderung, anstrengender, als sie in unseren Bergen bei gleicher Temperatur gewesen wäre, aber lohnend und interessant.

In der Talsenke lagen Dörfer und Felder; schön wirkte in den goldgelben Erntefluren das Braun-rot-gelb der halbnackten Männer. Es kamen großartige Felspartien, einmal schien ein gewaltiger, schwarzer Basaltfelsen das Tal und den kleinen Saumtierpfad zu versperren. Im Felsschatten lag ein flacher, ausgehöhlter Block mit einem Regenwasserbecken, sonst war nirgends Wasser zu erblicken; wie oft mögen Wanderer, Hirten, Kriegerscharen hier getrunken haben! Gierig knieten die Eselführer daran nieder. Ich folgte nicht ihrem Beispiel, wohl aber dem des Tschang, und pflückte von einem oft vorkommenden Strauch am Weg die gelblichen, schwach-säuerlichen, immerhin den Durst löschenden Beeren. Hübsche Blumen am Weg; im Frühling und Sommer müssen hier im Gebirge zu Tausenden Schwertlilien und andere Lilien blühen; überall sah ich die schmalen Blattscheiden zwischen Gräsern und Felsen. Immer höher hinauf: es kam ein langes, malerisches Gebirgsdorf, die Hütten an Felsstücke gebaut, an manche hochgelegene italienische

Dörfer erinnernd; auch was die Unsauberkeit anbetrifft. Der Schmutz Chinas wird von Reisenden ausnahmslos „unsäglich" genannt — die Zustände gleichen denen mancher römischen und slawischen Länder (auch in Irland, in der Eifel, im Spessart und einigen anderen deutschen Gegenden ist recht Ähnliches zu sehen). Im Italien des 18. Jahrhunderts, siehe eine Stelle zu Anfang der „Italienischen Reise", ich gedenke auch der Kindheitserinnerungen meines Vaters an den „Immondezzajo" der römischen Plätze, ging es schlimmer zu. Ein vor ihrer Tür sitzendes kleines Mädchen schaffte an der schweren, vorgeschichtlich wirkenden Steinmühle. Zu ihrer Erheiterung nahm ich ihr den Griff aus der Hand und machte einige Drehungen; eine schwere Arbeit für das Kind, ja für eine kräftige Frau! Die Leute kehrten von der Feldarbeit zurück, kleine Rauchwölkchen stiegen empor, Feierabendstimmung. Das Ende der mit spitzem Geröll „gepflasterten" Dorfgasse bildete ein schwerer Steinbogen, ihn umrahmte leuchtende rosenrote Luft.

Als ich hinaustrat, befand ich mich auf der Paßhöhe. In großartigen Linien fielen die Berge hinunter, im Sonnenuntergangsschein verdämmerte die Ebene im bläulichen Dunst. Dies war der uralte Engpaß, dies Tor versperrte den einzigen Zugang. Ringsumher bewaldete Abhänge, in der Senkung ein hellrauschender Bach, weit unter uns erhoben sich aus Baumwipfeln die Pagodentürme von Piedschungsseh, dem „Tempel der nephritgrünen Wolke". In steilen Kurven wand sich der aus glatten Felsblöcken bestehende Pfad hinunter. Auf jeden Stein mußte geachtet werden, wollte man sich die Knöchel nicht vertreten. Erstaunlich, daß die Lasttiere in dieser anbrechenden Dämmerung wohl gelegentlich ausrutschten, aber nicht fielen. Ich ging ohne Hut, eine laue, erfrischende Luft. Mühselig klommen noch immer Männer mit ihren Ackergeräten herauf. Ein langer, langer Abstieg. Als wir endlich unten die Bäume erreichten, waren die hellen Steine des Pfades kaum noch erkennbar, und, auf Reiten eingerichtet, hatte ich wohl eine Peitsche mit, aber keinen Stock. Jetzt waren wir im Tempelgebiet. Dunkle, große Gebäude ragten empor, nirgends jedoch war ein Licht zu sehen. Schließlich kam eine Mauer, eine kleine Pforte. Tschang klopfte laut, Hunde schlugen an, aber niemand kam. Tschang ging um den weiten Komplex nach dem Haupteingang, um von innen diese Tür hier öffnen zu lassen. Die Lasttiere grasten, die Männer hockten sich nieder, zündeten ihre Pfeifen an und plauderten leise. Unter Bäumen warf ich mich der Länge nach auf den Rücken in das Gras und ruhte. In der Nähe rauschte der Bergstrom, schwebten hellgrüne Lichter, Glühwürmchen in strahlendem und doch gespensterhaftem Spiel. Ich schlief, so glaube ich, ein, dann knarrte die Tür, Laternenlicht fiel auf Tschang und einen blaugekleideten Jüngling.

Nun Steinstufen hinauf und hinab, Tore, Gänge, Höfe; im blassen Schein der gelben und grünen Laternen erkannte ich Tempel, blühende

Sträucher, Bronzelaternen. Dann betrat ich einen erleuchteten Raum, es war der schönste, den ich bisher bewohnt hatte. Im 18. Jahrhundert hatten die großen Kaiser Jungcheng und Chienlung oft und gern hier gewohnt, vielleicht in diesem an den Haupttempel grenzenden Gemach. Doch erst später besah ich mir die Einrichtung, augenblicklich war ich zu abgestumpft. Ich wusch mich, trank Tee, setzte mich im frischen japanischen Kimono, in leichten chinesischen Schuhen in einen schwergeschnitzten Priestersessel auf die Stufen der Terrasse und rauchte ägyptische Zigaretten. Über mir ein gewaltiger Baum, Sterne leuchteten zwischen dem verworrenen Geäst. Nebenan, so hatte mir Tschang gesagt, thronte im Haupttempel der große goldene Buddha, von tausend kleineren Idolen umringt. In den Seitengebäuden schimmerten Lichter, hinter dem feingeschnitzten Netzwerk der Türen und Fenster; doch kein Ton war zu hören. Dann erklang der klappernde Laut der Holztrommel; anscheinend lief einer mit dieser durch Nebengebäude und Gänge. Darauf begann eintönig psalmodierend die Abendmesse im fernen Raum. Huhn und Reis wurden gebracht; bald lag ich, von Kakemonos, Schnitzereien und alten Bronzen umgeben, auf dem schmalen, harten, aber hoch willkommenen Lager.

Bei strahlendem Sonnenschein wachte ich auf, besah mir beim Anziehen das gewählt schöne, dunkle Mobiliar, das gute, oft sorgfältig zusammengelötete alte Porzellan, vor allem die Bilder. Da war ein genial und wild mit Tusche hingeworfener Bettler, eine wahre „Furia" in der Pinselführung, in dem sicheren Umriß. Gleich daneben pointillistisch getupft ein sattsam bekanntes häufiges Flußmotiv. Bewunderungswürdig und eigenartig dagegen das stark beschädigte, hohe, schmale Bild einer Felsenschlucht. Breit, malerisch, in Stimmung getaucht, die angedeuteten Bäume, das nur angedeutete Gestein; ein herrliches Werk.

Dann trat ich auf den Tempelhof. Gestern Nacht konnte ich seine Schönheit nicht erkennen. Glyzinien umschlangen die hohen Kiefern, über den engen Steinplattenweg war ein Laubengang mit blühenden Winden gezogen. Große leuchtende Kelche, tiefblau und blaßblau, rosa und violett; in eingefaßten Beeten wuchsen Lilien und Päonien, Tuberosen und Zinnien; in den großen Majolikagefäßen erhoben sich Orangen, Palmen und Granaten, blühte der duftende weiße „Kaiserin"-Strauch. In Bronzegefäßen waren kleine Felslandschaften, spielten Goldfische zwischen Wasserpflanzen. Große Feigenbäume standen in den Ecken. Ein kleiner und doch idealer Garten, so wie er sein sollte, symmetrisch in den Grundlinien, aber sorglos üppig, blumenumwuchert.

Der kleine bezopfte, weißgekleidete Sohn des Tempeldieners führte mich umher. Ein geweckter Junge. Gestern hatte er mich vorzüglich bedient, war lautlos seinem Vater zur Hand gegangen. Nebenan im halbdunklen Raum erhob sich der große goldene Buddha. Er war besonders ansprechend, über seine gefalteten Hände neigte sich in betender Versenkung sein Haupt. Neben ihm

standen goldene Jünger, andere Bodhisattvas thronten auf Seitenaltären, und rings umher, an den Wänden regelmäßig aufgestellt, tausend kleine Göttergestalten. Ein merkwürdiger Hintergrund, eine stumm-eindrucksvolle Belebung des dämmernden Raums. Hier wie überall in diesem einstmals kaiserlich-prächtigen Tempelgebiet Vernachlässigung, Verfall.

Nun folgte ich einer großzügigen Anlage. Terrassen, Balustraden, mit Reliefs geschmückte Rampen führten hinauf. Drei Tore: eins nach dem andern, alle monumental, alle verschieden. Das Eigenartigste an dem Tempel der nephritgrünen Wolke waren die hier angebrachten Marmorreliefs: Opferszenen, Priester, gut komponiert, meistens mit einem etwas dümmlichen Lächeln. Bewunderungswürdig das Ornamentale: oft klassisch-streng, oft von der reizvollsten Willkür. Verschlungene Drachen, Wolkenbänder, Blumenmotive. Und all diese Steinmauern, diese Tore waren umwachsen, aus den Fugen sprossen nicht nur Gräser, aromatisch duftende Büsche, auch junge Kiefern hervor. Zuletzt führte steil eine Steintreppenflucht zu den weithin sichtbaren Tempeltürmen. Wie bei der indischen Stupa war mir erst allmählich die chinesische „Pagoda" aufgegangen, nur nachdem ich die ältesten, wuchtigen Türme kennen gelernt hatte. Ihre Bedeutung wird auf das verschiedenste angegeben; meistens dienen sie wohl geomantischen Zwecken, reinigen die Gegend von bösen Geistern, halten die Dämonen in Schach. Die Marmorpagoden hatten unten Reihen von Buddha-Statuen in flachem Relief, dazwischen großartig stilisierte Löwenköpfe. Im zurückliegenden kleinen Altar ein archäischer Buddha aus weißer Jade, vorzüglich die Balustraden mit Blättern, Arabesken und anderen eigenartigen Motiven geschmückt, allerbeste Technik, noch gut erhalten. Aber die Futtermauern zerkrümeln — eines Tages stürzt die Marmorherrlichkeit zusammen.

Wundervoll der Blick. Jenseits vom Bergbach stieg ein ummauerter Waldabhang empor. Hier liegen seit alten Zeiten die kaiserlichen Jagdgründe. Wird in diesem „Rambouillet" ein gut bürgerlicher Präsident in europäischem Zivil sich ergehen? Die Republik stand an jenem Septembertage bereits vor der Tür, erhob die Hand, um im nächsten Augenblick dröhnend Einlaß zu begehren. Noch sah und hörte man sie nicht.

Dann führte mich der Knabe nach unten, und wir gingen durch die verschiedenen, blaßrot und grün ausgemalten Tempel. Eigenartig waren die großen Hochreliefgruppen, Gestalten des Himmels und der Hölle. Sanfte Genien und gräßliche Dämonen, gelegentlich groteske, aber breite, kräftige Skulptur, plastischer Hintergrund mit stilisierten Wolken, Felsenmassen und Wogen. Manchmal waren diese Gruppen in blaßgrüne, blaßrote Dämmerung gehüllt, oft traten sie in ihrer traurigen Vernachlässigung ans Tageslicht. Die Dächer waren eingestürzt, die Schiebetüren waren herausgefallen. Der „Tempel der nephritgrünen Wolke" geht dem Untergang entgegen.

Herrliche Bäume ragten unbekümmert in die durchsonnte Luft; es dufteten die Tuberosen, die Orangen in den drachengeschmückten, grünverglasten Gefäßen. Auf einer Marmorbrücke überschritt ich den von Marmorbalustraden eingefaßten heiligen Teich. Schilfscheiden bewegten sich im Wind, in ihren großartigen Linien erhoben sich die Lotusblätter aus der Dunkelheit des Wassers. Im Torhaus zückten riesengroße Himmelskönige ihr Schwert, es öffneten sich die bronzebeschlagenen Türen, und ich ritt der Ebene zu.

Das alte Königsschloß von Korea.

Noch steht verbleichend, hier und da sanft abbröckelnd, der große Nordpalast von Seaul, verkörpert das vergangene Reich. Es hat den poetischen Moment des leisen Zerfalls erreicht — was wird seine Zukunft sein — werden sich die Kommenden noch daran freuen? —

Während einer unvergeßlichen Woche war ich fast täglich im Palastbezirk. Die humane japanische Verwaltung erhob am Tor ein kleines Eintrittsgeld, gestattete dann einem jeden frei in dem unübersehbar weiten, ummauerten Park, inmitten der Höfe und Tempel und Paläste umherzuwandern.

Der Zugang ist charakteristisch; wie dies einer königlichen Hauptstadt zukommt, ist der Stadtplan streng und großzügig entworfen. Die zwei Hauptstraßen kreuzen sich, und eine führt schnurstracks auf das mächtige Eingangstor. Der orientalisch-klassischen Anschauung gemäß, sind die Bürgerhäuser unauffällig, klein, denn man prangt nicht auf der Straße mit seinem Reichtum. Aber aus dem oft von Baumgrün unterbrochenen Grün der grauen Dächer erheben sich die Paläste und Tempel der Stadt. Vor dem Schloßeingang stehen auf der breiten Straße zwei schwerfällig stilisierte, steinerne Löwen. Über dem geschwungenen Dach des Torhauses ragt in hoher Herbheit ein Berg. Alles ist hell, aber verschleiert besonnt, und in diesem Silberlicht kommen hellbeschienene Gestalten in weißen, oder weißverschleiert farbigen Gewändern einem entgegen. Von nahe gesehen ist die koreanische Tracht nicht eigentlich gut, weder der schwarze Roßhaarhut der Männer noch das kurze Oberjäckchen der Frauen, doch ist der koloristische Eindruck überaus reizvoll.

Ich näherte mich dem Torhaus. Noch in den neunziger Jahren hielten hier dunkelbezogene Sänften, denn kein Untertan durfte anders als zu Fuß das Gebiet des Residenzschlosses betreten. Da warteten aufgeschirrte Pferde, Wächter in bunten Röcken mit aufgepflanzten Hellebarden und Lanzen.

Monumental und prächtig erhob sich das Tor. Unten heller Granit, der wie für die Ewigkeit bestimmt ist, schwer, makellos glatt. Zu beiden Seiten aufsteigende Rampentreppen, mit steinernen Lotusblüten-Balustraden. Über den drei gerundeten eindrucksvollen Portalen Wasserspeier, dunkle

Steinfriese mit geometrisch verschlungenen Mustern; darüber kam der farbig bemalte Holzbau und die weiten, geschwungenen Ziegeldächer, deren Ecken kleine, Unheil wehrende Tiergestalten beschwerten. Gras wucherte auf dem mittleren Weg; die Träger der zitronengelb lackierten, mit Goldornamenten geschmückten Königssänfte, die der roten Sänfte des Thronerben, hatten ihn lange nicht mehr betreten. Zu den Seiten standen Trauerweiden, zerflossen im leuchtend hellen Grün. Dann kam wieder ein Tor, ganz aus gewaltigen Balken und wohlgefügt; die Riesentüren waren mit Eisen beschlagen, die Wucht ihrer Schlösser, Ketten und Schlüssel würden Walhalls Toren geziemen. Den folgenden Hof umschlossen geweißte Galerien mit grünen Holzgittertüren und Fenstern. In der Mitte führte eine Steinbrücke über einen Teich, den hohe, rosablühende Knöterichstauden und gelbe Chrysanthemen umstanden; aus allen Fugen der vornehmen Pflasterquadern sproßten Gräser und duftende Kräuter. Wieder ein dreiportaliges Tor; Stufen lagen vor den Seiteneingängen, aber vor der mittleren zog sich die schräge marmorne, reich verzierte Drachenplatte, über welche die Königsänfte getragen wurde.

Dies war der Ehrenhof. In der Mitte des von Gebäuden umgebenen Raumes erhob sich der tempelähnliche Thronpalast. Er ruhte auf niedrigen Steinterrassen, in den vier Ecken erhöhten große Opferschalen den sakralen Charakter. Überaus anziehend waren die Ornamente dieser Marmorterrasse. Korea hat in der Vergangenheit dem jungen Japan das uralte China übermittelt, aber auf einigen Gebieten, so in der Anmut ihrer Seladontöpfe, in der anspruchslosen Kostbarkeit ihrer Temmoku-Tongefäße, in der klassischen Linie ihrer Silberlöffel haben sie Eigenartiges und Unübertroffenes geleistet. Auch hier an der Balustrade und an später gesehenen Gebäuden dieses Bezirks fand ich neben bekannten chinesischen Friesen und Reliefs mit Päonien, Lotosblüten, Wolken- und Drachenmotiven, eigenartige, mir sehr interessant vorkommende Marmortiere von einer frischen, gedrungenen, geschlossenen Komposition. Hockende Tiere aller Art, darunter geradezu glänzend stilisierte Affen und Hähne. Auch hier sproßten Gräser und enzianblaue zweiblättrige Commelinablüten aus den Marmorritzen. Kein Mensch weit und breit. Auf der obersten Terrasse ging ich unter dem weitvorstehenden Dach umher. An einer der beschlagenen Holzgittertüren war das Reispapier zerrissen, so konnte ich in den Thronsaal hineinsehen. Bemalte, geschnitzte Balken, auf der Kassettendecke den Drachen, das Herrschersymbol, in der Mitte unter einem Baldachin der sich auf hoher Estrade erhebende Thron. Vorzügliche Verhältnisse, ein stattlicher Raum, auch in der Verödung eindrucksvoll wirkend.

Hier wurden die Botschafter des Bogdochan, des Kaisers von China, empfangen. Zweiundvierzig Tage reiste der Mandarin mit seinem 150köpfigen Gefolge, wurde von dem Grenzflusse an mit unterwürfiger Ehrfurcht begrüßt. Im Empfangsaal nahm ein Großwürdenträger das kaiserliche, drei Fuß lange, mit dem Tiger geschmückte Handschreiben kniend entgegen, dann wurde dieses

dem thronenden König vorgelesen. Es mußte verdolmetscht werden, hier am koreanischen Hof sprach man nur die archaistisch veraltete Schriftsprache, wie auch die heutige Tracht sich auf die Mode der Mingzeit zurückführen läßt. Während das Schriftstück verlesen wurde, verbeugten sich die Anwesenden neunmal zum Boden, und es spielte die Musik. Nachher wurde der Gesandte aufgefordert, sich der Majestät gegenüberzusetzen. Feststehende Erkundigungen nach dem Befinden der Souveräne wie ihrer Verwandten, wie auch derer des Mandarins wurden gewechselt. Als der König den Wunsch kundgab, den Gesandten durch Verbeugung willkommen zu heißen, lehnte dieser dreimal die Ehre dankend ab. Die beiden setzten sich zu Tisch; Tee wurde gereicht, darauf neun feststehende Gerichte, und siebenmal Arrak. Die Hofkapelle spielte, Knaben tanzten dazu, denn es galt nicht für schicklich, daß die Palasttänzerinnen vor dem Botschafter erschienen.

Bilder dieser Palasttänzerinnen zeigten mir glatte, runde Mädchengesichter, ausdruckslos, mit der verschleierten Zurückhaltung der Orientalin. Sie trugen eine perlengeschmückte Kleidung, und die zierlichen Gestalten waren vom Kopf bis zu den zierlichen gestickten Schuhchen in sattfarbene Gazegewänder gehüllt. Schwer und bunt gewirkte Schärpen umschlangen den Körper, ihr Tanz war eine Reihenfolge hieratischer Gesten.

In einem der andern Paläste hatte ich in der Sammlung Koreanischer Kunst ehemalige Hoftrachten gesehen, und in Seaul lebende europäische Damen hatten mir die letzten Hoffeierlichkeiten, die königlichen Hochzeitsfeste geschildert. Da sah man prachtvolle chinesische gewirkte und gestickte Röcke, daneben die eigenartig reizvollen koreanischen Trachten; weitarmige purpurrote Gewänder aus der halb durchsichtigen Gaze des Landes, schwarz eingefaßt, sehr geschmackvoll, reich, aber einfach. Meistenteils wurde bei Galagelegenheiten ein kornblumenblaues, ringsumher aufliegendes Seidengewand unter einem reichgestickten weitärmeligen Obergewand getragen. Die Königinnen und Prinzessinnen erschienen in Goldbrokat, alle hatten Gold-, Jade- und Schmelzschmuck im Haar.

In einem dieser Hofräume fanden, wenn der König ihnen beiwohnte, die Staatsprüfungen statt. Die Richter wurden in einem angrenzenden Raume untergebracht, die Kandidaten nahmen im Hof unter Schirmen Platz, und der König saß, von den höchsten Staatswürdenträgern umgeben, auf einem Thron. Höchstselber stellte die Majestät die literarischen Regeln, verteilte die Diplome. Im bezeichnenden Gegensatz zum demokratischen China wurden die höheren, die Doktordiplome, nur den Söhnen Adliger zuteil; Bürgerlichen, waren sie auch noch so befähigt, kamen sie nicht zu. Der Auszuzeichnende näherte sich dem Thron, empfing aus der Herrscherhand den roten Umschlag, den er sofort um die Brust hing, um mit vier Verbeugungen dann zurückzutreten. Den König zu berühren galt als todwürdiges Verbrechen; berührte der König einen Untertan, trug dieser zur Erinnerung lebenslänglich ein rot-

seidenes Armband. Neunmal am Tage wurden diesen koreanischen Königen je fünf verschiedene Suppen gereicht. Sie allein hatten das Recht, von goldenem Geschirr zu speisen. Verließ der Souverän sein Residenzschloß, um etwa die Ahnengräber zu besuchen, ritt er auf einem Schimmel; ein großer roter Sonnenschirm wurde über ihm gehalten, Eunuchen fächelten mit violett-seidenen Fächern.

Buntprächtige Vergangenheit, die nicht wiederkehrt.

In dem nun folgenden Hof lagen die weitläufigen Frauenquartiere; auch jetzt noch sind die Prinzessinnen von einem Gefolge von über hundert Dienerinnen umgeben. Vor den Fenstertüren waren gitterartige Verschläge, Galerien verbanden die verschiedenen Gebäude. Immer ähnelte sich der Häusertypus, geschwungene Dächer, kunstvoll verschachteltes Sparren- und Balkenwerk. Das Holzwerk wurde meistens bemalt, ein milchiges Grün und tiefblaues Ultramarin kamen sehr oft vor. Tauben flatterten um einen interessant konstruktiv geformten Granitbrunnen, in einem niedrigen Haus wohnten Wächter mit Frau und Kindern.

Durch ein kleines Portal ging ich weiter, kam auf ein zweites, sah vor mir eine steinerne Brücke; sie führte über Wasser und rosablühende Lotosblumen auf eine gewaltige, mitten im Lotosteich liegende Halle. Es war atemberaubend, feierlich und schön. Wie in einer Bezauberung ging ich umher.

Ein Säulenwald aus herrlichem Granit trug das offene Obergeschoß und das mächtig ausladende Dach dieser berühmten Audienzhalle. Wo die Sonnenlichter, die Sonnenreflexe den Granit nicht vergoldeten, hatte er kühlblassen Ton, an den Außenseiten waren die Säulen gekantet, sie erhoben sich von nur eben angedeuteten Sockeln, waren in ihrer Eigenart so schön als die Säulen irgendeiner Architektur. Holztreppen mit geschnitztem Geländer führten zu dem reichgeschnitzten, oberen offenen Stockwerk, und von dem Sparrendach betrachtet, übersah ich den ausgedehnten Park, der, die Mauer verhüllend, in die schroffen Berge überzugehen schien. Auf diesen Bergen wurde ehemals, wenn der Druck aussaugender Beamten allzu schwer schmerzte, Holzstöße vom Volk in Brand gesteckt; dann sandte der König einen seiner dreißig diensttuenden Beamten, um die Beschwerde zu untersuchen, die Schuldigen zu bestrafen — wenn dieses nicht durch Bestechungen vereitelt wurde.

Gruppenweise kamen Frauen und Kinder. Vornehme Frauen trugen einen grünen Seidenmantel über dem Kopf, das Gesicht nur eben frei lassend; meistens hatte das Grün in der strahlenden Sonne einen verschossenen subtilen Ton angenommen. In den leuchtendsten Farben wurden die kleinen Knaben gekleidet. Das Überkleid bestand dann aus kirschrot, lachsrosa, aus veroneser-grün oder meerblauer Gaze, manchmal war auch das Untergewand, Pluderhose oder Rock, bunt. Es trug ein kleiner Knabe (mit üblichen zwei herunterhängenden Zöpfen) ein blutrotes Gazekleid über goldgelb, und Jünglinge wie Männer trugen öfters indigoblaue, taubengraublaue Gewänder über

das hauptsächlich vorkommende Weiß. So gingen die Menschen auf den grauen Granitplatten, zwischen den prächtigen grauen, ab und zu von Sonnenreflexen beleuchteten Säulen umher. Weiß verschleiert, in bestickten weißen oder blauen Schuhen, lehnten sich jetzt einige koreanische Damen an die Steinbalustrade, sahen auf die Lotosblumen hinab.

Es sind die märchenhaftesten Blumen der Welt. Hellblaugrün, auf schlanken Stielen reckten sich die runden, weitausgebogenen Riesenblätter empor, die Sonne durchfunkelte sie goldgelb grün, herrlich war der Schwung, der Adel ihrer Linien! Zwischen ihnen spiegelten sich im Wasser die hellrosaroten, unwahrscheinlich großen Blüten. Kein Wunder, daß sie für heilig gelten, daß man sie dem größten Gott — dem Buddha — weiht.

Jenseits der Steinfassungen des Teiches lag der Park mit seinen Kiefern, und weithin erhoben sich die Berge. Einmal huschte ein Eisvogel über die Lotosblumen, die Sonne leuchtete und funkelte auf dem Hellblau seiner Flügel.

Dann wanderte ich in dem Waldpark umher. Gräser, wilder Hopfen, Winden und Stauden aller Art wucherten und verwilderten in sorgloser Fülle. Durch altgekrümmte, vorgebeute Kiefern sah ich ein Tor, Rampen mit interessant geschmückten Balustraden führten hinauf. Oben fand ich einen an den Seiten offenen, mit Sitzplätzen versehenen Raum, übersah von hier aus die große, sich weit erstreckende Stadt.

Durch dieses Tor oder durch ein anderes dieser hinteren Parkmauer drang am 8. Oktober 1895 eine japanische Truppe, marschierte auf eine jener im Grünen liegende Häusergruppe. Jetzt lagen sie da, öde und einsam, hier und da waren die Reispapierscheiben zerrissen, die rotbraune Farbe löste sich von den Sparren und Balken. In jenem Oktobermonat wohnte der König hier, auch die Königin. Europäer hatten mir in diesen Tagen viel von ihr erzählt. Eine kluge, bedeutende Frau, haßte und fürchtete sie die Japaner, erkannte die drohende Gefahr, war die Seele der nationalen Partei. „Wäre sie am Leben geblieben," so sagte man mir, „wäre Korea noch heute ein unabhängiges Reich." Die Japaner kannten ihren Einfluß und haben entsprechend gehandelt. Ehe die japanische Truppe zur Stelle war, vermochte der König sich in Sicherheit zu bringen. Die Königin flüchtete in den Dienerschaftsflügel, versteckte sich dort. Sie wurde verraten, man schleppte sie mit zwei Dienerinnen heraus. Hier, dicht am kleinen See, der Brücke zur Pavillon-insel gegenüber, machte man sie auf das Grausamste nieder; in dem dort unter Kiefern halbversteckten Sommerhäuschen lag ihr zerfetzter Leichnam. Ich fand die Stelle, man hatte sie mir genau geschildert.

Das düstere Drama der ermordeten Königin fesselte mich besonders, denn in Japan war ich dem einen ihrer Mörder begegnet. Es war mir ein, wenn ich mich nicht irre, Oberst vorgestellt worden; ich unterhielt mich mit ihm, bemerkte seine energischen, harten Züge. Nachher sagte mir ein deutscher Offizier, allgemein würde angenommen, daß dieser Herr die koreanische Königin

mit eigener Hand umgebracht habe; auf jeden Fall sei er Zeuge der Tat gewesen. Den Japanern ist die Sache unangenehm, man spricht nicht darüber. Sie haben das eigentliche historische Recht — den Erfolg — auf ihrer Seite. Soweit ich es dort in Seaul ermitteln konnte, wünschen sich nur wenige Kreise die Rückkehr der alten Zeit.

Fesselnd ist es, das Schicksal Koreas mit dem des Inselreichs zu vergleichen. Auch hier bei einem nicht ungünstigen Klima eine tüchtige, hochbegabte Nation, die ihre Kultur, ihre Ethik aus China und Indien übernahm. Auch hier seit etwa drei Jahrzehnten eine streng durchgeführte Abschließung der Außenwelt. Aber in Korea eine korrupte, orientalische Verwaltung, eine unbedeutende Dynastie, hingegen in Japan eine bemerkenswert gute Rechtspflege, eine zentralisierte und doch den einzelnen Gebieten Selbstverwaltung gewährende Regierung, achtbare, zum Teil hervorragende Herrscher. So konnte Japan das große festländische Reich erobern, so wird es dasselbe behalten. Was einem Gedeihliches im Lande auffällt, ist japanischen Ursprungs; auch der Reisende merkt die umsichtige, fleißige, wenn auch gelegentlich brutale Verwaltung des modern-asiatischen Herrschervolks.

Noch immer wandelte ich umher, fand verbleichende, ausgestorbene Gebäude, stark gebaute Tore. Die Baumwildnis war fremdartig belebt, Elstern mit dunkelblau metallnem Glanz flogen umher, schwarze Eichhörnchen kletterten auf den Stämmen; selbst eine Raupe, apfelgrün mit schwarzen Punkten und hellblauen Stacheln, hatte ein sonderbares Gepräge. Nur ab und zu begegnete ich einzelnen Japanern, einigen Koreanern. Mit verschiedenen Gefühlen besahen sie sich die verfallene Pracht. Hier zukunftsgewisser Stolz, hier ein wehmütig-sentimentales Verzichten.

Literarische Rundschau.

Matthias Claudius, der Wandsbecker Bothe.
1740—1815.

„Im Felde, September 1914" heißt es unter dem Vorwort des Buches, das mir die Laune des Zufalls dieses Jahr auf den Weihnachtstisch gewirbelt hat[1]). Im ersten Augenblick mag man stutzen und sich zweifelnd fragen, ob eine wissenschaftliche Biographie des alten Wandsbecker Bothen wirklich hoffen kann, sich in dem Kriegslärm, der die Gegenwart erfüllt, Gehör zu verschaffen: intra arma silent artes. Dann aber, bei näherem Zusehen, begreift man den Eifer schon eher: der alte Matthias Claudius feiert ein Jubiläum; am 21. Januar 1915 werden es hundert Jahre, daß er von den Seinen für immer Abschied nahm. Da kann man denn schon verstehen, daß Verfasser und Verleger geglaubt haben, mit der Enthüllung des Denkmals, das sie dem alten Wandsbecker Bothen zugedacht, nicht länger zurückhalten zu dürfen.

Aber ob die eherne Stimme der Gegenwart das ihre dazu beitragen wird, den Ruhm des Bothen zu verkünden? — Matthias Claudius, was gilt er uns heute! — Gar mancher mag versucht sein, mitleidig die Achseln zu zucken und uns zu belehren, daß er literarisch bereits tot war, als er im Jahre 1812 den sieben Bänden seines „Asmus" den unwiderruflich letzten nachsandte.

Und doch! — Es gibt zweierlei Weisen, auf die starke Naturen den Mitmenschen ihren Tribut an Hochachtung abnötigen. Erweist sich der eine als der Nimmerrastende, der mit offenem Ohr für das Gebot der Stunde beständig Anregungen in sich aufnimmt, um sie in noch reicherem Maße weiterzugeben, so bewährt sich der andere als der getreue Eckart, der unentwegt den Platz behauptet, auf den er sich durch einen höheren Willen hingestellt fühlt.

Ein solcher Eckart ist Matthias Claudius. Früh bereits stark geworden in der Überzeugung, den richtigen Weg gefunden zu haben, hat er sich durch nichts jemals aus dem Gleise bringen lassen, obwohl ihm in jüngeren Jahren die Morgenluft einer neuen Zeit kräftig genug um die Ohren geweht hat. Als um das Jahr 1770 der Sturm und Drang die alten und neuen ästhetischen Gefüge in ihren Grundfesten erzittern ließ, da schien es, als ob auch der junge Zeitungsschreiber sich von dem Taumel wollte hinreißen lassen. In verehrungsvoller Hingabe an seinen Landsmann, den wenig älteren Freiherrn Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, dem er schon in den gemeinsamen Jenaer Studentenjahren nahegetreten war, vollzog er mit diesem die große Schwenkung von den „Tändeleyen" zu den kritischen Auseinandersetzungen in den „Schleswiger Literaturbriefen". Noch stärker aber zog

[1]) Matthias Claudius, der Wandsbecker Bothe. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte von Wolfgang Stammmler. (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1915.) VII u. 282 Seiten. 6 Mk.

ihn anscheinend der anregungsreiche Thüringer Gottlob Friedrich Ernst Schönborn in seinen Bann. Durch diesen zu dem Göttinger Dichterkreis in Beziehung gekommen, tauscht er mit den begeisterten Jünglingen Gedichte und Briefe aus und schwärmt in überschwenglichen Worten vom Genie: „Der menschliche Körper voll Nerven, und Adern, in dero Centro die menschliche Seele sitzt, wie eine Spinne im Centro ihres Gewebes, ist einer Harfe zu vergleichen, und die Dinge in der Welt um ihn den Fingern, die auf der Harfe spielen. Alle Harfensaiten beben und geben einen Ton an, wenn sie berührt werden. Einige Harfen aber sind von einem so glücklichen Bau, daß sie gleich unter'm Finger des Künstlers sprechen, und ihre Saiten sind so innig zum Beben aufgelegt, daß sich der Ton von der Saite losreißt und ein leichtes ätherisches Wesen für sich ausmacht, das in der Luft umher wallt und die Herzen mit süßer Schwermuth anfüllt. Und dies leichte ätherische Wesen, das so frey für sich in der Luft umher wallt, wenn die Saite schon aufgehört hat zu beben, und der die Herzen mit süßer Schwermuth anfüllt, kann nicht anders als mit dem Namen Genie getauft werden, und der Mann, dem es sich auf'n Kopf setzt, wie die Eule auf'n Helm der Minerva, ist ein Mann, der Genie hat."

Trotzdem blieb Claudius dieser ganzen geistigen Bewegung, die schließlich den Klassizismus herbeiführen sollte, innerlich fremd. Er hatte für einen solchen Völkerfrühling kein Organ. Wenn er sich anfänglich sowohl im stillen als auch in der Öffentlichkeit beifällig über den neuen Geist äußerte, so geschah es lediglich, weil das Volksliedmäßige, das hier als Muster gepriesen wurde, seiner eigenen Manier durchaus entsprach. Daß sich hier eine völlig neue Auffassung von Leben und Kunst anbahnte, hat er nie erkannt. Und selbst die sich immer fester knüpfenden Beziehungen zu Friedrich Jacobi, Hamann und Herder haben ihm zu dieser Einsicht nicht verholfen, mag letzterer ihn auch gelegentlich einmal im Überschwang der Begeisterung als „das größte Genie" feiern, das er je gefunden, „einen Freund von sonderbarem Geiste und von einem Herzen, das wie Steinkohle glüht — still, stark und dampfigt". Was ihn mit diesen verband, war im Gegenteil das ewig Gestrige, das Überlieferte, zu dem ihr Auge immer wieder zurückkehrte, wenn es sich an dem dämmernden Glanz der neuen Offenbarung — wund gesehen hatte. Der innere Kampf, der jene bei aller geistigen Höhe innerlich stets zwiespältig erscheinen läßt, ist ihm daher auch völlig erspart geblieben. Bereits der Dreißigjährige zeigt selbstsicher die Allüren des väterlichen Freundes, der sich berufen fühlt, seinen Lesern die Torheiten der Welt auszureden. Schon aus der Manieriertheit seines wunderlichen Prosastils glaubt man jenen pastoralen Ton herauszuhören, der meist nur dem Sprecher selber Freude macht.

Aus dieser Selbstsicherheit erklärt sich, daß sich Claudius in religiöser Beziehung späterhin immer strenger an die Überlieferung anschließt. Er verschreibt sich mit den Jahren der Orthodoxie so stark, daß selbst Voß und Herder nicht mehr mit ihm zu gehen vermögen und offensichtlich von ihm abrücken. Wie er gelegentlich einmal offen bekennt, gibt es für ihn in Sachen der Religion nur zwei wesentlich verschiedene Arten von Menschen. „Alles übrige", meint er höchst bezeichnend, „gibt nur Nüanzen an mehr oder weniger; und die sogenannte Vernunftreligion, die den zerbrochenen Wasserkrug mit den Scherben selbst wieder flicken und herstellen will, ist etwa im Decoro, aber im eigentlichen Resultat wenig von der verschieden, die gar nicht flickt, sondern die Scherben liegen läßt, wie sie liegen." Gleichwohl muß zu Ehren des Bothen anerkannt werden, daß er sich nie zum Wortführer der Intoleranz hergegeben hat. Wenn auch er in den vielberufenen Jacobi-Mendelssohnschen Streit über den Lessingschen Spinozismus mit einem

Artikel eingreift, so tut er es in der unverkennbaren Absicht, allen Beteiligten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Bei diesem Mangel an innerer Anpassungsfähigkeit ist es nicht weiter verwunderlich, wenn der alternde Wandsbecker Bothe die Fühlung mit dem deutschen Geistesleben allmählich immer mehr verliert. Mit dem Rationalismus hatte er sich einst noch gut abzufinden vermocht, ja, er hatte sich ihm durchaus überlegen gezeigt. Geradezu berühmt geworden ist sein scharfsinniges Urteil über Lessings „Emilia Galotti", das die Unbestechlichkeit seines gesunden, natürlichen Gefühls in hellstem Licht erscheinen läßt. Aber schon die Genieperiode begegnet in ihm einem ziemlich unzulänglichen Beurteiler. Seine Kritik des „Werther" zeigt bei allem guten Willen, der fremdartigen Erscheinung gerecht zu werden, eine solche Unfähigkeit, den Boden des Althergebrachten zu verlassen, daß Goethe ihn bereits damals als hoffnungslos aufgegeben zu haben scheint. Immer größer wird in der Folgezeit seine Entfremdung gegenüber der „Göthischen Sekte", zumal nachdem auch die persönliche Annäherung mit dem so überaus weitblickenden Johann Heinrich Merck in dem Darmstädter Versuchsjahr 1776 beiderseits zu höchst unbefriedigenden Ergebnissen geführt hatte. Vergebens suchen wir denn auch bei Claudius nach einem befreienden Wort der Anerkennung für die Großtaten des Klassizismus. Dabei ist das Auffallendste, daß auch der um so viel leichter zugängliche Schiller dem Wandsbecker Sonderling anscheinend nichts zu geben vermag. Auch hier ist die Ablehnung vielmehr durchaus gegenseitig. Worüber Schiller nicht hinauskam, war allein schon die manierierte Schreibart des Bothen. Sie hatte bereits bei Erscheinen des ersten Bandes der Sämtlichen Werke, die Claudius als „Asmus omnia sua secum portans" in den Jahren von 1775 bis 1803 auf den Büchermarkt brachte, in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen" eine sehr strenge Beurteilung erfahren. Jetzt, als Schiller in seinen großangelegten Ausführungen „Über naive und sentimentalische Dichtung" die Stilcharaktere der schriftstellerischen Zeitgenossen vor sein Tribunal zog, da traf sein Bannstrahl auch den Wandsbecker Bothen. Zusammen mit dem „schmutzigen Blumauer" sollte er als unwahrer, „gekünstelt naiver" Dichter hier an den Pranger gestellt werden. Nur der Fürsprache des Freundes Herder hatte Claudius es zu danken, daß die betreffende Stelle im Drucke fortblieb. Man begnügte sich mit einer kleinen Anrempelung in den „Xenien". Allein sie genügte, um offenbar werden zu lassen, welche Kluft den alternden Claudius von dem Weimarer Kulturzentrum trennte. Denn nun zog auch der Angegriffene vom Leder und antwortete mit einer ganzen Broschüre: „Urians Nachricht von der neuen Aufklärung nebst einigen anderen Kleinigkeiten." Sie verriet in ihrer faden und derben Manier einen solchen Tiefstand der Kritik und Erkenntnis, daß selbst die Wohlmeinendsten sich entsetzten.

Und doch! — Fast möchte man behaupten, daß die Unerschütterlichkeit, die sich in all dem verrät, bei Claudius die Voraussetzung seiner Stärke ist. Es ist, als sei die Unzugänglichkeit des Denkers nur die Kehrseite der künstlerischen Empfänglichkeit. Mag das Auge sich noch so sehr beschränken — lauscht das Ohr hinaus in die Sphärenharmonie der Welten und zwingt die Zunge, in Worte zu bannen, was es hier vernahm, dann vermag wohl zwischen viel Pedantisch-Steifem ein Lied zu erstehen, wie es an Tiefe und Fülle der Größten Größter nicht zu überbieten vermag. —

Claudius aber hat mindestens ein halbes Dutzend solcher kurzweg vollkommenen kleinen Schöpfungen der Welt geschenkt. Eine davon hat noch ein halb Jahrhundert später mit solch überwältigender Offenbarung auf ein empfängliches Kindergemüt gewirkt, daß der zum Manne Gereifte geglaubt hat, das Erwachen der eigenen Künstler-

schaft auf jene weihevolle Stunde ansetzen zu dürfen. Es ist der dichterisch so völlig anders geartete Friedrich Hebbel, und das Gedicht, dem er diese zauberhafte Wirkung zusprach, jenes schlichte und doch so unsagbar innige „Abendlied“:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.“

Mag daher unsere Zeit sich noch so erhaben dünken über den alten pedantischen „Asmus“, solange deutsche Literaturgeschichte geschrieben werden wird, muß dem Wandsbecker Bothen ein Ehrenplatz in ihr sicher sein!

Es ist das Verdienst des neuen Buches von Stammler, uns über dies Verhältnis von Licht und Schatten bei Claudius ein klareres Urteil ermöglicht zu haben. Mit philologischer Gewissenhaftigkeit hat der Verfasser alles zusammengetragen, was für den Literarhistoriker diesbezüglich von Interesse ist. Hierin vor allem liegt der Fortschritt gegenüber dem älteren Lebensbild, das Wilhelm Herbst einst dem Bothen gewidmet hatte. Stammler kommt aber auch dadurch über seinen Vorgänger hinaus, daß er seinem Gegenstand mit größerer Objektivität gegenübertritt. Die genügende Wärme, die dieser Biographie vielleicht nötiger war als sonst irgendeiner, hat er nichtsdestoweniger aufgebracht. Er faßt nur nochmals in Worte, was seine Darstellung an mehr als einer Stelle selber verrät, wenn er im Vorwort bekennt, daß ihm während der einjährigen Beschäftigung, die er dem Buche gewidmet, der alte Bothe immer mehr ans Herz gewachsen sei.

Franz Zinkernagel.

Intelligenz und Wille.

Intelligenz und Wille. Von Dr. E. Meumann. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Quelle und Meyer.

Wodurch werden Intelligenz und Wille für die Forschung und für das Leben zum Problem? Welche Fragen, welche Rätsel geben sie auf, die nach wissenschaftlicher Lösung verlangen?

Das sind die Überlegungen, von denen der Professor der Philosophie am allgemeinen Vorlesungswesen in Hamburg, Dr. E. Meumann, in einem umfangreichen, auch dem Nichtfachmanne viel gebenden Werke ausgeht, und die er in klarer, wissenschaftlicher und stets verständlicher Weise zu lösen sucht.

Intelligenz, Wille und Gefühl sind die drei Mächte, auf deren richtiger Entfaltung die Größe des Menschen, der Fortschritt der Gesellschaft und der Völker beruht. Meumann gibt den beiden ersten den Vorzug vor der dritten. Dem Zusammenwirken des intelligenten Geistes und des starken und ausdauernden Willens verdankt die große Persönlichkeit ihr Dasein; jeder individuelle Fortschritt und praktischer Erfolg, sowie jeder Einfluß auf andere Menschen beruhen auf einem intensiven und ausdauernden Willen. Gewiß, auch dem Gefühle erkennt der Verfasser für die Bildung der Persönlichkeit und ihr Wirken bestimmende Bedeutung

zu; ohne eine gewisse Intensität, Nachhaltigkeit und Tiefe des Gemütslebens, ohne eine gewisse Verfeinerung der Gefühlsreaktionen ist eine große Tat nicht denkbar. Aber das Gefühlsleben tritt nur in seinen entfernteren, indirekten Wirkungen auf das Denken und Handeln nach außen hervor, im übrigen bildet es mehr eine verborgene Innenseite unseres Seelenlebens, in der der Mensch in rein subjektiver Form auf Eindrücke reagiert und seine Erkenntnisse wie sein Handeln auf sein persönliches Wohl und Wehe bezieht. Der reine „Gefühlsmensch" mag ein noch so reiches Innenleben führen, sowie sich seine Gefühle vom Denken und Handeln lossagen und die Hingabe an sie der Grundzug seiner Persönlichkeit wird, ist er für das Leben und seine Aufgaben unter Umständen völlig bedeutungslos.

Die bestimmenden Mächte für das praktische und wirtschaftliche Leben des Menschen bleiben also Intelligenz und Wille, und nur als Diener dieser beiden kann das Gefühl Bedeutung für das Leben erlangen.

Deshalb kommt es dem Verfasser vornehmlich auf ihre Erforschung an. Er will ihr Wesen zu ergründen suchen, sie dann in ein Verhältnis zueinander setzen und in den Folgerungen, die sich aus der vertieften Erkenntnis dieser Fragen für die Bildung der Persönlichkeit und für die Praxis des Forschens und Handelns ergeben, einen Beitrag zu einer künftigen Wissenschaft vom persönlichen Leben erblicken und geben.

Das erste ist die rein theoretische Erforschung von Intelligenz und Wille, d. h. die Feststellung der Grundeigenschaften beider und ihr Verständnis mit den Mitteln der Psychologie, die Bestimmung des Verhältnisses, in das sie zueinander beim Menschen treten, und schließlich die Entwicklung der verschiedenen Stufen, Grade und Formen, die Intelligenz und Wille je für sich und in ihrem Verhältnis zueinander im Menschen erlangen können.

Aber die psychologische Frage nach dem Verhältnis von Wille und Intelligenz weist andere Probleme als die ihrer gegenseitigen Bestimmung. Schon oft ist in der Psychologie der Versuch gemacht worden, eine von diesen beiden Geistesmächten auf Kosten der anderen ganz zu beseitigen und zu beweisen, daß das ganze geistige Leben nichts als Wille oder nichts als Vorstellung sei. So tritt dem Gegensatz des praktischen Voluntarismus und Intellektualismus der des theoretischen Voluntarismus und Intellektualismus zur Seite. Der Intellektualist versucht alles geistige Tun in intellektuelle Prozesse aufzulösen, in Wahrnehmen, Vorstellen, Gedächtnistätigkeit, Phantasie und Denken. Dem Voluntaristen erscheint gerade das am Seelenleben das Eigenartige, daß es nie ein bloßes „Geschehen" ist wie die Naturvorgänge, sondern immer den Charakter einer inneren Tätigkeit, eines handelnden „Ich" hat. Alle geistige Entwicklung wird ihm Willensentwicklung, während der Intellektualist die höchste Form des Geisteslebens in der vollkommenen Intelligenz erblickt.

Damit findet ein Gegensatz der gesamten Lebens- und Weltanschauung statt. Je nachdem wir uns das Weltgeschehen und seine letzten Ursachen als eine die ganze Wirklichkeit beherrschende Intelligenz oder als „absoluten" Willen, als „Weltwillen" denken, regelt sich unsere Ansicht vom geistigen Leben und von den geistigen Beziehungen der Menschen.

Wer das Wesen von Intelligenz und Wille erforschen, wer zugleich in ihr gegenseitiges Verhältnis eindringen will, der kann nicht bei der psychologischen Untersuchung stehen bleiben, der muß auf Grund seiner Überlegungen universaler vordringen, die Basis und die Motive einer allgemeinen Weltanschauung zu gewinnen suchen, die sich auf diesen beiden Lebensmächten und ihren gegenseitigen Beziehungen aufbauen. Neumann versucht dies und gelangt zu weitreichenden und beachtenswerten Resultaten.

Er stellt zuerst den „vorläufigen" Begriff von Intelligenz und Willen fest, läßt beide aus ihren elementarsten Grundlagen entstehen und verfolgt schrittweise das Zusammenarbeiten psychischer Vorgänge, Eigenschaften und Fähigkeiten bis zu jener Gesamtverfassung des Individuums, vermöge deren es als eine intelligente und von starkem Willen beherrschte Persönlichkeit erscheint.

Was dem Meumannschen Werke, abgesehen von seiner wissenschaftlichen Konzentration und seiner klaren Anordnung Reiz verleiht, sind die in die gegenständlichen Erörterungen eingestreuten Abhandlungen, die, organisch zum Ganzen gehörend, doch wiederum für sich besondere Kapitel bilden. So, was er z. B. über Aufmerksamkeit, Übung und Erholung sagt.

Er unterscheidet zwischen „eigentlich intensiver", typisch verteilter oder distributiver und beschränkter Aufmerksamkeit. Die „eigentlich intensive" Aufmerksamkeit, die sich in jedem Moment nur an wenigen Gegenständen, z. B. an einer Anzahl Beobachtungen oder an der Lösung eines einzelnen Denkproblems betätigt, eignet dem gelehrten oder wissenschaftlichen Beruf. Dagegen macht die typisch verteilte oder „distributive" Aufmerksamkeit das Merkmal der praktischen Männer aus. Der Geschäftsinhaber, der einen komplizierten Geschäftsbetrieb zu übersehen und zu leiten, der Gastwirt, der ein großes Hotelpersonal unter sich hat, der Offizier, der seine Soldaten, und der Lehrer, der seine Klasse zu überwachen und geistig zu leiten, der Schiffskapitän, der jeden Augenblick für das Wohl und Wehe seiner Mannschaft oder der Reisenden zu sorgen hat, der Orchesterdirigent, sie alle bedürfen der Verteilung ihrer Aufmerksamkeit mehr als ihrer Beschränkung auf einen Gegenstand. Hingegen ist der „zerstreute" Gelehrte der stark konzentrierte, und seine sogenannte „Zerstreutheit", die ihn beständig seinen Schirm stehen oder ihn beim Regen aufzuspannen vergessen läßt, nichts als die Folge einer außerordentlichen, stark auf einen Gedanken konzentrierten Aufmerksamkeit. Ganz verschieden war demnach die Arbeitsweise großer Männer. Während Newton, Leibniz, Carlyle einer so strengen Konzentration ihrer Aufmerksamkeit bedurften, daß nicht das geringste Geräusch in ihre Nähe dringen durfte, während Goethe, als er seine Wahlverwandtschaften schrieb, in dem einsamen Städtchen Dornburg nicht einmal den Besuch seiner Angehörigen duldete, Schopenhauer und Nietzsche in solcher Einsamkeit schufen, daß während ihrer Arbeitszeit kein Mensch ihre Zimmer betreten durfte, haßte umgekehrt Napoleon die Einsamkeit und umgab sich stets mit Begleitern.

Da es gut und wichtig ist, seine Aufmerksamkeit auch unter Störungen konzentrieren zu lernen, so verfehlen allzu besorgte Eltern oft das Rechte gegen ihre Kinder, indem sie mit übergroßer Ängstlichkeit alle Störungen von ihren Schularbeiten fern halten.

Unter den formalen Bedingungen der Intelligenz kommt neben der Aufmerksamkeit auch der Übung ein bedeutender Wert zu. Der Verfasser stellt die „Übung" so hoch, daß er in diesem unscheinbaren Worte das Geheimnis aller Geistesgröße sieht, und zwar ebensowohl der Größe der Intelligenz wie der Stärke des Willens. Selbst die beste Anlage und die genialste Begabung ist ohne umfassende, „ja, geradezu gewalttätige" Übung völlig bedeutungslos, sinkt ohne sie zu einer „bloßen Möglichkeit", einem bloßen „Können" im Gegensatz zum wirklichen Tun und Ausführen herab. Die höchste Leistung erreicht die ganz spezialisierte Übung, was wir am deutlichsten an den staunenswerten Leistungen auf dem Gebiete des Sports oder bei den „Artisten" im Zirkus oder Variété erkennen können. Soweit unsere geistigen und körperlichen Funktionen überhaupt dem Übungseffekt unterliegen, können wir durch Übung alles erreichen.

Eine für das Wesen der Intelligenz wichtige Erscheinung ist es, daß zur Steigerung geistiger Fähigkeiten durch Übung auch immer eine gewisse Intelligenz gehört. Der Verfasser weist des öfteren darauf hin, daß in der Ökonomie des geistigen Lebens die Intelligenz sich gewissermaßen selbst voraussetzt und sich selbst zu steigern vermag. In Wahrheit müssen zwei höhere Mächte in alle Übung eingreifen, wenn sie zur Vervollkommnung und zum Fortschritt führen soll: 1. der Wille zum Fortschritt, 2. die den Fortschritt kontrollierende Übung, also kurz gesagt: Wille und Intelligenz.

Was schließlich die Erholung betrifft, so ist der Verfasser allen anderen für sie vorgeschlagenen Mitteln gegenüber der Ansicht, daß vollkommene Erholung im Sinne eines wirklichen Wiederersetzens der verbrauchten Kraft nur die absolute Ruhe, also insbesondere der Schlaf, gewährt. Daß tiefer Schlaf von genügender Dauer allein den vollen Kräfteersatz nach schwerer Ermüdung wieder zu beschaffen vermag, wird mancher geistig Arbeitende gewiß an sich erfahren haben. Freilich nicht für jeden Menschen ist das gleiche Erholungsmittel gleich wirksam; die Erholung ist eine Kunst, die je nach der individuellen Veranlagung erlernt sein will.

Nachdem der Verfasser die formalen Bedingungen der Intelligenz erforscht hat, wendet er sich zu ihren materialen und behandelt die Beobachtung, das Gedächtnis, die Phantasie und das Denken in ihren Beziehungen zur Intelligenz.

Beim Gedächtnis weist er auf das merkwürdige Faktum hin, daß, je besser das Gedächtnis ist und je ausdauernder behalten wird, je leichter verfügbarer die erworbenen Kenntnisse einem Menschen sind, diese sich um so mehr vordrängen und die eigene Überlegung überflüssig machen. Als Beweis führt er eine vielen bekannte Tatsache an: daß er nämlich wiederholt auf Reisen die Städte und Museen in Begleitung hochgebildeter Menschen besichtigt habe, die ein „wahrhaft enzyklopädisches Wissen" von allen Städten Italiens und Deutschlands besaßen und mit erstaunlicher Sicherheit ihr Wissen anzuwenden wußten, bei denen er aber vergeblich auf irgendeine selbständige Bemerkung oder die Entdeckung eines neuen, bisher nicht beachteten Charakterwerkes an einem Kunstwerke gewartet habe.

Die Phantasie erklärt er als „kombinierende Vorstellungstätigkeit", bei welcher die Vorstellung als solche der Zweck und das Ziel der inneren Arbeit werden. Er beleuchtet dann den Anteil, den die Phantasie an dem wissenschaftlichen Schaffen hat, und zeigt an Rousseau und Nietzsche, wie die Phantasie sogar den Verstand überwuchern kann. Dann weist er das Verhältnis der Phantasie zur Intelligenz in positiver und negativer Beziehung nach. Während die Beobachtung durch Schärfe und Genauigkeit der Analyse in ihrem beschränkten Bereiche ein Äquivalent für das denkende Beobachten werden, das Gedächtnis durch Beweglichkeit, Schlagfertigkeit und Treue das selbständige Urteil in gewissem Maße ersetzen kann, kommt die Phantasie auf dem Wege der Anschaulichkeit der höchsten Leistung des Denkens nahe: seiner schöpferischen und produktiven Tätigkeit.

Nunmehr wendet er sich im zweiten Hauptteile seines Werkes zum Willen und seinem Verhältnis zur Intelligenz.

Er betrachtet den Willen zuerst rein psychologisch in seiner Bedeutung für das geistige Leben, untersucht seine Entwicklungs- und Bildungsstufen, behandelt die Willenshandlung als Assoziation zwischen Motiv und Handlung, geht dann zu einem neuen Kapitel „Wünschen und Handeln" über und betrachtet in einem dritten, besonders interessanten, die individuellen Willens- und Charakterformen. Hier zeigt er, daß der Charakter in höchstem Maße von dem Grade und der Form der Intelligenz bestimmt wird, ja, daß wir in gewissem Sinne aus dem Wesen des Willens folgern können, daß die meisten Charakterformen, soweit sie nicht durch

angeborene Gefühlsdispositionen bestimmt werden, als Intelligenzformen des Willens aufgefaßt werden müssen.

Von hier aus gewinnt er dann den Übergang zu der Frage des Verhältnisses von Intelligenz und Wille für die Weltanschauung und kommt zu dem Schlusse, daß die Stellung des Menschen zur Weltanschauung mehr durch die Intelligenz als den Charakter bestimmt wird. Die große Masse zwar läßt sich in den Fragen ihrer Weltanschauung mehr von Wünschen und Begehrungen als vom logischen Gewissen und sachlichen Gründen leiten. Je höher wir jedoch in der intellektuellen Entwicklung der Menschen aufwärts steigen, um so mehr verliert sich der Charakter dieser von bloßen Wünschen bestimmten Weltanschauung. „Und je mehr der einzelne Denker imstande ist, die abstrakten Probleme der Metaphysik zu erfassen und das ganze positive Wissen seiner Zeit in den Dienst ihrer Lösung zu stellen, desto mehr nimmt die Lösung dieser Frage den Charakter rein logischer Reflexion nach den allgemeinen Prinzipien der Erkenntnis an." Also auch hier spricht Neumann der Intelligenz den Vorrang über den Willen zu. Ja, er geht so weit, das ganze Seelenleben restlos in eine Summe intellektueller Prozesse aufzulösen. Das „Ich" vermag nach seiner Ansicht in ihnen zwar eine eigenartige Wirksamkeit zu entfalten, aber diese besteht ebenfalls in nichts anderem, als in einer Summe intellektueller Prozesse und deren eigentümlichen Bedingungen und Wirkungen, „die aber durch ihre unmittelbare Beziehung zum Ich einen eigenartigen Charakter erhalten".

Es kommt bei einer Besprechung eines Werkes wohl zu allererst darauf an, dem gerecht zu werden, was der Verfasser mit ihm beabsichtigt, in ihm niedergelegt hat. Die Frage nach der Zustimmung oder dem Widerspruch steht bei einer mit ernster Wissenschaftlichkeit geschriebenen Arbeit erst an zweiter Stelle. Wollte ich meine Ansicht, daß der Intellektualismus hier zu stark in den Vordergrund tritt, der Vorrang der Intelligenz vor dem Willen zu energisch betont wird, geltend machen, dann müßte ich, um überzeugend zu wirken, wieder ein Buch oder mindestens eine Abhandlung schreiben.

Es handelt sich an dieser Stelle aber nicht um die Meinung des Referenten, sondern um die des Verfassers. Er hat das Versprechen der Einleitung gehalten: das Wesen von Intelligenz und Wille zu erforschen, beide in ein Verhältnis zueinander zu setzen und in den Folgerungen, die sich aus der vertieften Erkenntnis beider für die Bildung der Persönlichkeit und für die Praxis des Forschens und Handelns ergeben, einen Beitrag zu einer künftigen Wissenschaft vom persönlichen Leben zu geben.

Artur Brausewetter.

Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs. Von Haug und Sixt. Zweite, ergänzte und erweiterte Auflage, im Auftrag des württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins herausgegeben von Ferdinand Haug, unter Mitwirkung von Peter Goeßler. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1914.

In den Jahren 1898—1900 hat Ferdinand Haug zusammen mit Gustav Sixt, dem damaligen Vorstande des Stuttgarter Lapidariums, die erste Auflage dieses Buches erscheinen lassen. Die immer wachsende Menge neuer Funde hat ihn veranlaßt, nach Sixts frühem Tod mit dessen Nachfolger Goeßler, einem Jünger Dörpfelds, eine neue Bearbeitung ans Licht zu geben. Sie liegt jetzt in drei Lieferungen vollendet vor, in derselben guten Ausstattung wie die erste, aber von 415 Seiten auf 727 angewachsen. Man darf dem würdigen Altmeister schwäbischer Archäologie, der, nicht allzuweit von den Achtzigen, mit unverminderter Frische seinen alten Verdiensten ein neues hinzugefügt hat, dazu aufrichtig Glück wünschen. Wir besitzen damit einen dem heutigen Stande der Kenntnisse entsprechenden Katalog der antiken Hinterlassenschaft des Württemberger

Landes, von kundigen Händen übersichtlich angelegt, unter gründlicher und objektiv-ruhiger Würdigung der gelehrten Leistungen der Vorfahren wie der Zeitgenossen, mit wohlgelungenen bildlichen Darstellungen geziert, mit vortrefflichen Registern versehen, die das Nachschlagen, sei es nach welcher Hinsicht man wolle, sehr bequem machen, und mit einer Übersichtskarte über die römischen Straßen und Niederlassungen des Landes ausgestattet. Das Buch ist aber mehr als ein trockener Katalog. Es ist angeordnet nach geographischem Gesichtspunkt, führt uns von Oberschwaben an die Donau, die mittlere und nordöstliche Alb, den rätischen Limes, dann an den oberen Neckar und Schwarzwald zu dem Hauptort der Römer Rottenburg-Sumelocenna, über mittlere Alb, oberes Gäu, Schönbuch, Filder, Cannstatt, Rems, Enz, Murr nach Norden und an den germanischen Grenzwall, der den nordöstlichen Teil des heutigen Württemberg ausschließt. Jedem geographischen Abschnitt geht eine Übersicht über die Gegend voraus, die sich über ihre Naturbeschaffenheit, Besiedlung, Altertümer u. dgl. so weit verbreitet, als es zum Verständnis unserer römischen Vorzeit dient. Man macht so, wenn man das Buch durchliest, einen Spaziergang durch das ganze uralte Kulturland und läßt sich zu der reichen archäologischen Belehrung gerne auch noch den Genuß gefallen, den man aus einer solchen kundigen Führung zieht. Die exakte Forschung kann das Werk nicht entbehren; aber es möge auch in die Hände anderer kommen, die es lieben und verstehen, ein Land nicht bloß nach seinen Naturschönheiten, sondern auch nach den Spuren des Menschen zu durchpilgern. *qq.*

Lettres et documents pour servir à l'histoire de Joachim Murat 1767—1815. Par Paul le Brethon. VIII. Paris, Plon. 1914.

Der achte Band dieses Urkundenwerkes reicht vom 9. September 1809 bis zum 6. August 1810 und bietet wie die früheren dem Geschichtschreiber ein sehr wertvolles Material dar. Wir erhalten vor allem den Eindruck, daß Murat als König von Neapel für seinen kaiserlichen Schwager nichts war als eine Figur auf dem politischen Schachbrett, ein Werkzeug für Napoleons gesamte Pläne, nicht aber ein Wesen für sich mit eigenen Rechten und Zwecken. Murat ist sich dessen auch sehr gut bewußt. Als der Statthalter der ionischen Inseln, General Donzelot, dem Kaiser schreibt, wenn Korfu in die Hand des Feindes falle, so habe Murat die Schuld, weil er die Ausfuhr von Korn aus Neapel verboten habe, so beschwert sich Murat in einem Schreiben an den General vom 28. April 1810 mit den Worten: „Wie haben Sie es fertig gebracht, eine so wenig begründete Klage auszusprechen und dem Kaiser den Eifer und die Gefühle verdächtig zu machen, die meine ganze Regierung für seinen Dienst beseelen?" Seit elf Monaten seien 200000 Scheffel nach Korfu geschafft worden, und obwohl eine Hungersnot in Neapel drohe und der Preis des Kornes in den letzten 48 Stunden sich verdoppelt habe, sei die Ausfuhr doch fortgesetzt worden; die sämtlichen Forderungen Donzelots, die sich auf etliche 80000 Tomoli belaufen, seien erfüllt worden. Im Juni 1810 bat Lucian Bonaparte, den Napoleon nach Amerika verwies, Murat um ein amerikanisches Schiff zur Fahrt über den Ozean und um Geld; Murat verschaffte ihm ein Schiff, das von Neapel abging, und ließ ihn Wechsel auf sich ziehen; aber er war in Todesangst, daß ihm der Kaiser das übel nehmen könnte, und versicherte, daß Lucian bloß mit seinem Kopf schuldig sei, sein Herz aber immer dem Kaiser gehöre. Die Engländer beunruhigten Murat fortwährend, indem sie die Küste Neapels bedrohten und die Räuberbanden besoldeten; die königlichen Truppen hatten mit diesen regelmäßige Gefechte zu bestehen. Dafür bereitete Murat eine Expedition nach Sizilien vor und hatte guten Mut, die Insel erobern zu können; er hatte eine wahre Freude, als eine englische Kugel von Messina herüber über sein Zelt wegflog, weil damit bewiesen sei, daß die Meerenge gar nicht so breit sei, wie man meine (30. Juli). Wir hören, daß die Engländer und der in Palermo sitzende bourbonische Hof einander mißtrauten; König Ferdinand fürchtete, daß er nach England geschafft werden und England Sizilien behalten könnte (5. Mai). Sympathisch erscheint Murats Frau Caroline Bonaparte; sie ist eine liebevolle Gattin und zärtliche Mutter (29. Juni, 18. Juli), und das gräßliche Brandunglück, dem die Fürstin Schwarzenberg zum Opfer fiel, schildert sie sehr ergriffen (3. Juli). Wie die neue Kaiserin Marie Luise ihren Schwägerinnen zu schmeicheln verstand, zeigt ihr Brief vom 1. Mai 1810 aus Antwerpen: „Ich umarme Sie zärtlich und bin fürs Leben Ihre Ihnen sehr zugetane Schwester und Freundin." Dieses „Leben" währte keine vier Jahre mehr! *γε.*

Griechische Kultur im Bilde. Von H. Lamer, „Wissenschaft und Bildung". Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

Kein Wunder, daß das Büchelchen in zweiter Auflage erscheint. Mit hervorragend glücklicher Hand gelangen wenig gekannte Gegenstände zur Darstellung; auch wer, ohne

vom Fach zu sein, recht gut beschlagen ist, wird fast auf jeder Seite Neues und Anregendes finden. Da sehen wir Vasen im Privatbesitz oder aus entlegenen Rathäusern in Sizilien, Bronzen aus Tunis, klassische Häuserreste aus Südrußland, Rekonstruktionsversuche französischer Archäologen, wenig beachtete Herrlichkeiten unserer deutschen Museen. Allein wegen der guten Wiedergabe des unbeschreiblich fesselnden, in Boston befindlichen Gegenstücks zum sogenannten Thron der Venus, an der Hand der Studniczkaschen Deutung verlohnt sich der so überaus geringfügige Preis des ganzen Buches. Naive Schlichtheiten werden gebracht, vergegenwärtigen die Unfehlbarkeit des griechischen Geschmacks. So jener Weihestein mit den streng-stilisierten zwei abgeschnittenen Zöpfen, die zwei Schiffer in Sturmgefahr dem Poseidon versprachen. Überaus anziehend das Vasenbild von plaudernden Wäscherinnen, das auf ein berühmtes Gemälde des Polygnotos in den Propyläen der Akropolis sich zurückführen läßt. Wir sehen glänzend gezeichnete Huckepack- und Ballspiele der Jünglinge, die verfeinerte Grazie des bildnerischen Schmuckes eines Gerätes, das Griechinnen zum Wollspinnen benutzten. Mit Recht werden die technischen Leistungen, Wasseruhren und dergleichen mehr, veranschaulicht. Leider wird auch hier die nie wieder erreichte Bildniskunst nur auf das Flüchtigste berührt, und es nimmt Wunder, daß noch immer vom „Mädchen von Antium" die Rede ist. Selbst diese kleine Wiedergabe zeigt den muskulösen Hals, die kräftige Schulter, läßt den durch lange Gewänder verhüllten Jüngling erkennen. Einige Sätze des Verfassers fallen aus dem Ton des so Erlesenes bietenden Werkes. Warum Plattheiten, wie: „Wahr ist's, wir sind den Alten (in der Technik) überlegen . . . Der Gedanke, daß die heutige Welt gerade in der Mode und der Kleidung dem Altertum nachstehen solle, ist vielen allzu befremdlich." Für solche Leser ist das Buch zu gut. *μβ.*

Friedrich Schlegel am Bundestage in Frankfurt. Von Dr. Jakob Bleyer, Professor an der Universität Budapest. München, Duncker und Humblot. 1913.

Eine Episode im Leben des bekannten Schriftstellers und Politikers, die ihr besonderes Interesse bietet, wird hier von Bleyer auf Grund eines Fundes von 22 Briefen genauer erläutert. Diese Briefe sind von Friedrich Schlegel und seiner Frau Dorothea an ihren Gönner, den Grafen Franz Szechenyi, gerichtet, und werden im Szechenyi-Archiv der Bibliothek des ungarischen Nationalmuseums in Budapest aufbewahrt, das dem Grafen seine Gründung dankt. Szechenyi war ein wirklicher Edelmann, hochgebildet, patriotisch und fromm; er gehörte zu dem Kreis des Reformators des österreichischen Katholizismus, des Redemptoristenpaters Clemens Hofbauer, und so wurde er mit den Schlegels bekannt und förderte ihre Wünsche. Es gelang, Metternich zu bestimmen, daß er dem österreichischen Gesandten in Frankfurt, Freiherrn Franz v. Albini, Schlegel als ersten Legationssekretär mit dem Rang eines Rats und 3000 Gulden Gehalt beigab (1. Oktober 1815). Schlegel trat das Amt mit der Hoffnung an, daß der Deutsche Bund als ein fruchtbarer Ausgangspunkt und erster Keim zu sehr vielem Guten sich bewähren werde; er reiste am 20. November von Wien ab und ließ seine Frau nachkommen, wodurch die doppelten Reisekosten angerechnet werden konnten, „ein bei dem fortwährend mit Geldnöten kämpfenden Schlegel sehr gewichtiger Gesichtspunkt". In Frankfurt arbeitete Schlegel einige Denkschriften aus, so über die Beeinflussung der Presse und der öffentlichen Meinung im österreichischen Sinn. Er ward aber Ende 1817 schon wieder abberufen, teils wegen seines persönlichen Verhältnisses zu seinem Vorgesetzten, Grafen Buol, teils weil er sich mit den „ultramontanistischen" Bestrebungen in einem Maß einließ, welche weder Kaiser Franz noch Metternich behagte: bei aller katholischen Korrektheit dachten beide in Betreff von Staat und Kirche josephinisch. *ε.*

Cinquante ans de Souvenirs. Par Comte de Maugny. Paris, Plon. 1914.

Der französische Offizier, Diplomat und Journalist, der diese Erinnerungen aufgezeichnet hat, ist Savoyer von Geburt, focht 1859 gegen die Österreicher und optierte nach dem Verzicht Victor Emanuels auf die Wiege seines Geschlechtes für Frankreich. „Wollen Sie mich auch verlassen?" sagte ihm der nicht leicht gerührte König beim Abschied. Maugny diente dem Kaiserreich, kannte viele seiner Werkzeuge und berichtet angenehm, wenn auch nicht viel Neues bringend, über Napoleon III., Morny und die Staatsmänner und militärischen Führer bis 1870. Das Originellste sind Maugnys Berichte über Boulanger, den er nach seinem mißlungenen Versuch eines Staatsstreichs in Brüssel wiedersah. Man begreift um so besser, warum dieser Held einer Liebestragödie in der Geschichte keine Stelle errang. *βλ.*

Maister Franntzn Schmidts Nachrichter inn Nürmberg all sein Richten. Von Albrecht Keller. Leipzig, Wilhelm Heims Verlag. 1913.

Ein Quellenbuch, daher nicht für viele, wertvoll jedoch für einige. Auch wenn diese nicht Kulturhistoriker von Beruf sind, schöpfen sie gern aus erster Hand, verstehen zwischen den Zeilen zu lesen, erkennen die Tragweite kleiner, anscheinend geringfügiger Züge. Solchen wird dieses Büchelchen eine Fundgrube sein. Sie werden versuchen, sich ein Bild des Scharfrichters aus Nürnbergs großer Zeit zu gestalten. Fast ein halbes Jahrhundert hat er seines Amtes gewaltet. Über die beiden steinernen Bogen des Henkersteges schritt er von seiner Behausung auf der Scharfrichterinsel zur blutigen Arbeit auf dem Rabenstein, der vor dem Frauentor lag. An die vierhundert Hinrichtungen hat er vollzogen und noch viel öfter mit Ruten gestrichen. Anscheinend ist es seinem Einfluß gelungen, schuldige Frauen nicht wie ehedem zu ertränken, sondern ihnen den ehrenvolleren und beliebteren Tod durch das Beil zu erwirken. Wahrscheinlich war Franntz Schmidt nicht grausam: hier und da schleicht sich eine leise Mitleidsanwandlung in den knappen, spröden Bericht. Ganz gewiß war er kirchlich fromm, er erwähnt den „christlichen Abschied" des „Geigenschusters, seines Handwerks ein Schuhmacher, dabei ein Geiger und Trommelschläger und ein großer Dieb". Mißbilligend berichtet er, wenn ein gottloser Mensch das heilige Abendmahl ausschlägt; er erwähnt den „Hochmut" des stehlenden und falschspielenden Dachdeckers, „Reiter Hennsla" genannt. Den Schöffen sagt dieser beim Weggehen: „Behüt' euch Gott, wie ihr jetzt an mir handelt, also werdet ihr einmal einen schwarzen Teufel sehen müssen. Doch bei dem Galgen hat er zwei Lieder gesungen: Wenn mein Stündlein vorhanden ist, und: Was mein Gott will, das gescheh' allzeit. Die erste Nacht ist ihm ein rotgestricktes Paar Strümpfe angezogen worden, als er am Galgen gehangen." Wie andeutungsvoll ist dieser letzte Satz. Wer hat dem Gehenkten diesen naiv-rührenden Liebesdienst erwiesen? Gewiß hat Meister Franntz mit innerer Entrüstung über den lästernden Glaser berichtet, „welcher, als ein groß Wetter gewesen, und heftig donnerte, Gott im Himmel gelästert und geflucht, ihn einen alten Schelm geheißen, der alte Narr habe das Geld verspielt und verkartet, er woll' es jetzt mit Kugeln wieder gewinnen. Allhier aus Gnaden eine Viertelstunde an den Pranger gestellt, auf der Fleischbrücke ein Stück von der Zunge genommen". Ein Büttnergesell war „ein verwegener Tropf, bat, da man ihm sein Urteil verlas, er wollte gern sterben, man sollte ihm nur zuvor vergönnen, daß er sich mit vier Schützen sollte hauen und balgen. War aber vergebliche Bitt'! Anscheinend hatte der Nachrichter Sinn für menschliche Not, für eigenartiges Schicksal, für pittoreske Züge. Fünf jugendliche Diebe, der jüngste dreizehn Jahr, wurden mit dem Strang gerichtet. „Man hat sie alle bekleiden müssen, denn sie sind nackend und bloß gewesen, etliche haben nicht beten können und sind in keine Kirche gekommen." Das „Moser-Annele" wurde wegen wiederholten Ehebruchs und anderer Unzucht, insbesondere mit einem Vater und Sohn, von ihm mit dem Schwert gerichtet. Ihr Mann, der wegen angeblicher Kuppelei mit Ruten gestrichen wurde, schrieb mit Kreide an die Mauer über ihr Grab: „Vater und Sohn sollte man tun wie ihr und den Kupplern desgleichen. Kaiser und König will ich in jener Welt anrufen und klagen, daß keine Justitia nicht geschehen. Ich armer Mann unschuldig dazu komm'. Ade, zu guter Nacht." Schön-Annele, das ihren Bräutigam besuchen will, wird im Holz erstochen; neben anderen Diebinnen erwähnt er die „Schützen-Maria, ein schönes, junges Leut (Mensch), an welcher der junge Dietherr gehangen". Sie kam an den Pranger und wurde mit Ruten gestrichen. „Es lief so ein grausames Volk heraus, daß schier etliche unter dem Frauentor erdrückt wurden. Der Schützen-Maria wurden die Ohren abgeschnitten, und darauf wurde sie mit dem Strang gerichtet." Ein Hirt hat lange Zeit sich für ein Gespenst ausgegeben, um heimlich zur Bauerntochter zu gelangen. Ein Dieb (er hatte rote Samthosen und ein Atlaswams gestohlen) wurde enthauptet. „Dessen Haupt auf dem Stein sich hin und her gerichtet und bewegt, als ob er sich umsehen wollt'. Die Zunge bewegt, den Mund aufgetan, als ob er reden wollt', bei einer guten halben Viertelstunde, dessen ich niemals gesehen habe." Als ein Dieb und Räuber, der Markgraf genannt, nach dem Richtplatz geführt wurde, stand unter denen, welche „die armen Sünder sehen wollen, sein Weib. Welchem sie um den Hals gefallen und geküßt. Denn sie nicht gewußt, daß ihr Mann gefangen oder ein solcher Gesell gewesen". Dreiundvierzig Jahre lang hat er die Nürnberger Verbrecher — was man damals schlichtweg für Verbrecher ansah — gestäupt, gehenkt und geköpft. „Damit hat er seinen Dienst aufgegeben und ist wieder redlich gemacht worden", hat auch ein christliches Begräbnis erhalten. *μβ.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Altmann-Gottheiner. — Kriegsjahrbuch des Bundes deutscher Frauenvereine 1915. Im Auftrage des Bundes deutscher Frauenvereine herausgegeben von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner. Mit fünf Bildnissen auf drei Tafeln. 208 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915.

Aus eiserner Zeit. — Aus eiserner Zeit. Acht Künstlersteinzeichnungen. Berlin-Schöneberg, Franz Schneider's Verlag 1914.

Bähnisch. — Die deutschen Personennamen. Von Alfred Bähnisch, Direktor des Königl. Gymnasiums in Stargard in Pommern. Zweite Auflage. 126 S. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 296.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1914.

Bauer. — Von den Schlachtfeldern in Galizien. Kleine Bilder aus dem großen Kriege von Ludwig Bauer. 112 S. Leipzig, S. Hirzel. 1914.

Baum. — Kriegsbüchlein für das deutsche Haus. Herausgegeben von Rechtsanwalt Dr. Georg Baum in Berlin. 268 S. Stuttgart, J. Heß. O. J.

Bäumer. — Der Krieg und die Frau. Von Gertrud Bäumer. (Der Deutsche Krieg, Heft 15.) 30 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Berzeviczy. — Griechische Reiseskizzen aus dem Sommer 1912. Von Albert von Berzeviczy. (Aus der „Ungarischen Rundschau"). München u. Leipzig, Duncker und Humblot. 1914.

Binswanger. — Die seelischen Wirkungen des Krieges. Von Prof. Dr. O. Binswanger. (Der Deutsche Krieg, Heft 12.) 40 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Bischoff. — Freimaurers Kriegsgedanken. Von Diedrich Bischoff. 65 S. Leipzig, Bruno Zechel. 1914.

Boy-Ed. — Stille Helden. Roman von Ida Boy-Ed. 385 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1914.

Brahm. — Otto Brahm. Kritische Schriften. Zweiter Band: Literarische Persönlichkeiten aus dem neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von Paul Schlenther. 445 S. Berlin, S. Fischer. 1915.

Busse. — Das Drama. III. Von der Romantik zur Gegenwart. Von Dr. Bruno Busse. 136 S. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 289.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1914.

Chronik. — Chronik des Deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. Erster Band. Bis Mitte November 1914. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1914.

Dietrich. — Unser Handel mit unsern Feinden. Von Rudolf Dietrich. 78 S. München, Duncker und Humblot. 1914.

Erdős. — Die Perlenschnur. Eine Auswahl aus den Gedichten von Renée Erdős. Aus dem Ungarischen übertragen von Johannes Mumbauer. 120 S. Saarlouis, Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H. 1914.

Fischer. — Zu Schutz und Trutz. Eine Sammlung ernster und heiterer Kriegsdichtungen in Poesie und Prosa, geeignet zum Vortrag an Volksbildungs- und Unterhaltungsabenden sowie als Lesestoff. Herausgegeben von Karl Fischer, Lehrer in Gardelegen. 222 S. Leipzig, Hesse und Becker. 1914.

Frenssen. — Bismarck. Epische Erzählung von Gustav Frenssen. 452 S. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1914.

Frisch. — Der Krieg im Wandel der Jahrtausende. Vortrag von Prof. Dr. Hans R. v. Frisch, Rector Magnificus der Universität Czernowitz. 42 S. München, Duncker und Humblot. 1914.

Goldscheid. — Das Verhältnis der äußeren Politik zur inneren. Ein Beitrag zur Soziologie des Weltkrieges und Weltfriedens von Rudolf Goldscheid. 71 S. Wien, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky. 1914.

Greinz. — Äbtissin Verena. Roman von Rudolf Greinz. 374 S. Leipzig, L. Staackmann. 1915.

Harnack. — Der Krieg und die Frauen. Von Dr. Agnes von Harnack. 22 S. Berlin, Julius Springer. 1915.

Hoffensthal. — Moj. Roman von Hans v. Hoffensthal. 435 S. Berlin/Wien, Ullstein und Co. 1915.

Höffer. — Sieger. Roman von Else Höffer. 321 S. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1914.

Hopfen. — Verdorben zu Berlin. Roman von Otto Helmut Hopfen. 461 S. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1914.

Jantzen. — Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. Von Dr. Hermann Jantzen, Provinzialschulrat in Breslau. Vierte, neu durchgesehene Auflage. (Sammlung Göschen, Bd. 79.) 126 S. Berlin, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung G. m. b. H. 1914.

Jordan. — Die Entstehung der konservativen Partei und die preußischen Agrarverhältnisse von 1848. Von Erich Jordan. 370 S. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1914.

Kampffmeyer. — Nordwestafrika und Deutschland. Von Professor Dr. Georg Kampffmeyer. (Der Deutsche Krieg, Heft 21.) 30 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Keppler. — Leidensschule. Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. 156 S. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. O. J.

Khevenhüller-Metsch. — Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch, Kaiserlichen Oberhofmeisters 1742—1776. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs von Rudolf Graf Khevenhüller-Metsch und Dr. Hanns Schlitter 1756—1757. 464 S. Wien, Adolf Holzhausen; Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1914.

Konow. — Die indische Frage. Von Sten Konow. (Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren.) 18 S. Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1914.

Kosmos. — Kosmos-Kalender 1915. Stuttgart, Kosmos-Gesellschaft der Naturfreunde. Franckh'sche Verlagshandlung. 1915.

Kriegs-Almanach. — Kriegs-Almanach 1915. 245 S. Leipzig, Insel-Verlag. 1915.

Lienhard. — Das deutsche Elsaß. Von Friedrich Lienhard. (Der Deutsche Krieg, Heft 17.) 32 S. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Lindemann. — Wilhelm Lindemanns Geschichte der deutschen Literatur. Neunte und zehnte Auflage. Herausgegeben und teilweise neu bearbeitet von Dr. Max Ettlinger, Privatdozent an der Universität München. Erster Band. Mit 60 Bildern auf 17 Tafeln. 660 S. Zweiter (Schluß-) Band. Mit 92 Bildern auf 23 Tafeln. 716 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1915.

Lindenberg. — Gegen die Russen mit der Armee Hindenburgs. Von Paul Lindenberg, Kriegsberichterstatter beim Oberkommando des Ostheeres. 182 S. Leipzig, S. Hirzel. 1914.

Litzmann. — Media Vita. Aus den Aufzeichnungen des Dr. Hans Valderhoff. Von Grete Litzmann. 278 S. Bonn a. Rh., Albert Ahn. 1914.

Marcks. — Wo stehen wir? Die politischen, sittlichen und kulturellen Zusammenhänge unseres Krieges. Von Erich Marcks. (Der Deutsche Krieg, Heft 19.) 32 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Matthias. — Bismarck. Sein Leben und sein Werk. Von Adolf Matthias. Mit 4 Bildnissen. 458 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1915.

Meinecke. — Die deutsche Erhebung von 1914. Vorträge und Aufsätze von Friedrich Meinecke, ordentl. Professor an der Universität Berlin. 99 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1914.

Meinhof. — Deutsche Erziehung. Von Carl Meinhof. (Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren.) 21 S. Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1914.

Meyer. — Worin liegt Englands Schuld? Von Prof. Dr. Arnold Oskar Meyer. (Der Deutsche Krieg, Heft 18.) 31 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Meyer. — Meyers Kleines Konversationslexikon. Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Durch einen Ergänzungsband erneuerte Ausgabe. Siebenter Band: Ergänzungen und Nachträge. 722 S. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1914.

Mohr. — Krieg und Friede. Lose Blätter für Heimat und Feld. Weihnachten. Von Heinrich Mohr. 32 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Mühlradt. — Aus dem Tagebuche eines Sachsengängers aus der Heide. Nach Aufzeichnungen eines früheren Sachsengängers von Johannes Mühlradt. Mit 2 Tafeln. 152 S. Leipzig, Friedrich Schneider. 1915.

Nathan. — Die Enttäuschungen unserer Gegner. Von Paul Nathan. (Der Deutsche Krieg, Heft 11.) 35 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Naturkunde. — Moderne Naturkunde. Einführung in die gesamten Naturwissenschaften. Lieferung 6—10. Godesberg, Naturwissenschaftlicher Verlag. O. J.

Nissen. — Der Krieg und die deutsche Kunst. Den kunstliebenden Deutschen beider Kaiserreiche gewidmet von Momme Nissen. Mit einer Tafel. 63 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1914.

Nötzel. — Das heutige Rußland. Eine Einführung in das heutige Rußland an der Hand von Tolstois Leben und Werken von Karl Nötzel. Erster Teil. 480 S. München, Georg Müller. 1915.

Pazaurek. — Patriotismus, Kunst und Kunsthandwerk. Von Gustav E. Pazaurek. (Der Deutsche Krieg, Heft 20.) 32 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Philippi. — Carneval. Von Felix Philippi. 306 S. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1914.

Ranke. — Rankes Meisterwerke. Dritter bis fünfter Band. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1914.

Reden. — Deutsche Reden in schwerer Zeit, gehalten von den Professoren an der Universität Berlin. Herausgegeben von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern. 350 S. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1914.

Rosner. — Wir tragen das Schwert! Gedichte zum Deutschen Krieg von Karl Rosner. 80 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1914.

Schäfer. — Deutsch-türkische Freundschaft. Von Dr. Carl Anton Schäfer. (Der Deutsche Krieg, Heft 13.) 43 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914

Schaukal. — Kriegslieder aus Österreich 1914. Von Richard Schaukal. Erstes Heft. 40 S. München, Georg Müller. 1914.

Schaukal. — 1914. Eherne Sonette. Von Richard Schaukal. 43 S. München, Georg Müller. 1914.

Schenk. — Leute von der Rauhen Alb. Von Marie M. Schenk. Mit 24 Bildern von Adolf Glattacker. 229 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. O. J.

Schöttler. — Neunzehnhundertvierzehn in Briefen und Feldpostbriefen. Von Horst Schöttler. 162 S. Leipzig, L. Staackmann. 1915.

Schumann. — Deutschlands Erhebung 1914. Ein Stück Zeitgeschichte von Harry Schumann. 163 S. Berlin, Schuster und Loeffler. 1914.

Schuster. — Aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern. Ereignisse und Episoden aus fünf Jahrhunderten (1415—1915). Herausgegeben von Archivrat Dr. Georg Schuster, Königlichem Hausarchivar. 264 S. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. 1915.

Seeber. — Christus. Episches Gedicht von Joseph Seeber. 272 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. O. J.

Spemann. — Spemanns Alpenkalender 1915. Stuttgart, W. Spemann. 1915.

Spemann. — Spemanns Kunstkalender 1915. Stuttgart, W. Spemann. 1915.

Stammler. — Matthias Claudius, der Wandsbecker Bothe. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Von Wolfgang Stammler. 282 S. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1915.

Standarten wehn und Fahnen. Lieder aus großen Tagen. Ausgewählt von R. Geheeb. Zeichnungen von Professor Walter Klemm. 93 S. München, Albert Langen. O. J.

Storm. — Theodor Storm. Briefe an seine Braut. Herausgegeben von Gertrud Storm. 313 S. Braunschweig, George Westermann. 1915.

Svensson. — Nonni und Manni. Zwei isländische Knaben. Von Jon Svensson S. J. Mit Illustrationen von Fritz Bergen. 86 S. Regensburg, J. Habbel. O. J.

Tschudi. — Der Islam und der Krieg. Von Rudolf Tschudi. (Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren.) 18 S. Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1914.

Ulmann. — Geschichte der Befreiungskriege 1813 und 1814. Von Heinrich Ulmann. Erster Band mit einer Übersichtskarte. 477 S. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1914.

Valter. — Bijdrage tot de Wordingsgeschiedenis van den grooten Oorlog door M. P. C. Valter. 126 S. Amsterdam, C. L. van Langenhuysen. 1915.

Vecchio. — Die Idee einer vergleichenden universalen Rechtswissenschaft. Von Dr. Giorgio Del Vecchio, ordentl. Professor der Rechtsphilosophie an der Universität Bologna. 29 S. Berlin und Leipzig, Dr. Walther Rothschild. 1914.

Vecchio. — Die Tatsache des Krieges und der Friedensgedanke. Von Girgio Del Vecchio. Aus dem Italienischen übersetzt von Richard Pubanz. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Otfried Nippold. 100 S. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1913.

Vesper. — Vom großen Krieg 1914. Gedichte von Will Vesper. 32 S. München, C. H. Beck'sche Verlagshandlung Oskar Beck. 1915.

Vezin. — Die Freudenbotschaft unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. Nach den vier heiligen Evangelien und der übrigen Urüberlieferung harmonisch geordnet von Dr. August Vezin. (Bücher für Seelenkultur.) 532 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1915.

Welt-Panorama. — Das große Welt-Panorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Band XIV. 576 S. Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Wiese. — Politische Briefe über den Weltkrieg. Zwölf Skizzen von Leopold von Wiese. 101 S. München, Duncker und Humblot. 1914.

Wieser. — Schildgesang. Lieder und Skizzen vom Weltkrieg. Gesammelt von E. Wieser. Mit acht Kunstbeilagen. München, Lucas-Verlag G. m. b. H. 1914.

Wilamowitz. — Reden aus der Kriegszeit. Von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Zweites Heft: Kriegserinnerungen Militarismus und Wissenschaft. Heroentum. 65 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1915.

Windelband. — Präludien. Aufsätze und Reden zur Philosophie und ihrer Geschichte. Von Wilhelm Windelband. Fünfte, erweiterte Auflage. Zwei Bände. 644 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Windegg. — Der deutsche Krieg in Dichtungen. Herausgegeben von Walther Eggert Windegg. 199 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1915.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Das Deutschtum in Südamerika.

Von

Ernst Wagemann.

Die Deutschen in Chile.

In einem geistreichen Buche, das vor mehreren Jahren in Chile erschien und dort derzeit viel besprochen wurde [1]), wendet der chilenische Verfasser den bekannten Satz der Rassentheoretiker, daß Vermischung fremdartiger Rassenelemente im allgemeinen zu ungünstigen Ergebnissen führe, und daß nur bei naher Verwandtschaft der Rassen gute Erfolge erzielt würden, in eigenartiger Weise auf sein Volk an. Er sucht nämlich zu zeigen, daß die Eingeborenen des Landes, die Araukaner, zwar den Germanen, aber nicht den Romanen wesensverwandt seien, daß daher ihre Verschmelzung mit dem romanischen Element unerwünscht sei, wogegen ein araukanisch-germanisches Mestizentum eine durchaus edle Rassenmischung darstelle.

Mag man auch wenig geneigt sein, dieser Ansicht beizupflichten, jedenfalls lassen sich manche Ähnlichkeiten im Charakter der alten Germanen und der Ureinwohner Chiles feststellen. So werden Unabhängigkeitssinn, kriegerischer Geist, Tapferkeit, Ritterlichkeit, Vasallentreue den einen wie den anderen nachgerühmt. Auch in wirtschaftlicher Beziehung haben sie vieles gemein.

Die Frage, wie groß der Anteil des Germanentums am Rassenaufbau des chilenischen Volkes sei, läßt sich dahin beantworten, daß er größer ist, als gemeinhin angenommen wird. Freilich stellt das chilenische Volk in der Hauptsache wohl eine Kreuzung zwischen Araukanern und Romanen dar, derart, daß das Indianerblut in den unteren Schichten überwiegt, während die oberen Schichten ihre kaukasische Abstammung ziemlich rein bewahrt haben. Aber es ist andererseits kaum zu bezweifeln, daß schon in den Adern der spanischen Conquistadores viel germanisches Blut — von der Westgotenzeit herstammend — floß, und daß auch späterhin Germanen, und selbst Deutsche, eingewandert sind. Urkundlich werden in Chile schon im sechzehnten Jahrhundert die Namen Blumen und Lisperger erwähnt, deren Träger die Ahnherren bekannter chilenischer Geschlechter geworden sind.

Wenig Bausteine hat jedoch die deutsche Masseneinwanderung des neunzehnten Jahrhunderts zum chilenischen Volkstum geliefert, da sie sich zu Fremden-

[1]) Palacios, Raza chilena, Valparaiso 1904.

kolonien zusammengeballt hat, die sich von der übrigen Bevölkerung ziemlich stark abschließen. Sie begann im Jahre 1846. Der große wirtschaftliche Aufschwung Chiles in der damaligen Zeit — es war eine Blüteperiode des Bergbaus — hatte starke Nachfrage nach Arbeitskräften hervorgerufen, so daß die Regierung zu einer tatkräftigen Einwanderungspolitik gedrängt wurde. Und die Werbungen ihrer Agenten fielen in Deutschland auf sehr fruchtbaren Boden, denn die politischen Ereignisse der vierziger Jahre hatten dort die Auswanderungslust so gesteigert, daß viele sogar den Mut fanden, die damals noch sehr gefährliche und beschwerliche Reise um das Kap Horn an die fernen Gestade des Stillen Ozeans anzutreten. Über drei, oft über vier, zuweilen sogar fünf bis sechs Monate dauerte die Fahrt in jenes rätselvolle Land, das von den einen ebensosehr als Schreckensort der Erdbeben, der Epidemien, der Korruption geschmäht, wie von den anderen als Reich der Freiheit und der ewigen Sonne gepriesen wird.

Es umschließt in der Tat außerordentlich starke Gegensätze, obwohl es an Fläche nur 750 000 Quadratkilometer aufzuweisen hat, also noch nicht anderthalbmal so groß ist wie das Deutsche Reich; allerdings erstreckt es sich über 39 Breitengrade, nämlich vom 17. bis zum 56. Im Westen wird es vom Stillen Ozean begrenzt, und im Osten steigt es zu den ewig schneebedeckten Gipfeln der Anden an. Sein regenloser Norden ist vollkommene Wüste und reines Bergbaugebiet; der außerordentlich niederschlagsreiche Süden dagegen ist von Wald und Seen bedeckt und hauptsächlich der landwirtschaftlichen Produktion dienstbar.

Wie groß die deutsche Einwanderung nach Chile gewesen ist, läßt sich nicht genau sagen. Jedenfalls handelt es sich nicht entfernt um solche Zahlen wie bei der deutschen Auswanderung nach Brasilien. Während heute in Brasilien mehrere Hunderttausend Deutsche leben, sind es in Chile nur etwa 30 000. Das macht weniger als 1 % der Gesamtbevölkerung aus, die etwa 3,5 Millionen Seelen beträgt. Dabei sind die in Chile geborenen Nachkommen der deutschen Einwanderer, die ihrer Staatsangehörigkeit nach Chilenen sind, in der Zahl eingeschlossen.

Wie viele Reichsdeutsche im Lande leben und wie sie auf die einzelnen Provinzen verteilt sind, ergibt sich aus nebenstehender Tabelle[1]).

Zu den in dieser Tabelle aufgeführten Reichsdeutschen kommen noch die 20 000 im Lande geborenen Deutschen, die zumeist im Süden leben, wohin die Masseneinwanderung geleitet wurde. Es wurde mit der Kolonisation der Provinz Valdivia begonnen[2]). Dort — unter dem 40. Breiten-

[1]) Nach der Volkszählung von 1907.

[2]) Über die Kolonisationsgeschichte insbesondere: Karl Kaerger, Landwirtschaft und Kolonisation im spanischen Amerika, Leipzig 1901, 2. Bd. — Albert Hoerll, Die deutsche Kolonisation in Chile. Deutsche Arbeit in Chile, Bd. 1, S. 1—59. Santiago 1910. — Carl Martin, Landeskunde von Chile, Hamburg 1909, S. 431 ff. — Ernst Wagemann, Die deutschen Kolonisten in Südamerika, Schmollers Forschungen 1915, 1. Heft.

grad — fanden die deutschen Ansiedler keineswegs paradiesische Verhältnisse vor. Dichter Urwald, eine Niederschlagsmenge von fast 3000 mm im Jahr, eine Durchschnittstemperatur im Juli, dem kältesten Monat, von 7—8° C, im Januar, dem wärmsten Monat, von 16—17° C und dabei ziemlich geringe Fruchtbarkeit des Bodens — das waren die Attribute ihrer neuen Heimat. Kaum irgendwelche Kulturarbeit war dort bisher geleistet worden, nur als Strafkolonie des Landes hatte Valdivia eine Rolle gespielt.

Die Kolonisten verloren aber nicht den Mut: wer in der Landwirtschaft kein Fortkommen sah, siedelte sich in Valdivia, La Union und Osorno — damals kümmerliche Ortschaften — als Gewerbetreibender an. So wurde eine Industrie geschaffen, die mehr als alles andere den Wohlstand Südchiles hat begründen helfen[1]). Gerbereien, Sägemühlen, Ziegeleien, Bierbrauereien, Brennereien, Schuhfabriken und viele andere Industriezweige sind heute dort vertreten und versorgen die nördlichen Provinzen des Landes mit ihren Produkten; auch ins Ausland wird exportiert. Die Landwirtschaft ist daneben aber keineswegs verkümmert. Durch die Industrie sind ihr vielmehr die Absatzmöglichkeiten teilweise erst geschaffen worden. Und die Kapitalien, die durch die gewerblichen Unternehmungen erzeugt worden sind, haben oft für den Landkauf Verwendung und somit agrikulturelle Verwertung gefunden.

Nord- und Mittelchile.

Provinz	Zahl der Reichsdeutschen	Haupterwerbszweig
Tacna	163	Handel
Tarapacá	693	Handel und Salpeterindustrie
Antofagasta	1178	" " "
Atacama	86	Handel und Bergbau
Coquimbo	179	" " "
Aconcagua	49	Landwirtschaft
Valparaiso	2185	Handel
Santiago	1385	Handel usw.
O'Higgins-Nuble	370	Landwirtschaft und Industrie
	6288	

Südchile.

Concepcion	753	Handel und Landwirtschaft
Arauco	116	Landwirtschaft und Industrie
Bio-Bio	60	" " "
Malleco	526	" " "
Cautin	584	" " "
Valdivia	1046	" " "
Llanquihue	737	Landwirtschaft
Chiloé	167	"
Magallanes	447	"
	4436	10724

[1]) Siegfried Benignus, In Chile, Patagonien und auf Feuerland, Berlin 1912, S. 65 ff.

Sowohl technisch wie kaufmännisch vorzüglich geleitete landwirtschaftliche Großbetriebe sind auf diese Weise entstanden.

In wenigen Jahrzehnten hat sich so durch den Fleiß und den Unternehmungsgeist der deutschen Einwanderung die Provinz Valdivia, früher ein Gebiet fast reiner Wildnis, in einen der blühendsten Landstriche Chiles verwandelt. Und manche von denen, die einfache Ackerbauer oder Handwerker gewesen waren, sind mehrfache Millionäre geworden. Es ist allerdings in Betracht zu ziehen, daß die deutschen Auswanderer, die sich seinerzeit in den ultimo rincón del mundo, den „äußersten Winkel der Welt" wagten, eine Art Elite darstellten. Viele von ihnen waren mit guter Schulbildung und beträchtlichen Geldmitteln ausgestattet ins Land gekommen.

Bald nachdem die ersten deutschen Einwanderer in Valdivia Fuß gefaßt hatten, begann man mit der Besiedlung des Llanquihue-Gebiets. Hier — am 41. Breitengrad etwa — lagen die Verhältnisse noch viel ungünstiger als in Valdivia. Der Boden war noch unfruchtbarer, der Urwald schwerer zu roden, und von Verkehrswegen und Absatzmöglichkeiten war dabei kaum die Rede. Daß die Ansiedler trotzdem ausgeharrt haben, bezeichnet Kaerger als eine wahre koloniale Heldentat. Manche haben es trotz aller Schwierigkeiten zu einigem Wohlstand gebracht, die meisten aber sind Kleinbauern geblieben, die in recht einfachen Verhältnissen leben. Es ist jedoch zu erwarten, daß sich ihre Lage bedeutend bessern wird, nachdem im Jahre 1912 die Bahn La Union—Puerto Montt in Betrieb gestellt worden ist.

Die Einwanderung nach Valdivia und Llanquihue hat hauptsächlich in den Jahren 1846—1860 stattgefunden. In dieser Zeit sind 3167 Deutsche dorthin gezogen, die sich gleichmäßig auf die beiden Kolonisationsgebiete verteilt haben; 1571 gingen nämlich nach Llanquihue. In den sechziger und siebziger Jahren ist nur geringer Nachschub gekommen.

Eine neue Epoche der deutschen Kolonisation begann mit der Erschließung der Frontera, zu deutsch: der Grenze, d. h. der Grenze gegen die Indianer. Es ist das Gebiet zwischen den Flüssen Bio-Bio und Tolten, zwischen dem 37. und 39. Breitengrade, wo die Araukaner bis zum Jahre 1882 ihre Unabhängigkeit behauptet haben. Erst damals wurden sie vollständig und endgültig unterworfen. Man wies ihnen Reservate an und begann das Land mit europäischen Einwanderern zu besiedeln.

Diesmal wurden aber nicht nur Deutsche angeworben, sondern Angehörige der verschiedensten Nationen: Franzosen, Spanier, Engländer, Italiener, selbst Russen, Griechen, Türken. Denn die Regierung wünschte keine geschlossene deutsche Massensiedlung; sie wollte verhindern, daß die Deutschen wie in Südchile auch hier ihre Nationalität bewahrten. Von den 36000 Einwanderern, die in den Jahren 1882—1901 hierher gezogen wurden, waren nur etwa 3000 aus Deutschland gebürtig. Obwohl nun die meisten von ihnen aus Berlin stammten und nicht Landwirte, sondern Handwerker von

Beruf waren, obwohl sie ursprünglich also von der Arbeit im Urwald nichts verstanden, fanden sie sich doch bald in den neuen Verhältnissen zurecht und brachten es allmählich zu Wohlstand, manche sogar zu Reichtum. Freilich hatten sie mit geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen als seinerzeit die Kolonisten in Valdivia und am Llanquihue-See: Der Urwald war weniger dicht, der Boden fruchtbarer, das Klima nicht so regenreich, der Wegebau leichter und die Absatzgelegenheit günstiger. Wie in den fünfziger Jahren in der Provinz Valdivia, so zogen auch hier viele der Kolonisten in die Ortschaften, besonders nach Temuco, wo gegenwärtig mehr als hundert deutsche Familien leben. Sie haben hier Handwerk und Industrie zur Blüte gebracht und so mittelbar auch die Landwirtschaft gefördert. Neben dem wirtschaftlichen Erfolg ist der nationale zu verzeichnen: das Deutschtum hat sich nämlich auch in dieser Gegend trotz aller nativistischen Absichten behauptet.

Ein ziemlich mißglückter Kolonisationsversuch wurde in den neunziger Jahren auf der Insel Chiloé unternommen. Auch hier befolgte die Regierung wie in der Frontera den Grundsatz, Personen verschiedener Nationalität nebeneinander anzusiedeln. Die Einwanderung — sie erfolgte in den Jahren 1895 bis 1897 — belief sich auf 315 Familien (1698 Köpfe), wovon 90 Familien (520 Köpfe) aus Deutschland kamen.

Schon nach kurzer Zeit haben die meisten Ansiedler die unwirtliche Insel wieder verlassen, wo Regen, Sumpf und Wald mit den Eingeborenen im Bunde waren, den Fremden den Aufenthalt zu erschweren. Bereits im Jahre 1898 hatte die Hälfte der Einwanderer die Flucht ergriffen. Während aber von den Ansiedlern romanischer Rasse (Spanier, Franzosen) nur 28 % geblieben waren, hatten sich von den Deutschen noch 60 % behauptet, obwohl sie durchweg städtischen Berufen entstammten. Freilich ist in den nächsten Jahren auch ihre Zahl infolge der Abwanderung noch weiter zusammengeschmolzen; aber ein verhältnismäßig großer Rest hat doch ausgeharrt und den schweren Kampf mit der hier nur überaus kärglich und widerwillig spendenden Natur aufgenommen.

Auch bei der Erschließung des Territoriums Magallanes hat sich das Deutschtum hervorgetan. Dort besteht heute eine bedeutende Vieh-, insbesondere Schafzucht.

Wir sehen also die Siedlungsgeschichte des südlichen Chile aufs engste und ehrenvollste mit dem deutschen Namen verknüpft. Man kann sagen, das Deutschtum hat dem chilenischen Volke die südlichen Provinzen wirtschaftlich und überhaupt kulturell erobert. Die Deutschen haben die Wildnis dort in blühendes Kulturland verwandelt, sie haben große Teile des chilenischen Gebietes zwischen dem 37. und 42. Breitengrade erschlossen, mit einer kolonisatorischen Kraft, die selbst dem Wirtsvolk die größte Bewunderung abgenötigt hat.

Das würdige Gegenstück zu dieser, auch für den nüchternen Beobachter, gewaltigen Leistung in Südchile sind die wirtschaftlichen Erfolge,

die das Deutschtum in Nord- und Mittelchile errungen, das sich fast ganz unabhängig vom Deutschtum im Süden entwickelt hat. Denn trotz der mannigfaltigen Beziehungen zwischen den beiden Siedlungsgebieten haben sie doch wenig miteinander gemein; auf beiden Seiten hat daher eine Art Partikularismus entstehen können.

Das Deutschtum in Nord- und Mittelchile, das sich nämlich in der Hauptsache kaufmännisch betätigt, begann seine Geschichte wenige Jahre nach dem Zusammenbruch der spanischen Herrschaft, im Jahre 1822, als in Valparaiso, dem Haupthafen und kommerziellen Mittelpunkt des Landes, die erste deutsche Firma gegründet wurde. Sehr bald reihten sich daran weitere deutsche Handelsniederlassungen und stellten sich den englischen Handelshäusern als mächtige und erfolgreiche Nebenbuhler an die Seite. Im Jahre 1838 bereits konnte in Valparaiso der „Deutsche Verein" ins Leben gerufen werden. 1848 wurde dort ein preußisches Konsulat errichtet. 1872 nahm die Hamburger Kosmoslinie ihre Fahrten nach der Westküste auf. 1896 wurde in Valparaiso die erste deutsche Bankniederlassung eröffnet[1]).

Das etwa sind die wichtigsten Etappen der Entwicklung des deutschen Handels[2]) in Chile.

Gegenwärtig leben in Valparaiso außer den Deutsch-Chilenen etwas über 2000 Reichsdeutsche neben etwa ebensovielen englischen Staatsangehörigen. Der Import- und Exporthandel wird fast ganz von der deutschen und englischen Kaufmannschaft beherrscht; Angaben darüber, wessen Einfluß überwiegt, wage ich freilich nicht zu machen.

Verschiedene Händlergruppen sind zu unterscheiden: An erster Stelle sind einige wenige Export- und Importhäuser zu nennen, die in der Regel im Filialverhältnis zu überseeischen Firmen stehen, von denen manche zu gleicher Zeit auch in anderen Ländern Niederlassungen haben und über Kapitalien von zehn, zwanzig, dreißig und mehr Millionen Mark gebieten. Das Ansehen und die Kapitalkraft dieser Welthäuser teilt sich den Filialen mit, die infolgedessen in der Lage sind, Import- und Exportgeschäfte großen Stils und daneben Bankiergeschäfte zu betreiben, sowie sich an bergbaulichen und industriellen Unternehmungen unmittelbar oder mittelbar zu beteiligen. Viel zahlreicher sind die reinen Importhäuser, deren größte mit drei bis fünf und mehr Millionen Mark Kapital arbeiten. Von den großen Export- und Importfirmen unterscheiden sie sich im übrigen kaum; denn auch ihr Betrieb hat in Technik und Organisation fast nordamerikanische Vollendung erreicht.

Ihnen gegenüber steht die „Zweite Hand", die Zwischenstufe zwischen dem Importeur und dem Kleinhändler. Sowohl im Kleinhandel wie in der

[1]) Siegfried Benignus, a. a. O., S. 16 ff.

[2]) Ernst Wagemann, Die Wirtschaftsverfassung der Republik Chile. Zur Entwicklungsgeschichte der Geldwirtschaft und der Papierwährung. Leipzig und München 1913, S. 57 ff.

Zweiten Hand herrschen statt der Deutschen und Engländer die Spanier, Italiener, Chilenen. Seit einigen Jahrzehnten nun sind die Exporteure und Fabrikanten in Europa und Nordamerika eifrig bestrebt, die Importeure zu umgehen und unmittelbar an die Zweite Hand oder an die Detaillisten zu liefern, wobei Agenten und Reisende als Vermittler dienen. Diese Tendenz zur Ausschaltung des Zwischenhandels, dieser sogenannte direkte Import hat schon beträchtliche Fortschritte gemacht[1]).

Für das Deutschtum bedeutet er eine gewisse Gefahr. Denn er stärkt ja die Zweite und Dritte Hand, wo das romanische Element regiert, und schwächt die Importhäuser, die Domäne der Deutschen (und Engländer). Ja, er hat es manchen Spaniern und Italienern ermöglicht, hier einzubrechen, d. h. sich zu großen Importeuren aufzuschwingen. Im letzten Grunde wird dadurch auch der deutsche Export geschädigt, dessen wichtigster Pionier der deutsche Kaufmann im Auslande ist und bleibt. Unmittelbar haben die deutschen Exporteure und Fabrikanten schon heute häufig genug unter dem „direkten Import" zu leiden, und zwar bei der oft eintretenden Zahlungsunfähigkeit der kleinen Händler, deren Kreditwürdigkeit sich im Auslande nur schwer beurteilen läßt. Besonders der jetzige Krieg wird zahlreiche Fälle dieser Art zeitigen.

Leider muß es ausgesprochen werden, daß durch die Institution der Handelssachverständigen der direkte Import in manchen Fällen nicht unwesentlich gefördert worden ist.

Bisher freilich hat die Tendenz zur Ausschaltung des Zwischenhandels keine statistisch sichtbare Wirkung gehabt. Denn die Einfuhr aus Deutschland, die in der Hauptsache aus Fabrikaten, insbesondere aus Textil- und Eisenwaren besteht, hat fast dauernd zugenommen. Vergleichen wir nur die Jahre 1906 und 1912:

	Gesamteinfuhr	Einfuhr aus Deutschland
1906 . . .	338 Millionen Mark	87 Millionen Mark
1912 . . .	501 „ „	136 „ „

Der deutsche Anteil beträgt also gegenwärtig schon über 25 %; nur der englische Anteil ist etwas größer: er belief sich im Jahre 1912 auf 159 Millionen Mark. Im weiten Abstande folgten an dritter Stelle die Vereinigten Staaten mit 69 Millionen Mark. Allerdings wird sich während des jetzigen Krieges das Bild sehr zu ihren Gunsten verschieben. Wer weiß, wie weit es nach dem Friedensschluß für uns möglich sein wird, den verlorenen Boden zurückzuerobern, zumal der Panamakanal jetzt den direkten Schiffahrtsverkehr mit der nordamerikanischen Westküste ermöglicht. Unsere Kerntruppe bei der Wiedereroberung wird die deutsche Kaufmannschaft in Valparaiso sein müssen.

Ein starkes kommerzielles Band zwischen Deutschland und Chile bildet

[1]) Wagemann, a. a. O., S. 62 ff.

auch der Umstand, daß die deutsche Landwirtschaft der größte Konsument des wichtigsten chilenischen Exportprodukts, des Salpeters, ist. Mehr als drei Viertel der ganzen Ausfuhr des Landes besteht aus Salpeter, von dem wir mehr als ein Drittel aufnehmen. Nach der deutschen Handelsstatistik betrug die Einfuhr aus Chile im Jahre 1912: 210[1]) Millionen Mark, während wir als Gesamtausfuhr Chiles in demselben Jahre 506 Millionen Mark verzeichnet finden.

An der Salpeterindustrie selbst ist das Deutschtum dagegen verhältnismäßig wenig beteiligt. Von den 145 Salpeterwerken, die im Jahre 1913 in Betrieb standen, waren nur 12 in deutschen Händen; sie stellten in diesem Jahre 9 Millionen spanische Zentner Salpeter her, d. h. 15 % der gesamten Produktion des Landes, die sich auf 60 Millionen spanische Zentner belief. Doch ist zu berücksichtigen, daß viel deutsches Kapital auch an nichtdeutschen Salpeterunternehmungen beteiligt ist. Es kommt hinzu, daß sich unter den kaufmännischen und technischen Beamten auch der nichtdeutschen Werke manche Deutsche, insbesondere Deutsch-Chilenen befinden; allerdings ist deren Zahl nicht groß.

Sehr bedeutend ist der deutsche Anteil an der chilenischen Schiffahrt. In früherer Zeit war ja der Handel ohne weiteres mit der Reederei verknüpft, die Schiffe waren sozusagen ambulante Handelshäuser, der Kapitän oder ein Superkargo verkaufte die Waren oder tauschte geeignete Rückfracht dafür ein. Aber auch als sich zwischen Handel und Reederei eine vollständige Arbeitsteilung vollzogen hatte, behauptete sich die deutsche Schiffahrt an der Westküste. Heute übertrifft die Hamburger Kosmosgesellschaft, die 1910 über einen Schiffspark von 36 Schiffen mit einer Tragfähigkeit von 270 000 Tonnen verfügte, die große englische Pacific Steam Navigation Company wie auch alle anderen Dampferlinien im Güterverkehr mit Chile, und zwar sowohl bei der Einfuhr wie bei der Ausfuhr. Im Jahre 1906 ist ihr eine andere deutsche Schiffahrtslinie, der Bremer Roland, an die Seite getreten, der gegenwärtig sieben Dampfer besitzt. Auch zahlreiche deutsche Segelschiffe, besonders die der Hamburger Reederei F. Laeisz, sind am überseeischen Frachtverkehr des Landes beteiligt. Im Jahre 1912 kamen bei einem Schiffsverkehr von insgesamt 31 Millionen Tonnen (Eingang und Ausgang) auf die englische Flagge 15, auf die deutsche 11 Millionen. Was von alledem nach dem Kriege übrigbleiben, und welchen Einfluß späterhin der Panamakanal haben wird, darüber lassen sich kaum Prophezeiungen aufstellen.

Die großen Fortschritte des deutschen Handels in Chile haben in den neunziger Jahren zur Folge gehabt, daß zwei deutsche Banken, die Deutsch-

[1]) In der chilenischen Handelsstatistik finden wir als Ausfuhr nach Deutschland für 1912 nur 115 Millionen Mark verzeichnet. Dieser Widerspruch erklärt sich daraus, daß derjenige Salpeterexport, der zunächst „für Order" nach dem Kanal geht, dann aber zum größten Teil nach Deutschland dirigiert wird, fälschlicherweise in dieser Statistik als Ausfuhr nach England erscheint.

Überseeische Bank (Deutsche Bank) und die Norddeutsche Bank (Diskontogesellschaft) dort Filialen eröffnen konnten, nachdem wenige Jahre zuvor zwei englische Banken auf dem Plan erschienen waren. Neuerdings hat sich die Deutsch-Südamerikanische Bank (Dresdner Bank) zu ihnen gesellt.

Von den einheimischen Banken — es gibt deren über zwanzig — unterscheiden sich die fremden Bankniederlassungen zunächst dadurch, daß sie mehr als jene die Beziehungen zum Großhandel und zur Großindustrie pflegen. Sie arbeiten in Chile mit verhältnismäßig wenig eigenem Kapital — keine einzige reicht an die 10 Millionen heran — dafür aber genießen sie den Kredit und das Ansehen ihrer Mutterinstitute mit, so daß sie sich, was wirtschaftliche Macht betrifft, den bedeutendsten einheimischen Banken, deren größte, der Banco de Chile, etwa über 50 Millionen Mark Kapital und Reserven verfügt, durchaus an die Seite stellen können. Was Organisation, Banktechnik und Geschäftsführung anlangt, sind sie jenen im allgemeinen sogar überlegen. Daraus erklärt es sich, daß sie in der kurzen Zeit ihres Bestehens glänzende Erfolge erzielt haben, wie sich schon darin zeigt, daß ihnen im Verhältnis zu ihrem Kapital weit mehr Depositen anvertraut worden sind als den einheimischen Banken [1]).

Begreiflicherweise hat dies deren Konkurrenzneid erweckt und periodisch wiederkehrende Preßangriffe veranlaßt, die hauptsächlich mit zwei Argumenten geführt werden. Das eine ist die Behauptung, die fremden Banken hätten nichts weiter als ihre Plancha, ihr Namensschild ins Land gebracht, und ihre Tätigkeit sei nichts weiter als Schmarotzertum am nationalen Wirtschaftskörper. Diese Behauptung gründet sich darauf, daß die fremden Banken, die ihr Kapital natürlich nicht in barem Golde, sondern durch Devisenverkauf eingeführt haben, sich den Goldwert dieses Kapitals zu sichern suchen, indem sie den Wechselbetrag, den sie verkaufen, gleichzeitig auf einen späteren Termin zurückkaufen, eine Operation, die sie dann immerfort wiederholt. Diese Kurssicherung verhindert aber natürlich durchaus nicht, daß die Bankkapitalien der Volkswirtschaft zugute kommen. Sie ist im Gegenteil eine gesunde und zweckmäßige Maßregel. Das zweite Argument der fremdenfeindlichen Kreise betrifft das Verhältnis zwischen den Depositen und dem Kapital. Daß die Sicherheit der Depositengelder in gewisser Weise von der Größe des verantwortlichen Kapitals abhängt, läßt sich nicht bestreiten. Doch kann keine Rede davon sein, daß in dieser Beziehung bei den fremden Banken ein Mißverhältnis vorliege, zumal hinter ihnen bis zu einem gewissen Grade die gewaltige Kapitalmacht der Mutterinstitute schützend steht. Vor allem aber ist zu bedenken, daß es nicht so sehr auf die Größe als auf die Liquidität des Kapitals ankommt. Und in dieser Beziehung können die fremden Banken den einheimischen nur als Muster dienen [2]).

[1]) Wagemann, a. a. O., S. 73—74.
[2]) Wagemann, a. a. O., S. 74—76.

Die Deutschen haben, wie der vorstehende, übrigens nicht einmal vollständige Überblick zeigt, auf fast allen Gebieten des chilenischen Wirtschaftslebens außerordentlich erfolgreich gearbeitet. Will man ihre Leistungen auf eine allgemeine Formel bringen, so kann man sagen: sie haben ihrer neuen Heimat die Offiziere und Unteroffiziere der Volkswirtschaft, d. h. die großen und kleinen Unternehmer im Handel, in der Industrie und der Landwirtschaft sowie die kaufmännischen Angestellten, die Techniker, die Administratoren geliefert, welche die einheimische Bevölkerung nur in ungenügender Zahl hervorzubringen vermocht hat. Denn in Chile, wie auch in anderen Kolonialländern, fehlt es an einem breiten Mittelstande. Und die oberen Kreise, die an sich zur wirtschaftlichen Führerschaft berufen wären, bevorzugen die politische Laufbahn oder die liberalen Berufe, soweit sie sich nicht überhaupt damit begnügen, von den Renten zu leben, die der Großgrundbesitz Mittelchiles abwirft, welcher sich so gut wie ganz in ihren Händen befindet.

Andererseits erntet das Deutschtum für seine Arbeit auch reichen Lohn. So glänzende Aussichten wie in den Vereinigten Staaten bestehen in Chile freilich nicht, wie sich schon daraus ergibt, daß hier die größten Vermögenseinheiten nicht wie dort nach Hunderten, sondern nur nach Dutzenden von Millionen zählen. Immerhin sind manche unter den Deutschen in Chile in wenigen Jahrzehnten zu mehrfachen Millionären geworden. Viele sind freilich auch wirtschaftlich gescheitert, und die meisten haben es nur zu einem mittleren Wohlstand gebracht. Es läßt sich aber doch sagen, daß sich dem einzelnen in Chile bessere Erwerbsmöglichkeiten bieten als bei uns, und daß es für den Strebsamen leichter ist, emporzukommen. Freilich ist der Aufstieg erschwert, seitdem sich alle Verhältnisse konsolidiert haben, seitdem auch im Süden das Land recht hoch im Preise steht, und seitdem im Handel und in der Industrie große Unternehmungen entstanden sind, die sich bemühen, jede neu aufkommende Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Heute ist es kapitalschwächeren Elementen oft kaum möglich, sich selbständig zu machen; sie müssen statt dessen versuchen, sich innerhalb der alten Organisationen eine leitende Stellung zu erringen. Allerdings kommt ihnen dabei zugute, daß wenigstens unter den Kaufleuten gerade die vermögendsten in die alte Heimat zurückzukehren pflegen und daher für die geeigneten Nachfolger sorgen müssen, die sich nicht immer unter ihren Söhnen finden.

Wie groß das in Chile von Deutschen (Reichsdeutschen oder Chilenen) investierte Kapital sein mag, darüber läßt sich kaum eine Vermutung aussprechen: man wird es allenfalls auf mehrere hundert Millionen Mark schätzen dürfen, auf 3—6% des chilenischen Volksvermögens. Jedenfalls ist es fast durchgängig im Lande selber erworben worden. Aus Deutschland ist nur wenig zugeströmt, und zwar eigentlich nur auf dem Wege der Staatsanleihe und des Hypothekenpfandbriefes. So sind im Jahre 1912 für 48 Millionen

Mark fünfprozentiger Goldpfandbriefe in Deutschland untergebracht worden. In Privatunternehmungen dagegen hat sich deutsches Kapital fast nie gewagt.

Auf der anderen Seite ist viel Kapital aus Chile nach Deutschland abgewandert: hauptsächlich in der Weise, daß die Deutschen, die sich drüben ein Vermögen erworben haben, in ihre alte Heimat zurückgekehrt sind, wo sie ihre Renten verzehren und so die chilenische Volkswirtschaft tributpflichtig halten, soweit sie es nicht überhaupt vorgezogen haben, ihr Geld in Europa anzulegen, was die Regel sein dürfte.

Begreiflicherweise betrachten die nationalistischen Kreise diese Tatsache mit scheelen Blicken. Sie sprechen vom Schmarotzertum der Fremden, ohne zu bedenken, daß deren Vermögensbildung an große wirtschaftliche Leistungen anknüpft, daß sie den Gegenwert für fruchtbare Arbeit darstellt. Es ließe sich viel eher behaupten, daß die Einheimischen sich durch die Wirtschaftstätigkeit der Fremden bereichert haben, welche die Landpreise gewaltig emportrieb und die fiskalischen Zollerträge außerordentlich steigerte.

Und wieviel hat das Land dem Deutschtum auch in anderer Beziehung zu verdanken, auf dem Gebiete des Heer- und Unterrichtswesens, der Wissenschaft, der Gesundheitspflege, der Mission!

Das chilenische Heer[1]) ist fast vollkommen nach deutschem Vorbilde organisiert. Die ersten deutschen Instrukteure wurden schon in den achtziger Jahren berufen, und vollends kam der deutsche Einfluß nach der Revolution von 1891 zur Geltung, die zum Siege derjenigen Partei führte, deren Truppen der deutsche Offizier Körner befehligt hatte. Gegenwärtig sind alle Militärbildungsanstalten, die Kriegsakademie, die Kriegs- und die Unteroffizierschule nach deutschem Muster eingerichtet, teilweise sogar unter deutscher Leitung. In der Front sind gleichfalls deutsche Offiziere tätig, und der Dienst richtet sich nach den deutschen Reglements. Die Uniformierung ist ganz deutsch, so daß der chilenische Soldat dem deutschen zum Verwechseln ähnlich sieht. Selbst den preußischen Leutnant hat man uns nachgemacht, freilich zunächst nur äußerlich und jedenfalls nicht, was die gesellschaftliche Stellung betrifft. Das Offizierkorps genießt nämlich in Chile nicht entfernt das Ansehen wie bei uns. Früher rekrutierte es sich sogar fast nur aus dem „Mediopelo", dem kleinen Mittelstande. Heute allerdings ist sein Ansehen im Wachsen begriffen, und auch vornehme Familien verschmähen es nicht mehr, ihre Söhne Offiziere werden zu lassen. Ferner wäre noch zu erwähnen, daß den Rekrutierungsgesetzen die deutsche Heer- und Wehrordnung zugrunde gelegen hat. Allerdings steht in Chile die allgemeine Wehrpflicht nur auf dem Papier. Statt wie in den großen europäischen Militärstaaten 1% der Bevölkerung — das wären in Chile etwa 35000 Mann — standen im Jahre 1912 nur 760 Offiziere

[1]) v. Hartrott, Der deutsche Einfluß im chilenischen Heer. Deutsche Arbeit in Chile, Bd. 2, S. 1—15.

und 17 844 Unteroffiziere und Mannschaften unter den Fahnen. „Immerhin muß," nach Oberst v. Hartrott, „das, was auf militärischem Gebiet erreicht ist, Bewunderung erregen, besonders da die aktive Dienstpflicht bei den Fahnen nur ein Jahr beträgt. Hierbei ist allerdings zu berücksichtigen, daß die Nation durch Abstammung und Geschichte in außergewöhnlichem Grade kriegerisch veranlagt ist, und daß das weitzerstreute Wohnen auf dem Lande zur Selbständigkeit erzieht und die männliche Jugend von selbst zu Reitern und Schützen ausbildet, d. h. also Soldateneigenschaften in langjähriger Übung erwerben läßt, die in den Heeren der alten Welt teilweise erst im Laufe der Dienstzeit anerzogen werden müssen."

Die Armeelieferungen werden zum großen Teil der deutschen Industrie übertragen; beiläufig bemerkt, ereignete es sich vor einigen Jahren, daß eine deutsche Geschützfirma die Fabrikate eines deutschen Konkurrenzunternehmens den Behörden gegenüber und in der Presse für minderwertig erklärte, einer jener vielen Vorfälle, durch die wir uns im Auslande so sehr geschadet haben.

In den achtziger Jahren, zugleich etwa mit der Reorganisation des Heeres, begann man auch mit der Reform des Unterrichtswesens[1]) nach deutschem Muster. Hatten deutsche Lehrkräfte schon in früheren Jahrzehnten an der Universität zu Santiago und an diesem oder jenem Lyzeum vereinzelt gewirkt, so wurden sie jetzt in größerer Zahl berufen und mit der Neuordnung des Lehrbetriebes betraut, der noch tief im öden Verbalismus und geisttötenden Formelkram steckte, wie er von Spanien überkommen war und sich auch behauptet hatte, nachdem man in den dreißiger und vierziger Jahren das französische Lehrsystem zum Vorbild genommen. Sowohl auf dem Gebiete des Volksschul- wie des Mittel- und Hochschulwesens hat der deutsche Einfluß gute Früchte getragen, wenn er sich auch noch nicht überall ganz hat durchsetzen können.

Am stärksten ist er an der Universität, und zwar in der philosophischen Fakultät zur Geltung gekommen, die hauptsächlich durch das Instituto Pedagójico verkörpert wird, wo die Lehrer der höheren Schulen, der Lyzeen, ihre Ausbildung erhalten. Aber auch an der medizinischen Fakultät wie in den übrigen naturwissenschaftlichen Fächern haben deutsche Gelehrte gewirkt. Vor allem sei der deutschen Forscherarbeit gedacht: Seitdem Poeppig Anfang der dreißiger Jahre sein hervorragendes Werk über Chile veröffentlicht hat, haben sich Männer wie Philippi, Fonck, Leybold, Martin, Darapsky, Kaerger, Steffen, Lenz, Johow um die Erforschung des Landes verdient gemacht, die einen auf geographischem, die anderen auf geologischem, botanischem, agronomischem, nationalökonomischem, philologischem Gebiet.

[1]) Siehe Aufsätze von Mann, Hanssen, Lenz, Stringe, Ristenpart, Steffen, Johow, Ziegler, Deutsche Arbeit in Chile, Bd. 1.

Was die chilenischen Mittelschulen, die Lyzeen, betrifft, deren Absolvierung die Universitätsreife verleiht, so hat der deutsche Einfluß hier zunächst das Ergebnis gehabt, daß eine prinzipielle Änderung in der Reihenfolge der Fächer durchgeführt wurde. Während nämlich früher die höchst unzweckmäßige Methode herrschte, die einzelnen Fächer nacheinander zu lehren — man befaßte sich z. B. erst drei Jahre mit Französisch und dann drei Jahre mit Englisch, aber nicht mehr mit Französisch — so ging man jetzt zu dem bei uns üblichen System über, das in Chile als „konzentrischer Lehrplan" bezeichnet wird, wonach alle Fächer möglichst nebeneinander getrieben werden. Für die Auswahl des Unterrichtsstoffes sind unsere Realschulen vorbildlich gewesen. Die alten Sprachen werden also nicht gelehrt, während auf Naturwissenschaft und Mathematik besonders viel Wert gelegt wird. Andererseits ist von den neueren Sprachen nur Französisch obligatorisch; zwischen Deutsch und Englisch, die als Nebenfächer gelten, bleibt dem Schüler die Wahl, so daß die deutsche Sprache leider nur von wenigen gelernt wird. Die Lyzeen erreichen übrigens nicht entfernt das Pensum unserer Oberrealschulen; die chilenische Reifeprüfung entspricht nur etwa unserem Einjährigenexamen, und der Lehrbetrieb läßt noch viel zu wünschen übrig. Der Hauptgrund dafür ist wohl der, daß es an der ausreichenden Zahl akademisch, d. h. am Instituto Pedagójico, ausgebildeter Lehrkräfte fehlt.

Auf die Volksschulen erstreckt sich der deutsche Einfluß auf dem Wege der Lehrerseminare (Escuelas Normales), mit deren Reform deutsche Pädagogen im Jahre 1885 beauftragt wurden, eine Maßregel, zu deren Ergänzung man chilenische Lehrer zur weiteren Ausbildung nach Deutschland gesandt hat. Der Erfolg jedoch ist bisher fast ganz ausgeblieben. Denn noch mehr als an den Lyzeen macht sich an den Volksschulen der Mangel an tüchtigen Lehrkräften fühlbar; auch fehlt es an gut eingerichteten Schulgebäuden, und überdies steht der gesetzliche Schulzwang nur auf dem Papier.

Beiläufig sei bemerkt, daß die bayerische Kapuzinermission in der Frontera für den Elementarunterricht der Araukaner sorgt, und daß für die Sonderschulen, die Handels-, Gewerbe-, höheren Mädchenschulen und die Kindergärten ebenfalls das deutsche Vorbild maßgebend gewesen ist.

So haben fast auf allen Gebieten des chilenischen Unterrichtswesens deutsche Lehrmethoden in größerem oder geringerem Maße Eingang gefunden: an die Stelle der Schablone und der Phrase ist mehr und mehr die lebendige Anschauung gesetzt und dabei der „Unterricht zu einer forschenden Erarbeitung des Wissens" umgestaltet worden; wenigstens ist man auf dem Wege zu diesem Ziel.

Ob das Deutschtum freilich mit der Schule die Herzen der Jugend und des Volkes erobert hat, ist aber sehr die Frage. Ich habe gefunden, daß der deutsche Schulmeister in Chile ziemlich starke Antipathien geweckt hat. Ist nicht selbst bei uns, dem lernbegierigsten Volk der Welt, der Oberlehrer das leider viel-

verspottete Aschenbrödel unter den akademischen Berufsständen? Und ist es nicht begreiflich, daß der deutsche Pädagoge im Auslande noch mehr Undank erntet als in seiner Heimat? Ich glaube den Satz vertreten zu können, daß es bedenklich ist, den mittleren und unteren Lehranstalten eines fremden Staates deutsche Lehrkräfte zur Verfügung zu stellen, so wertvoll es auf der anderen Seite ist, wenn unsere Wissenschaft eine würdige Vertretung im Ausland findet.

Diese Erwägung führt uns bereits hinüber zu der Erörterung der Frage, wie weit die Kulturleistungen und Berufserfolge unserer Landsleute überseе zugleich unsere nationalen Interessen gefördert, wie weit sie zur Erhaltung und Geltung des Deutschtums in Chile beigetragen haben.

Zunächst bedarf es der Feststellung, daß die Deutschen, die dem chilenischen Volk mehrere blühende Provinzen geschenkt haben, die ihm ein modernes Heer und die Grundlagen einer rationellen Jugenderziehung haben schaffen helfen, sich trotzdem keineswegs seiner ungeteilten Sympathien erfreuen. Wie viele Anhänger, Bewunderer, Freunde das Deutschtum gerade in Chile zählt, so ist doch auch die Zahl seiner Gegner dort nicht gering. Und während des jetzigen Krieges haben diese ihre Antipathien nur zu deutlich zur Schau getragen. Anfang Dezember 1914 ist es in Valparaiso gegen die Deutschen sogar zu argen Ausschreitungen des Pöbels gekommen. Sie waren durch den Umstand veranlaßt, daß die dortige deutsche Straßenbahngesellschaft der Valutaentwertung wegen und nur dem Beispiel anderer Verkehrsunternehmungen folgend, den Fahrpreis erhöht hatte. Der eigentliche Grund ist aber ein eingewurzelter Deutschenhaß, der durch verschiedene Dinge genährt wird. Abgesehen von der allgemeinen psychologischen Erscheinung, daß auch im Leben der Völker gehäufte Wohltaten beschämen, bedrücken und allerlei Argwohn wecken, kommt hierbei zunächst in Betracht, daß selbst die urteilsfähigeren Südamerikaner meist beim besten Willen deutscher Art verständnislos gegenüberstehen. Dem gewandten, zungenfertigen, auf Eleganz den größten Wert legenden Südamerikaner gilt die deutsche Bedächtigkeit, Pedanterie, Gründlichkeit oft schlechthin als Beschränktheit. Bei der Überschätzung des Äußerlichen durch die selber äußerliche und oberflächliche Bevölkerung kann die innere Tüchtigkeit, das Pflichtbewußtsein, die Gemütstiefe, der religiöse Sinn, die Fähigkeit zu künstlerischer Empfindung von ihr gar nicht gewürdigt werden.

Der Chilene blickt mit mitleidigem Lächeln auf den Deutschen, der die Gewohnheit hat, Stiefel besohlen zu lassen: selbst der kleine Kommis verschmäht es in Chile, zum Flickschuster zu gehen, er geht lieber mit zerrissenem Schuhzeug einher. Der geringe Sinn des Deutschen für schöne Krawatten und ausgesprochene Bügelfalten ist gleichfalls mehr als ein schlichtes Imponderabile auf der Wage des südamerikanischen Urteils über unseren nationalen Wert. Die großen Werke deutscher Kunst und Wissenschaft erscheinen ihm

im allgemeinen fade und langweilig. Allenfalls lassen sie den Musiktext der Lustigen Witwe und der Dollarprinzessin gelten. Diese Art Operetten haben in italienischer oder französischer Übersetzung großen Anklang in Südamerika gefunden. Deutsche Schriftsteller lassen sich höchstens dann lesen, wenn französischer Esprit sie schmackhaft gemacht hat. Die deutsche Sprache ist geradezu der Ausdruck einer rohen Lebensauffassung: der Deutsche spricht, wie wenn er eine heiße Kartoffel im Munde hätte. Manche deutsche Geisteshelden sind überhaupt Franzosen; unser Philosoph Wundt heißt in Wirklichkeit Monsieur Wundt (sprich: Wühnt).

Bezeichnend ist auch der „Cuento aleman", d. h. wörtlich die „Deutsche Geschichte". Darunter versteht man in Chile die schmalz- und salzlose Erzählung, den Witz ohne oder mit schiefer Pointe, also bis zu einem gewissen Grade das, was wir unter Kalauer verstehen. Hier einige Proben: Juanito und Pedrito spielten am Brunnen. Plötzlich fiel Pedrito hinein. Juanito rief um Hilfe. Da kamen Leute mit einer Leiter herbei und zogen ihn heraus. Sagt mir also, wie zogen sie ihn heraus? Antwort: Naß. — Wie unterscheidet sich die Bürste vom Elefanten? Antwort: Der Elefant läuft, die Bürste nicht. — Welcher Unterschied besteht zwischen dem Polizisten und der Wurst? Antwort: Der Polizist kann die Wurst essen, die Wurst aber nicht den Polizisten. — Wir gingen spazieren und unterhielten uns eifrig. Mit einem Male denken Sie sich, was da passierte (lo que pasó): der Schnellzug aus Santiago. — Wenn ich mich recht erinnere, hat v. Gleichen-Rußwurm den hübschen Ausspruch getan: „Witze haben große Ähnlichkeit mit Nationalgerichten. Jedes Volk genießt gern die eigenen und mißversteht oder verachtet die anderen." Der Cuento aleman weist uns zugleich darauf hin, daß es oft angebracht ist, mit künstlerischer oder wissenschaftlicher Missionsarbeit im Auslande zu kargen. Wer erinnert sich nicht der hübschen Geschichte des französischen Soldaten, der im Feldzuge von 1812 von russischen Bauern gefangen genommen worden war und ertränkt werden sollte, als der Gutsherr hinzukam und ihm das Leben zu schenken versprach, falls er Klavier spielen könne. Als der arme Teufel, der nichts von Noten verstand, eine Probe seiner Kunst geben sollte, trommelte er in seiner Verzweiflung ganz gewaltig auf das Instrument los. Der Herr hörte eine Weile andächtig zu, nickte ganz befriedigt und sagte: „Ich sehe, du verstehst die Kunst, du kannst hier bleiben."

Haben wir auf der einen Seite vielleicht zu viel des Guten getan, so haben wir auf der anderen viel versäumt: insbesondere auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens. Was weitere Kreise jetzt erst während des Krieges gewahr geworden sind: die systematische Verleumdung und Herabsetzung des Deutschtums durch die englischen, französischen und nordamerikanischen Nachrichtenagenturen ist eine Erscheinung, die schon seit langem zu beobachten war. Und da von deutscher Seite kaum etwas getan wurde, um ihr entgegenzuwirken, ist die südamerikanische Presse ganz mit dem Geiste von Reuter und Havas erfüllt.

In Chile ist die bedeutendste und einflußreichste Zeitung der „Mercurio". Er steht unter dem finanziellen Einfluß der reichen chilenischen Familie Edwards, die — englisch-jüdischen Ursprungs — mit England stark sympathisiert. Obwohl sich viele ihrer Leser aus der deutschen Kolonie rekrutieren, und obwohl Inseratengelder deutscher Firmen eine wichtige Einnahmequelle für sie bilden, wagt sie es doch oft genug, einen deutschfeindlichen Standpunkt zu vertreten. Nur einmal, vor einigen Jahren, erreichte die deutsche Kolonie durch heftigen Protest, daß die Zeitung wirklich einlenkte, mußte sie doch den Verlust der deutschen Inserate fürchten. Etwas deutschfreundlicher als der „Mercurio" ist der „Diario Illustrado" in Santiago und die klerikale „Union". Die übrigen Blätter lassen sich zumeist unter dem Begriff der Revolverpresse zusammenfassen; diese ist natürlich äußerst fremden-, insbesondere deutschfeindlich.

Erst ganz neuerdings hat man sich bemüht, die öffentliche Meinung in Chile in deutschem Sinne zu beeinflussen. Große Verdienste hat sich darum Dr. Oestreich, der Herausgeber der „Deutschen Zeitung für Chile", erworben, die in Valparaiso erscheint. Er hat einerseits diese Zeitung, die früher nichts weiter als ein kleines Lokalblättchen war, das nur dreimal die Woche erschien, zum bedeutendsten Organ des chilenischen Deutschtums erhoben, andererseits hat er auf die einheimischen Bevölkerungskreise einzuwirken gesucht, und zwar hauptsächlich durch Schaffung einer spanisch geschriebenen Zeitschrift, der „Revista del Pacifico". — In derselben Richtung arbeitet seit einiger Zeit auch ein Berliner Preßbureau, das regelmäßig eine Korrespondenz über deutsche Politik und Kultur in spanischer Sprache nach Südamerika sendet.

Neben der „Deutschen Zeitung" bestehen in Chile noch eine Reihe anderer deutscher Blätter, wie die „Deutsche Presse" in Santiago, die „Deutsche Zeitung" in Valdivia, der „Chile-Grenzbote" in Temuco. Manche davon tragen in ihrer Schreibweise sowie in ihrem Inhalt, der von allerlei bösem Klatsch nicht immer frei ist, stark „koloniales" Gepräge.

Außer mit der eben erörterten, sozusagen ideellen Feindschaft hat das Deutschtum auch mit wirtschaftlicher Gegnerschaft zu rechnen. Verschiedene soziale Gegensätze kommen dabei in Betracht:

Zunächst ist es derjenige zwischen Unternehmern und Arbeitern. Wir sahen ja, wie stark das deutsche Element im Unternehmerstand vertreten ist, während es sich von der Arbeiterklasse, vom ländlichen wie städtischen Proletariat, vollständig ferngehalten hat. Es ist daher nur zu natürlich, daß Lohnkämpfe und dergleichen leicht nationale Färbung annehmen und die Feindschaft gegen die Unternehmer leicht in Fremdenhaß ausartet. Bei manchem Streik hat sich das gezeigt.

In derselben Weise hat sich in manchen Fällen auch die Interessenkluft zwischen Produzenten und Konsumenten ins Nationale übersetzt. Ein Beispiel dafür sind die Folgen, die die Erhöhung des Fahrpreises durch die deutsche Straßenbahngesellschaft nach sich gezogen hat.

Von noch größerer Bedeutung ist aber der Gegensatz zwischen den Agrariern und den Vertretern von Handel und Industrie. Im Süden, wo die Deutschen in allen Zweigen des Wirtschaftslebens die führende Rolle innehaben, besteht zwar dieser Gegensatz nicht. Um so stärker tritt er dafür in Mittelchile hervor, wo der Grundbesitz in den Händen der Einheimischen ist, und wo die Grundbesitzer, die Hacendados, eine mächtige aristokratische Gruppe, eine Art Junkerpartei bilden, welche den Kern der Nativisten darstellt. Obwohl sie, wie ich schon erwähnte, den Ausländern, insbesondere den Deutschen, einen großen Teil ihrer Reichtümer verdanken — denn was hätte mehr als deren Wirtschaftstätigkeit den Preis der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und damit des Bodens gesteigert? —, sind sie doch die glühendsten Feinde alles Fremdentums. Ihr Verhalten zum Deutschtum läßt sich in mancher Beziehung mit dem Antisemitismus unserer konservativen Kreise vergleichen, zumal auch ein konfessionelles Moment hineinspielt. Die Partei der Hacendados nämlich steht in engster Fühlung mit dem katholischen Klerikalismus, der im Deutschtum die Ketzerei, den Protestantismus, verkörpert sieht. Als ob Deutschland, bei Licht besehen, nicht heute geradezu die Vormacht des römischen Papsttums wäre? Es wäre ein Verdienst unserer Zentrumspartei, wenn sie das den Südamerikanern klar machte und ihre kirchlichen Beziehungen unseren nationalen Zwecken dienstbar machen würde. — Merkwürdigerweise haben im Gegensatz zu den Deutschen die Engländer es verstanden, mit der chilenischen Aristokratie enge Fühlung zu gewinnen, ja in sie hineinzuheiraten, so daß heute englische Namen wie Edwards, Tupper, Williams, Walker, Mackenna zu den vornehmsten der chilenischen Gesellschaft gehören. Die Deutschen haben sich dagegen fast nur mit dem Mediopelo, mit dem chilenischen kleinen Mittelstand verbunden, soweit sie sich überhaupt mit der einheimischen Bevölkerung vermischt haben.

Bei dem großen politischen Einfluß der chilenischen Aristokratie, der sich in der konservativen Partei des Kongresses verkörpert, ist es begreiflich, daß die Regierung zuweilen zu einem deutschfeindlichen Verhalten gedrängt worden ist. Maßregeln, wie die Einführung des Systems national gemischter Siedelungen in den achtziger Jahren, oder wie die Benachteiligung, welche der in Südchile erzeugte Kornsprit gegenüber dem Weinsprit, einem Produkt der Hacendados Mittelchiles, durch das Steuergesetz von 1902 erfuhr, oder wie die Einführung einer Depositensteuer im Jahre 1912, durch welche die ausländischen Bankinstitute stärker belastet werden als die einheimischen (s. S. 329), sind deutschfeindlich gewesen, wenn auch nur in verhüllter Form. Schließlich hat auch die Papiergeldwirtschaft, der Inflationismus, einen fremdenfeindlichen Kern, begünstigt er doch die agrarischen Schuldner, die Hacendados, und in gewisser Weise auch die einheimischen Banken zum Nachteil anderer Bevölkerungskreise, insbesondere auch der Fremden, die im Auslande ihre auf Papierwährung lautenden Renten beziehen. Die Papiergeldwirtschaft verdankt

gewiß nicht der Fremdenfeindlichkeit ihre Entstehung, aber ihre Fortdauer schöpft aus der Bekämpfung des Fremdentums, positiv ausgedrückt aus der Schutzbedürftigkeit der „nationalen Produktion", nur neue Nahrung.

Wenngleich, in den beiden letzten Jahrzehnten wenigstens, die nativistischen Interessen in der wirtschaftspolitischen Diskussion sehr stark betont worden sind, ist der chilenische Staat aber im allgemeinen durchaus deutschfreundlich gewesen. Das erklärt sich teilweise damit, daß wohl die meisten Staatspräsidenten, wenn sie auch keine unbedingten Anhänger des Deutschtums gewesen sind, so doch seine Bedeutung für die wirtschaftliche und überhaupt kulturelle Hebung des Landes erkannt haben. Ihre Gunst will allerdings nicht mehr viel besagen, seitdem sie durch die Revolution von 1891 in ihren früher fast monarchischen Prärogativen sehr beschränkt worden sind, und der Kongreß das Übergewicht im Staate gewonnen hat. Die Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß durch die militärische Mitwirkung eines deutschen Offiziers diese dem Deutschtum nachteilige Verfassungsänderung herbeigeführt worden ist. Anderseits kommt aber in Betracht, daß die konservative Partei im Parlament nur etwa den vierten Teil der Sitze inne hat, so daß sie immer nur auf dem Wege des Kompromisses mit anderen Parteien zum Ziel kommen kann. Unter diesen jedoch, besonders unter den Liberalen und Radikalen, hat das Deutschtum viele Freunde. Nur so ist es ja auch verständlich, daß man das Heer und das Unterrichtswesen dem deutschen Einfluß überantwortet hat. Man sollte meinen, daß auch die Deutsch-Chilenen, die das Bürgerrecht im Lande genießen — nach der chilenischen Verfassung ist jeder auf chilenischem Gebiet Geborene ohne weiteres Chilene, auch wenn der Vater eine andere Staatsangehörigkeit hat —, die Interessen ihrer elterlichen Heimat politisch unterstützen. Das ist aber nicht der Fall, denn sie halten sich vom politischen Leben meist ganz fern und spielen also darin — zu ihrem Nachteil — kaum irgendwelche Rolle. —

Gewiß pflegen sie in ihrer Presse im Bunde mit der einheimischen Bevölkerung an den Maßregeln der Regierung und des Parlaments die schärfste Kritik zu üben, und niemals wird in ihren Diskussionen die Entrüstung über die Verrottung der öffentlichen Moral und die Zerrüttung des Staats und seiner Organe fehlen. Dabei haben sie aber im allgemeinen das Empfinden, in Chile besonders große Freiheiten zu genießen. Es ist keine Frage, daß sie ihre Heimatsliebe auf ihr neues Vaterland übertragen haben, ja, daß sie sich dem Reichsdeutschtum bis zu einem gewissen Grade entfremdet fühlen. Sie schelten oft den im Reich herrschenden Byzantinismus, den Kastengeist, das Titelwesen. Besonders unter der zweiten und dritten Generation ist die Zahl derer recht groß, die ihr Deutschtum verleugnen. — Was diesem Renegatentum hauptsächlich entgegenwirkt, ist die deutsche Neigung zur Organisation, das Vereinswesen, die zahlreichen Turn- und Gesangvereine und mehr als alles andere: die Schulvereine.

Während sonst auch die deutsch-evangelische Kirche zu den festesten Stützen des Deutschtums im Auslande gehört, hat sie in Chile in dieser Beziehung versagt. Von Anfang an hat sie hier mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt[1]).

In Valdivia, dem ältesten deutschen Siedelungsgebiet in Chile, haben die Ansiedler jahrzehntelang ohne kirchliche Organisation gelebt. Denn die erste Generation der Kolonisten war mit den revolutionären Ideen des Jahres 1848 erfüllt gewesen und stand im Gegensatz zur herrschenden Kirche. „Der geistige Führer der jungen Kolonie in Valdivia, der Apotheker Karl Anwandter, der seinen Stammbaum auf Martin Luther zurückführen konnte, und aus dessen Familie zahlreiche Diener der Kirche hervorgegangen waren," schreibt L. Tappe, „sah in der Kirche nur eine Macht des Rückschritts und sympathisierte mit Männern, wie Wislicenus und Eduard Baltzer, die ihre Pfarrämter niederlegten und freie Gemeinden gründeten. Froh, dem Gewissenszwange der alten Heimat entronnen zu sein, wies er jeden Gedanken an die Errichtung eines evangelischen Kirchenwesens, das nach seiner Meinung nur Unfrieden stiften konnte, weit von sich. In den Lehrplan der deutschen Schule, deren Gründer er war, wurde statt des Religionsunterrichts eine Unterweisung in der Moral aufgenommen."

Die ersten deutsch-evangelischen Gemeinden sind weiter südlich in Osorno und Puerto Montt gegründet worden, und zwar erst längere Zeit nach Einzug der ersten Deutschen: im Jahre 1865; sie wurden anfänglich alle von ein und demselben Pfarrer kirchlich bedient. Seit einigen Jahren tobt in Puerto Montt der Streit, ob die dortige Schule konfessionellen oder nichtkonfessionellen Charakter tragen soll.

Die Gemeinde von Valparaiso ist 1867 entstanden, aber erst seit 1890 wird dort regelrechter Gottesdienst abgehalten und erst seit 1898 verfügt sie über ein eigenes Gotteshaus. Um ihren Ausbau hat sich der deutsche Kaufmann Gustav Soltau besonders verdient gemacht.

Die anderen deutsch-evangelischen Gemeinden in Chile sind erst viel später ins Leben getreten. In Valdivia bildete sich erst 1885 eine evangelische Gemeinde. Sie wurde 1891 der sächsischen Landeskirche angeschlossen und erhielt 1895 eine Kirche. Aber noch heute hat sie wie auch die anderen Gemeinden unter der kirchlichen Indifferenz und den freigeistigen Tendenzen der meisten Deutsch-Chilenen zu leiden, die übrigens in der ziemlich antiklerikalen Stimmung der Einheimischen ihr Gegenstück finden, teilweise wohl auch dadurch hervorgerufen worden sind.

Der Katholizismus kommt für die Erhaltung des Deutschtums gar nicht in Betracht; er wirkt vielmehr da, wo, wie in Chile, die einheimische

[1]) Leopold Tappe, Deutsche evangelische Pfarrer in Chile. Deutsche Arbeit in Chile, 2. Bd., S. 51—71. — J. Junginger, Deutsch-evangelische Kirchengemeinden in Chile. Deutsche Arbeit in Chile, 2. Bd., S. 46—50.

Bevölkerung katholisch ist, geradezu auf eine möglichst rasche Verschmelzung der Nationalitäten hin. Auch die deutsch-katholische Geistlichkeit im Auslande, mag sie auch oft genug in innerem Gegensatz zu ihren ausländischen Amtsgenossen stehen, ist dazu verurteilt — vielleicht unbewußt und unabsichtlich — in diesem Sinne zu wirken.

In Chile ist der deutsche Katholizismus doppelt vertreten[1]): erstens durch die deutschen Jesuiten im Llanquihue-Gebiet, die seit 1859 die dortigen deutsch-katholischen Kolonisten kirchlich versorgen, welche — anfänglich gering an Zahl — in den siebziger Jahren beträchtlichen Zuzug aus Deutschland erhalten haben. Eine Vermischung der Deutsch-Katholiken mit der spärlichen einheimischen Bevölkerung dürfte hier bisher allerdings kaum stattgefunden haben, zumal diese kulturell besonders tief steht. Nachteilig haben aber auf dem Gebiete des Schulwesens konfessionelle Streitigkeiten zwischen ihnen und den deutsch-evangelischen Gemeinden gewirkt. — Zweitens sind die bayrischen Kapuziner in der Frontera zu nennen, die sich um die Christianisierung der Araukaner wesentliche Verdienste erworben haben. Mit der größten Aufopferung sorgen sie für die intellektuelle, moralische und wirtschaftliche Erziehung der Indianer. In der Erforschung des Araukanertums und seiner Sprache haben sie sich ebenfalls hervorgetan[2]).

Die Hauptarbeit für die Erhaltung des Deutschtums in Chile haben die dortigen deutschen Schulen[3]) zu leisten. Die älteste davon ist die von Osorno, die schon im Jahre 1854 gegründet wurde. Zu dieser gesellte sich im Jahre 1858 eine zweite in Valdivia und eine dritte in Valparaiso. Gegenwärtig gibt es in Chile etwa 40 deutsche Schulen mit insgesamt 3000 Schülern und 150 Lehrern. Aus der folgenden Tabelle ersehen wir die Schüler- und Lehrerzahl, die im Jahre 1909 die größeren dieser Lehranstalten aufzuweisen hatten:

Schule in	Schüler	Lehrer	Gründungsjahr
Valparaiso	402	14	1858
Santiago	393	17	1890
Concepcion	202	11	1888
Temuco	71	5	1887
Valdivia	456	20	1858
Osorno	265	9	1854
Puerto Montt	107	4	1869
Punta Arenas	117	6	1907

[1]) Wilhelm Sander, Das Haus und Kolleg der Patres Jesuiten in Puerto Montt. Deutsche Arbeit in Chile, 2. Bd., S. 36—45.

[2]) Burchard M. von Roettingen, Deutsche Missionare unter den Amerikanern. Deutsche Arbeit in Chile, 2. Bd., S. 26—35.

[3]) Johann Frey, Die deutschen Schulen in Chile. Deutsche Arbeit in Chile, 1. Bd., S. 341—349.

Die jährlichen Kosten der sämtlichen deutschen Schulen betragen etwa eine halbe Million Mark, wovon vier Fünftel durch Schulgelder, Mitgliedsbeiträge und freiwillige Zeichnungen aufgebracht werden, während der Rest durch Zuschüsse der chilenischen und der deutschen Regierung gedeckt wird.

Am rückständigsten ist das deutsche Schulwesen in der Provinz Llanquihue, wo wirtschaftliche Schwierigkeiten — wir erinnern uns, daß die Kolonisten dort in besonders ungünstiger Lage waren — und konfessionelle Streitigkeiten hemmend gewirkt haben, und ferner in der Frontera, wo die deutsche Einwanderung erst in den achtziger Jahren begonnen hat, und wo die deutschen Siedelungen mit solchen anderer Nationalität untermischt sind. Die in diesen Landesteilen bestehenden Anstalten kommen durchweg — eine Ausnahme macht wohl nur die von Temuco — über das Lehrziel unserer Volksschulen nicht hinaus, wenn sie es überhaupt erreichen.

In den anderen deutschen Siedelungsgebieten, in der Provinz Valdivia und in Mittelchile, wird dagegen weit mehr geleistet. Hier sind die größeren Schulen im ganzen auf die Ausbildung eines kaufmännischen Nachwuchses zugeschnitten: auf Schönschrift, Kopf- und Tafelrechnen, Englisch und Spanisch wird daher ein besonderes Gewicht gelegt, während die Mathematik und der deutsche Aufsatz etwas stiefmütterlich behandelt werden. Immerhin kann man ihre Leistungen denen unserer Realschulen etwa gleichsetzen. In Valparaiso ist es seit einigen Jahren meines Wissens sogar möglich, vor einer Kommission, deren Vorsitzender der deutsche Generalkonsul ist, das Einjährigenexamen abzulegen; an den deutschen Schulen in Valdivia und Santiago kann die chilenische Universitätsreife erlangt werden.

An den deutschen Schulen werden außer den von Haus aus deutschsprechenden Kindern auch solche aufgenommen, deren Muttersprache spanisch ist, und zwar machen diese fast ein Drittel der gesamten Schülerzahl aus. Das Verhältnis war auf den einzelnen Schulen wie folgt:

Schule in	Muttersprache	
	deutsch	nichtdeutsch
Valparaiso	200	170
Santiago	167	188
Concepcion	134	61
Temuco	59	12
Valdivia	316	112
Osorno	207	58
Puerto Montt	93	14
Punta Arenas	58	44

Diese Zahlen sind sehr lehrreich. Denn sie sind eine Art Verlustliste des Deutschtums in Chile; sie geben ziemlich deutlich wieder, wie weit die Deutschchilenen an ihrer Muttersprache festgehalten haben, und in welchem Maße sie ihr abtrünnig geworden sind.

Allerdings befinden sich unter den nicht deutsch sprechenden Schülern auch viele nicht deutscher Abstammung, insbesondere viele Chilenen, die in die deutschen Schulen geschickt werden, sei es, weil die Eltern Interesse daran haben, sie die deutsche Sprache erlernen oder überhaupt eine deutsche Erziehung genießen zu lassen, sei es, weil es an sonstigen Bildungsmöglichkeiten fehlt. Übrigens ist nicht zu verkennen, daß die deutschen Schulen, die einerseits durch die Aufnahme von nur spanisch sprechenden Zöglingen die kulturelle Einflußsphäre des Deutschtums erweitern helfen, und, was ebenfalls in Betracht kommt, ihre finanzielle Lage verbessern, andererseits dadurch in ihren Leistungen sehr herabgedrückt werden. Früher bestand in Valparaiso in dieser Beziehung insofern ein idealer Zustand, als dort zwei deutsche Schulen vorhanden waren, von denen die eine fast nur Kinder deutscher Muttersprache aufnahm, während die andere vorwiegend die spanisch sprechenden Kinder unterwies. Dann aber vereinigten sich die beiden Anstalten, was entschieden von nachteiligem Einfluß auf den Unterrichtserfolg gewesen ist.

Kehren wir zu den obigen Zahlen zurück, so zeigen sie uns jedenfalls, daß unsere Muttersprache unter den Deutschen in Mittelchile weit größere Verluste zu verzeichnen hat als in Südchile. Am besten hat sie sich im Llanquihue-Gebiet behauptet. Das erklärt sich leicht daraus, daß die Deutschen im Süden fast nur mit den unteren Schichten der chilenischen Bevölkerung in Berührung kommen, daß sie dort die Herrenrasse sind, deren Sprache teilweise sogar von den Einheimischen, zum Beispiel von den Dienstboten, erlernt worden ist, wogegen sie in Mittelchile den herrschenden Kreisen des Landes gegenüberstehen, vor denen sie leider durchaus nicht immer den Herrenstandpunkt zu wahren wissen.

Vergessen wir nicht, daß dem Deutschtum in Chile auch von innen heraus große Gefahren drohen. Diese bestehen teilweise darin, daß es in vieler Beziehung die rechte Fühlung mit der geistigen Kultur der alten Heimat verloren hat, und daß es allzusehr in den wirtschaftlichen Interessen aufgeht. Was der Deutsche in Chile den Einheimischen immer zum Vorwurf gemacht hat, daß sie den Gelderfolg über alles stellen, daß sie die Persönlichkeit nur nach dem Einkommen werten, daß ihnen Kunst und Wissenschaft und alle Ideale höchstens als Ertragsquellen beachtenswert erscheinen, wird auch ihm allmählich zur zweiten Natur. Und damit zugleich müssen wir wahrnehmen, daß in der dritten und vierten, oft schon in der zweiten Generation der Einwanderer die Energie zu erlahmen, das Pflichtbewußtsein zu verkümmern, mit einem Wort moralische Entartung sich zu entwickeln beginnt. Vielleicht spielen physische Veränderungen, hervorgerufen durch klimatische Einwirkung, durch syphilitische Infektion usw., dabei mit; sicherlich tragen aber auch die leichten Erwerbsmöglichkeiten, die oft allzu bequemen Existenzbedingungen schuld daran.

Gegenwärtig freilich steht Chile mitten in einer ernsten wirtschaftlichen

Krisis, wenn nicht am Anfang großer wirtschaftlicher Katastrophen. Denn wie kaum ein anderes neutrales Land hat es unter dem Kriege zu leiden. Seine Salpeterindustrie liegt schwer darnieder, da ihr durch Englands Kriegführung die wichtigsten Absatzgebiete gesperrt sind. Es fragt sich überdies, ob ihr diese nach dem Kriege in alter Weise offen stehen werden, ob nicht inzwischen die Herstellung künstlichen Salpeters so große Fortschritte gemacht hat oder später zollpolitisch so begünstigt werden wird, daß der Chilesalpeter in Zukunft nur unter sehr erschwerten Bedingungen wird konkurrieren können. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr das ganze Staats- und Wirtschaftsleben des Landes von den Erträgen der Salpeterproduktion abhängt, wenn man bedenkt, daß daraus weit über die Hälfte aller Staatseinnahmen stammen, daß die Kaufmannschaft Valparaisos zu einem wesentlichen Teil von der Versorgung der Salpeterprovinzen und der Vermittlung ihres Absatzes lebt, daß Industrie und Landwirtschaft des Südens dorthin einen großen Teil ihrer Produkte senden, so erkennt man, wie schwer das ganze Land und damit auch das dortige Deutschtum gefährdet ist.

Diesem stehen überdies noch schwere Kämpfe infolge der englischen und mehr noch infolge der nordamerikanischen Konkurrenz bevor. Schon seit einer Reihe von Jahren dringen die Vereinigten Staaten mit großer Energie und außerordentlicher Geschicklichkeit an der Westküste Südamerikas wirtschaftlich mehr und mehr vor. Nur eine Etappe auf diesem Wege war die Fertigstellung des, übrigens für ganz andere Zwecke erbauten, Panamakanals. Jetzt arbeiten sie mit allen Mitteln der Reklame und andern Geschäftsmethoden an der Eroberung des chilenischen Marktes. Gewaltige Kapitalien haben sie im Kupferbergbau Chiles angelegt. Schon heute kann man daher prophezeien, daß sie während des Krieges einen großen Sprung vorwärts machen, und daß sie neben England hinfort unsre gefährlichsten Gegner in Chile sein werden.

Wir aber können die Zuversicht hegen, daß dem Deutschtum dort mit den Schwierigkeiten auch die Kräfte wachsen werden. Wie dieser Krieg eine unerhörte Entfaltung aller physischen und geistigen Vorzüge unsres Volks in Europa bewirkt hat, so wird er auch denen da draußen ein stählendes Jungbad sein.

(Weitere Artikel folgen.)

Lebenstag eines Menschenfreundes.

Roman

von

Wilhelm Schäfer.

(Fortsetzung.)

81.

Wenn die Morgenstunden seiner Schule zu Ende sind, geht Heinrich Pestalozzi bei gutem Wetter gern an die Emme hinunter, Steine zu suchen. Er kennt nur wenige Arten und wählt sie mehr wie ein Kind nach der schönen Farbe aus, doch schleppt er meist ein Taschentuch voll davon, wenn er beim Stadthauswirt Schläfli an den Mittagstisch kommt. Manchmal geht auch eins oder das andere der Appenzeller Kinder mit, und namentlich ein Knabe namens Ramsauer begleitet ihn gern. Wie er eines Tages mit dem im sonnigen Gestein sitzt — trotzdem ihm die Gehilfen tapfer beistehen, schmerzt ihn die Brust vom Sprechen — denkt er mit einer so traurigen Sehnsucht an sein verlassenes Waisenhaus in Stans, daß ihm die Tränen rinnen. Er weiß schon lange, daß ihn die Regierung nicht dahin zurücklassen will, aber er hat es nicht angeschlagen um seiner neuen Arbeit willen; nun läuft ihm die Bitterkeit der unbefriedigten Gedanken von allen Seiten zu: es gerät ihm wie niemals vorher mit seiner Treppe der Menschenbildung, er hat den Schlüssel, alle Stockwerke zu öffnen, aber es sind doch nur die Bürgerkinder dieser wohlhabenden Kleinstadt, die davon Nutzen haben! Schlimmer als jemals ist die Not im Land, und ich habe in eitler Selbstgefälligkeit die Fremden durch meine Methode spazieren geführt. Als sie mich für einen Narren hielten, schrieb ich meine Schriften; jetzt, wo mir die Bürger gute Zeugnisse geben und ein Gehalt zahlen, bin ich Großvater wirklich ihr Narr geworden!

Als er bedrückt von solchen Gedanken, diesmal ohne Steine im Sacktuch, in die Stadthauswirtschaft kommt, sieht er Tobler schon wieder mit zwei Freunden dasitzen, einem rotköpfigen Pfarrer und einem Tirolerknaben, die erfreut aufstehen, ihn zu begrüßen. Er kann seinen Groll zu keinem freundlichen Wort zwingen, macht augenblicklich kehrt und läßt sein Mittagsmahl im Stich, obwohl Tobler gleich hinter ihm her ruft. Unterwegs tut ihm die

Torheit leid, aber wie er dann an seinem Sorgenplatz unter der Linde steht, kommen ihm die drei hartnäckig in den Schloßhof nach, und nun muß er selber lachen, weil der junge Pfarrer niemand anders als der Freund Toblers Johannes Niederer aus Sennwald ist, mit dem er seit Monaten im herzlichsten Briefwechsel steht. Den Tirolerknaben, der auf eigene Faust sein Schüler werden will, hat er zufällig unterwegs getroffen. So geht mirs, klagt er und schließt sie beide in die Arme: vor Gleichgültigen mache ich meine Kapriolen, und wenn Freunde kommen, rennt der Hase fort!

Er kehrt danach mit ihnen in das Stadtwirtshaus zurück, und es wird ein fröhlicheres Mittagsmahl, als er es seit Wochen hatte; denn seit dem Holsteiner Nicolovius ist ihm nicht mehr solche Liebe widerfahren, wie in den Feuerbriefen dieses kaum zwanzigjährigen Pfarrers aus Sennwald, der nun wie der Husarenkapuziner aus Stans neben ihm sitzt, so rotköpfig und so verbissen in seine Gedanken. Er ist zwar vorläufig nur zum Besuch gekommen, aber Heinrich Pestalozzi reißt wieder einmal gierig die Zukunft aus der Gegenwart los: Ihr seid die Jugend, die zu mir aufsteht, sagt er und hält ihnen sein Glas hin, als ob er alle Tage so schöppelte; nun will ich den Fischzug meines Lebens machen! Ihr Freunde mit vielen andern sollt mir Gehilfen sein! Und weiß auf einmal gar nicht, warum er sich bis zu diesem Tag geweigert hat, die Erbschaft Fischers ganz anzutreten: ein Schullehrerseminar, eine Musterschule und eine Pensionsanstalt hat der gewollt, den nun in Bern der Rasen deckt, indessen er noch immer eigensinnig auf sein Waisenhaus in Stans wartete, als ob es diese oder jene Waisen und nicht die Treppe seiner Lehre gelte.

Noch in den Tagen, da Niederer wie ein Spürhund durch die Klassen geht und jeden Fund verbellt, verhandelt er mit der Regierung in Bern. Er fühlt, daß sich die Summe seines Lebens einsetzen will: was er als Landwirt, Armennarr und Schriftsteller auf dem Neuhof, als Waisenvater in Stans und als Winkelschulmeister in Burgdorf an Erfahrungen einbrachte, soll nun Erscheinung werden. Zwar haben die politischen Hagelwetter seinen Freund Stapfer als Minister verdrängt, aber noch in den letzten Wochen hat er ihm eine helvetische Gesellschaft von Freunden des Erziehungswesens gegründet, die ihm nun mit einem Aufruf an die Bürger aller Kantone beisteht. Zum andernmal nach einem Vierteljahrhundert rasselt seine Werbetrommel durch das Land, aber nun treten ihrer viele zu dem Bürger, dessen Ruhm im Ausland geklungen hat. Schon im November sind an die fünfzig Zöglinge im Schloß, nicht Bettelkinder wie im Neuhof, die ihren Unterhalt durch eigene Arbeit verdienen sollen, sondern Bürgersöhne und Töchter, deren Eltern den Aufenthalt mit gutem Geld bezahlen. Er löst die Burgdorfer Schule ab, und nur die von den Appenzellern bei ihm bleiben wollen, behält er um Gotteswillen; der Tiroler Schmidt ist auch darunter.

Heinrich Pestalozzi staunt, wie rasch ihm dies alles ins Kraut geschossen

ist, aber der Erfolg macht ihn fröhlich, sodaß er dem Herbst und Frühwinter die Tage wie die Blätter eines Märchenbuches abliest. Darüber kommt Weihnachten, und er kann diesmal nicht in Neuhof sein, weil einige Kinder mit den Gehilfen bleiben, denen er als Vater das Fest bereiten muß. Zum Neujahr deckt ein dicker Schnee alles mit runden Kappen zu, und der Weg vom Schloß hinunter bis in die Häuser ist eine steile Schlittenbahn. Selbst seine Burgdorfer Freunde schütteln mißbilligend den Kopf, als sie ihn da mit den Kindern schlitteln sehen, und der Doktor Grimm sagt ihm, daß dies kein Geschäft für einen Großvater sei; er aber, der nichts Schöneres auf der Welt kennt, als wenn verschüchterten Kindern die Augen fröhlich aufgehen, nimmt einen Schneeball und wirft ihn, sodaß es — als die Knaben seinem Beispiel folgen — ein lustiges Gefecht um die Fröhlichkeit gibt, bei dem der Griesgram in die Flucht geschlagen wird: Das ist keine so einträgliche Schlacht für euch Doktoren, als wenn mit Bleikugeln auf Menschen geschossen wird, sagt er ihm einige Tage später, als er ihn bei Tauwetter wiedertrifft, aber sie macht rote Backen! Der Doktor schüttelt unwillig den Kopf; er hat ihm nur die Post mitgebracht, weil er doch zu dem Knaben müsse, der sich bei dem Spaß bös erkältet habe.

Es ist nur ein zierlicher Brief, von Frauenhand mit dünnen Buchstaben adressiert; er öffnet ihn gleich und liest, daß ihm die Tochter Lavaters den Tod ihres Vaters meldet, der am zweiten Januar seiner Verwundung nach langem Siechtum erlegen sei. Von ihm selber aber liegt ein Zettel dabei, den er als Abschiedsgruß noch auf dem Sterbebett an ihn geschrieben hat:

„Einziger, oft Mißkannter, doch hochbewundert von vielen,
Schneller Versucher des, was vor dir niemand versuchte,
Schenke Gelingen dir Gott! und kröne dein Alter mit Ruhe!"

Heinrich Pestalozzi ist so erschüttert, daß er den erstaunten Doktor ohne Wort auf der Straße stehen läßt und quer über die nassen Schneefelder zur schwarzen Rinne der Emme hinunterläuft. Dies ist genau so unvermutet wie in den Jünglingstagen, als Lavater ihm den „Emil" ins Rote Gatter brachte: Er war nicht mein Freund, überschlägt sein Gefühl, er hat mich nie recht gemocht, und nur ein paarmal hat uns das Leben nebeneinander gestellt; nun hat er wie Bluntschli vor Gott gesessen mehr als ein Jahr, kaum, daß ich einmal an ihn dachte im Strudel meiner Dinge, und er schickt mir dieses Wort!

Er hat nur die treue Erinnerung aus dem Zettel gelesen, kaum die Sätze; doch wagt er nicht, ihn noch einmal vor die Augen zu bringen, so ehrfürchtig ist ihm zumute, weil er von einem Toten kommt: Wie dieser Bach im Schnee übereilen wir unsern Weg, sagt er und läßt seine Augen mit den Glattwellen laufen, bis sie hinter den schwarzen Büschen verschwinden. Wenn wir Alten auf den Tod sehen wollten, wäre die Erde ein Sterbehemd; Tausende und Millionen sterben, während die Strömung das eigene Leben weiterreißt. Nur

von unserm Ufer sehen wir die Dinge, alles nur einmal im Gedränge, und kein Augenblick kann gegen den Wellenschlag zurück. Wenn wir unten sind, ist dies unser Leben gewesen; aber unser Wasser war es nicht. Das Wasser gehört der Welt, der kein Tropfen an irgend wen verloren geht; unser Teil ist, daß wir fließen. Nur durch ein paar Mühlräder können wir laufen unterwegs, aber nicht mehr sehen, wieviel von Gottes Korn damit gemahlen wird.

82.

Heinrich Pestalozzi hat sich in dem nassen Schnee eine Erkältung geholt, die über Nacht fiebrig wird, sodaß ihn der Doktor Grimm für ein paar Tage zur Vergeltung ins Zimmer sperrt. Kröne dein Alter mit Ruhe! steht auf dem Zettel Lavaters, den er nun auswendig weiß; aber selten hat ihm ein Wort so viel Unruhe bereitet. Er weiß, wie dünn ihm die Kräfte geworden sind und daß ihn täglich die Gefährlichkeit seiner Jahre ankommen kann; aber keine drohende Krankheit vermöchte ihn so zu schrecken wie die Sorge, lässig zu werden: Die Ruhe des Alters kommt denen zu recht, die Glück mit ihrem Leben hatten; ich aber, dem alles unter den Händen zerbrach und der ich noch als Großvater in die Schule mußte, ich wäre damit einem Bauern gleich, der seine Felder und Gärten in Dürre und Kriegsnot bestellt hat und danach die Ernte versäumte.

Diese Ernte aber wächst weder in Burgdorf noch in einer andern Anstalt allein, sie ist ihm auf den unübersehbaren Feldern seines Lebens gereift, und nur, wenn er eine alles umgreifende Darstellung seiner Lehre der Menschenbildung hinterläßt, hat er nicht umsonst gelebt. Unter den Gehilfen, die er nun wieder mit den Zöglingen Schneeballen werfen sieht — weil der Winter neuen Schnee auf den glatt gefrorenen Guß des Tauwetters gelegt hat — ist keiner, der von der Last seiner Erfahrungen und dem Gang der Methode mehr als die Anfänge wüßte; und was sie davon ausbrächten, wenn er stürbe, wäre nichts als eine notdürftig gebesserte Schulmeisterei. Schneller Versucher des, was vor dir niemand versuchte, schreibt er mit den Worten Lavaters auf das oberste der Blätter, die er gleich am ersten Tag seiner Stubenhaft herauskramt, um sein Lehrbuch der Menschenbildung zu beginnen. In seinen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts hat er versucht, seine Sache auf eine Weltanschauung zu gründen; nun will er den gleichen Gang der Natur in der Erziehung aufweisen. Aber als er gleich in diesen Januartagen anfängt zu schreiben, wird es zugleich ein Bekenntnisbuch seines fünfundfünfzigjährigen Lebens: alle Einsichten, die er sich in mühseligen und schmerzenden Erfahrungen für die Volksbildung erkämpft hat, fließen ihm hin in zwölf angeblichen Briefen, von denen jeder eine Schrift für sich sein könnte. Es ist nun wirklich, als ob er die Früchte abnähme vom Baum seines Lebens, obwohl draußen erst das Frühjahr den Winter ablöst

und sich von einem Strauch zum andern durchblüht in den grünen Sommer. Immer wieder füllen die Zöglinge den Hof mit ihrem fröhlichen Lärm, von den Gehilfen zum Spiel geführt, Tag für Tag steht er selber unter ihnen mit Zuspruch und Lehre, Eltern kommen, ihre Kinder zu bringen, und Freunde weither in Reisewagen, seine Schule zu sehen: was sonst der Sinn seines Tages war, ist nun eine bunte Füllung geworden, und erst abends, wenn Heinrich Pestalozzi wieder an seinen Blättern sitzt, blüht ihm die Seele im eigenen Herzschlag auf. Wer ganz bei sich ist, ist bei den andern! schreibt er einmal auf einen Zettel, als er sich selber zu eigensüchtig vorkommt inmitten der durch ihn bewegten Dinge.

Das zwölfte Stück ist fertig, als ein Brief vom Neuhof anlangt, daß sein Sohn Jakob im einunddreißigsten Jahr seines schmerzvollen Lebens gestorben ist; seine Frau schreibt ihm die Nachricht und daß sie ihr Kind selber, von Zürich hingerufen, nur noch auf dem Totenbett gefunden habe. Es tut ihm einen Stich ins Herz, aber er vermag die Feder nicht hinzulegen, so sehr scheint ihm die Nachricht aus der Verwirrung seiner Gedanken aufzuquellen. Er ist mit seiner Arbeit in eine böse Stockung geraten: wie er die Uhrfeder der Sittlichkeit in seine Methode einsetzen will, erkennt er, daß die sinnliche Befriedigung bei jedem Kind auf den Genuß geht und dem sittlichen Zwang feind ist. Soviel er denkt und deutelt, er vermag die Sittlichkeit auf kein Bedürfnis der Kindnatur zu gründen, und so muß er seiner Lehre selber die Natürlichkeit fortnehmen, als er sie damit krönen will: „Es ist hier, wo du das erste Mal der Natur nicht vertrauen, sondern alles tun mußt, die Leitung ihrer Blindheit aus der Hand zu reißen und in die Hand von Maßregeln und Kräften zu legen, die die Erfahrung von Jahrtausenden angegeben hat." In diese Verwirrung fällt die Todesnachricht, die dadurch nicht gemildert wird, daß er sie für den Sohn als eine Erlösung empfindet. Er hat den Blick Annas nicht vergessen, als sie ihn damals ins Kleefeld legen mußten; irgendwie stürzt ihm das Gebäude seiner Lehre ein und er hört die Säulen krachend zerbrechen: wenn jetzt seine Gläubigkeit nachläßt, wird ihm alles da entwertet, wo er es geheiligt sehen wollte.

Die Schriftzüge seiner Frau retten ihn; er weiß, ihr ist es als Mutter schwerer geworden, die Nachricht mit einer Feder zu schreiben, als ihm, sie zu lesen; aber kein Wort steht anders als in der Ergebung da, die ihr heiliges Erbteil ist. So beugt er sich aus seinen Wirrsalen über das tiefe Geheimnis der Mutter, darin die sinnliche Befriedigung alles Daseins im Anfang beschlossen ist. Die Sitte der Appenzeller Frauen fällt ihm ein, dem Neugeborenen einen papierenen Vogel über die Wiege zu hängen, bunt bemalt, um so die ersten Sinneseindrücke des Säuglings in den menschlichen Bannkreis zu zwingen. Die Mutter ist der Brunnen, darin Gott und Natur noch eins sind, aus ihr wächst die erste Nahrung des Kindes, wie es selber gewachsen ist, und alles, was sie ihm danach gibt, wird natürlich durch ihre

Gabe, sie kann aus Gott das Brot des Lebens machen. Und nun rastet Heinrich Pestalozzi nicht mehr, schreibt durch diese Nacht und noch tief in den Morgen, bis er die letzten Briefe seines Buches fertig hat, die nun ein Lobgesang auf die Mutter werden und auch den Titel des Buches bestimmen: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt". Eine gehetzte Angst hat seinen Überschwall getragen, bis er am andern Mittag vor den Blättern — leergeflossen an ihrem Inhalt — auf dem Stuhl in einen bleiernen Schlaf sinkt.

Am andern Morgen in der Frühe holt er den Stecken und den Ranzen vor, noch einmal aufs Birrfeld zu wandern, wo seine Frau das frische Grab des Sohnes hütet. Es wird ihm leichter zu gehen, als er gedacht hat; und als er schon tief im Aargau drin zwei Kinder bei einer Scheune trifft, die eine Leiter quer über einen Brunnentrog zu einer Schaukel gelegt haben, auf der sie abwechselnd mit glücklichen Augen in den Himmel fahren, ruht er sich rätselvoll bewegt bei ihnen aus: Gleich wird die Magd mit dem Eimer kommen, Wasser zu schöpfen, und der Knecht wird die Leiter brauchen: das Glück ihres Spiels bleibt ihnen unangetastet; ein paar Steine auf dem Feld, eine Kuhherde auf der Weide werden ihnen vielleicht in einer Stunde noch höhere Lust bereiten, weil die nicht aus den Dingen — und also aus den Sinnen — sondern aus ihren Seelen kommt. Es gibt keine bösen Lockungen der Sinne zum Genuß, es gibt nur eine Lust der Seele, die sich in ihrem Körper fühlt; sie ist das Leben selber und kann kein Hindernis der Bildung sein: sie muß der Mutter das Leitseil werden, ihr Kind ins Gute zu führen. Die Hölle und das Paradies liegen gleichviel darin, oder fast nicht, weil Lust und Pein Feuer und Wasser sind, während jede Lust in ewige Seligkeit ausfließen will!

Er trifft Anna, wie sie mit Gottlieb, dem Enkel, am Brunnen steht, als ob es noch ihr Knabe wäre. Die Rührung überströmt ihn, sodaß er ihr ins Ungewisse hinein die Hand hin hält, so hindern die Tränen ihn, ihr Gesicht zu sehen: Nun ist das Band fort, das von meinem zu deinem Leben ging! Aber als ob ein Schwamm ihm dreißig Jahre von seinem Leben auslöschte, wird er vom Klang ihrer Stimme berührt: Nein, Pestalozzi, es ist nur in die Ewigkeit gelegt!

83.

Im Oktober läßt Heinrich Pestalozzi das Buch erscheinen, und noch vor Weihnachten sieht er die Saat seiner Worte in den deutschen Blättern aufgehen; es können zunächst freilich auch nur Worte sein, aber die Namen der Schreiber sagen der aufhorchenden Schweiz, daß aus dem Armennarr im Neuhof eine geistige Macht geworden ist. Auch könnte ihm Füeßli nicht noch einmal mit seiner Rede von der Rührung und dem Kirschwasser kommen; denn alles an dem Buch ist Rede und Überredung, und jeder Beifall bedeutet eine Entscheidung für ihn, die irgendwie in Taten endigen muß.

Indem sich danach die Zöglinge für seine Anstalt reichlicher melden, hilft das Buch auch seiner äußeren Lage, sodaß er diesmal zuversichtlicher als sonst das Frühjahr abwartet.

Die geborene Fröhlich ist zu ihm gezogen mit der kleinen Marianne, die ein überzartes Kind von sechs Jahren ist und schon am Unterricht teilnehmen kann. Zum Fest kommt auch die Großmutter mit dem Gottlieb, sodaß sie bis auf Lisabeth, die den Neuhof hüten muß, in Burgdorf beisammen sind. Es befriedigt ihn, endlich einmal Anna seine Dinge in der neuen Gestalt zeigen zu können, wo er nicht selber mehr der Lehrling, sondern der Meister ist; und selbst damals, wo er sie auf dem Gut Tschiffelis umher führte, ist er nicht stolzer auf sie gewesen als nun, wo sie lächelnd über seinen Eifer mit ihm durch die Schulstuben und Schlafsäle der Anstalt geht. Die zweiunddreißig Jahre der Ehe haben ihm nichts von ihrer Schönheit ausgelöscht, und während sie den Gehilfen eine ehrfürchtig begrüßte Matrone vorstellt, ist ihm bräutlich zumut. Der Tod ihres einzigen Kindes geht noch mit ihr, und obwohl sie willig zu seinen Erklärungen nickt, bleibt der Schmerz in ihren Augen wie Glas, darin sich die Eindrücke dieser Dinge mit der Spiegelung schmerzhafter Erinnerungen mischen. Es wird ein stilles Fest, aber heilig für ihn; und als sich gleich nach Neujahr Tobler im Schloß trauen läßt, und Niederer zum zweitenmal nach Burgdorf kommt, seinem Freund die Traurede zu halten, sitzt er wirklich — wie Niederer sagt — als Erzvater dabei.

Aber die Zeiten sind nicht testamentarisch; unversehens zieht noch einmal ein Kriegsjahr seine Unruhen und Bedrängnisse um die Anstalt. Schon im vergangenen Oktober haben die Föderalisten, wie sich die Anhänger der alten Kantonswirtschaft nennen, die helvetische Regierung in Bern gestürzt und eine andere gewählt, die dem Schwyzer Aloys Reding als Landammann untersteht. Da es der neuen Herrschaft aber wie der alten an Geld fehlt, um aus der Schuldenwirtschaft zu kommen, steigen im Frühjahr schon wieder die sogenannten Unitarier auf der Schaukel hoch. Dagegen erheben sich die Urkantone, die auch sonst überall die Mißvergnügten an der neumodischen Franzosenwirtschaft finden, und während für Europa endlich ein Friedensjahr gekommen ist, fangen die Schweizer unter sich Kriegshändel an. Obwohl sie es selber um der altmodischen Bewaffnung willen den Stecklikrieg nennen, muß die helvetische Regierung vor den Aufständischen aus Bern nach Lausanne flüchten, und gerade soll der Tanz im Waadtland losgehen, als zwischen den feindlichen Scharen der General Rapp sechsspännig vorfährt, den Einspruch des Weltherrschers Bonaparte zu bringen, dem ein nachrückendes Heer von vierzigtausend Franzosen ein unwiderstehliches Gewicht gibt: die einzelnen Kantone sollen ihm, statt diesen Bruderkrieg zu führen, Abgeordnete nach Paris schicken, um dort unter seiner Aufsicht eine neue Verfassung zu beraten. Es bleibt den hitzigen Schweizern nichts übrig, als ihr Waffenzeug heimzutragen und die Tagsatzung statt in Schwyz — wie der Landammann

Reding wollte — in Paris vorzubereiten, weil sie — wie ein Witzbold sagt — ihrem vielbeschäftigten Ehrenpräsidenten Bonaparte jetzt keine Schweizerreise zumuten dürften!

Heinrich Pestalozzi hat diese Händel als einen Streit von Bauleuten angesehen, die sich über den Plan ihres neuen Hauses nicht einigen können und dem alten nachjammern, obwohl sie es selber eingerissen haben; er ist zu der bitteren Einsicht gekommen, daß es bei solchen Parteikämpfen mehr um die Macht, zu regieren, als um das Volkswohl geht. Bevor noch das sechsspännige Fuhrwerk des Generals Rapp in die Schweiz eingefahren ist, hat er in einer Flugschrift die vier Eckpfeiler aufgestellt, mit denen das Haus einer helvetischen Verfassung besser als mit Flinten und Kanonen unter Dach zu bringen wäre: wirkliche Volksbildung, unbestechliches Gericht, allgemeine Militärpflicht und gerechte Finanzen. Der Grundstein aber müsse unter dem Pfeiler der Volksbildung eingesetzt werden; weil an die anderen Pfeiler ohne diesen ersten nicht zu denken wäre, sei er dem heutigen Geschlecht das einzig Erreichbare. Er hat die Schrift in wenigen Tagen hingeschrieben; sie stellt ihn auf den schmalen Grat, wo der Haß von beiden Seiten aufbrandet, aber als die Wahlen für die Tagung in Paris vorüber sind, ergibt sich, daß er an zwei Stellen, von den Bauern des Emmentals wie von dem Landvolk in Zürich, als Abgeordneter gewählt ist.

Ich werde nicht sechsspännig fahren, scherzt er, mein Wagen geht auf zwei Beinen! Obwohl er dann um der unruhigen Zeiten und der Mühsale willen — auch geht es in den Winter — die Reise doch im Wagen machen muß, fährt er fröhlich und mit besonderen Hoffnungen für seine Sache ab. Seitdem er seine Anstalt in Burgdorf hält, haben drei französische Gesandte in Bern gewechselt, doch jedem sind seine Dinge mehr als einen flüchtigen Besuch wert gewesen; auch weilt Stapfer in Paris, der ihm die rechten Türklopfer in der Stadt zeigen kann, darin die Zukunft Europas zurechtgehämmert wird. Und seine Anstalt läßt er gut besorgt zurück, weil Anna sich tapfer entschließt, während seiner Abwesenheit das Hausregiment zu führen. Es ist seine zweite Reise und in der Strecke fast der Fahrt nach Leipzig gleich, die er vor zehn Jahren machte; auch werden die Tage wieder in die selbe Kette von Zollhäusern, Posthaltereien und Gasthöfen eingespannt, nur daß die Uniformen französisch sind. Doch als er am zwölften Nachmittag die Unermeßlichkeit der Stadt um den blinkenden Lauf der Seine daliegen sieht, ist es ein anderes Wesen als das Landstädtchen an der Elster. So hat sich auch sonst alles um mich geweitet, denkt er: damals kam ich um eine Familienerbschaft, heute schickt mich mein Volk für seine Zukunft; in Leipzig lief ich als Unbekannter die Türen kleinstädtischer Behörden ab, hier werde ich als Ehrenbürger der Franzosen vor ihren Konsul treten!

Aber er bekommt den Machthaber nur einmal zu sehen, als Bonaparte unvermutet in ihren Saal tritt, anscheinend zufällig, als ob er nur den Durch-

gang benützte, aber eindrucksvoll mit seinem goldflirrenden Gefolge. Das letzte Wort der unterbrochenen Rede findet noch Zeit, in das Stuckwerk der Decke zu flattern, dann ist die starre Ruhe der Augen da, die alle auf den kleinen Mann blicken, der, im Alter der jüngste unter ihnen, Europa mit dem Ruhm seines Namens erfüllt hat. Er läßt sich kurz rapportieren, wobei er mehr durch die Augen als die Ohren zu hören scheint, schneidet mit der Handbewegung eines ungeduldigen Knaben die Rede ab und wendet sich mitten durch die Reihen, sie gleichsam überrumpelnd, einigen Köpfen zu, die ihm ins Auge fallen. Auch Heinrich Pestalozzi fährt unvermutet eine Frage ins Gesicht; der ist geistesgegenwärtig genug, eine Antwort zu finden, die den Machthaber festhält, sodaß er sich schon halb im Weitergehen noch einmal zu ihm wendet. Heinrich Pestalozzi merkt sofort, daß er mehr als ein Name für ihn ist, er umklammert ihn gleichsam mit Worten und sieht mit einer glücklichen Hoffnung, daß in dem kalt forschenden Blick etwas von ihm selber zu leben beginnt. Kein Zweifel, daß er den Konsul der Franzosen mehr als einer der Männer vor ihm interessiert; während die andern im Kreis zurückgetreten sind, weiß er auf die Zwischenfragen des blassen und verarbeiteten Gesichtes ebenso rasch zu antworten: Jetzt oder nie, denkt er, ist meine Stunde da! Auch noch, wie er in hastig abgerissenen Sätzen von der Volksbildung spricht — daß sie das Fundament jeder wirklichen Verfassung und ohne alles nur der Schein einer Gesetzgebung sei — hört der Konsul noch sichtbar nachdenklich zu, als ob er versuche, den Gedanken bei sich einzustellen. Irgendwie scheint ihm das nicht zu geraten; er klopft ein paarmal unwillig mit der Fußspitze, und während Heinrich Pestalozzi noch von Worten der Zukunft überströmt, ist er für den Mann der Gegenwart nur noch ein unangenehmer Greis, der ihm mit seinen haspelnden Armen an die Brust will: Ich kann mich nicht in euer Abc mischen, sagt er spöttisch und verläßt unverzüglich den Saal, als ob er versehentlich in eine Schule geraten wäre.

Heinrich Pestalozzi bleibt in dem Kreis der schadenfrohen und bestürzten Gesichter, die wieder an ihre Plätze gerufen werden, und braucht lange, bis er seinen Stuhl findet; aber während die Verhandlung weiterstolpern will, kommt ihm alles wie eine leer laufende Mühle vor. Noch immer ist er mit dem blassen Mann allein in dem Saal: Wir beiden, denkt er — und tritt über Scham wie Hochmut hinweg in den Bereich des Menschengeistes, wo die Persönlichkeit aufgibt, sich selber zu gehören — wir beiden sind verschieden an dem Gefährt der Menschheit beteiligt: er will sein Lenker sein, und ich möchte haltbare Räder machen; er aber kanns nicht abwarten, weil er fort muß, drum knallt mir seine Peitsche um die Ohren.

Herab mit dem Schild, wenn die Sache weg muß! sagt er zu seiner eigenen Erstaunung laut in die Verhandlung hinein und geht durch die Hinterpforte hinaus, wie der andere durch die Flügeltüren gegangen ist.

84.

Heinrich Pestalozzi merkt bald, daß der Pariser Wind der helvetischen Republik ungünstig weht. Die Franzosen haben genug Menschenrechte proklamiert, und Bonaparte hält wieder Hof in den Tuilerien; er braucht Glanz und Aufwand um sich, und die Aristokraten von Bern gehen besser in seine Pläne als die hartnäckigen Unitarier. Bevor die Verhandlungen beginnen, ist die Schweiz durch sein Dekret schon wieder in neunzehn Kantone eingeteilt; was den Abgeordneten noch zu tun bleibt, sind die einzelnen Kantone, und es ist vorgesorgt, daß die Herren von Herkunft und Vermögen darin das Heft in Händen behalten. Heinrich Pestalozzi versucht es noch einmal mit einer schriftlichen Darlegung seiner Ansichten, aber er weiß nun schon, daß er Wasser in den Bach trägt. Selbst sein Ehrenbürgertum scheint bei den Franzosen des Konsulats schäbig geworden zu sein; er braucht nur zu sehen, wie die geputzten Herren und Damen seine Erscheinung belächeln, um sich aller Illusionen zu schämen: Sie müssen mich für ein großes Wundertier gehalten haben, wie ihren Cagliostro, spottet sein Grimm, nun bin ich bloß ein Mensch! Und wie es ihm mit seiner Kleidung und Art, ihre Sprache zu sprechen, geht, so bleibt auch seine Methode mit all dem Umstand ihrer tiefen Begründung den Parisern eine belächelte Geheimniskrämerei; es brauchte nicht das unaufhörliche Geknatter ihrer Sprache in seinen Ohren zu sein, und die Nötigung, seine Herzensdinge dahinein zu sperren, um ihm seine Wesensfremdheit unter den Welschen bald unerträglich zu machen.

So hält er es für zwecklos, das Ende der Händel abzuwarten; als Ende Januar die Hauptverhandlung ist, fährt er durch ein mildes Frostwetter, das die Wege trocken gemacht hat, im Sundgau schon auf Basel zu, und fünf Tage später holt ihn Anna am Stadthaus in Burgdorf aus der Post. Da hast du deinen Odysseus wieder! versucht er zu scherzen, um seiner Tränen Herr zu werden. Sie schafft ihm seinen Ranzen nach, den er vor Rührung vergessen hätte, und er meint das Lächeln um ihre schmerzensreichen Lippen zu sehen, als er ihre Stimme auf seinen Scherz eingehen hört: So bin ich mit fünfundsechzig Jahren gar deine Penelope? In Wahrheit, Pestalozzi, es war mir schwer, die Freier zu füttern; nun magst du wieder deinen Bogen spannen!

Er findet aber alles aufs beste besorgt, und daß sie als Hausmutter in der Anstalt waltete, hat einen Segen hinein gegeben, der bisher fehlte; von den Kindern wie von den Gehilfen ehrfürchtig begrüßt, bringt sie eine ruhige Gangart in das Tagwerk; der Bienenschwarm hat seine Königin erhalten! sagt Krüsi in seiner biederen Art, als Heinrich Pestalozzi sich verwundert, um wie weniger lärmend es bei den Mahlzeiten zugeht, nur weil sie still an ihrem Platz sitzt. Auch sonst hat sie der Anstalt wohlgetan: Briefe und Bücher sind in eine schöne Ordnung gebracht, und wenn er nun

aus dem Trubel in seine Stube tritt, wohnt die Häuslichkeit darin. Daß es so bleiben könnte, denkt er jeden Tag; denn seitdem sie damals aus Hallwyl nicht wiederkam, ist seine Seite leer geblieben; und ob es bitter oder fröhlich mit seinen Plänen ging, daß ihre Abwesenheit ihm alles entkrönte, war immer die leise Trauer darin. Auch diesmal ist sie nur gekommen, an seiner Stelle das Hauswesen zu leiten, und mit heimlicher Sorge wacht er über ihre Schritte, ob sie nicht wieder zur Abreise rüsten werde. Doch läßt sie Wochen gleichmütig verstreichen, und er hofft schon, daß sie dauernd bliebe, als ihr mit den ersten Frühjahrsblumen das Heimweh in die Säfte steigt. Sie ist im Winter schwer krank gewesen, nun kommt die Schwäche wieder über sie mit Todesahnungen: Ich möchte unsern See noch einmal sehen, klagt sie; aber als sie dann endlich nach Zürich zu ihren Brüdern reisen will, hat sie wohl seine erschrockenen Augen gesehen; denn andern Tages möchte sie wieder bleiben. Doch sieht er, daß die Unruhe in ihr nicht mehr rastet; ihr Ehrenplatz im Saal bleibt immer häufiger leer, da sie die Mahlzeiten allein nimmt: der Taubenschlag ist ihr zu laut, aber in ihrer Stube plagt sie die Einsamkeit.

So steht sein Barometer mit ihr schon wieder auf veränderlich, als eines Tages ein Jüngling das Quecksilber rasch auf schön Wetter steigen läßt. Heinrich Pestalozzi bringt ihn aus Bern mit, aber er hat ihn nicht dort erst gefunden: Ich mußte nach Paris reisen, um meinen Jünger Johannes zu finden, scherzt er oft, so froh ist er selber, daß ihm der Thurgauer von Muralt dort in die Hände kam. Es fehlt ihm nicht mehr an Gehilfen, seitdem die dänische Regierung zwei junge Lehrer aus Kopenhagen sandte und die gebildete Welt Deutschlands von Burgdorf als einem Wallfahrtsort der Erziehung spricht; auch sind junge Leute von Geist darunter, aber alles Schwarmseelen und wie ihr Meister mehr auf stürmische Absichten als auf Sorgfalt gestellt, allmählich Burgdorf mit ihrer buntgewürfelten Absonderlichkeit erfüllend. Johannes von Muralt bringt nicht nur den Klang eines in der ganzen Schweiz bekannten Namens, sondern auch Vorzüge einer guten Erziehung und gründlichen Bildung mit; als er zum erstenmal mit ihr zu Tisch sitzt, sorgfältig gekleidet und frei von der hastigen Schüchternheit, die mit Empfindlichkeit gepaart das Erbteil einer durchgekämpften Jugend ist, schweigt Heinrich Pestalozzi und Anna spricht. Es sind auch freilich nicht die gewohnten Schuldinge; Johannes von Muralt ist durch drei Semester in Halle der Lieblingsschüler des Philosophen Friedrich August Wolf gewesen und hat in Paris mit dem Dichter Schlegel und seiner Gattin Dorothea freundschaftlich verkehrt: der Geist schöner Bildung lebt in seinen Gesprächen auf, der für Anna Schultheß seit der Erscheinung Klopstocks in ihrer Jugend die heimliche Liebe gewesen ist.

So schließt sie den Jüngling mit einem Eifer ins Herz, der Heinrich Pestalozzi fast eifersüchtig macht, bis der Schalk in ihm den Vorteil erkennt.

So schmerzlich er den Zwiespalt zum Vorschein kommen sieht, der seit Anfang zwischen seinen Absichten und ihren Neigungen bestand und schließlich zur Trennung ihrer äußeren Lebenswege führte — obwohl sie durch alle Schicksalsschläge treu zu ihm stand — das Leben hat ihn nicht so verwöhnt, daß er sich die Äpfel wie andere frank und frei von den Bäumen pflücken kann. Fast listig läßt er sie gewähren, da sie nun den See und ihre Abreise zu vergessen scheint: Wir Alten wollen die Kinder unseres Geistes haben, überlegt er, und da es uns beiden mit einem Sohn mißraten mußte, weil die Natur aus diesem Zwiespalt nichts machen konnte, müssen wir Ersatz für unsere ungesättigte Elternschaft suchen. Ich will ihr gern diesen Sohn gönnen, wenn sie mir damit die Mutter meines Hauses bleibt!

85.

Heinrich Pestalozzi lächelt fast hinterhaltig, als er Anna nicht lange danach den Johannes Niederer anbringt, der sein Pfarramt in Sennwald aufgegeben hat, um — wie er sagt — auch bei der Wiege der Menschenbildung zu sein: Nun habe auch ich wieder einen Sohn, und es ist seltsam, daß sie beide Johannes heißen, denkt er, als er neben dem schwarzen Muralt den roten Schopf Niederers sieht. Der hat auf seinem Dorf keine Zeit gehabt, sich an der Welt zu schleifen: mit neunzehn Jahren voreilig in den Pfarrdienst gekommen, hat er seit fünf Jahren in der Feldschlacht menschenfreundlicher Bemühungen gestanden und um Gottes willen seine wohlhabende Gemeinde im Appenzell mit dem armseligen Rheindorf Sennwald vertauscht; da haben andere Dinge als Bildungsformen gegolten, so sitzt er wie ein Glaubensstreiter aus dem Heerhaufen Zwinglis da. Heinrich Pestalozzi sieht, wie Anna fast erschrickt vor ihm, der mit seinen vierundzwanzig Jahren noch ein Jüngling wie Muralt, aber in Mannesgeschäften kantig geworden ist; Jakob und Esau, vergleicht er, in diesem fließt das stillere Blut von Anna, aber in jenem arbeitet mein Ungestüm!

Als im selben Juli auch noch Tobler — mit einer eigenen Erziehungsanstalt am hochmütigen Widerstand der Basler gescheitert — zu ihm zurück kommt, ist Heinrich Pestalozzi mit diesen dreien, mit Krüsi, Buß und dem Zustrom von Gehilfen aus aller Welt, die nur kurz bei ihm lernen wollen, auch für die Burgdorfer kein Steckenpferdritter mehr, der morgens aus dem Schloß zu ihnen herunter reitet: Der Weg geht zu steil, sonst würde es von Wagen nicht leer werden im Schloßhof, die täglich neue Fremde nach Burgdorf bringen, das aus einem bäuerlichen Städtchen durch ihn ein Hauptort der Schweiz geworden scheint. Schon was die Zöglinge — längst über hundert — an Besuch von Eltern und Verwandten nachziehen, würde für die Gasthäuser und Fuhrleute etwas bedeuten, dazu die Pädagogen und

Pfarrer aus aller Welt: das Schloß ist wirklich ein Taubenschlag geworden, und die Bürger bestaunen die fremden Vögel, die seiner Berühmtheit zufliegen.

Längst schon denkt Anna nicht mehr daran, daß sie nur für die Zeit seiner Pariser Reise nach Burgdorf gekommen ist; sie sieht endlich die Erntewagen in die Scheune fahren, die weder seine Landwirtschaft noch alle Bemühung seines hingehetzten Lebens jemals zu ernten vermochte. Daß kein Gold daraus in seine Taschen fließt, weiß sie wohl; trotzdem die meisten Zöglinge zahlen — wenn auch nicht alle den vollen Preis — sind es doch viele Mäuler, die täglich auf Nahrung warten, und wenn die Haushaltungskünste der geborenen Fröhlich, ihrer schaffnerischen Schwiegertochter, nicht wären, würden die Sorgen sich manchmal dichter auf ihrem Schreibtisch sammeln; aber daß der angeblich unbrauchbare und vor der Zeit entmündigte Mann nun vor sich selber und vor dem Spott der Tüchtigen im Glanz eines Ruhmes dasteht, der alles für sie Erreichbare in den Schatten enger Bürgerlichkeit stellt: das ist für sie wie eine Abendsonne, die in der letzten Stunde doch noch über einen trübseligen Regentag gesiegt hat.

So wird es ein bewegter Geburtstag für sie, als ihr die fünfundsechzig Jahre vollgezählt werden, und es ist unwirklich schön, daß er auf einen Sonntag fällt. Muralt und Niederer haben ihn als ein Sommerfest vorbereitet, das bei kühlsonnigem Augustwetter im Schloßhof gefeiert wird. Da sind Bänke und Tische aufgestellt, auch ist ein Boden aufgeschlagen, einen Tanz oder ein Spiel zu machen, und solange die Sonne in den Hof geschienen hat, mag sie nicht ein so buntes Getümmel darin gesehen haben wie an diesem Tag. Das Gemäuer rundum ist mit Laubgewinden und Schweizerfahnen aller Kantone geschmückt, und eine Musikkapelle — von den Zöglingen unter Bußens Leitung gestellt — sorgt, daß die Schweizerlieder auch Begleitung haben.

Als dann die Röte sich aus dem Licht der Sonne ablöst und umso wärmer zu leuchten scheint, jemehr die Wärme versiegt, treten ihrer viele an die Mauer, nach den Bergen zu schauen, die langsam von der Glut voll zu laufen scheinen. Auch Heinrich Pestalozzi ist mit Muralt vorgegangen, und Mutter Pestalozzi, wie sie an diesem Tag mehr als hundertmal begrüßt worden ist, wird von Niederer in einem galanten Anfall am Arm hinzu geleitet. Wie sie dastehen, mag über Tobler, der seit seinem Mißerfolg in Basel leicht wehmütig wird, der Schatten einer Eifersucht fallen, daß er nun sichtlich an die dritte Stelle geraten ist; als ob er den Meister in die gemeinsame Frühzeit zurück führen müsse, erinnert er ihn an den Abend, wo sie zu vieren hier standen und er sein Beispiel vom Haus des Unrechts sagte. Daß die andern davon nichts wissen, tut ihm sichtlich wohl, und als sie darum drängen, versucht er es mit eigenen Worten zu sagen, wie der Anteil an den Lebensgütern in drei Stockwerke geteilt wäre, darin die Wenigen, wenn sie wollten, Gottes Herrlichkeit aus allen Fenstern sähen, die Mehreren nur

den Glanz an den Hofwänden, während die Vielen im Keller nicht einmal den trüben Schein in ihren Löchern zu deuten vermöchten.

Heinrich Pestalozzi, der die Schwermut im Grund seiner Heiterkeit schon den ganzen Tag gefühlt hat, klopft der Schrecken bei der ersten Frage ans Herz; wie dann der ahnungslose Erzähler vor den andern seine Erinnerung ausbreitet, quillt das schwarze Wasser der Trübnis in ihm auf, so überkommt ihn der Zwiespalt zwischen dem lauten Freudentag und der verschütteten Heimlichkeit seiner Absichten. Er wagt nicht, Annas Blick zu suchen, so wehmenschlich ist ihm zumut, legt Muralts Hand von seinem Arm weg auf den Mauerrand, und ehe die andern wissen, was ihn ankommt, läuft er durch ihre Reihen hinaus und über den unteren Hof vors Tor. Da breitet sich die abendliche Landschaft in ihrer Sommerfülle aus, und die Dächer der Bürgerhäuser stehen behäbig darin, sodaß ihm der Schritt auch hier gehemmt wird: Warum hab ich es nicht im Birrfeld vermocht? Ein Armenkinderhaus habe ich gewollt und die Pensionsanstalt sollte mir nur die Mittel dazu geben: nun sind die Mittel längst selber Zweck. Ich sitze als Glücksvogel hier auf dem Schloß und spreize das Rad meiner Federn; im Birrfeld, oder wo sonst die Not der Zeit ist, geht alles wie vor dreißig Jahren, nur diesem Bürgerort hab ich neues Fett gemästet!

Er weiß nicht, daß er weint, aber als sich das Gesicht Annas zu ihm beugt, die ihm allein nachgegangen ist, vermag er ihre Augen vor Tränen nicht zu erkennen; auch quillt der Zorn noch so in ihm, daß er fast nach ihr schlägt. Du hast gesiegt! schreit er und schlägt den Kopf in beide Fäuste: der Armennarr ist tot! Ich hab verloren. Sie streichelt und tröstet ihn nicht, wie er fürchtet, sie setzt sich still gegenüber, wo ihr der andere Torstein einen Platz anbietet, und wartet ab, bis aus der Mure seiner Verzweiflung die gröbsten Blöcke ins Tal gefahren sind und endlich der zähe Schlamm seiner Verbitterung zum Stehen kommt. Sie hat ihn klug verstanden, daß es zwei Welten wären: ihre Stille, den Wohlstand herzugeben, und seine Unraft, ihn zu vertun; auch hat sie das böse Wort nicht überhört, warum Kampf sein müsse zwischen ihm und ihr, zwischen Mann und Frau durchs Leben? Aber als es dann still wird, weil nichts mehr fließt, und nur ein Wind vom Tal sie beide mild bestreicht, die in der sinkenden Dunkelheit am Tor dasitzen, als ob sie all das junge Leben dahinter bewachen müßten gegen die unheimlichen Gestalten der Nacht, fängt ihre Stimme an zu sprechen, daß nach dem Getöse seines Bergsturzes nun wieder ein Bach hörbar wird: Pestalozzi, sagt sie und wägt die Worte: ich dachte, daß wir vor Gott gleich wären, arm und reich! Warum willst du das Unrecht von oben in der Menschenordnung mit Unrecht nach oben vergelten? Oder sollten Kinderseelen schon darum unwert sein, weil die Eltern Geld im Beutel haben? Was nötig ist, sind nicht die Waisenhäuser im Birrfeld oder hier, sondern daß du dein Vorbild und deine Lehre hinterläßt. Am Ende kommt es darauf an, was wir

gewesen sind, hat dir der Menalk gesagt, als wir jung waren und er schon sterben mußte. Nun, wo wir vierzig Jahre älter geworden sind und alt an dem Tor dasitzen, will ich das Wort noch einmal sagen; doch hat es sich verändert: Am Ende, Pestalozzi, fragt Gott nicht, was wir gewesen sind, er rechnet, daß wir noch etwas werden möchten!

86.

Heinrich Pestalozzi hat seine Unternehmung im Namen der helvetischen Republik begonnen; seit der Tagsatzung in Paris gibt es nur noch einen Schweizer Bund mit neunzehn selbstherrlichen Kantonen: sein Landesherr ist nun die bernische Regierung, ihr gehört das Schloß Burgdorf, und er muß zuwarten, ob sie ihn darin wohnen läßt. Im vierspännigen Wagen, wie ein Landesfürst, kommt eines Tages der Regierungspräsident von Wattenwyl an, seine Anstalt zu besichtigen; obwohl es schwierig und steil geht, muß ihn der Kutscher bis in den Schloßhof fahren, und als ihn Heinrich Pestalozzi dann begrüßen darf, ist es kaum anders, als wenn ein Schloßherr sich von seinem Kastellan Aufwartung machen läßt. Er schnurrt durch alles hindurch mit einem deutlichen Mißbehagen an dem landfremden Zürcher, der sich hier eingenistet hat und der Regierung mit seiner Berühmtheit und dem intoleranten Heer der deutschen Geister lästig wird, dem sogar französische Gelehrte, Generale und Minister beistehen, sodaß selbst eine allmächtige Kantonsgewalt zuwarten muß. In einigen Stunden hat er nach der Art solcher Regierungsherren das Ergebnis einer Arbeit besichtigt, die Heinrich Pestalozzi ein Lebensalter mühsamer Kämpfe gekostet hat, und ist im Dampf seiner eigenen Bedeutung wieder abgefahren.

Seine Haltung in den Verfassungshändeln haben ihn den Aristokraten, die nun wieder auf ihren alten Plätzen sitzen, mißliebig gemacht, und den Kirchlichen ist er immer mit seiner Religion ein Aufwiegler geblieben: nun, wo er sichtbar zu Paris in Ungnade und nicht mehr durch ein helvetisches Direktorium geschützt ist, fängt die Hetze an, und noch in dem Sommer muß sich Heinrich Pestalozzi durch eine Eingabe an den Kirchenrat wehren, als fehle es in seiner Anstalt — wie die Anklage lautet — an einem richtigen Religionsunterricht. Er überläßt die Verteidigung Niederer, dem Religionslehrer und ehemaligen Pfarrer, und zum erstenmal erhebt dieser Herold seine dröhnende Stimme für den Meister.

Unterdessen ist aus dem Lehrerseminar wie aus der Waisenanstalt nichts geworden, und die Zuwendungen der Regierung sind ihm gestrichen; das einzige, was er von ihr noch hat, ist das Gebäude, und auch darin wird es unsicher: Mit der neuen Ordnung ist ein Oberamtmann nach Burgdorf gekommen, der zu seinem Ärger in einem Privathaus wohnen muß, während oben im Schloß sich das fahrende Volk der Abc-Schützen breit macht. Er fängt an, bei der

Regierung in Bern um eine Änderung dieses kränkenden Zustandes zu mahnen, und weist alle anderen Vorschläge als unpassend zurück; als es gegen Weihnachten geht, kann Heinrich Pestalozzi nicht mehr zweifeln, daß ihm zum Frühjahr die Räumlichkeiten gekündigt werden: „Es war das Haus der Herren und soll wieder das Haus der Herren werden," schreibt er an einen Freund, „ich hoffe, mein Ei sei bald ausgebrütet, und dann achtet es auch der schlechteste Vogel nicht mehr, wenn ihm die Buben sein Nest vom Baum herabwerfen."

Doch kann die bernische Regierung angesichts der Schwärmerei, mit welcher die gelehrte Armee Deutschlands die Vorteile dieser Anstalt ausposaunt — wie der Herr von Wattenwyl in einem Gutachten schreibt — die Gefahr nicht herausfordern, mit diesem intoleranten Heer öffentlich in eine Fehde zu geraten: so bietet man ihm das leere Kloster Münchenbuchsee an, und im Januar fährt Heinrich Pestalozzi mit einer Abordnung hin, es zu besichtigen. Er findet ein niedriges Gebäude, das eine Zeitlang als Spital krätzischer und venerischer Soldaten gedient hat, seitdem verwahrlost in einer melancholischen Ebene dasteht und weder die grünen Hügel Burgdorfs noch sonst etwas von seinem malerischen Reichtum um sich sieht. Am liebsten möchte er, all dieser Dinge müde, seinen Stecken nehmen und in den Aargau zurückwandern; aber es ist unmöglich, jetzt aus dem Kreis der Zöglinge und Gehilfen fortzugehen; in den Möbeln, Betten und Lehrgegenständen stecken ihm schon wieder zwanzigtausend Schweizerfranken, die er nicht lassen kann, auch brennt der Abend an dem Tor immer noch in seiner Seele. Um Anna zu halten, nimmt er das Obdach an, das ihm schäbiger Weise zunächst bloß für ein Jahr instandgesetzt werden soll. Nur nicht wieder als ein Unbrauchbarer vor ihr dastehen, denkt er, als er die vorläufige Abmachung unterzeichnet, und ahnt nicht, daß diese Kränkung schon auf ihn wartet.

So zieht dieses Frühjahr hin — es ist das fünfte seiner Burgdorfer Zeit — wie wenn das Jahr mit ihm erschrocken seinen Lauf einstellen wolle; denn ob das Emmental den Blumenteppich seiner Wiesengründe ausbreitet und ob die Wälder täglich grüner werden: im Schloß fängt heimlich das Aufräumen an, die Möbel warten, daß sie von kräftigen Händen hinausgetragen werden — sie sind sich selber ihre Särge, sagt Heinrich Pestalozzi — und wie auch ein Änderungsgedanke auftaucht, gleich tritt ihm das Bedenken in den Weg, daß mit den Ferien der Auszug beginnen soll. Als der Tag da ist, werden die meisten Zöglinge in Trupps mit je einem Lehrer auf die Reise geschickt, meist ins sonnige Waadtland hinüber, und nur Freiwillige bleiben, den Umzug mitzumachen. Auch Anna geht nun auf ihre Reise an den Zürcher See: Ich bin das erste Möbel, das ihr fortschafft, scherzt sie, als er mit ihr in der Morgenfrühe zur Post hinuntergeht; denn sie selber hat tapfer dableiben und helfen wollen. Er hört ihre Worte garnicht, weil seine Gedanken in Sorgen sind, daß sie nicht wiederkommen möchte: Ich war

ein halbes Jahr lang im Traum, sagt er, und stellt ihre Reisetasche hin, dem Gottlieb einen Klatschmohn abzunehmen, den der für die Großmutter anbringt: Jetzt habt ihr mich wach gemacht, und du gehst fort! Er will ihr die Blume geben, aber der fallen die roten Blätter ab, daß nur die grüne Fruchtkapsel mit dem Deckel bleibt. Das kann die Großmutter nicht mehr brauchen! klagt er zu dem Kleinen und will das Ding wegwerfen; sie aber nimmt ihm die Kapsel rasch aus der Hand und lächelt ihn fast listig an mit einem Schulmädchengesicht: Bis ich nach Münchenbuchsee komme, ist der Same reif, dann streuen der Gottlieb und ich ihn aus, damit wir doch ein Andenken vom Schloßberg haben!

87.

Am selben Tag, da Heinrich Pestalozzi von diesem Abschied fröhlich wird und den ernsthaften Niederer durch die Mitteilung in Verwirrung bringt, daß er in Münchenbuchsee wieder Landwirtschaft treiben und lauter Felder mit Klatschmohn anbauen wolle, erscheinen mittags zwei ländliche Männer im Schloß, die garnicht aussehen, wie die sonstigen Wallfahrer. Sie kommen aus Peterlingen im Waadtland und bringen einen Antrag der Stadt, mit seiner Anstalt dorthin zu kommen; sie wollen ihm ihr Schloß mit allen Gärten lebenslänglich zur Verfügung halten, ihm das Ehrenbürgerrecht mit einer Pension geben und jährlich ein bestimmtes Maß von Korn, Weizen, Wein und Holz. So bin ich immer noch im Traum, sagt er, und reicht den Männern gern die Hand, auch müssen sie zum Mittag bleiben, und es wird fast ein Fest, das er mit Niederer und Krüsi — den einzigen Gehilfen, die noch bei ihm sind, weil der Auszug schon begonnen hat — und den Bürgern von Peterlingen feiert. Wir werden einen Orden der neuen Menschlichkeit gründen und all die verlassenen Schlösser der Gewaltherren in der Schweiz mit neuem Leben bevölkern, schwärmt Niederer, der gern bei einem Glas ins Weite schweift. Aber Heinrich Pestalozzi, der die enttäuschten Gesichter der Männer sieht, lenkt schalkhaft ein: Zuerst müssen wir einmal nach Münchenbuchsee auswandern und sehen, ob es von da einen Fahrweg für unsere Möbelwagen nach Peterlingen gibt!

Der Abschied hat danach seinen Stachel verloren; als andern Tages noch ein Herr von Türck aus Mecklenburg anreist, ein Päckchen neuer Liebe zu bringen, machen sie mit dem und den Burgdorfer Freunden, die wehmütig dabei sind, einen schwärmerischen Gang nach Kirchberg hinüber, bevor sie die letzte Nacht in Burgdorf schlafen — nun schon nicht mehr im leergeräumten Schloß, sondern beim Stadthauswirt — und andern Morgens mit der ersten Sonne nach Münchenbuchsee wandern, wo die Zöglinge mit Tobler sehnsüchtig ihren Vater erwarten.

Es sind drei Stunden Wegs, und sie müssen an Hofwyl vorbei, wo Fellenberg, der Sohn des Ratsherrn, seit fünf Jahren eine landwirtschaft-

liche Musterwirtschaft als Grundlage seiner Erziehungsanstalt für alle Stände eingerichtet hat. Wir suchen die Goldkörner der Methode im Land, und er prägt die Goldstücke daraus, sagt Niederer sarkastisch, als sie in einiger Entfernung an der sauberen Erscheinung seiner Gebäude vorüberwandern und überall in den Feldern und Gärten die Zeichen der wohlhabenden Ordnung sehen. Aber Heinrich Pestalozzi verweist ihm den Spott; er weiß zwar, daß Fellenberg gleich mit einer Viertelmillion Franken das Gelände ankaufen und aus dem Vollen wirtschaften konnte, wo er sich notdürftig durchhalf — und gerade noch in diesem Augenblick erstaunt ist, daß er mit Ehren aus den Burgdorfer Schulden kam — aber er weiß auch, daß der Sohn des alten Ratsherrn in Verehrung zu ihm groß geworden ist, und daß diese Anstalten nur eine Frucht aus Lienhard und Gertrud sind: „Er deckt wenigstens das Elend nicht mit dem Mist der Gnade zu, wie es die andern machen!"

Als sie dann aber gegen Münchenbuchsee kommen und die wenigen Zöglinge, die nicht in Ferien sind, unter Toblers Leitung mit einem Schweizerlied anmarschieren, hält seitwärts ein Reiter, als ob die kleine Truppe ein Vorposten seines Regiments wäre; es ist Fellenberg, der nach der jubelnden Begrüßung respektvoll herzu reitet: auch er habe den Nachbarn nicht unbegrüßt einziehen lassen wollen! Er bleibt nicht auf seinem stolzen Gaul sitzen, als er das sagt; aber gerade, wie er vom Pferd springt und seine hohe Gestalt beugt, ihn zu umarmen, wird der Unterschied zwischen dem gepflegten Aristokraten und dem ärmlichen Greis so deutlich, daß Niederer für seinen Meister gekränkt beiseite geht. Auch Heinrich Pestalozzi ist durch die Umstände dieser Begrüßung verstimmt: Wir sind zu nahe an den Schloßherrn von Hofwyl geraten, sagt er nachher zu Tobler, nun reitet er schon auf seinem Vorwerk herum!

Er bemerkt nicht, daß Tobler betreten schweigt, so sehr bewegt ihn die Sorgfalt, mit der die geborene Fröhlich schon Ordnung in die neue Wirtschaft gebracht hat: Du bist die Schwalbenmutter, scherzt er zu ihr, wir sperren die hungrigen Schnäbel auf, und du hast immer etwas hineinzutun. Tobler schweigt zum zweitenmal; er weiß, daß ihre Haushaltungskünste allein es nicht vermocht hätten, der Anstalt einen so guten Abgang aus Burgdorf zu sichern, und daß die Sorge vor den Gläubigern manche Woche auf Pestalozzi gelegen hat, bevor sich alles unerwartet löste; er weiß auch, wie diese Lösung zustande kam, und er ist mit Muralt, seinem Mitverschworenen, fest entschlossen, den Meister endlich aus allen wirtschaftlichen Sorgen zu befreien. Noch muß er die Rückkehr des andern abwarten, aber als die kurzen Ferien vorüber sind und von allen Seiten die Vögel wieder zufliegen, der melancholischen Gegend zum Trotz in Münchenbuchsee ihr Geschwärm wieder zu beginnen, gehen die beiden entschlossen ans Werk: Wenn die Anstalt in Burgdorf zuletzt nur noch mit Mühe zu halten war, steht sie hier, wo sie sich ohne Zuschüsse der Regierung ganz aus sich selber erhalten muß, nur an der

Schwelle neuer Schwierigkeiten. Sie haben die Ordnung in Hofwyl gesehen, und da sie die Verehrung Fellenbergs für den Verfasser von Lienhard und Gertrud kennen, ist es ihr Plan, die wirtschaftliche Leitung der Anstalt in die festen Hände dieses Mannes zu legen, um Heinrich Pestalozzi für seine wertvolleren Dinge unabhängig zu machen. Nichts als treue Liebe führt sie auf diesen Weg, an dem die Sorge, ihn nicht zu verletzen, die Meilensteine setzt.

Mit vorsichtigen Andeutungen und Besuchen in Hofwyl, mit Besorgnissen über die ungewisse Zukunft, mit Mahnungen an sein Alter und was er der Methode noch schuldig sei, bringen sie ihn endlich zu einer Zusammenkunft mit Fellenberg. Sie findet, damit der Boden neutral sei, unter einer Linde statt, die ziemlich in der Mitte zwischen Hofwyl und Buchsee mit einer alten Steinbank steht. Fellenberg kommt diesmal nicht geritten, doch trägt er die Reitgerte in der Hand, und zwei Hunde kläffen ihm vorauf. Heinrich Pestalozzi hat um so weniger eigensinnig scheinen wollen, als Muralt und Tobler die Vertrauten Annas unter den Gehilfen sind; er sieht dem Mann mit der Reitgerte und den Hunden nicht einmal mißmutig entgegen, da er sich seiner Sache sicherer fühlt, als seine Harmlosigkeit sehen läßt. Aber wie sie dann anfangen zu sprechen, sind es drei gegen ihn, und jedes Wort wird so sorgsam auf die Goldwage seiner Empfindlichkeit gelegt, daß er unmöglich hart und abweisend gegen soviel treue Vorsorglichkeit werden kann: Es ist ein Dachsfang, wo ich alter Kerl in die Sonne gelockt werden soll, denkt er und läßt sie sprechen, bis dem blassen Tobler die Schweißperlen auf der Stirn stehen und Muralt verzweifelt die Hände faltet. Nur der selbstsichere Fellenberg verliert die Zuversicht nicht und entfaltet ein Papier aus der Brusttasche: ob er ihm einmal den Entwurf einer Übereinkunft vorlesen dürfe? Heinrich Pestalozzi hat nie recht zuhören können, wenn einer etwas aus einer Schrift vorlas; er läßt die Worte fließen und fühlt fast, wie sie an seinem Rock heruntertropfen. Zum Schluß nimmt er die Handschrift, in keiner andern Absicht, als den dreien die Enttäuschung nicht zu fühlbar zu machen. Wie dann aber seine Augen, fast so taub wie vorher seine Ohren, über die Buchstaben laufen, tut es ihm unvermutet einen Stich zwischen die Rippen: Haben wir nicht heute den fünfzehnten Juli? fragt er und bringt den Zeigefinger nicht von dem Datum fort, das am Schluß steht. Beschlossen auf den ersten Juli 1804. Sie wollen ihm erklären, daß dies nur um des Semesters willen so zurückgeschrieben sei; aber seine Gedanken sind schon Milch auf dem Feuer: er reißt den Schriftsatz in zwei Fahnen und wirft sie den Hunden hin, die ihn sofort anbellen und ihm, als er die bestürzten Mienen und beruhigenden Worte abwehrend davon läuft, in die Hacken fahren, sodaß ihr Herr sie mit der Pfeife zurück holen muß.

Sie haben mich verhandelt wie eine Kuh! schreit ihm sein Grimm in die Ohren, während er seitwärts in das Wäldchen läuft, sich da einen Schlupf-

weg zu suchen; aber erst, als er sich gegen das Gewässer verlaufen hat, das seine Binsenfelder vor ihm auftut und — wo seine Fläche durchblinkt — den langen Tierrücken des Jura spiegelt, merkt er, daß ihm der Stich ein Gift beibrachte: warum Muralt und Tobler und nicht die andern? Weil Anna dahinter steht? Er sieht sie wieder abfahren mit der Mohnkapsel, davon ihm die roten Blätter abgefallen sind, er hört ihr Wort und sieht ihr Lächeln: Ich dachte, klagt er laut in den Sommertag, ich wäre endlich etwas vor ihr gewesen! Nun war ich doch im Traum und bin erwacht in meine Unbrauchbarkeit!

Weit in der Ferne tut es einen Schuß von einem verlorenen Donnerschlag, und über den Jura bläht sich ein Wölkchen grellweiß in den blauen Himmel. Daß es ein Gewitter würde und mich kalt wüsche, damit es endlich einmal ein Ende hätte mit diesem Strom von Irrtum und Unrecht, darin mein Leben hingeflossen ist! Es bleibt aber schön, und er geht stundenlang auf dem weichen Moosboden hin, bis die Frösche aus dem Röhricht quaken. Sie werdens auch schon wissen! zürnt er noch einmal, dann überläßt er sich willig der dämmrigen Traurigkeit, bis die leise Nacht kommt und ihn doch noch den Heimweg finden läßt: Bist du es, will er flüstern, als ihm ihre Gestalt zur Seite kommt; sie nickt nur und sieht ihn kaum an; da merkt er, daß es die Jungfrau Anna Schultheß ist, die mit einem Strauß Frühlingsblumen an das Grab Menalks will. Sie haben mir das Tor zugemacht, weil ich zu spät gekommen bin! klagt er und staunt, wie weit sich der Weg über den Kirchhof zieht. Auch weiß er nicht, warum ein Licht auf dem Grab brennt. Bis Niederer ihm aus dem Schein entgegentritt und der Spuk verschwindet, weil er den Klostergiebel in Münchenbuchsee erkennt.

88.

Nach diesem Abend fühlt Heinrich Pestalozzi sein Dasein in Münchenbuchsee nur noch wie einen Krug, der an einem Sprung leer läuft; er widerstrebt den Freunden nicht mehr und unterzeichnet den Dienstvertrag, wie Niederer das Schriftstück nennt. Wenn Fellenberg angeritten kommt und mit Sporen durch den Hof klirrt, schließt er sich in sein Zimmer ein, das er auch sonst wenig verläßt. Er hat Wandergedanken, aber er findet kein Ziel, bis eine Mahnung aus Ifferten kommt. Dort hat ihm der Stadtrat schon vor den Männern von Peterlingen das Schloß des Herzogs von Zähringen angeboten; er ist auch einmal im Frühjahr dort gewesen und hat das viertürmige Gebäude angesehen, aber er fürchtet sich vor dem welschen Land. Nun, wo die Stadt ihm schreibt, daß sie das Schloß von der Regierung angekauft habe und seine Wünsche vernehmen möchte, wie es einzurichten sei, kommt die Aufforderung seiner Sehnsucht recht, ganz aus dem Bereich seiner Enttäuschung fortzugehen. Abschied vermag er keinen zu nehmen; die Seinen

denken, es gelte nur eine Fahrt, als sein Wagen in der Frühe gegen Aarberg davonrollt. Er wäre lieber gewandert, aber die Kräfte haben ihn verlassen, als ob nun das Alter mit einem Male käme.

Die Stadtherren in dem verschlafenen Ifferten haben schon vernommen, daß der berühmte Volksfreund nur ein unscheinbarer Greis ist; sie finden seine Wünsche bescheiden und laden ihn zu einem Mahl ein, die Bekanntschaft festlich zu besiegeln. So kommt Heinrich Pestalozzi am dritten Abend, den er aus Münchenbuchsee fort ist, an eine Tafel mit ehrenfesten Bürgern, die beglückt sind, einen solchen Fang zu tun. Der schöne Wein mundet ihm, der sonst nur selten mehr als ein Kirschwasser nimmt, und die lebhaften Gespräche dieser weinfröhlichen Waadtländer helfen, ihm die Zunge zu lösen; gerade, daß sie französisch sprechen, läßt ihn auf ihre Worte hören, und daß er selber welschen muß, macht ihn unversehens lustig, sodaß die Stadthäupter zu ihrem Erstaunen den Greis mit dem Sorgengesicht lebhaften Geistes und schlagfertig finden. Ihn selber freilich stimmt der Abend, als er andern Tages erwacht, noch trauriger als zuvor; seit ihm die Verwirrung seiner Sinne an dem abendlichen Gewässer die Erscheinung Annas vorgetäuscht hat, fürchtet er, kindisch zu werden, und so nimmt er auch seine Fröhlichkeit nachträglich als einen Beweis dafür. Er bleibt aber fürs erste in Ifferten, weil ihm die Landschaft um das kleine Städtchen gefällt; namentlich in die Wiesen gegen den See geht er gern, wo in den hohen Bäumen auch bei der Hitze noch der Jurawind rieselt: Sie stehen wie müßige Greise da, und ich bin der müßigste unter ihnen!

Unterdessen erreichen ihn Briefe Niederers, der als ein angeschossener Wolf in Münchenbuchsee geblieben ist; sie schildern ihm den Zustand der Anstalt nach seinem Weggang sowenig günstig, daß er in einigen Wochen noch einmal zurückgeht, seinen Abschied nachzuholen. Er bringt keine Ermutigung daraus mit; Fellenberg ist gereizt, daß er sich beiseite tun will, und droht, von der Übereinkunft zurückzutreten; als sie sich noch einmal an dem Wäldchen treffen — diesmal ist Niederer dabei — sieht sich Heinrich Pestalozzi von einer Flut böser Vorwürfe überschüttet, die er nur mit großen Augen anhören kann. Es kommt danach zwar noch eine Versöhnung zustande, die ihn seiner persönlichen Verpflichtungen entläßt, aber die Trennung ist nun sicher. Mit Buß und Krüsi und mit neun Zöglingen geht er zum andernmal nach Ifferten; er selber aber vermag es nun auch dort nicht mehr auszuhalten. Auf einer Fahrt nach Lausanne, um bei der waadtländischen Regierung den Gesetzen der Niederlassung zu genügen, verläßt ihn in Cossonay der Mut zur Rückkehr. Er hat dort nur übernachten wollen, aber am andern Morgen läßt er die Post fahren und bleibt in dem kleinen Ort, der zwischen Weinbergen auf einem Hügel liegt und ihn mit seinem Ausblick über die Talweite wehmütig an seinen verlorenen Schloßberg in Burgdorf erinnert. Da bleibt er einsam und in den Gedanken seiner Schwermut verhangen, bis der biedere

Krüsi ihn findet und wie ein Sohn um ihn sorgt. Nach Ifferten aber, wo Buß unterdessen die neue Anstalt einrichtet, folgt er ihm vorläufig nicht.

Das Weinland der Waadt, in dem er nun lebt, ist die Heimat von Laharpe, dem ehemaligen Direktor der helvetischen Republik, der seiner Sache mit hoher Achtung zugetan ist. Als Erzieher des Kaisers Alexander von Rußland vermag er noch viel in Petersburg, und so kommt eines Tages in das kleine Cossonay eine kaiserlich russische Berufung an Heinrich Pestalozzi, das livländische Schulwesen von Dorpat aus nach seinen Vorschlägen einzurichten. So verdonnert ihn Krüsi ansieht, und so abenteuerlich der Plan ist, in seinem Alter noch nach Rußland auszuwandern, seine Stimmung hängt sich mit Leidenschaft daran. Er hat schon seine Bedingungen mitgeteilt und macht allen Abratungen zum Trotz Vorbereitungen für die Auswanderung, von der er nicht mehr zurück zu kommen hofft, als ihm ein zufälliges Erlebnis ein Loch in seine Schwermut reißt:

Als er eines Tages nach Ifferten gefahren ist und am Abend mit Krüsi neben dem Wagen her gegen Cossonay hinauf geht, begegnen ihnen in der frühwinterlichen Dunkelheit einige leere Weinfuhren, die sie im Geräusch des eigenen Wagens nicht hören, bis Heinrich Pestalozzi dicht vor sich zwei Pferde spürt. Er glaubt, es seien Tiere von der Weide, und will zwischen ihnen durch; da wird er von der Deichsel getroffen, die ihn unter die Hufe der Pferde wirft: So jäh es ihn gefaßt hat, so schnell arbeitet sein Instinkt, daß er noch vor den Rädern gleich einer Katze unter den Pferden her auf allen Vieren seitwärts in den Graben springt und die beiden Wagen an sich vorüber rasseln läßt. Als Krüsi ihn findet, der seitlich gegangen war, ist er schon dabei, sich aufzurichten; die Kleider sind ihm bis auf den bloßen Leib zerrissen, aber ihm selber ist nichts geschehen, sodaß er — durch Gefahr und Rettung in einem Augenblick des Wunders hindurch gegangen — gegen den Berg schreitend wie vorher das Gasthaus erreichen kann.

Er hat in diesem Herbst, wo er sich kindisch glaubte, oftmals zu sterben gewünscht, bevor er ganz dem Siechtum des Alters verfiele; nun ist er durch den Tod in einer Jünglingskraft hindurch gesprungen, die er sich längst verloren glaubte. Was er schon als Knabe erfuhr, als er bei Wollishofen aus dem Weidling in den See fiel, daß die heimliche Lust des Lebens durch nichts so sehr als durch das Grauen des Todes angeregt würde, das bewirkt nun eine Wiedergeburt in ihm, die ihn fast übermütig macht: Er glaubte schon sterben zu müssen wie Moses, ehe er einen Fußbreit von seinem Kanaan sah; nun fühlt er sich im ungeminderten Besitz von Kräften, die alle Nervenschwäche und die Müdigkeit seines vermeintlichen Siechtums als trübe Einbildungen von sich abfallen lassen. Die Kränkung durch Muralt und Tobler, der Streit mit Fellenberg und die Böswilligkeit der bernischen Regierung, die — wie er weiß — seine Anstalt in Münchenbuchsee als eine staats- und kirchengefährliche Unternehmung überwachen läßt: alles, was ihm

den ängstlichen Geist in diesen Monaten ans Kreuz geschlagen hat, scheint ihm vor dem Gefühl, zu leben und seiner Kräfte noch mächtig zu sein, so nebensächlich, daß er seine Schwermut wie eine Torheit belächelt. Wo ich Kränkungen ohne Maßen sah, sehe ich nur die treue Liebe, sagt er glücklich, und niemals ist ihm das Bild seiner Lebensgefährtin klarer dagestanden als in diesen Tagen.

Als bald danach der König von Dänemark ihm hundert Louisdor übersenden läßt als Anerkennung für die gastliche Aufnahme der dänischen Lehrer, ist er übermütig vor Glück: Schau, zweitausend Schweizerfranken, sagt er zu Krüsi, mit nichts als einer Idee und etwas Güte verdient! So bleibt es Monate lang, während er noch einmal an die Lehrbücher seiner Methode geht; und so voll fühlt er den Segen strömen, daß ihm das Wort Lavaters nun sein liebster Spruch wird: Ich war mürrisch, als ich die Ruhe des Alters für Müdigkeit hielt; sie ist die Sammlung auf der Lebensstraße, wo das Glück auf der Straße lag, indessen wir den Seifenblasen unserer Wünsche nachliefen. Nun der Höchste mir mein Alter mit Ruhe gekrönt hat, sehe ich, daß es der Jungbrunnen ist, von dem die Väter sagten.

89.

Indessen Heinrich Pestalozzi sich so die Trennung zum Besten dienen läßt, sind die Nachrichten aus Münchenbuchsee immer mehr mit Enttäuschung beschwert. Muralt und Tobler haben nicht bedacht, daß sich Fellenberg mehr als Pädagoge denn als Landwirt fühlt und als solcher — wie Niederer sagt — die Drei- und Vierfelderwirtschaft auch auf die Zöglinge anwenden will; die Buchführung ist besser geworden, und die Ordnung wird streng gewahrt, aber die Luft steht stiller und kälter in den Räumen, die sonst auch an Nebeltagen immer noch von einem Sonnenstrahl väterlicher Liebe und menschlicher Laune belebt und erwärmt war. Daraus wächst Mißmut und — weil es Fellenberg nicht leicht hat mit Zöglingen und Gehilfen, die einen andern Meister schwärmerisch verehren — auch bald der böse Streit.

Niederer ist der erste, den es nach Ifferten zieht; er hat im Herbst ein schweres Nervenfieber durchgemacht und ist noch hohlwangig davon. Seit dem Sommer hat er gemeinsam mit Fellenberg und den andern Lehrern über dem Wortlaut einer Einladung an die Eltern Europas gesessen, ihre Kinder als Zöglinge nach Münchenbuchsee zu geben; Satz für Satz ist darin durchberaten worden, auch Heinrich Pestalozzi hat mitgeholfen, bis eine umfängliche Flugschrift seiner Methode fertig war. Als aber der Druck Weihnachten ankommt, hat Fellenberg sie nachträglich mit eigenen Ankündigungen zum Teil großsprecherischer Art für seine besonderen Zwecke zurecht gemacht, was nun auch Muralt und Tobler gegen den eigenmächtigen Mann aufreizt. Das Frühjahr geht in einem unaufhörlichen Wechsel von Streit und Ver-

söhnung hin, der seine Wellenschläge nach Ifferten hinüber tut. Heinrich Pestalozzi sucht aus dem Knäuel der Verstimmungen die Fäden der Liebe und der gemeinsamen Ideale herauszuziehen; am liebsten aber möchte er den Knäuel in den Bach werfen: er läßt sich nun nicht mehr beirren, daß die Anstalt im Umkreis seiner Absichten nur einen Versuch bedeutet, und ist weder für Münchenbuchsee noch für Ifferten aus dem Dachsbau seiner Schriftstellerarbeit herauszubringen, die der Welt andere Resultate als die zufälligen einer solchen Anstalt sichern soll.

Doch wird er hier wie dort die Geister, die er rief, nicht los: Er hat das Klostergebäude in Münchenbuchsee von der bernischen Regierung nur für ein Jahr erhalten und mußte zum Juli einen neuen Antrag um gnädige Überlassung für ein weiteres Jahr stellen; weil aber Fellenberg in einer Zuschrift an die Regierung die Leitung niedergelegt hat, sind die Hunde der Verdächtigung auf seine Sache losgelassen. Um nicht abzuwarten, daß er böswillig ausgeräumt wird, reicht er selber die Kündigung ein. Damit hat er nach einem halben Jahr der Trennung alles wieder, was ihm nun nicht mehr wie beim Abschied Glück und Unglück seines Lebens bedeutet; aber daß die Herde ihm sehnsüchtig nachfolgt und ihn durch diese Nachfolge anerkennt, tut ihm doch wohl, und um dieses Wohlgefühls willen tritt er tätiger in die Leitung ein, als er es nach seiner Rettung bei Cossonay für möglich gehalten hätte; auch reißen ihn die glücklich veränderten Umstände hin, und eine heimliche Hoffnung überredet den Widerstand.

In Ifferten ist er nicht mehr wie in Burgdorf der zugewanderte Greis, der froh sein muß, eine Schulstube für seine Versuche zu finden; der Ruhm seiner Sache ist europäisch geworden und die Bürgerschaft setzt viel daran, davon zu profitieren. Sie hat ihm — um die Lockung nach Peterlingen zu schlagen — die weiten Räume des Zähringer Schlosses und die Gärten dazu unkündbar überlassen und richtet alles nach seinen Wünschen ein. Auch steht die Regierung im Kanton Waadt, aus dem dreihunderjährigen Zwang der bernischen Landvögte befreit, anders zu ihm, als die Aristokratenherrschaft in Bern; ihr ist er keiner staats- und kirchenfeindlichen Gesinnung verdächtig. Die Zöglinge, die von Anfang aus dem liberalen Waadtland am reichlichsten kamen, mehren sich rasch; als auch die geborene Fröhlich — die aus Münchenbuchsee bald fortgegangen war, einen wohlbegüterten Landwirt namens Kuster zu heiraten — den Haushalt wieder in ihre unverdrossenen Hände nimmt, ist unvermutet der ganze Bienenstaat wieder um ihn versammelt, eifriger als je, den Honig einer neuen Menschenbildung einzutragen; nur noch die verscheuchte Königin fehlt, weil Heinrich Pestalozzi noch immer eine abergläubische Furcht hat, sie schon zu rufen.

Als aber der Winter den Reichtum nicht vermindert und das Frühjahr den Ruhm der Anstalt in einen Ernteſommer trägt, daß ihm — wie er einem Freund bestürzt durch diese Wendung schreibt — das Geld zum Dach hinein

regnet, bittet er sie frohen Mutes, wieder wie in Burgdorf seine Hausmutter zu sein! Sie kommt ihm mit einem Schiff über den See gefahren, und er wartet manche Stunde unruhig unter den alten Bäumen, die immer noch den Jurawind durch ihre Blätter rieseln lassen, bis gegen Abend das Boot anschwimmt.

Schon von weitem sieht er ihre Gestalt still darin sitzen und meint fast, ihre Augen auf sich zu spüren, wie er unruhig am Ufer hin und her läuft. Sie ist alt geworden, und ihr kranker Fuß, an dem sie lange in Zürich gelegen hat, hindert sie noch immer beim Gehen, sodaß der Schiffsmann ihr über den Steg ans Land helfen muß: Das sind meine vier dicken Türme, sagt er mit glücklichen Augen und zeigt auf das Schloß, das zwischen dem Grün weißlich durchschimmert. Sie gibt keine Antwort und ist auch schweigsam, wie sie das kurze Stück über die weichen Wiesen gehen, nur bringt sie die Lippen nicht so fest wie sonst aufeinander, weil die strengen Falten einem hinterhaltigen Lächeln nicht Meister werden. Erst als sie sich durch die stürmische und ehrfürchtige Begrüßung der Zöglinge und Lehrer — sie haben sich im bekränzten Schloßhof aufgestellt und singen ihr ein Lied — hindurchgelächelt hat und endlich in ihrer Turmstube im Lehnstuhl sitzt, fragt sie: Hast du auch einen Garten? Er hört die Frage garnicht, weil er nun erst mit seinem vergessenen Blumenstrauß ankommt, den er ihr ans Ufer bringen wollte; sie aber fängt in ihrer perlenbestickten Reisetasche an zu kramen und holt ein Schächtelchen heraus, darin die Mohnkapsel winzig zusammengeschrumpft zwischen den schwarzen Samenkügelchen liegt. Das legt sie ihm behutsam mitten auf seine Blumen und lächelt sich die Tränen der Rührung fort: Wenn die Samen nur nicht überjährig geworden sind!.

90.

Heinrich Pestalozzi ist über sechzig und Anna Schultheß fast siebzig Jahre alt, als sie ihr gemeinsames Leben im Zähringer Schloß zu Ifferten beginnen; in Burgdorf war der Unterschied ihrer Jahre ausgelöscht, nun aber fängt sie an, ihr Leben abzurüsten, während er noch neue Segel einsetzt. Wenn sie miteinander in dem weitläufigen Gebäude, im Garten oder weiter hinaus gegen Clindy gehen, ist er im Eifer, ihr alles günstig zu zeigen, immer voraus, während sie oft still steht und am Stock nachkommend mehr ihm zuliebe als für sich ihre Augen auf seine Dinge richtet. Habe ich dirs nicht gleich gesagt, Pestalozzi, ich sei zu alt für dich! scherzt sie einmal, als er wie ein ungeduldiger Knabe am Bach nach ihr ruft, weil eine Ringelnatter fortschwimmt, bevor sie zur Stelle ist. Aber es gefällt ihr alles sichtbar wohl, und wenn sie mit ihrem Enkel Gottlieb durch die Straßen der ländlichen Kleinstadt geht, gern gegrüßt von den Leuten, sehen sie eine wirkliche Schloßherrin. Sie hat noch einmal geerbt von ihrem Bruder Jakob in Zürich und braucht in ihrer be-

scheidenen Wohlhabenheit nicht gleich zu sorgen, wenn es irgendwo eine Spalte in dem großen Hauswesen gibt.

So treibt das unruhige Wasser seines Lebens mit dem letzten Stauwehr doch noch eine reiche Mühle, und er ist sicher, daß im Land kein besseres Korn gemahlen wird. Aber er denkt noch immer nicht daran, hier für lange den Müller zu spielen; sein Brot soll für die Armen gebacken werden. Nun es ihm mit dem andern herrlich geraten ist, nun er die Methode eines auf die Natur des Kindes gegründeten Unterrichts in Händen hat, nun ihm Hilfskräfte jeder Art verfügbar sind und er des Beistandes vieler für eine solche Unternehmung sicher sein kann: fängt die Armenkinderanstalt wieder an, das Ziel zu werden, mit dem er sein Leben krönen will. Der Schauplatz seiner letzten Tat aber soll nicht das welsche Waadtland, sondern der Kanton Aargau sein: wo er den Kampf um die allgemeine Menschenbildung begonnen hat, will er ihn auch enden. Das Schloß Brunegg hat unterdessen einen andern Besitzer gefunden, aber Wildenstein bei Schinznach steht noch leer, und mitten aus dem fröhlichen Gesumm seines wohlbestellten Hauses reicht er den Antrag um den Wildenstein bei der Regierung in Aarau ein. Die kommt ihm willig entgegen, und so steht er vor dem geöffneten Tor seiner letzten Ausfahrt, als die Zustände in Ifferten ihn nötigen, den Wagen vorläufig wieder abzuspannen.

Als ob sie die Ansteckung aus Münchenbuchsee mitgebracht hätten, ist der Lehrerstreit da und reißt ihm einen Spalt mitten durch die Anstalt, den weder Anna mit ihrer Erbschaft noch er aus dem Faß seiner Liebe verstopfen kann. Den ersten Riß bringt eine Erholungsreise Niederers mit, die ihn nach einem Rückfall seines Nervenfiebers fast zwei Monate lang von Ifferten fernhält und gleichzeitig eine Studienreise sein soll für die Lebensgeschichte des Meisters, die er schreiben will. Von Anfang an hat er sich als Herold der Methode gefühlt, und Heinrich Pestalozzi, der wohl weiß, wie eigenwillig ihm selber in der Rede und Schreibe die Gedanken zulaufen, kann erstaunt zuhören, um wieviel gelehrter und selbstbewußter sie in seinem Mund klingen. Selbst, wo ihm Zweifel überkommen, ob nicht im Strom dieser Worte fremdes mitfließt, steht er willig dafür ein, weil er der Einsicht und selbstlosen Begeisterung des Eiferers sicher ist. Er hat ihn immer als seine rechte Hand gehalten und ihm die Führung in Ifferten zugedacht, wenn er selber als Armenhausvater fortgehen wird: nun aber sieht er während seiner Abwesenheit gründlicher in die Mädchenanstalt hinein, die unter Niederers Leitung in einem besonderen Gebäude neben dem Schloß eingemietet ist, und nimmt eine Lässigkeit wahr, die sich mit keiner Liebe mehr zudecken läßt.

Als Niederer danach heimkommt, geladen mit Eindrücken und schwärmerisch beglückt über sein gesammeltes Material zu der geplanten Lebensgeschichte, vermag Heinrich Pestalozzi keine Freude mehr an diesen Dingen zu gewinnen. Ihm ist in der Abwesenheit der rechten Hand die linke wichtiger geworden,

und mit Eifersucht sieht der Ideenmensch Niederer an der andern Seite des Meisters den Realmenschen Schmid stehen, der in allem seinen Gegenspieler vorstellt. Es ist der Tirolerknabe, mit dem er damals nach Burgdorf kam, und der sich im Lauf der wenigen Jahre aus einem unwissenden, aber begabten Schüler zum glänzenden Lehrer der Anstalt durchgearbeitet hat: Wie er in seinem Fach der Zahl- und Raumlehre die Methode als Schulmeisterkunst ausübt, das wird von den andern Gehilfen immer williger anerkannt und von den Besuchern bestaunt; vor den glänzenden Leistungen seiner Klasse vollzieht sich meist die Bekehrung der Ungläubigen. Er ist zu einseitig gebildet, um die Niedererschen Gedankenflüge mitzumachen, auch liegt die Schwärmerei seiner Natur nicht: sonnengebräunt und fest wie das Gesicht ist sein Wesen und in Tüchtigkeit verbissen, die auf alle Unordnung und Faulheit in der Anstalt wie ein Raubvogel Jagd macht; für das geplante Armenkinderhaus ist er begeistert, er mag die wohlhabenden Zöglinge nicht und verachtet die Eltern, die ihre Kinder — wie er sagt — nur aus Bequemlichkeit in Erziehungsanstalten schicken.

Ehe Heinrich Pestalozzi Augen für ihre Eifersucht hat, ist sie schon zur Feindschaft geschwollen, und er steht mitten darin: Ich bin wie eine Jungfer zwischen zwei Liebhabern, scherzt er zu Krüsi und glaubt noch lange, er könne den bösen Zustand mit launigen Zurechtweisungen lösen; aber weil beide ihren besonderen Anhang haben, sieht er zu seinem Schrecken die Anstalt in zwei feindliche Lager geteilt und wird mit seiner hülflos suchenden Liebe ein Fangball, den sie einander zuwerfen: der alte Vorwurf seiner Unbrauchbarkeit ist über Nacht aus dem Boden gewachsen, grausamer als sonst, weil er ihn diesmal aus allen Himmeln reißt. Um kein Trümmerfeld in Ifferten zu hinterlassen und Anna für immer zu verscheuchen, die sich jetzt schon verstimmt durch die Händel in ihrem Zimmer hält, muß er den Plan der Armenkinderanstalt in Wildenstein vertagen. So gießt ihm der Herbst des mit Siegesgedanken begonnenen Jahres Galle in seinen Jungbrunnen, und obwohl schließlich durch den vermittelnden Muralt eine Aussöhnung zustande kommt, sodaß sie Weihnachten in Frieden feiern, bleibt eine bittere Stimmung in ihm, die seiner Neujahrsrede nicht günstig ist.

Am letzten Nachmittag des Jahres kommt er zufällig mit einer Besorgung in die Werkstatt des Schreiners, der seit der Einrichtung die Arbeiten im Schloß hat. Sie nennen ihn in Ifferten den Heiden, und Heinrich Pestalozzi kennt unter andern Seltsamkeiten des alten Sonderlings auch diese, daß er sich für jedes Neujahr einen Sarg herrichtet, die erste Nacht des Jahres darin zu schlafen. Wie er nun bei ihm eintritt, stehen die fünf Bretter schon fertig genagelt da, und er ist gerade dabei, dem Deckel eine Hohlkante anzuhobeln. Den brauch ich vorläufig nicht, spöttelt er und bietet ihm eine Prise an, es ist nur wegen der Vollständigkeit! Und als Heinrich Pestalozzi, den der selbstgefällig lächelnde Greis neben dem Sarg verwirrt, ihn fragt,

warum er sich jedes Jahr solch ein neues Bett mache, streicht er mit der Hand die Hobelkante ab und paßt den Deckel ein, wie einer, der das Schicksal pfiffig überlistet: Weil es mir noch keinmal geraten ist, ihn zu verwahren; schon im Frühjahr ist meist ein anderer Liebhaber da!

Heinrich Pestalozzi vermag keinen Geschmack an dieser Lebensversicherung zu finden, aber der gehobelte Sarg hat ihm das Herz bewegt, und als er draußen den Schmid trifft, wie er mit einigen Zöglingen einen Handwagen voll Tannenreisig aus dem Wald anbringt, die Schloßkapelle zu schmücken, übermannt es ihn so, daß er ihn gerührt in die Arme schließt. Ein hämischer Zufall will, daß Niederer seither dazu kommt, todblaß, weil er die Herzlichkeit gesehen hat. Sie gehen zu dreien miteinander vor dem Handwagen der Zöglinge her in einem verlegenen Gespräch, und Heinrich Pestalozzi in der Mitte will sich schon der Begegnung freuen, als die Worte zerbrechen und die Scherben im Streit umher fliegen. Er rafft die Zöglinge an den Händen fort, daß sie nicht Zeugen der Häßlichkeit würden; aber noch, als er drinnen auf dem oberen Treppenumgang steht, hört er die bellenden Stimmen durch die Mauern dringen.

Er sieht an dem Abend niemand mehr und erlebt die Mitternacht allein und verdüstert in seiner Kammer: Ich Narr der Eitelkeit, jammert er, was soll die Welt mit meiner Lebensgeschichte, die ein Buch voll Grabreden ist! Als er in den Kleidern auf dem Bett liegend endlich einschläft, bleibt seine letzte Empfindung die mutlose Müdigkeit, daß es der Sarg des Schreiners sein möchte! Und noch, als die ersten Glocken den Morgen ansagen, quält er sich im Halbschlummer mit den engen Brettern. So trifft Heinrich Pestalozzi die Stunde, wo er als Hausvater vor den Seinen mit dem Bekenntnis des alten und dem Gelöbnis des neuen Jahres stehen soll.

Er läßt durch zwei Zöglinge den Sarg des Schreiners holen und vor den Altar stellen; und ob er Anna bei dem Anblick die Kapelle verlassen sieht und aus all den fragenden Augen der andern das Entsetzen vor seinem Frevel spürt: nichts vermag ihn aus der Nötigung zu reißen, den Sarg als den seinen zu betrachten und statt einer Neujahrsansprache sich selber seine Grabrede zu halten. Niemand vermöchte seine Unbrauchbarkeit grausamer anzuschlagen, als er es nun selber tut, und fast ist es mit Gott gehadert, wie er ihm die Unfähigkeit seiner Natur vorhält und alle Schuld an dem Zerwürfnis auf sich selber legt. Aber so erschütternd seine Klagen durch die Kapelle irren und in manchem Herzen den Schrecken um seinen Verstand aufjagen: ihm selber ist es, als ob sein Körper damit ausfließe wie ein verunreinigtes Gefäß; bis er, von aller Verbitterung leer, die Brunnen der Demut in sich aufquellen fühlt. Da weiß er, daß seine Anklagen nur die Torheit eines Kindes sind, das sich durchtrotzen möchte und hundert Wohltaten vergißt, weil ihm eine verwehrt wird: Wie undankbar und eigensinnig ist es, gegen mein Schicksal zu hadern, das mich vor allen Menschen mit

meinem Werk gesegnet hat! Sodaß Heinrich Pestalozzi die Kapelle in einem Gefühl der Begnadung verläßt, darin selbst die Beschämung über sein zorniges Tun ins Ferne verfliegt.

91.

Nach dem Gewitter dieser Neujahrsrede fängt die Sonne wieder an zu scheinen, und Heinrich Pestalozzi, der die schlimmen Dinge leichter als die guten vergißt, fühlt ihre Wärme über Ifferten, als ob erst Mittag wäre. Auch Anna, die lange gekränkelt hat, lebt wieder auf und braucht nicht mehr am Stock zu gehen: Ich mußte die alternde Frau in mir los werden, sagt sie einmal zu ihm, als sie dem bunten Getriebe der Zöglinge auf der Eisbahn zusehen: jetzt sind die Reste fort, und ich bin ganz eine Greisin; ich konnte nicht alt werden, nun ich es bin, ist alles wieder frei; ich möchte fast ein paar Eisschuhe antun, so leicht ist mir!

So bin ich doch der Ältere von uns beiden, antwortet er und nimmt zärtlich ihre Hand; denn auch das hab ich dir vorgelebt: Nur das Gesicht und die Hände waren jung und werden alt, die Seele lebt als eine schwingende Schnur, die in der Mitte heftig schwirrt und am Ende — wie am Anfang — nur noch zittert, bis der andere Knoten kommt, wo sie an den Bogen ihres Erdendaseins gespannt ist!

Er spricht auch sonst wieder viel mit ihr, fast wie damals auf ihren ersten Spaziergängen, und lächelt hinterhaltig, wenn er sich bei den Listen seiner Liebe ertappt. Als ob er noch einmal seine Mutter hätte, geht er behutsam mit ihren Wünschen um und verschweigt ihr die Unrast um sein Werk, die immer noch weit vom Knoten schwingt: Es ist nur mein Sterbeteil, denkt er oft, der bei ihr die heimlichen Schlupfwinkel seines Lebens hat; der Menschengeist in mir, dem die schwingende Seele die zitternde Spindel war, ist nicht an ihre Schnur gebunden; der trägt den Takt ihrer Bewegung fort ins Breite, wenn die Schnur längst still steht! Und deutlich fühlt Heinrich Pestalozzi die Unheimlichkeit dieser Trennung, wie er selber als Menschengeist der eigenen Seele fremd wird, die sich zur Ruhe rüstet, indessen er in der Ferne auf Abenteuer reitet.

Das Wort verläßt ihn nicht; der Zwiespalt seines Lebens wird ihm sinnbildlich darin, daß seine Seele daheim für die Abenteuer seines Menschengeistes einstehen mußte, der nicht den Seinigen, sondern dem Volk gehörte und von dem Gewissen der Menschheit in Pflicht genommen war. So hat die Seele im Streit gelegen bis auf diese Stunden, wo er zurseite Annas gemächlich am See spaziert — unter den überhohen Bäumen, die ihre Blätter nur deshalb im Jurawind rieseln lassen können, weil ihre Wurzeln ihnen unablässig den Saft aus dem schwarzen Grund zubringen — indessen sein unruhiger Geist mehr als je in das Abenteuer der Menschenbildung verwickelt ist: nur daß er, anstatt auf eigene Faust zu kämpfen, längst ein Häuptling

wurde mit einem Kriegslager, dahinein von fernher die Krieger reiten, sich Weisung zu holen.

Denn Heinrich Pestalozzi — der Greis, wie ihn die Burgdorfer schon nannten — ist unversehens in Europa eine Macht geworden; nicht, weil er überall in den Regierungen Anhänger hat, die ihm Lehrlinge der Methode nach Ifferten schicken, das dadurch eine Hochschule der Erziehung wird, sondern weil nun die Weltgeschichte auch sonst seinen mißachteten Ideen nachkommt: Seitdem ihm der Konsul Bonaparte spöttisch den Rücken zukehrte, sodaß er mit dem verschmähten Sauerteig der allgemeinen Volksbildung von Paris heimkehren mußte, hat sich der korsische Advokatensohn zum Gewalthaber Europas gemacht, der Fürstentitel und Königskronen wie Kinderspielzeug verschenkt, den Papst nach Paris kommen läßt, ihn als Kaiser der Franzosen zu krönen, und sich die habsburgische Kaisertochter als seine Frau einfordert. Nichts in der Welt scheint seiner Selbstherrlichkeit zu widerstehen; so ist ihm auch der Preußenstaat des großen Friedrich nur ein Hindernis auf seiner neuen Landkarte, das er mit einer kriegerischen Handbewegung bei Jena beseitigt, wobei er noch Zeit findet, dem Dichter der Deutschen das Kreuz der Ehrenlegion an die Weltbürgerbrust zu heften. Aber diese Handbewegung macht dem Totengräber seiner Schwertmacht, dem Menschengeist in Preußen, die Hände frei.

Wie immer kehrt auch hier der eiserne Besen der Not die unfähigen Machthaber auf den Mist, und Männer treten in ihre Stellen ein, nach den Menschenrechten die Menschenpflichten zu proklamieren, in denen allein aus der Blutsaat der Revolution eine Volks- und Menschengemeinschaft aufgehen kann. Einer der ersten ist sein Freund aus den Tagen in Richterswyl, Johann Gottlieb Fichte, der Schwiegersohn des Wagenmeisters Rahn in Zürich; in seinen Reden an die deutsche Nation, in denen er die sittlichen Mächte im deutschen Geist aufruft, setzt er Heinrich Pestalozzi und seine Idee der Menschenbildung in eine Beleuchtung, die keine Gegnerschaft mehr auslöschen kann. Als auch der Holsteiner Nicolovius in die Leitung des preußischen Schulwesens berufen wird, will sein Traum in einem Land Europas Wirklichkeit werden; die besten Geister haben die Regierung des preußischen Staates in der Hand, und ihr Ziel ist das seine: Befreiung und Erneuerung des Volkes als einer sittlichen Gemeinschaft, und als Grundlage dieser Gemeinschaft die Erziehung aller mit den Mitteln, wie er sie in dem Naturgang seiner Methode gefunden hat. So ist Heinrich Pestalozzi aus einem einsamen Abenteurer des Menschengeistes doch ein anderer Heerführer geworden als sein Vetter Hotze mit dem Soldatenhut, von dem nur noch der verblaßte Ruhm übrig geblieben ist.

So gut geht alles, daß auch die feindlichen Lager in Ifferten Gottesfrieden halten. Muralt hat vermocht, daß eine genaue Teilung der Pflichten Niederer und Schmid auseinander hält, und namentlich, seitdem Rosette

Kasthofer aus Grandson das Töchterhaus in ihren jüngferlich festen Händen hält, während Niederer — der auch nicht mehr im Schloß wohnt — nur noch seine Pflichtstunden gibt und die schriftstellerischen Tagesbedürfnisse der Anstalt besorgt, ist die tägliche Verärgerung beseitigt. So kommt der letzte September des Jahres 1809, an dem es vierzig Jahre her ist, daß Heinrich Pestalozzi sich mit Anna Schultheß aus dem Pflug in der Dorfkirche zu Gebistorf trauen ließ, recht in die Zeit für ein Freudenfest: Nun haben wir es doch einmal beide nach unserem Herzen, sagt er neckend zu ihr, die fast bräutlich geschmückt im Lehnstuhl auf ihn wartet, wird aber gleich wieder ernst vor ihrem würdigen Gesicht: Unser Haus ist wohlbestellt unter einem großen Dach, wie ich dir den Neuhof bauen wollte, und mir ist sein Glanz keine Unruhe mehr, weil ich der Lebensströme sicher bin, die daraus fließen!

Als sie dann miteinander in den geschmückten Saal treten und in das fröhliche Bienengesumm die Stille ihrer Gegenwart bringen, als Niederer seine Festrede aus der Brunnentiefe seiner gewaltigen Begeisterung holt und ihnen Kränze von innigen Worten auf die weißen Häupter legt, indessen sie Hand in Hand wie zwei Kinder im Augenblick hundertfacher Liebe dasitzen: sind alle Wechsel, die der Lehrling Tschiffelis an die Kaufmannstochter im Pflug sandte, so über alle damalige Geltung eingelöst wie im Märchen, wo auch die gehäuften Nöte auf einmal von dem vorbestimmten Glück abfallen. Nur ganz den feierlichen Ernst der Stunde zu ertragen vermag Heinrich Pestalozzi noch immer nicht; es ist auch hier ein wenig bei den hohen Worten, als ob er wieder nach dem Examen vor den andern Schülern das Vaterunser sprechen solle: so lächert es ihn durch seine Glückstränen. Kaum sind die Ströme der Feier über ihn hingeflossen, und die Frühlingsblumen dieser Herbstfröhlichkeit wollen in einem Tanz der Kinder aufblühen, da muß er ihnen zeigen, wie es damals zuging, als er noch der schwarze Pestaluz aus dem Roten Gatter und Anna Schultheß die scheu verehrte Muse der jungen Patrioten aus der Gerwe war: und übermütig, wie er es damals nicht vermocht hätte, schreitet Heinrich Pestalozzi, der Armennarr auf Neuhof, die Pestilenz des Birrfeldes, der Waisenvater in Stans und der Prophet der Menschenbildung, mit seiner schlohweißen Gattin zu einer alten Weise den ersten Tanz.

(Schluß folgt.)

Der Militarismus.

Rede, gehalten bei der Kaisergeburtstagsfeier der Universität Halle-Wittenberg

am 27. Januar 1915

von

Richard Fester.

Die heutige Geburtstagsfeier unseres Königs, Kaiser Wilhelms II., läßt sich mit keinem Gedenktage der preußischen Universitäten vergleichen. Es ist nicht näher bekannt, in welcher Weise Halle den Friedrichstag des 24. Januar während der drei schlesischen Kriege begangen hat. Das aber wissen wir, daß der Krieg des achtzehnten Jahrhunderts an sich noch nicht eine Auseinanderreißung des Lehrkörpers und der Studentenschaft bedeutet hat. Der 3. August 1813 fiel in die Zeit der Waffenruhe vor dem letzten Ansturm gegen die Fremdherrschaft, so daß preußische Patrioten in Halle nur im Herzen ihres Landesvaters gedenken konnten. Der 22. März 1864 sah nur einen Bruchteil des preußischen Volkes in Waffen sturmbegierig in den Laufgräben vor den Düppeler Schanzen. Als am 22. März 1871, fünf Tage nach dem Empfange Kaiser Wilhelms in Halle, einen Tag nach der feierlichen Eröffnung des deutschen Reichstages durch den Kaiser, der Professor der Eloquenz in Ciceronianischem Latein der Großtaten des deutschen Volkes unter der Führung des treuesten Hüters Fridericianischer Traditionen gedachte, war die reiche Ernte aus blutiger Saat bereits geborgen und die Wiederaufnahme der Friedensarbeit gesichert. Ein Tag wie der heutige, mitten in dem gewaltigsten der Kriege, die unseren Planeten erschüttert haben, fast ohne Studenten, mit großen Lücken im Lehrkörper, mit noch größeren Lücken in der Schar unserer Gäste, ist noch nicht dagewesen.

Und trotzdem haben wir uns noch niemals mit solchem Hochgefühle an dieser Stätte vereinigt. Am 3. Februar werden es zwei Jahre, daß wir uns hier, des Befreiungsjahres gedenkend, der Worte Goethes aus dem Februar 1814 erinnerten, nur ein Wunder könne Deutschland innerlich einigen, wenn es Gott gefiele, in einer Nacht den sämtlichen Gliedern deutscher Nation die Gabe zu verleihen, daß sie am anderen Morgen einander nach Verdienst schätzen könnten. Dieses größte aller Wunder haben wir am 4. August 1914 erlebt. Es hat den Gefallenen, um die wir trauern, noch ein Erlebnis ge-

sichert, das auch der Glanz kommender Tage nicht mehr überbieten kann. Es hat die Verwundeten in ihren Schmerzen getröstet. Es hält uns alle aufrecht, und wenn die Welt voll Teufel wär. Wenn das deutsche Volk sich am 1. April erinnert, daß uns vor hundert Jahren der Held geboren wurde, der uns in den Sattel gehoben hat, so darf es sich sagen, daß es in seiner Schule das Reiten gelernt hat. 1870 standen noch die Arbeiterpartei, süddeutsche Demokraten und Klerikale, Welfen und die über ganz Deutschland verstreuten heimlichen Gegner der kühnen Politik des Reichsbaumeisters feindlich, grollend oder lauernd zur Seite. Am 4. August 1914 ist nicht einer innerlich dem Rütlischwure ferngeblieben, als Deutschlands Vertreter in die Hand unseres Kaisers gelobten, in Not und in Gefahr ein einig Volk von Brüdern sein zu wollen.

Während wir vor diesem Wunder aller Wunder ehrfürchtig, staunend und mit aller Herzenskraft gläubiger Liebe stehen, verhehlen wir uns nicht, daß die halbe Welt uns in dem Spiegel ihrer Auffassung ein anderes Bild unseres Vaterlandes zeigt. Der aufrechte und aufrichtige, gläubige deutsche Fürst, den wir vor zwei Jahren noch als den Friedenskaiser feierten, eine Gottesgeißel, das deutsche Schwert, das er in heiliger Not entblößt hat, die bluttriefende Waffe eines zweiten Attila und seiner Hunnen, das Deutschland unserer Denker und Dichter, der Wissenschaften und der Technik längst verschlungen von dem Moloch des Militarismus. Nichts war begreiflicher, als daß der deutsche Michel in der Erregung der ersten Kriegsmonate nach diesem Spiegelbilde zum Schlage ausholte, aber es muß doch gesagt werden, daß die deutschen Kulturproteste ihrer Abkunft nach in die Zeit vor dem Kriege gehören, als wir in ermüdender Beteuerung unserer Friedensliebe uns wegen unseres Daseins in der Welt gleichsam entschuldigten. Das deutsche Volk soll seiner Väter gedenken, aber es sollte zu stolz sein, mit seinem geistigen Stammbaum hausieren zu gehen und seine sittlichen Wurzeln vor aller Welt zu entblößen. Lassen wir uns lieber den „orgoglio di razza“ vorwerfen, statt als ehrliche Fechter den unehrlichen Partnern im feindlichen und neutralen Auslande geschickt benutzte Blößen zu bieten. Den deutschen Universitäten winkt eine lohnendere Aufgabe. Das Schlachtgeschrei unserer Feinde gegen den deutschen Militarismus hat uns eine Doktorfrage gestellt. Wer von uns noch die Waffen führen kann, vor allem aber unsere Kriegsfreiwilligen sind im Westen, Osten und auf dem Meere an der Arbeit, sie praktisch zu lösen. Wir zu Hause Gebliebenen können nichts Besseres tun, als in der Weise früherer Jahrhunderte die Dissertationen unserer ins Feld gezogenen Schüler wieder selbst zu machen. Es entspricht dem Brauche unserer Hochschulen, dem starken Schirmherrn unserer Friedensarbeit mit dem Tribute der reinen Wissenschaft zu huldigen, wenn der Historiker an diesem Tage dem historischen Begriffe des Militarismus näher tritt.

Wie die meisten Bildungen auf ismus, leidet auch dieser Begriff an

innerer Unklarheit. Nicht einmal die Konversationslexika haben sich auf eine gemeinsame Definition einigen können. Jeder denkt sich dabei etwas anderes. Befragt man die Gegner des Militarismus, so würde der eine diese neulateinische Bildung mit Rüstungsfieber, der andere mit militärischem Kastengeist, ein dritter mit Säbelherrschaft übersetzen. Vor dem Krieg noch international, wird der Begriff augenblicklich geradezu mit Deutschtum verwechselt. Wer ihn zuerst gebraucht hat, ist noch nicht festgestellt. Otto Ladendorf findet ihn in seinem historischen Schlagwörterbuche im Deutschen seit dem Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Spuren der Entstehung weisen auf Frankreich als Ursprungsland. Wie das französische Gelbbuch kürzlich die Zivilisation mit dem Begriffe des Bismarckisme allemand beschenkt hat und wie England seine wortarme Sprache soeben mit dem Begriffe des Zeppelinism bereicherte, so verzeichnet der Littré von 1869 den militarisme als französischen Neologismus. Republikanische und sozialistische Gegner des zweiten Empire dürften an seiner Wiege gestanden haben.

Soviel steht fest: der Begriff sagt uns nichts, wenn wir nicht seine Wurzel in dem Verhältnis der modernen Menschheit zur Vorbereitung des Krieges aufsuchen.

Niccolo Machiavelli läßt in seinem Buche über die Kriegskunst den Condottiere Colonna sagen, zum Kriegführen gehörten vier Dinge: Männer, Eisen, Geld und Brot. Das klingt uns heute selbstverständlich und war doch einmal eine theoretische Entdeckung, die zwei Jahrhunderte tastender Versuche des werdenden modernen Staates zur Voraussetzung hat. Der hundertjährige Krieg zwischen England und Frankreich hatte in seiner ersten Phase beide Gegner genötigt, neben und anstelle des Aufgebotes der Ritterschaft und der Städte Söldnertruppen treten zu lassen. Der Söldner war im Kriege ein Schutz, im Frieden, wenn er sich nicht abdanken ließ, eine Landplage. In Basel und im Elsaß ist heute noch nicht die Erinnerung an diese furchtbarste Geißel des ausgehenden Mittelalters erloschen. Engländer und Armagnaken hießen sie in Frankreich, Schinder und arme Gecken im deutschen Volksmunde. Gegen diese Nachwirkungen des Krieges gab es nur einen wirksamen Schutz: Organisation des Kriegshandwerkes. Der erste, der das erkannt hat, war Karl V. von Frankreich, der klügste der Valois, ein Fürst, der selbst körperlich zu schwach war, Schwert und Lanze zu führen. Durch die Ordonnanz von Vincennes von 1373 hat er nach dem Frieden von Bretigny die erste stehende berittene Truppe der Gendarmen oder Ordonnanzkompagnien geschaffen und ohne Befragung der Generalstände durch neue Steuern dieser Neuerung die finanzielle Grundlage gegeben. In der Entwicklung des modernen Staatshaushaltes hatte Frankreich schon früher die führende Rolle übernommen. Durch die Ordonnanz von Vincennes wurde neben das finanzielle das militärische Problem auf die Tagesordnung Europas gestellt. Eisen und Geld hatten ihre Zusammengehörigkeit erkannt.

Nichtsdestoweniger wäre es falsch, in das Bewußtsein jener Zeiten eine Kontinuität hineinzutragen, die erst die Nachwelt in ihren Bestrebungen entdeckt hat. Das Lebenswerk Karls V. mußte sein Enkel wieder ausgraben. Karl VII. und seine Berater sind keine bedeutenden Menschen gewesen, aber sie hatten in der Schule der Leiden gelernt und wurden von dem nationalen Aufschwunge Frankreichs getragen, so daß sie es wagen durften, der Finanzreform und der Aufstellung der 15 Ordonnanzkompagnien die völlige Neuschöpfung der nationalen Miliz der Freischützen hinzuzufügen. Als Machiavelli zum ersten Male in der neueren Geschichte das Postulat des Volkes in Waffen aufstellte, konnte er sich darauf berufen, daß der Versuch schon zweimal, in Frankreich und in Florenz, gemacht worden sei, und das Mißlingen nichts gegen die Richtigkeit des Gedankens beweise. Eisen, Geld und Brot blieben, was sie waren. Der Begriff Männer gabelte sich seit der Renaissance der Kriegskunst in käufliche Söldner und in Verteidiger des eigenen Herdes.

Wenn Sie wissen wollen, wie es um die Wehrkraft unseres Volkes bestellt war, als Machiavelli der Zukunft vorausdachte, lenken Sie Ihre Blicke zu dem Luther-Reichstage in Worms. Obwohl uns der Segen eines großen nationalen Krieges versagt geblieben war, hatte auch unser Volk mit dem finanziellen und militärischen Probleme gerungen. Der Luxemburger Sigmund hat seine Zeit verstanden, aber seine unstete Genialität hat den Mangel einer festen Zentralgewalt nicht zu ersetzen vermocht. Mag auch die Wormser Matrikel von 1521 beweisen, daß das fünfzehnte Jahrhundert nicht vergebens gearbeitet hatte, so ist sie doch das Titelblatt zu dem Buche der deutschen Ohnmacht geworden. Wer denkt heute noch daran, daß Eisen, Geld und Brot damals auf deutsches Papier geschrieben worden sind. Das aber weiß Freund und Feind, wo deutsche Männlichkeit in Worms zu suchen war. Als der Wittenberger Mönch aus der Klausur heraus vor Kaiser und Reich trat, da hat dem Unerschrockendsten aller Deutschen der Landsknechtsführer Georg von Frundsberg mit rauhem Wohlwollen die Hand auf die Schulter gelegt. In gewaltigster Verkörperung tauchen hier mit einem Male die beiden Grundelemente des deutschen Militarismus empor, um sich alsbald wieder zu fliehen. Der sacco di Roma lehrt uns, daß die Zeit zu ihrer Verschmelzung noch nicht gekommen war.

Denn nicht in gerader Linie bewegt sich die Entwicklung des Menschengeschlechtes. Der Staat des fünfzehnten Jahrhunderts sucht die vier Kriegserfordernisse in seinem Machtbereich zu vereinigen. Der Staat des sechzehnten Jahrhunderts vergabt seine dringendsten Bedürfnisse an Unternehmer. Neben Karl VII. von Frankreich steht ein Kaufmann aus Bourges, Jacques Cœur, als Berater, neben den Weltkaiser Karl V. tritt als verbündete Großmacht der internationale Kapitalismus der Fugger und Welser. Das Geld zieht das Eisen an, aber der Staat kann beides nicht halten, weil er sich der Finanz-

hoheit und Militärhoheit der Krone halb entäußert hat. Wäre zwischen Wallenstein und Ferdinand II. das klare Verhältnis des Generals zum obersten Kriegsherrn gewesen, so hätte dem Friedländer ein Kriegsgericht das Urteil gesprochen.

Da übernimmt Frankreich aufs neue die Führung, indem es an die Bestrebungen des fünfzehnten Jahrhunderts wieder anknüpft. Anderthalb Jahrhunderte hatte es in dem Riesenkampfe mit der spanisch-burgundischen Weltmacht durchgehalten. Als er begann, war der Rohbau des modernen französischen Staates eben erst unter Dach gekommen. Als er zu Ende geht, steht die Monarchie nach innen und nach außen geschlossen da. So vereinigt sich alles, dem Staate zu sichern, was er schon halb verloren hatte. Der staatliche Merkantilismus wird das notwendige Korrelat des ersten stehenden Heeres Europas. Der erste und größte aller Kriegsminister Louvois wäre undenkbar ohne Colbert, den Finanzminister. Künste und Wissenschaften schmücken nur die Innenräume des Zeitalters Ludwigs XIV. Das befestigte Eingangstor wird die von Vauban erbaute Straßburger Zitadelle.

Welch ein Abstand zwischen dieser glänzendsten Inkarnation des Absolutismus und der Monarchie prussienne! Wer unvorbereitet, von Versailles kommend, das Königstestament Friedrich Wilhelms I. von 1722 aufschlägt, fühlt sich aus dem Großen und Weiten ins Enge versetzt. Da ist nichts von dem einschmeichelnden Klange der Sprache Racines und Molières. Ungelenk ringt eine noch unfertige Sprache nach dem Ausdruck, aber in diesem Ringen offenbart sich ein Geist, der uns die künftige Vereinigung der 1521 noch getrennten Grundelemente des deutschen Wesens ahnen läßt. Äußerlich mag der König der langen Kerls mehr an Frundsberg erinnern. Innerlich macht ihn seine Pflichtenlehre zu einem Geistesverwandten Luthers und Kants. So gewinnt es einen ganz besonderen Sinn, wenn er seine Souveränität mit den bekannten Worten stabiliert: „Ich bin der Finanzmann und der Feldmarschall des Königs von Preußen. Das wird den König von Preußen erhalten." Wie in Frankreich sind jene vier Erfordernisse im Staate vereinigt, aber hinter jedem steht, sie durchdringend und verbindend, der kategorische Imperativ: Du kannst; denn du sollst!

Die Weltwirkung dieses preußischen Wesens hat bereits alles vorweggenommen, was der Deutsche heute, wenn geschichtliche Bildung verbreiteter wäre, mit gelassenem Humor betrachten würde. Die Potsdamer Wachtparade repräsentiert genau so wie heute Willys Spielzeug einen Spott, der sich gegen den Spötter selbst gekehrt hat. Schaudernde Bewunderung lesen wir heraus aus der lustigen Meldung des jungen Friedrich an seinen Vater: Der Prinz Eugen exerziert nun ärger als wir; er ist öfter drei Stunden selber dabei, und fluchen die Kaiserlichen soviel auf uns, daß es grausam ist. Ja sogar die versöhnende Nachricht wird schon damals überliefert, daß der preußische Grenadier bei dem schlesischen Frauenzimmer starken Liebreiz erwecket habe.

Der franzöſiſche Militarismus erſcheint ſelbſtverſtändlich und nachahmenswert. Der preußiſche Militarismus veranlaßt Rouſſeau, an Friedrich den Großen die Aufforderung zu richten, den Degen, der ihn blende und verletze, aus ſeinen Augen zu entfernen, während Voltaire mit ſich ſelbſt nicht ins reine kommt, ob der den Philoſophen von Sansſouci lieben oder den „roi des Avares“ verabſcheuen ſolle.

Das Verdienſt, den Vergleich zwiſchen dem erſtarkenden Hauſe deutſcher Zucht und dem Zuchthauſe ermöglicht zu haben, gebührt wiederum einem Sohne jenes Volkes, dem wir in ſo vielen Dingen neidlos die führende Rolle zugeſtehen. In den Papieren des Jakobiners St. Juſt hat ſich ein Entwurf gefunden, der uns verrät, wie ſich dieſer Bewunderer Rouſſeaus und Robespierres das Reich der Tugend und des Altruismus gedacht hatte. In dem revolutionären Frankreich ſoll das Kind männlichen Geſchlechtes der Mutter nur bis zum fünften Jahre gehören. Dann empfängt es der Staat, um es nicht mehr loszulaſſen. Bis zum zehnten Jahre wird es auf dem Lande im Leſen, Schreiben und Schwimmen unterwieſen. Die Verköſtigung iſt vegetariſch. Der Lehrer muß über ſechzig Jahre alt ſein und wird vom Volke erwählt. Mit dem zehnten Jahre beginnt die Erziehung zum Kriegshandwerke und zum Ackerbau. Der Sechzehnjährige kann ſich unter fortdauernder Aufſicht einen Beruf wählen. Vom 21. bis 25. Jahre dient jeder Franzoſe in der nationalen Miliz, wenn er nicht Beamter iſt. Wer das 26. Jahr überſchritten hat, bleibt zeitlebens in der Reſerve der Miliz und Beamtenſchaft. Auch der Citoyen begnügt ſich mit drei Fleiſchtagen der zehntägigen Woche und tritt dem Staate den größeren Teil ſeines Arbeitslohnes und Verdienſtes ab. Das Konkubinat wird geduldet. Die geſetzliche Eheſchließung ſetzt die Geburt eines Kindes voraus.

Es hält nicht ſchwer, in dieſen fanatiſchen Jünglingsträumen den Genfer Rouſſeau, die Vorſtellung, die ſich das achtzehnte Jahrhundert von der Geſetzgebung Lykurgs gemacht hatte, und den Jakobiner auseinanderzuhalten. Bis in die Arabesken der institutions hinein iſt alles franzöſiſch gedacht. Wenn St. Juſt ſeinen Landsleuten zumutet, ihre Kinder zum Schweigen und zur Verachtung der Schwätzer erziehen zu laſſen, ſo gönnt er wenigſtens dem Soldaten, ſich an der Stelle ſeiner Verwundung einen goldenen Stern auf die Uniform heften zu laſſen oder, im Falle der Verſtümmelung oder einer Geſichtswunde, den Stern auf dem Herzen zu tragen. Generale — meint St. Juſt — ſoll man erſt nach dem Kriege loben.

Geſchichtlich ſteht dieſer Jakobiner-Militarismus, unreif und gärend wie er iſt, zwiſchen Machiavellis Poſtulat des Volkes in Waffen und ſeiner Erfüllung in Deutſchland, und er erklärt es, daß die Revolution zu der Säbelherrſchaft, die er aufhalten wollte, geführt hat. In der Schule Napoleon Bonapartes ſind die Söhne Frankreichs und ſeiner Vaſallenſtaaten beuteluſtige Söldner geworden, wie der Schlachtenkaiſer ſelbſt als der letzte und

größte der Condottieri einer überwundenen Periode erscheint. So blieb es den Erben Friedrichs des Großen vorbehalten, aus der Verbreiterung der Basis des Staates durch die Revolution die militärischen Konsequenzen zu ziehen. In den Stein-Hardenbergischen Reformen hat man französische Einflüsse bemerken wollen. Die Grundgedanken Scharnhorsts, Gneisenaus und Boyens haben mit den erst später bekannt gewordenen Institutionen St. Justs nicht mehr als die zeitliche Nähe gemein. Im fünfzehnten und siebzehnten Jahrhundert war die militaristische Überlegenheit auf französischer Seite. Seit den Befreiungskriegen übernimmt Preußen die Führung.

Wie die um vier Jahrhunderte zurückliegenden ersten Versuche zur Lösung des militärischen und finanziellen Problems ist auch die erste Organisation des Volkes in Waffen durch unsicheres Tasten gekennzeichnet. Namentlich die Landsturmverordnung vom 21. April 1813 kann den revolutionären Charakter einer Zeit der Not nicht verleugnen. Wer nicht zur Landwehr gehört, ist bis zum sechzigsten Lebensjahre Landstürmer und hat dem Feinde mit allen Mitteln des Guerillakrieges Abbruch zu tun. Jedes zum Schießen, Stechen, Hauen und Schneiden taugliche Instrument dient als Waffe. Selbst Schrotladungen sind zugelassen. Uniformen sind verboten, weil sie den Landstürmer kenntlich machen würden. Nur die Offiziere tragen eine Binde um den Arm. Nichterfüllung der Landsturmpflicht kann mit Verlust der Nationalkokarde und des Kirchenstandes, ja mit Prügel bestraft werden. „Wer Sklavensinn zeigt" — sagt die Verordnung —, „soll als Sklave behandelt werden."

Gewiß ist niemals aus einer preußischen Kanzlei ein merkwürdigeres Aktenstück hervorgegangen als diese wilde, zu allen Franktireurgreueln herausfordernde Verkündigung des Heiligen Krieges. Aber es enthält doch eine Klausel, die nicht zu übersehen ist. Das Zusammentreten des Landsturms ohne Aufgebot soll als Meuterei bestraft werden. Das Recht des Aufgebots besitzen die Armee- und Korpskommandanten, Militärgouvernements und die Kreis- und Bezirksvorsteher des Landsturms. Der Landsturm bleibt also eine Waffe für den äußersten Fall in der Hand des obersten Kriegsherrn. Er ist denn auch nie, wie später die französischen oder belgischen Franktireurs, in unmittelbare kriegerische Tätigkeit getreten und wurde bereits am 17. Juli 1813 grundsätzlich in die Reserve der Landwehr verwandelt.

Lag hier die Korrektur eines überschäumenden patriotischen Eifers schon in dem nüchternen Charakter unseres Volkes, so hat Wilhelm I. der Wehrverfassung von 1815 die unerläßliche technische Korrektur gegeben. Wir wissen heute, daß der König sich geirrt hat, als er meinte, die älteren Jahrgänge der Landwehr aus der Verwendung im Felde ausscheiden zu können. Schon 1870 hieß es wieder: alle Mann an Bord. Auch der preußische Staat der Restaurationszeit ist erst allmählich in seine Aufgaben hineingewachsen. Das Wesentliche aber hat der scharfe Soldatenblick des Königs richtig erkannt, als er die straffer angefaßte Linie zur Erzieherin der Land-

wehr machte. Erst dadurch ist die große Errungenschaft von 1813 eine dauernde Erhöhung unserer Wehrkraft geworden. Seit 1521 waren die geistigen und die soldatischen Kämpfer Deutschlands getrennt marschiert. Friedrich der Große bedeutet für sich eine preußische Personalunion beider Elemente. 1813 erscheinen sie zum ersten Male als Verbündete. Seit dem Ministerium Bismarck ist ihre Durchdringung und Verschmelzung für alle Zeiten und in ganz Deutschland gesichert.

Über die Wettrüstungen hat vor dem Weltkriege die Statistik das große Wort geführt. Vergleichende Tabellen haben die Ausgaben der Welt für Heere und Flotten veranschaulicht. Wenn die Rechner in England, Frankreich und Rußland addierten, hatten sie uns schon in Gedanken erdrückt. Heute erleben wir die allmähliche Bekehrung einer im Materialismus schon halb versunkenen Welt zu der Meinung Friedrich Wilhelms I., daß die hinter den Zahlen stehenden sittlichen Energien der verfluchten Pflicht und Schuldigkeit das letzte Wort sprechen. Nicht alle Nationen hatten sich vor dem Kriege dem tieferen Sinn der geschichtlichen Lehre der Entstehung des Deutschen Reiches verschlossen. In Italien erschrak man 1871 doch, als 56 Prozent der Rekruten nicht lesen und schreiben konnten. Neun Jahre lang, bis 1880, hat man dort beim Militär auch das Abc gedrillt und es erreicht, daß nur 6—7 Prozent Analphabeten zur Reserve entlassen wurden. Wenn auch der Zweck der militärischen Erziehung dazu zwang, die Schulmeisterei wieder aufzugeben, so verdankt doch das regno seinem Militarismus, daß die wieder zunehmende absolute Unbildung heute nicht mehr halb so groß ist wie nach der Einnahme Roms. In Frankreich haben dieselben Republikaner, die den napoleonischen „militarisme“ bekämpft hatten, von Gambetta geweckt, die Nation einer Organisation unterworfen, die wir fast mit dem Wohlgefallen des Lehrers betrachten, obwohl sie ganz und gar auf den Revanchegedanken gegen uns eingestellt worden ist. In England hat man geglaubt, durch das Geld die drei anderen Kriegserfordernisse Machiavellis zusammenzuhalten und alle Zähigkeit des angelsächsischen Charakters, nach dem Vorbilde der semitischen Karthager, an die Stärkung der Anziehungskraft des englischen Kapitals gesetzt. Wo es jedem fehlt, ist heute schon klar. Russische dumpfe Massen können auf die Dauer keine Männer ersetzen. Englisches Geld ist nur im Frieden ein sicherer Ersatz für englische Männer und englisches Brot.

Kann also für einen Kenner der Geschichte nicht in Frage kommen, daß der Begriff des Militarismus oder, wie wir jetzt besser sagen, der Wehrhaftigkeit von allem Anbeginn ein internationaler gewesen ist, so behält doch die deutsche Wehrhaftigkeit ihre besondere Färbung. Hören wir das Ausland, so liegt unsere Stärke in der Organisation. Das ist in der Fülle des Tadels ein Lob, das wir so nicht annehmen können. Auch England und Frankreich verstehen sich heute auf das Organisieren. Was wir vor ihnen voraus haben, ist ein anderes. Herder hat einmal gesagt: Was ist eine

Nation? ein ungejäteter Garten voll Kraut und Unkraut; und es ist noch nicht lange her, daß dieser Satz dazu dienen mußte, die deutsche Weltbürgerlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts zu kennzeichnen. Heute wissen wir, daß Herders Beobachtung auf jede Nation zutrifft, wenn nicht gejätet wird. Jede der Etappen der deutschen Wehrhaftigkeit beweist, wie wir zu jäten verstehen. Friedrich der Große hat nach seiner ersten Schlacht sofort die preußische Kavallerie reformiert. Die Landsturmverordnung von 1813 erfährt, kaum geboren, die unerläßliche Korrektur. Was im Frieden uns hinderlich ist, weil wir die Kritik bis zum Nörgeln übertreiben, setzt sich zuerst in Preußen und dann im Deutschen Reiche in den großen Momenten unserer Geschichte in große positive Leistungen um und beweist, daß doch auch der Geist der Kritik in unserem sittlichen Sein verankert ist.

Daher denn auch die Flucht vor dem uniformierten deutschen Schulmeister, der in jedem von uns steckt. Der Engländer wäscht sich selbst. Wir waschen, wie der Russe mit Schaudern erfährt, sogar unsere Gefangenen. Vor der allgemeinen Wehrpflicht haben die reichen Söhne der Annexionen von 1866 Reißaus genommen, weil sie, wie die Amerikaner unserer Tage, ihre besten Jahre nicht „verlieren" wollten. Wir aber wissen und haben es aufs neue erfahren, was es für einen jungen Menschen bedeutet, wenn er beizeiten Appell in den Leib bekommt. Unsere Kriegsfreiwilligen würden heute großenteils als Führer im Felde stehen, vor allem, sie hätten vom Kriege nicht nur die harte Prosa der Schützengräben, sondern auch die Poesie des grandiosen Auftaktes kennen gelernt, wenn nicht in der langen Friedenszeit das Hinausschieben der Dienstzeit fast die Regel geworden wäre. Der Burgfriede der Parteien mag bei unseren Gegnern die innere Panik verdecken. Für uns würde er den inneren Tod bedeuten, wenn wir das Jäten vergäßen.

Denn eindringlicher als heute ist noch nie einem Volke die Landsturmfrage gestellt worden. Machiavelli hat nicht vorhergesehen, daß eine Nation durch die halbe Welt belagert werden könne. Sein Militarismus ist nicht so einseitig, daß er sich auf das rein Militärische beschränkte. Der Landmann, dem wir das Brot verdanken, ist in seinen vier Kriegserfordernissen nicht vergessen. Aber er orientiert sich an den alten Römern und weiß nicht, daß schon Tacitus in seiner Germania da, wo er vom Kriege spricht, der deutschen Frau gedacht hat. In der Tat werden wir jetzt sagen müssen: Männer, Frauen, Eisen, Geld und Brot. Was wäre alle Männerarbeit ohne das Liebeswerk der Frauen. Indem wir dem Kaiser huldigen, neigen wir uns auch vor der hohen Kriegsherrin, die ihm liebreich zur Seite steht. Aber mit der Erweiterung des Landsturms stellt sich auch die Pflicht des Jätens ein. Es wird immer eine schmerzliche Erinnerung bleiben, daß Deutschlands große Zeit einen Teil der deutschen Frauenwelt in der häßlichsten der Kokottenmoden, die Paris uns geschickt hat, überraschen konnte. Wichtiger ist, daß der Tracht ein weitverbreiteter Mangel an Appell entsprochen hat. Wir

müßten keine Deutschen sein, wenn nicht bereits Frauen und Männer sich in Vorschlägen zur Abhilfe erschöpft hätten. Der Jakobiner St. Just hielt an der klosterähnlichen weiblichen Erziehung der Französinnen fest. Die deutschen Heißsporne unserer Tage sprechen schon von einer allgemeinen weiblichen Wehrpflicht. Wie 1813 will patriotischer Eifer überschäumen, während die Lösung so nahe liegt. Friedrich Wilhelms I. Erziehung seines Wildlings zum ersten Diener des Staates begann damit, daß er ihm in Küstrin beibringen ließ, wieviel Groschen zu einem Taler gehören. Auch bei der Frau geht die Erziehung zum Staate durch die Wirtschaft, und die Brotfrage unseres belagerten Vaterlandes ist in erster Linie eine Frauenfrage.

Die französische Revolution hatte eine Nationalgarde geschaffen, um jedem Bürger in der Stunde der Gefahr seinen Platz anzuweisen. Die deutsche innere Revolution des 4. August 1914 bedarf nicht einer Organisation, hinter der sich sehr bald die bleiche Angst des Citoyen verborgen hatte. Landsturmpflicht bedeutet für den nicht zum Heere Einberufenen nicht mehr und nicht weniger als Pflichterfüllung bis zum Äußersten auf dem Posten, auf den er gestellt ist. Gottes Wort ist Gottes Wort, und Wissenschaft ist Wissenschaft. Sie sind der geheime Born, aus dem unsere Volkskraft gespeist wird, aber sie selbst sind keine Waffen. Wenn wir auch keine Entgleisungen wie die der Oxforder Historiker oder der französischen Akademiker zu beklagen haben, so haben doch auch wir uns vor dem geistigen Franktireurwesen zu hüten.

Indem wir so das Ziel der allgemeinen Wehrpflicht immer weiter stecken, sichern wir uns Qual und Glück des Weiterschreitens und dürfen es mit Gleichmut dahinnehmen, daß ärmere Völker das deutsche Haus der Zucht für ein Zuchthaus halten.

Das aber wollen wir heute auch dem Auslande sagen, was wir auf dieser Lebensreise unserem Kaiser verdanken. Nicht vom rein Militärischen wollen wir reden. Das versteht sich bei einem Hohenzollern von selbst. Es genügt, das Kapitel Landwirtschaft zu nennen, um der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß viele Deutsche heute dem Kaiser für verkannte Friedensarbeit innerlich Abbitte leisten. Rastlos hat er über ein Vierteljahrhundert darangesetzt, uns wehrhaft zu machen, wehrhaft im Frieden, und eben darum wehrhaft im Kriege. Die Mobilmachung hatte nur eine technische Bedeutung. Seit seiner Gründung ist das Deutsche Reich als Weltmacht und Kulturmacht mobil gewesen, und unser Kaiser hat wahrlich nichts versäumt, dem Reiche diesen Charakter zu erhalten. Wir waren mit ihm ein Volk des Friedens. Wir sind mit ihm ein Volk von Kriegern geworden. Alt und jung, Frauen und Kinder wollen nicht hinter den Verteidigern unseres Herdes zurückstehen. Auch das Hoch, das nach dem Brauche unserer Universität der Rektor auszubringen hat, klingt hell hinein in das Hurra, das heute in Ost und West, auf dem Meere und auf afrikanischer Erde dem obersten Kriegsherrn des wehrhaften deutschen Volkes aus Millionen Kehlen entgegenschallt.

Die erzählende Dichtung und ihre Gattungen*).

Von

Richard Meßleny.

Wenn wir die erzählende Dichtung von der lyrischen und der dramatischen abgrenzen wollen — und anderes als abgrenzen kann ästhetische Begriffsbestimmung gar nicht bestreben —, so kann uns hierzu einzig und allein die Beschaffenheit der zeitlichen Kategorie unserer Anschauung dienen. Unsere zeitliche Anschauung ist in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gegliedert. Die Dichtung, als zeitliche Kunst, kann sich nur in einer dieser drei Zeitvorstellungen bewegen. Den drei Zeitvorstellungen entsprechend, wird sich auch der Gattungsbegriff der Dichtung in die Artbegriffe von Drama, Lyrik und Epos teilen. Ob eine Dichtung in Prosa oder Vers, kurz oder lang, dialogisch oder monologisch verfaßt ist, sind letzten Endes doch Äußerlichkeiten, die nicht entscheiden können, zu welcher Gattung ein fragliches Werk gehören soll. Entscheidend hierfür kann nur die zeitliche Kategorie sein, innerhalb welcher die poetische Anschauung wirklich vor sich ging: in der Gegenwart, in der Vergangenheit oder in der Zukunft. Die alte Einteilung des Aristoteles in Lyrik, Epik und Drama geht auf den Unterschied dieser Zeitvorstellungen hinaus.

In der Gegenwart steht das Drama. Die tatsächliche, im jetzigen Augenblick vorgenommene Handlung stellt sie dar im währenden Kampfe mit sich und mit der Welt. Ihre Formel: ich will.

In die Zukunft streckt die Lyrik ihre zarten Arme aus, in die Zukunft spricht und singt sie ihre Sehnsucht hinein: ein Dehnungs- oder Einschrumpfungsempfinden begleitet alle unsere ungegenständliche, inhaltsfreie Stimmung, die niemals Wunsch, Verlangen und Hoffnung nach vollkommenerer Einheit mit uns oder mit der Welt aufgibt und im Grunde genommen stets auf der Formel fußt: ach, wär' ich, könnt' ich. Das eigentlich Lyrische läßt sich recht scharf vom Epischen und Dramatischen scheiden, wenn wir die zeitliche Beschaffenheit einer poetisch-lyrischen Anschauung prüfen. Das Künftige, Kommende, Erwartungs- und Hoffnungsvolle, die Klage und Sehnsucht nach einer, wenn auch in der Vergangenheit verschwundenen, aber in der Zukunft denk-

*) Diese Abhandlung ist die Einleitung zu einem Werke des Verfassers über das deutsche Epos, das im Laufe des Jahres im Verlag Max Niemeyer, Halle, erscheint.

baren Einheit der Seele, darf als das allgemeinste Merkmal des eigentlich lyrischen Zustandes bezeichnet werden und ist in reiner Lyrik auch immer nachweisbar.

Kennst du das Land . . . . .

oder

Nur wer die Sehnsucht kennt, ...
Fülleſt wieder Busch und Tal, ...
Ach, um deine feuchten Schwingen . . . . .

sind lauter klassische Beispiele dafür, wie Lyrik in den reinsten Erscheinungsformen stets eine Anschauung im Künftigen, im Ersehnten bedeutet. Es ist dieselbe Element, das unser rein lyrisches naives Volkslied durchdringt, und ein einziges typisches Beispiel wird hierin genügen zum Beweis, wie das lyrische deutsche Volkslied, das neben unserem epischen Volkslied besteht, die eigentliche Erwartungsdichtung ist.

Erwartung von Hermann Löns.

Unter der Linde
Da ist mein allerliebster Platz,
Da will ich warten
Auf meinen Schatz.

Die Nachtigallen
Die schlagen immerimmerzu,
Es klopft mein Herze,
Gibt keine Ruh.

Liljen und Rosen
Die sind so wunderwunderschön,
Am Gartentore
Da muß ich stehn.

Warten, ach warten,
Das kann ich nimmernimmermehr,
Nach meinem Schatze
Sehn ich mich sehr.

Die dritte Grundformel poetischer Anschauung heißt: es war. Sie entspringt der von der wollenden (dramatischen), wie von der wünschenden (lyrischen), gleichverschiedenen, erinnernden Verfassung der Seele. Die epische Dichtung ist im wesentlichen eine Betätigung der Erinnerung, der wesentlichsten Funktion der menschlichen Seele, denn Erinnerung ist schlechtweg die Kontinuität unseres geistigen Daseins, die Fähigkeit, das Vergangene in uns stets verändernd neu zu beleben. Wesen und Beschaffenheit der Erinnerung gilt es daher kennen zu lernen, wenn wir der epischen Kunst näher kommen wollen. Unsere Untersuchung geht demnach in erster Linie vom schaffenden Subjekt aus und in zweiter Linie vom vorliegenden Kunstwerk. Es ist dies Verfahren, wenn auch heute nur von wenigen geübt, uns allen wohlbekannt. Wilhelm von Humboldt hat in seiner Untersuchung über Hermann und Dorothea dargelegt, daß das Kunstwerk als Objekt und seine Eigenschaften keine Grundlage der wissenschaftlichen Untersuchung abgeben können, da diese, jedesmal neu, sich niemals mit der Gesetzmäßigkeit des Begriffes decken werden, sondern das Subjekt des Dichters, die psychologische Beschaffenheit der Phantasie könne hierzu den verläßlicheren Boden abgeben: „Als Grundirrtum aller bisherigen falschen ästhetischen Räsonnements kann man ansehen, daß man im Objekte aufgesucht hat, was allein im Subjekte verborgen ist, wenigstens nur an diesem eigentlich beschrieben, in jenem bloß empfunden werden kann[1])."

[1]) Wilhelm von Humboldts Werke, Akademieausgabe, Bd. 2, S. 151.

Eine erzählende Dichtung ist ein künstlerisch durchgebildetes und gestaltetes Erinnerungsbild. Mit der erzählenden Dichtung, sei es erzeugend oder genießend, werden sich aus innerer Notwendigkeit nur solche Menschen befassen können, deren eigentümliche und bedeutsamste Bewußtseinsform die Erinnerung ist, die vorwiegend Erinnerungsmenschen sind. Durchschnittlich geraten daher die Menschen erst im Alter in den epischen Seelenzustand. Wenn die Jahre und die seelische und körperliche Hinfälligkeit ihnen das Feuer, die Kraft zum dramatischen Wollen oder zum lyrischen Wünschen vernichtet haben, dann erst ergreifen sie, häufiger aus Not und Verzweiflung, die epische Grundformel des Lebens: es war. Epiker aus Notwehr werden wir einmal fast alle, die geborenen aber werden's früher. Episch veranlagte Menschen, ob Dichter oder Leser, sind, wie gesagt, Erinnerungsmenschen, denen der eigentliche Lebenssinn und nicht minder der Lebensgenuß am reinsten und vollendetsten in der Erinnerung aufgeht.

Wesen und Beschaffenheit der Erinnerung war seit jeher eine heiß umstrittene Mitte geisteswissenschaftlicher Bestrebung. Psychologie, Philosophie, Physiologie, Völkerkunde und Sprachwissenschaft haben sich unausgesetzt heiß um das Problem bemüht, nur die Literaturwissenschaft dachte bisher an ihm geschlossenen Blickes vorbeigehen zu dürfen.

Das Problem der Erinnerung ist bereits in der Weltanschauung Platos zur Haupt- und Kardinalfrage geworden. Ist ihm doch jede Erkenntnis eine Anamnesis, ein Erinnern des Geistes an den vollkommeneren Zustand der Präexistenz. Von den neueren hat John Locke mit besonderer Klarheit das Wesen der Erinnerung, immerhin nicht ohne eine gewisse Mystik, auf vernunftmäßiger Grundlage zu erfassen gesucht. Locke ist auf jene Urquelle aller Erinnerungsvorstellungen zurückgegangen, bei der auch die heutige wissenschaftliche Psychologie mit ihrer Untersuchung einsetzt, auf das Gedächtnis. Er faßte das Gedächtnis als eine Vorratskammer aller unserer Ideen auf, in der sie eigentlich stets verbleiben, auch wenn sie zu vergehen und neuen Platz zu machen scheinen. Der Kümmerlichkeit des menschlichen Fassungsvermögens schreibt es Locke zu, daß wir zu gleicher Zeit nur eine überaus beschränkte Zahl von Ideen denken können; um also neue Vorstellungen zu erzeugen, müssen wir sozusagen die alten beiseite schieben. Locke dachte sich das Denkvermögen der Engel und Gottes eben darin dem menschlichen überlegen, daß die höheren Wesen stets alles, was sie je gedacht, weiter denken und ihnen in jedem Augenblick die Gesamtheit ihrer Vorstellungen geläufig und gegenwärtig ist. Währenddem der Mensch als Ersatz die Fähigkeit besitzt, die beiseite geschobenen Erinnerungen wieder aufleben zu lassen. Locke huldigt durchaus keiner rohmaterialistischen Auffassung der Erinnerung, und es sind nicht die Vorstellungen an sich, die er im Gedächtnis latent aufbewahrt denkt, sondern die geistige Disposition, die den vergangenen sehr ähnliche Vorstellungen jedesmal neu, und zwar mit dem Bewußtsein, sie bereits einmal gedacht zu haben,

hervorrufen kann. Im menschlichen Geist sind die Ideen als Fähigkeit zum Neudenken aufbewahrt. Aufmerksamkeit, Übung, Lust und Unlust sind die Faktoren, die ein schnelleres oder langsameres, treueres oder irrtümlicheres, lebhafteres oder platteres Wiederaufleben der Erinnerungsspuren bedingen.

Es sind zum großen Teil die Lockeschen Vorstellungen, die in der heutigen Psychologie ihren allerdings weitschweifigen und vielfältigen Ausbau erhalten haben. Die heutigen Psychologen fassen, trotz aller Verschiedenheit ihrer Lehren im Einzelnen, das Erinnerungsvermögen mit ziemlicher Übereinstimmung auf.

Alles, was einmal Gegenstand des menschlichen Bewußtseins gewesen ist, kann nicht mehr schlechtweg verschwinden, solange das betreffende Bewußtsein eben vorhanden ist, sondern diese Bewußtseinsinhalte werden irgendwie aufbewahrt, so daß wir unter gewissen Bedingungen und ohne Erneuerung des ursprünglichen Anlasses dieselben uns zu vergegenwärtigen imstande sind. „Die Fähigkeit nun, das, was einmal Gegenstand eines Bewußtseins gewesen ist, zu reproduzieren, und zu erkennen, daß die reproduzierte Vorstellung ein vergangenes Erlebnis repräsentiert, ist das Erinnerungsvermögen“ [1]).

Es ist für die Frage der epischen Dichtung nicht entscheidend, wie sich die Psychologie die Betätigung des Aufbewahrungsvermögens der Bewußtseinsinhalte denkt. Es gibt darin zwei herrschende Richtungen. Die Substantialitätstheorie, die trotz aller Verwahrung mit der Herbartschen Seelenatomistik verwandt bleibt, ist hauptsächlich bei den Physiologen beliebt und hält fest an der Vorstellung der materiellen Spur im Gehirn, die die Vorstellungen in den Ganglienzellen hinterlassen sollen. Die Anhänger dieser Auffassung materialisieren natürlich das Gedächtnis, und zwar auf Grund der sehr fragwürdigen Feststellungen über die örtliche Identität der nervösen Zentren für Wahrnehmungs- und für Erinnerungsbilder [2]).

Die Anhänger des Aktualitätsprinzips dagegen haben, im Gegensatz zu Herbart, jene Dinglichkeit der Vorstellung über Bord geworfen und erklären sich die Reproduktionsfähigkeit unseres Bewußtseins durch geistige Disposition. Nicht die Vorstellung, sondern die Disposition ist bei ihnen latent [3]).

Wie dem auch sei, mit der Aktualitätstheorie können wir nicht nur das Phänomenon der Reproduktion ausreichend erklären, sondern auch das des Erinnerungsbewußtseins, währenddem die Substantialitätstheorie vor letzterem versagt.

Durch Wundt, Ebbinghaus und Külpe hat der umfassende Begriff des Erinnerungsvermögens eine Analyse und eine weitgehende Differenzierung erfahren. Wir unterscheiden verschiedene Tätigkeiten oder Erscheinungsformen dieser Kraft. Es mutet an wie eine weitere oder neue Anwendung der

[1]) Über die Erinnerung von Dr. phil. H. Meyer, Bonn 1908.
[2]) Haeckel, Mack, Semon, auch Ziehen, Eduard von Hartmann und Jodl.
[3]) Wundt, Volkelt, Ebbinghaus und Külpe.

Kantischen Philosophie auf die empirischen Tatsachen der Psychologie, wenn wir sehen, wie der volkstümliche einleuchtende Glaube an eine Gleichheit oder auch nur an eine Ähnlichkeit zwischen ursprünglicher Wahrnehmung und Erinnerung aus der Wissenschaft Schritt für Schritt dahingeschwunden. So sah sich Külpe zu einer klaren Fassung der kaum mehr kontrollierbaren Gesetzmäßigkeit im Verhältnis zwischen Wahrnehmung und Erinnerung gedrängt, und er legte die Grenze fest durch die Begriffe: peripherische Reizung und zentrale Reizung. Aus dieser grundsätzlichen Scheidung folgt dann eine weitere Differenzierung des Erinnerungsvermögens, die keine Konstruktion ist, sondern dem wirklichen Vorgang des Erinnerungsprozesses entspricht.

Das Gedächtnis ist die Aufbewahrungsstätte der peripherisch erregten Eindrücke, gleichgültig ob wir uns die Aufbewahrung materiell oder potenziell denken. Das Gedächtnis also kommt den latent behaltenen Eindrücken gleich. Es ist daher die Quelle, die die anderen Betätigungen des Erinnerungsvermögens, wie Reproduktion, Erinnerung und Phantasie, speist. Jedoch in allen diesen Fällen stehen den peripherisch erregten Eindrücken bereits zentral erregte entgegen. Die Erinnerung oder Reproduktion strebt die nämliche Verbindung der Bewußtseinselemente an, die im Falle der primären Wahrnehmung vorlag, während die Phantasie auf die Gleichheit in der Verbindung und Anordnung derselben verzichtet. Die Phantasie bringt also wesentlich nichts Neues hervor und nährt sich ebenso ausschließlich aus dem Gedächtnis, wie die Erinnerung oder Reproduktion. Hat nun die Kantische Philosophie die Dualität zwischen Vorstellung und Ding unserem Denken zugrunde gelegt, so haben die von Kant abhängigen Psychologen uns gezeigt, wie relativ und fragmentarisch, ja hypothetisch jede Gleichstellung zwischen Wahrnehmungsbild und Erinnerungsbild ist. Wir müssen sogar zweifeln, ob wir uns überhaupt des Wahrnehmungsbildes (der peripherischen Erregung) oder von vornherein des Erinnerungsbildes erinnern. Das reale Erlebnis und die Erinnerung davon fließen so sehr ineinander, daß wir wirklich sehr gut tun, mit Külpe das Wort „Erinnerung" überall dort auszuschalten, wo es auf verläßliche Fassung von Gesetzmäßigkeiten ankommt. Was wir verläßlich wissen, ist nur dies: wir haben peripherisch erregte Eindrücke und zentral erregte. So verwandelt sich der alte Lehrsatz: nihil est in memoria, quod non prius fuerit in sensu, und lautet: es gibt keine zentral erregte Empfindung, die nicht früher eine peripherisch erregte gewesen wäre. Und mit diesem ärmlichen Satz ist auch unser gesamtes Wissen um die Beziehung zwischen Wahrnehmung und Erinnerung erschöpft, und zugleich ist die naive Vorstellung von der Neuschöpfung der Phantasietätigkeit unhaltbar geworden. Wir haben keine Erinnerungen, die als Erneuerungen der Wahrnehmungen gelten könnten, wir haben nur zentrale Erregungen, die einmal anders geartete peripherische waren. „Weder die reproduzierende noch die reproduzierte Empfindung braucht ihren empirischen Bedingungen zu gleichen; vielmehr wird nur eine Ähnlichkeit im

Sinne der partiellen Gleichartigkeit oder im Sinne einer geringen Verschiedenheit für ihr Verhältnis zu den früheren Empfindungen erfordert" [1]). Dieselbe Zwiespältigkeit, die wir zwischen Vorstellung und Ding erkennen, ist uns zwischen Wahrnehmung und Erinnerung begreiflich und geläufig geworden. Von vornherein müssen wir auf Grund der Beobachtung unserer Erinnerung große Freiheit von der Wahrnehmung zusprechen, welche Freiheit durch die wachsende zeitliche Entfernung, durch neue Erlebnisse, durch Altern des Subjekts in stetigem Wachsen bleibt. So entfernt sich das Erinnerungsbild von Stunde zu Stunde vom Wahrnehmungsbild. Andererseits aber gibt es keine zentrale Erregung, die nicht von der Peripherie in uns gekommen wäre, und somit ist unsere Phantasie ausschließlich als Erinnerungstätigkeit erkannt.

An sich ist nichts eine Erinnerung oder eine Phantasie, und es gibt nicht bestimmte Empfindungen, die allein das Privilegium hätten, im Dienst des Gedächtnisses verwertet zu werden. Vielmehr wird etwas erst zur Erinnerung durch ein Urteil, das sich mit ihm verbindet, und dieses Urteil kann verschiedene Anlässe haben. Für die Erinnerung ist die Ähnlichkeit, für die Phantasie die Neuheit der Anlaß. Bezeichnend für die Phantasie bleibt die Auffassung, daß sie etwas Neues hervorbringe. So sehr sich die vermeintliche Neuheit der Phantasiebilder als Täuschung erweist, sind die Phantasiebilder tatsächlich keine Reproduktionen, denn die zentral erregten Empfindungen sind keine Erneuerungen der peripherisch erregten. Die Ungleichheit zwischen beiden wird um so größer sein, je ungünstiger die Vergleichsumstände sind, je mehr zeitliche und räumliche Verhältnisse, Wandlungen des Subjekts und anderes die Treue des Gedächtnisses beeinträchtigen. „Für den Vorgang der Erinnerung ist nur *scheinbare* Gleichheit erforderlich, und die zahlreichen Erinnerungstäuschungen, denen wir unterliegen, sind nur deutliche Beweise für den Abstand zwischen der behaupteten und der tatsächlichen Identität von Wahrgenommenem und Erinnertem." Das Vergessen besteht bei den genannten Psychologen nicht bloß in einer Abschwächung, sondern in einer tiefergreifenden qualitativen Veränderung des Bestandes unserer Erinnerungen.

Haben wir damit die Selbsttätigkeit, die große Freiheit der Erinnerung von der Wahrnehmung begründet, so werden wir den Unterschied zwischen Erinnerung und Phantasie nun zu fassen haben. Sie sind nur in ihren Absichten verschieden. Jedes Erinnerungsbild ist ein Phantasiebild; nur daß diejenigen, die wir Erinnerung nennen, eine möglichste Annäherung an die Umstände der Wahrnehmung erstreben, die Phantasiebilder dagegen diese Umstände außer acht lassen.

Eine weitere Frage ist Umfang und Inhalt der erinnernden Phantasie.

Als auf den Spuren von Lazarus und Steinthal Wilhelm Wundt das Problem des Epos zum Mittelpunkt der Völkerpsychologie erhob, erfuhr die alte Wolf-Lachmannsche Auffassung von der Entstehung der Volksepen eine gründ-

[1]) Oswald Külpe, Einleitung in die Psychologie.

liche Neuprüfung. Die Art und Weise der Überlieferung, der Weg, den Gesänge, Mythen, Sagen von Geschlecht zu Geschlecht nehmen, ward erleuchtet. Die Völkerpsychologie hat die Ahnung erweckt, daß wir nicht bloß ein individuelles, sondern auch ein gattungsmäßiges Gedächtnis haben, dem die französische Psychologie von einer anderen Seite her mit dem genialen Gedanken des déjà vecu nahekommen wollte. Die alte Idee platonischer Präexistenz bekam einen neuen Sinn. Es wurde allgemein anerkannt, daß in unserer Seele auch völkische Erinnerungen in derselben Weise aufgespeichert liegen wie individuelle, und daß tatsächlich die Mneme unserer Seele über die Grenzen des Individuums hinausgreift. Diese Lehre klang zunächst Ende des 19. Jahrhunderts, da wir mitten drin in der einseitigen materialistischen Aufklärung standen, in einem Vernunftszeitalter von spießbürgerlichster Nüchternheit, sehr nach Mystik. Und dennoch erfuhr sie eben von der Naturwissenschaft her ihre glänzendste Rechtfertigung.

Alles, was Reproduktion irgendwelcher Art ist, wird bei Semon [1]) unter dem einheitlichen Gesichtspunkt der Mneme zusammengefaßt, und so erscheint Erblichkeit selber als eine Art spezifisches Gedächtnis der Gattung. „In sehr vielen Fällen läßt sich nachweisen, daß die reizbare Substanz des Organismus, gehöre es nun dem Protisten-, Pflanzen- oder Tierreich an, nach Einwirkung und Wiederaufhören eines Reizes und nach Wiedereintritt in den sekundären Indifferenzzustand dauernd verändert ist." Semon bezeichnet diese Wirkung der Reize als ihre engraphische Wirkung, weil sie sich in die organische Substanz sozusagen eingräbt oder einschreibt. Die so bewirkte Veränderung der organischen Substanz bezeichnet er als das Engramm des betreffenden Reizes, und die Summe der Engramme, die ein Organismus ererbt oder während seines individuellen Lebens erworben hat, bezeichnet er als seine Mneme, wobei die Unterscheidung einer ererbten und einer individuell erworbenen Mneme sich von selbst ergibt. „Bei den Tieren ist das Nervensystem der besonders befähigte Träger der mnemischen Tätigkeit, jedoch bei weitem kein Inhaber eines ausschließenden Monopols, wie das bei der Lichtstimmung der Pflanzen zu ersehen ist. Die Engramme von den Vorfahrengenerationen sind dem Organismus vom Eistadium an eigentümlich. Verfolgen wir nach rückwärts die Entwicklung eines jeden Organismus, so stellt sich die als ein Kontinuum dar, das zeitlich und räumlich in Phasen verläuft. Jeder Zeitphase entspricht als räumliche Phase ein Individuum, und somit ist die zeitliche Kontinuität ununterbrochen, während die räumliche wenigstens bei geschlechtlicher Fortpflanzung unterbrochen ist. Bei sexueller Fortpflanzung ist jedes Individuum nicht ein Durchgangspunkt einer Generationsreihe, sondern ein Vereinigungspunkt außerordentlich vieler Generationsreihen. Bei streng exogener Vermischung finden sich in der Fünfahnen-

[1]) Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens, von Richard Semon, Leipzig 1904.

generation bereits 32 Generationsreihen, die im Ur-ur-urenkel zusammenlaufen. Uns ersteht die Frage: erhalten sich Engramme über die Individualitätsphase, in der sie erzeugt (individuell erworben) sind, hinaus in die nächste und unter Umständen noch fernere hinein?" Sämtliche von Semon und seinen Gewährsmännern im Pflanzen- und Tierreich angestellten Versuche ergeben eine unzweifelhafte Bejahung dieser Frage. Das ererbte Engramm ist das Produkt einer Reizwirkung, die die Vorfahrengeneration getroffen hat. Wenn wir somit das Vorhandensein ererbter Erinnerung als bewiesen betrachten, geraten wir nicht einmal in Widerspruch mit dem Grundsatz nihil est in memoria quod prius non fuerit in sensu, wir bekennen uns bloß zur Lehre der Erhaltung der Engramme über die Individualitätsphase hinaus. Denn wir sehen eben das Individuum, in seiner zeitlichen und zum Teil räumlichen Kontinuität, als Summe der vorangehenden Generationsreihen, und somit muten wir ihm bloß solche zentrale Erregungen zu, die in seinen Vorfahren peripherische waren. Die Euphorie[1]) solcher ererbten Engramme kann ebenso gut eine assoziative, chronogene oder phasogene sein, wie die der individuell erworbenen.

Auf dieser Grundlage können wir nunmehr das Wesen des erinnernden Dichters ganz im allgemeinen fassen. Er ist ein Organismus von unmäßig überreizter mnemischer Beschaffenheit. Der Reichtum der individuellen und der völkisch vererbten Engramme ist bei ihm ein so ungeheuerlicher, daß er das gegenwärtige Leben nur als Mittel benutzt, sich des Inhalts seiner Engramme bewußt zu werden, d. h. das substantielle oder potentielle Engramm in den sinnlichen Stoff gestalteter Sprache und geschauter Bilder übersetzen zu können. Daher ist er von vornherein auf die Form: „es war" eingestellt, weil er sich einer ungeheuren Fülle persönlichen und völkischen Erinnerungsstoffes entledigen muß. In der Vergangenheit offenbart sich ihm das Sein, in der Gegenwart wie in der Zukunft geht er als der müßigste unter dem müßigen Geschlecht der Dichter einher. Er ist so müßig, daß er weder in der Gegenwart etwas will, wie sein dramatischer Kollege, noch in der Zukunft etwas ersehnt, wie der Lyriker. Bestehen kann eine solche Psyche nur auf der Grundlage des vollgewichtigsten und unbedingtesten Pessimismus, nicht aus der bloß theoretischen, sondern aus der durchgehenden Überzeugung von der grundlegenden Wertlosigkeit aller Realität in der Gegenwart und in der Zukunft. Er flieht in die Vergangenheit, dahin verlegt er selbst die Gegenwart, weil die Vorbedingung des Wertgedankens für ihn darin besteht, jeglichen Inhalt von der Realität zu befreien, das Erlebnis zu entmaterialisieren. Wert ist dem Epiker nur in der zentralen Erregung möglich, nie in der peripherischen. Sein Bestreben geht im Innersten parallel mit dem des Gedächtnisses überhaupt: die peripherische Reizung der gesamten Welt in

[1]) Art und Weise der Auslösung, das Aktivwerden latenter Engramme.

zentrale umzusetzen, die objektive Welt in Erinnerung zu verwandeln. Schönheit, Güte, Größe, Herrlichkeit und Glück, mit einem Wort Wert, scheint dem Epiker nur dort möglich. Die Psychologie des Epikers als Erinnerungsmenschen ruht auf dem Grunde eines äußersten Pessimismus. Die Beschaffenheit des Epikers als Erinnerungsmenschen wirft ein Licht auf die Beschaffenheit der ihm eigenen Erinnerung.

Wir haben bei unseren Ausführungen über die Erinnerungstäuschung gesehen, daß die Entfernung zwischen Wahrnehmung und Erinnerung, zwischen peripherischer und zentraler Erregung, mit der wichtigste umgestaltende Faktor des Erinnerungsbildes ist. Wir werden diese Entfernung von nun an schlechtweg als Erinnerungsferne bezeichnen. So verschieden die Erinnerungen je nach den Subjekten auch sein mögen, weisen sie doch gemeinschaftliche Züge auf. Daß zwischen Wahrnehmungsbild und Erinnerungsbild keine Identität, sondern eine bloße Ähnlichkeit besteht, haben wir bereits erwähnt. Vergleichen wir daraufhin so verschiedene Erinnerungen wie die Confessions von Rousseau, und Dichtung und Wahrheit, so erkennen wir, wie beide doch unumgänglich stilisierend sind und jeder strengen Realistik fern stehen. Jede Erinnerung schließt einen konsequenten Naturalismus einfach aus, was schon aus dem bloßen Vorhandensein der Erinnerungsferne folgt. Jede Entfernung stilisiert, denn sie läßt eben die Dinge aus einer ganz bestimmten Perspektive schauen, und das geschaute Bild ist eben nur aus der einen gegebenen Perspektive heraus wahr, aus jeder anderen gesehen falsch, d. h. das Geschaute ist in eine Perspektive hineinstilisiert. Die Ferne hebt hervor, unterdrückt, vereinfacht und verschiebt je nach Beschaffenheit ihrer Größe und der sie ausfüllenden Zwischenschichten von Licht und Luft. Wir betrachten unsere eigene Vergangenheit nicht allein aus der gegebenen Erinnerungsferne, sondern auch — um die atmosphärische Vermittlung der räumlichen Anschauung ins Zeitliche zu übertragen — durch die Gesamtheit unserer seitherigen individuellen und gattungsmäßigen Mneme hindurch. Der geborene Epiker aber — so sagten wir — erlebt die Welt von vornherein erinnerungsmäßig und tut somit aus der notwendigen Freiheit seiner Seelenbeschaffenheit heraus dasselbe, was die übrigen nur durch den Zwang des Alters, aus schließlich eingetretener Unfähigkeit an Wollen und Wünschen ebenfalls tun. Er hat Erinnerung schon in der Jugend die Fülle und braucht nichts für das Alter zu wünschen. Ebenso steht er in bezug auf die Erinnerungsferne frei und selbstherrschend dort, wo die übrigen Menschen unter dem Zwange des Erlebten stehen. Der Epiker wählt und setzt aus seinem künstlerischen Bedürfnis heraus sich selber die größere oder geringere Erinnerungsferne, während sie den übrigen Menschen eine gegebene Größe ist. Genau so wie der Maler seine Perspektive frei wählt, wie er sich aus rein künstlerischem Bedürfnis zu seinem Gegenstand in größere oder geringere Entfernung stellt, so regelt der erzählende Dichter nach seinem eigenen frei-

künstlerischen Bedürfnis seine Erinnerungsferne. Und je nach der Größe dieser frei gewählten Erinnerungsferne wird er die verschiedenen Gattungen der epischen Art: Bericht, Novelle, Roman und Epos hervorbringen. Die Erinnerungsferne, die Zeitspanne zwischen der peripherischen und der zentralen Erregung ist aber eine gegebene Zeitgröße. Mein Mädchen hat mich vor zwanzig Jahren treulos verlassen; ich bin vor drei Monaten die Treppe heruntergestürzt und habe mir das Bein gebrochen. Ist die Erinnerungsferne von zwanzig Jahren, von drei Monaten jetzt zur Stunde meiner zentralen Erregung, da ich diese Begebenheit aus der Erinnerung schildere, kein gegebener, unabänderlicher Faktor, der eben das Erinnerungsbild in dieser oder in jener Weise beeinträchtigt, und den ich unmöglich ändern kann, gleichgültig, ob ich mich als Mathematiker oder aber als epischer Dichter erinnere? Nein, eben nicht. Denn worin besteht die Beeinträchtigung des Erinnerungsbildes durch die Erinnerungsferne? Darin, daß sich bei jeder Änderung der letzteren das Verhältnis von Einzelheit und Ganzem verschiebt, ebenso wie sich jede Länge oder Kürze im räumlichen Bilde verschiebt, sowie ich auch nur um eine Haaresbreite meinen „Gesichtspunkt" ändere. Nun sieht der Nichtdichter eben jedes Erinnerungsbild aus der gegebenen Erinnerungsferne, weil er der Gesamtheit seiner Engramme *ohne* gestaltenden Willen gegenübersteht und somit nicht ein *bestimmtes* Verhältnis zwischen Einzelheit und Gesamtheit erstrebt, ja dieses Verhältnis ist ihm durchaus gleichgültig, und ihn interessiert das Engramm an sich, die stoffliche, inhaltliche Erinnerung. Ganz anders der Epiker. Zunächst ist er in weit größerem Maße als der Nichtdichter mit völkisch vererbtem Engramm belastet. Seine Erinnerung beherrscht Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende, und gar leicht verwischt sich ihm die Grenze zwischen individuell erworbener und ererbter Erinnerung, daher er leicht als Lügner und Aufschneider erscheint. Seine Erinnerungen sind daher für den Untersuchungsrichter von geringerem Wahrheitswert als die der anderen Menschen. Ferner interessiert ihn das Verhältnis der Einzelheit zur Gesamtheit seines Erinnerungsbildes weit mehr als sein Inhalt[1]). Er hat ein bestimmtes Verhältnis dieser Faktoren in sich und ist bemüht, die vorhandene Menge der Engramme in dieses Verhältnis zu bringen, dem ihm geläufigen Verhältnis gemäß zu ordnen. Mit anderen Worten: das Verhältnis von Einzelheit und Gesamtheit der Engramme ist bei ihm keine historisch gegebene Zeitgröße, sondern ein künstlerischer Wille, der schon dadurch frei ist, weil er nicht an die Zeitspanne der individuellen Lebensgrenze gebunden ist. Damit

[1]) Die Verschiedenheit des Interesses für den stofflichen Erinnerungsinhalt einerseits, für das Verhältnis von Einzelheit zum Ganzen andererseits wird uns auch die ungemein wichtige Handhabe liefern, zwischen Autobiographien noch so geistvoller, interessanter und anziehender und zwischen denen epischer Menschen zu unterscheiden. Ersteren interessiert der Inhalt seiner Erinnerung, letzterer trachtet den Inhalt seiner Erinnerung in ein ihm eigenes Verhältnis von Einzelheit und Gesamtheit zu ordnen.

sagen wir aber nichts anderes, als daß die Erinnerungsferne des epischen Dichters unabhängig von der kalendarischen Wahrheit, frei vom Dichter selbst gesetzt wird. Seinem künstlerischen Willen entsprechend, stellt er sich zu dem eigenen Engramm in eine geringere oder größere Erinnerungsferne, je nach dem Verhältnis, in welchem Einzelheit und Gesamtheit zueinander stehen zu haben, um die vorliegende Aufgabe der Gestaltung lösen zu können. Der Epiker kann sich der gestrigen Begebenheit erinnern, als wäre sie vor tausend Jahren vor sich gegangen, und wieder kann ihm unter Umständen die Geburt Christi eine gestrige Erinnerung werden. Selbstredend ist auch diese Freiheit nur eine andersgestaltete Gebundenheit. Der Epiker ist an die Erinnerungsferne seines Subjekts gebunden, wir anderen an die der äußeren, objektiven Welt und der Geschehnisse. Es ist wohl nicht ganz überflüssig, hinzuzufügen, daß zwar die wissenschaftliche Forschung ein Recht dazu hat, den Epiker an sich dem Nichtdichter gegenüber in dieser Weise abzugrenzen, um zu klaren Vorstellungen zu gelangen. Das Leben natürlich kennt diese Reinzüchtung nicht; in der Wirklichkeit fließen die Erinnerungsarten so gut ineinander wie alles andere, wie die Charaktere, Rassen, Sprachen, Temperamente, Völker — die ganze Menschheit.

Steht der Erzähler in der geringstmöglichen Erinnerungsferne zum Wahrnehmungsbild, so entsteht die Gattung des Berichtes, die uns allen in der heutigen Form der Chronik in der Zeitung bekannt ist. Die unkünstlerische Form, in der sie uns eben da zumeist entgegentritt, hat die irrige Meinung gezeitigt, der Bericht gehöre nicht zur Poesie. Dem ist nicht so. Der Bericht ist diejenige Gattung der epischen Poesie, die aus der geringsten Erinnerungsferne hervorgeht! Wenn man behauptet, man verlange ja eben vom Bericht die Ausschaltung jeder Phantasie und die photographisch treue Reproduktion des Wahrnehmungsbildes, so kann sowohl die Forderung wie die Auffassung nur einer psychologischen Unkenntnis der hier tätigen Seelenkräfte entspringen. Wir wissen ja nach dem Gesagten, daß jede Erinnerung Phantasie und daß sie einer wirklichen Realistik unfähig ist. Einen objektiven Bericht gibt es nicht, denn der unbeteiligteste Berichterstatter würde nie zu Ende kommen, wenn er alles erzählen wollte, was er sah; er muß auswählen, gruppieren, in den Vordergrund stellen, ihm unwesentlich Erscheinendes weglassen und unterdrücken, er muß sogar komponieren, Anfang, Mitte und Ende machen, wenn eben ein Bericht, und nicht unzusammenhängendes, sinnloses Kindsgestammel zustande kommen soll.

Ein Bericht wird künstlerisch und somit Gegenstand der epischen Poesie und Gegenstand unserer Untersuchung, wenn der Erzähler trotz aller Nähe, in die er sich zu den Ereignissen, zu seinem Erinnerungsstoff stellt, eine freigewählte, seinen künstlerischen Absichten entsprechende Perspektive, d. h. eine künstlerisch notwendige und freie Erinnerungsferne zu gewinnen vermag, und zwar muß diese Erinnerungsferne, um der besonderen Eigenheit des Berichtes

gerecht zu werden, jene minimale sein, aus der das Ganze mit der größten Nähe des Details eben noch zu übersehen ist. Diesen Punkt zu finden, sich gerade in diese Erinnerungsferne einstellen zu können, wird das besondere Kennzeichen des Meisters in der Gattung des Berichtes sein.

Ein besonderer Künstler des Berichtes, an dem wir die Gesetzmäßigkeit der Gattung prüfen können, ist Herodot. Wenn wir im ersten Buch die wundervolle Geschichte des Königs Kandaules lesen, wird uns vor allem die vielgerühmte Herodotische Naivität beschäftigen. Die Herodotische Naivität ist nicht, wie viele meinen, die vorausgesetzte Naivität des Lebens, sondern die schließlich erreichte der Kunst. Herodot ist naiv und höchst entwickelt zugleich. Naiv in der Einheitlichkeit seiner Darstellung, entwickelt in der Mannigfaltigkeit dessen, was ihm an innerem Erlebnis möglich ist, in der Fähigkeit, das äußere Geschehnis zum Erlebnis zu verwandeln. In seiner ganzen Darstellung geht ununterbrochen ein und derselbe Satzrhythmus durch, ohne Unterschied, ob der Dichter selber erzählt, oder ob ein Dialog zwischen Kandaules und Gyges, oder zwischen letzterem und der Königin gesprochen wird. Es sind stets die gleichen wohlgefügten, umständlich behäbigen Sätze, die unentwegt am Erzählen, am Bewußtsein des Vergangenseins festhalten. In dieser Undifferenziertheit besteht seine Naivität. Diese Sprache ist jedoch kein Anfang, sondern der Abschluß einer langen Entwicklung und der Ausdruck einer inneren Einheit. Tatsächlich steht Herodotos auf den Schultern vieler Vorgänger, er vereinigt und schließt in sich die Kunst der Logographen ab, in der Stunde, da die aufgehende attische Kultur im Begriff steht, die altersschwache ionische in sich aufzusaugen [1]).

Die innere Einheit, die der Herodotischen Darstellung zugrunde liegt, besteht lediglich im zentralen Gedanken der Notwendigkeit; mit ihr hängt auch jene epische Ruhe zusammen, die alles in der Unabänderlichkeit des Vergangenen schaut.

Diese gesamte Stileigentümlichkeit bietet uns die Handhabe, die Erinnerungsnähe oder Erinnerungsferne der Herodotischen Erzählung begrifflich zu fassen und damit zugleich den Bericht als epische Gattung abzugrenzen. Herodot steht den Ereignissen in solcher Nähe, daß sich die Einzelheiten nebeneinander noch selbständig behaupten, aber doch bereits von einer großen Linie zusammengehalten werden und ein primitives Ganze ergeben. Innerhalb der Grenzen des ganz lose gefügten Ganzen aber fügt sich nichts ineinander, das Unwichtige tritt zum Wichtigeren kaum in ein vermindertes Gewichtsverhältnis. Es ist alles gleich hell oder gleich dunkel gehalten. Die einzelnen Phasen der Handlung sind gleich betont, und eine einfache Gebärde des Staunens besitzt etwa dieselbe Schwere, wie ein darauffolgender Entschluß oder eine

[1]) Wilamowitz: Die griechische Literatur des Altertums, in Hinnebergs, Die Kultur der Gegenwart, Teil I, Abt. VIII.

Tat. Die Mitteilung hat genau denselben Akzent, wie das eindringliche Zureden: „Weil er nun von der Schönheit seiner Gemahlin über alle Maßen eingenommen war und dieselbe sehr rühmte, sagte er nicht lange nach seiner Vermählung (denn Kandaules sollte unglücklich werden) zu diesem Gyges: Gyges, du glaubst wohl nicht, was ich dir von der Schönheit meiner Gemahlin sage, denn die Ohren sind ungläubiger als die Augen; mache doch, daß du sie nackend zu sehen bekommst. Gyges erhob ein großes Geschrei und sagte: Herr, was ist das für eine tolle Rede . . . usw."

Das inhaltlich mit ungeheurer Wucht niederfallende Gebot: „mache, daß du sie nackend zu sehen bekommst" würde jeden Erzähler, der nicht in der Herodotischen Erinnerungsferne des Berichtes steht, dazu veranlassen, nach diesen Worten eine Gewichtspause eintreten zu lassen oder sonstwie die Wucht des ungeheuren Wunsches zur Geltung bringen. Nicht so Herodotos: in gleicher Tonhöhe, mit gleichem Gewicht tritt die Tatsache heran, daß Gyges ein Geschrei erhebt. Darin liegt etwas Friesenhaftes, eine Halberhabenheit gleichmäßig stilisierter Figuren, die sich rundum ohne Einschnitt, ohne Abschnitt fast endlos weiterbewegen. Allem Sein gegenüber offenbart sich der Gleichmut, die Ruhe des Vergangenen, man möchte fast sagen die Ironie der Epik. Wer von der Unabänderlichkeit im Weltgange durchdrungen ist, wird schwerlich die Stimme erregt erheben, und kaum wird seine Rede hastiger dort, wo die Herzen lauter zu klopfen gewohnt sind. Nur weil ihm das Bewußtsein absoluter Vergangenheit des Geschehens stets gegenwärtig war, mußte seine Periode die Ruhe und Behäbigkeit wahren, selbst wo sich alles der Entscheidung entgegendrängt. Dieser innerlich begründete Rhythmus ist der Ausdruck dafür, daß er sich den Geschehnissen, oder besser gesagt seiner peripherischen Erregung gegenüber in jene Erinnerungsferne stellt, die unbedingt nötig war, um das Ganze der Begebenheit zu überblicken, um uns eine Handlung wie die des Kandaules und Gyges als einheitlich zusammengefaßten Bericht zu geben. Die Entfernung ist vorhanden; wir empfinden die ruhige, künstlerisch gestaltete Erinnerung, und zwar die völkisch vererbte. Woran erkennen wir aber, daß diese Erinnerungsferne ein Minimum darstellt, daß Herodotos zu seinen Engrammen sich so nahe wie möglich stellt, daß er die Erinnerungsferne auf jenes Minimum setzt, das eben die Gattung des Berichtes kennzeichnet? Aus dem Gesichtspunkt, aus dem Herodot die Worte, Taten und Gebärden des Kandaules und des Gyges betrachtet, ist aus diesen Einzelheiten eine Handlung, eine Einheit geworden. Allein dieses Ganze, diese Handlung der Personen als solcher, erfüllt auch den ganzen Plan der Erzählung. Wie die Welt, die Umgebung aussah, in der diese Handlung vor sich ging, davon ist nicht die Rede. Wir sehen weder eine Stube noch einen Palast, noch sonst eine Umgebung — alles ist Begebenheit. So nahe stand der Epiker zu seinem Erinnerungsbild. Die Erinnerungsferne des Berichtes reicht eben aus, um die abgerissenen Äußerungen der vor-

handenen und berührten Personen in zusammenhängendem Sinn einer Handlung zu sehen — und dieses Zusammenfassen in eine Handlung ist bereits eine dichterisch epische Betätigung — sie hat aber keinen Raum übrig, um obengenannte Handlung auch in eine sichtbare, geschilderte Welt, in eine Umgebung einzustellen.

Auf dem Wege vom Bericht zur Novelle steigert sich die Erinnerungsferne. Der Stoff der Erzählung bleibt nach wie vor die außerordentliche Begebenheit, es tritt jedoch in der einheitlichen, nur auf die Begebenheit eingestellten Perspektive des Berichtes durch die größere Entfernung eine Spaltung zwischen der den Personen verknüpften Handlung und dem Milieu ein. Mit der Novelle erhält erst die epische Kunst die ganze Fülle ihres Reichtums. Im Bericht hatte lediglich der Erzähler die Aufgabe, einen festen Punkt der Erinnerungsferne ausfindig zu machen, jenen der peripherischen Erregung am allernächstliegenden nämlich, der mit der minimalen Erinnerungsferne das einheitliche Erfassen einer Handlung ermöglicht. Der Berichterstatter also — die Bezeichnung bereits im höchsten künstlerischen Sinne angewendet — hat in bezug auf die Erinnerungsferne nicht die volle künstlerische Freiheit und kann nicht an eine freie Gestaltung des Verhältnisses zwischen Einzelheit und Ganzem gehen, weil er doch — wenn er anders einen wirklichen Bericht schreiben will — jene Erinnerungsferne aufsuchen muß, aus welcher gesehen Einzelheit und Ganzes zusammenfallen, daher er zu jener Proportionierung der beiden, zur weiteren Unterscheidung von Begebenheit und Umgebung gar nicht kommen kann. Er ist noch in der Handlung allein befangen. Die Novelle dagegen zeigt uns bereits den Epiker in der vollen Freiheit seiner Erinnerungsferne. Wir wollen die sechste Novelle des neunten Tages im Dekamerone daraufhin als typisches Beispiel betrachten. Es wird erzählt, wie die beiden edlen Florentiner, Pinuccio und Hadriano, bei dem einfachen Gastwirt im Mugnonetal im selben Zimmer mit der ganzen Familie übernachten, wie sich Pinuccio in das Bett des Wirtstöchterleins schleicht, währenddem seine Frau durch einen Irrtum in die Arme Hadrianos gelangt und wie die kluge Frau jegliches Unheil im Augenblick der Entdeckungsgefahr durch ihre Geistesgegenwart abwendet. Wie im Bericht wird auch hier eine sonderbare Begebenheit erzählt, jedoch ist es nicht mehr die Begebenheit ausschließlich, die nackte Handlung, die den Erzähler beschäftigt, sondern er versäumt es nicht, Landschaft und Milieu in großen derben Strichen mindestens anzudeuten. Gewiß ist die Umgebung in durchaus summarischer Darstellung geboten und nur das Allernötigste mehr angedeutet als geschildert. Aber die Umgebung ist nicht bloß vorhanden, sie ist auch notwendig, und ohne sie wäre uns die Handlung selbst unverständlich, denn die enge ärmliche Bauernstube mit den drei Betten ist eine nötige Voraussetzung eben dieser Begebenheit. So steht also der Novellist in jener größeren Erinnerungsferne, aus der gesehen sich die Masse der Engramme, das Erinnerungsbild vor allem klar in Einzelheit und Gesamtheit, gliedert. Die Gestaltungsaufgabe des Ver-

hältnisses zwischen beiden, das sich als Proportion von Begebenheit und Umgebung offenbart, ist dem Künstler gestellt. Je größer der Erzähler die Erinnerungsferne setzt, desto mehr wird die Umgebung der Begebenheit gegenüber an Raum und Bedeutung gewinnen. In der Novelle, wie wir's am klassischen Beispiel sehen, ist eine Vorherrschaft der Begebenheit gegenüber der Umgebung, eine größere Betrachtung des Einzelnen gegenüber dem Ganzen außer Frage. Die Novelle gleicht in ihrer Zusammensetzung jenen Bildern, die wir häufig in der Frührenaissance finden können, auf denen eine oder mehrere in der Handlung begriffene Personen die Gesamtgröße des Bildes einnehmen, währenddem ein schmaler Streifen, der einem Fünftel oder einem Achtel des Raumes gleichkommt, die Landschaft aufnimmt. Der heilige Christophorus des Cosimo Tura (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum) darf als reinstes Beispiel gelten, doch ist die Proportion nicht selten; auch Cossas Allegorie des Herbstes (ebenda) und im geringeren Maße Botticellis Sebastian (ebenda) weisen sie auf.

Ein feststehendes Maß für die Erinnerungsferne der Novelle kann in diesem Verhältnis natürlich nicht gegeben werden, wie ja die Novelle unmerklich in den Bericht oder in den Roman übergehen kann. So dürfen wir Kleists „Bettelweib von Locarno" als eine Novelle mit überaus geringer Erinnerungsferne bezeichnen, die sich schon bedenklich dem Bericht nähert; dagegen ist „Kohlhaas" eine Novelle von größter Erinnerungsferne, von so geringer Vorherrschaft der Begebenheit über die Umgebung, so stark schafft sich letztere bereits Geltung, daß die Novelle sich wesentlich dem Roman nähert. Daß diese Unterscheidung nichts mit der lässigen Art zu tun hat, Roman und Novelle dem äußeren Umfang nach zu scheiden, beweisen wir dadurch, daß Wielands Oberon nach unseren Kriterien unbedingt als Novelle zu gelten hätte, während eine sehr wenig umfangreiche Novelle aus dem Dekameron, die fünfte des zweiten Tages, der größeren Erinnerungsferne des Romans nahesteht.

Der brave Andreuccio aus Perugia kommt zum Roßmarkt nach Neapel. Eine gewöhnliche Lockdirne stellt ihm eine plumpe Falle. Weite Sphären sind schon hierdurch erfaßt: Stadt und Land sind in eine Schnittfläche gestellt. Der einfältige und doch abenteuerlustige Provinzler ist auf die breite Folie des verdorbenen städtischen Hintergrundes gestellt und diese selbst mit Bedeutung geschildert. Die Dirne mit ihren abgeschmackten Mären von vornehmer Abstammung, das ganze schmutzige, schlecht gebaute Viertel, der Zuhälter, die Nachbarn, die Armut oder Gewerbe in dieses Viertel gebracht, der Flitter, der über alles hängt, das ist ein Bild von unsagbarem Zauber, von leuchtender Gewalt des Gegenwärtigen, das der Begebenheit in der Erzählung sowohl an Wirkung wie an Bedeutung und Raum durchaus das Gleichgewicht hält. Die alleinherrschende Stellung hat die letztere hier nicht mehr, kaum die Vorherrschaft.

Von der Andreuccio-Novelle zum Roman ist nur ein Schritt. Eine weitere Steigerung der Erinnerungsferne. Wir schreiten auch hier gleich zum Einzelfall. An „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" können wir sozusagen den Roman im lebendigen Werden, auf dem Scheidewege belauern. Die Erinnerungsferne des Dichters ist eine schwankende, sie steht zuweilen der Novelle, zuweilen dem Roman näher. Die Sendung ist immerhin eher ein novellistischer Roman als eine romanhafte Novelle, weil das unruhige Gemüt des Dichters zur Zeit der Sendung sich noch keine feste Perspektive zu den Dingen erobern gekonnt. Namentlich offenbart sich die für den Roman viel zu geringe Erinnerungsferne des Dichters in einer allzu starken Selbständigkeit der Teile, der einzelnen Bücher. Das erste Buch — übrigens poetisch weitaus das Wertvollste am Ganzen — vermag sich kaum als Auftakt zum folgenden Ganzen einzuprägen, es ist eine wundervolle, abgeschlossene Novelle für sich und überragt alles übrige gewaltig. Eine menschheitliche Entwicklung ist in ihm zu Ende geführt, ja bis zur Neige erschöpft, so daß jede Fortsetzung eher lästig als erwünscht anmutet. Eine Fortsetzung ist auch das zweite Buch nicht, und fast jedesmal stehen wir mit jedem neuen Buch vor einem neuen Anfang.

Der alte Meister überrascht die Großmutter beim Puppenmachen. Ihre Enkel sollen zum heiligen Christ ein Puppentheater bekommen. Die Kinder nehmen das Geschenk mit gläubiger Bewunderung auf, freuen sich sein, vergessen es auch wieder — nach Kinderart. Für Wilhelm allein wird das Puppentheater weit mehr als eine vorübergehende Weihnachtsfreude, es wird zum Erlebnis, zum ersten, es bedeutet für ihn den Anfang bewußter Lebensgestaltung. Für ihn allein wird das Puppentheater ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten, in das einzudringen, es zu erobern, den Inhalt seiner weiteren Entwicklung bilden soll. Hier hat sich sein Glücksverlangen, die primitive Idee aller menschlichen Lebenswertung, festgebissen. Und indem er über die Puppen hinauswächst, wird er als Knabe zum dilettierenden, deklamierenden Theaterliebhaber, der mit den Kameraden Schauspiele einstudiert und den Ernst der Gestaltung ahnt. Seine Seele erfüllt sich in dem Maße, wie sie wächst mit den Idealen der gestaltenden Wort- und Gebärdekunst; sie allein unter allen Lebenskräften vermag ihm einen Weg zu verheißen, der ihn hinausführt über die Hemmnisse seiner Geburt und seines ererbten Berufes. Die Liebe, die den Jüngling im Zusammenhang mit seinem dem Theater zugewandten Glücksverlangen mit aller Kraft und Heiligkeit der unberührten Neuheit in die Bande schlägt, hebt den Gang der Dinge ins Entscheidende und erhöht zugleich durch sinnliche Gegenwart den Glückswert der ergriffenen Idee. Erst jetzt wird dem Kontoristen Wilhelm Meister das Theater so recht zum Urbegriff des menschlich Würdigen und zugleich die einzige Glücksmöglichkeit, weil alles, was damit zusammenhängt, jetzt den Sammelnamen Marianne trägt. So innig ist die Verkettung von Idee und Inkarnation, daß

dagegen die schwächlichen Vernunftgründe Werners nicht aufkommen können. Marianne und das Theater werden eins, werden zum Sinnbild eines würdigen, inhaltvollen Lebens. So naht der Konflikt mit den bürgerlichen Pflichten heran, der Entschluß wird gefaßt, den Sprung zu tun, jenen kühnsten und folgenschwersten Sprung, aus der Bürgerlichkeit hinaus in die Bohème. Diese tiefe Kluft, die die seßhafte Menschheit von der wandernden trennt — ein Problem, das den Dichter zeit seines Lebens beschäftigt hat —, die tiefste, die Menschen überhaupt voneinander trennt, die der Dichter selbst so gewaltig aufgerissen, überbrückt er in der Seele Wilhelms mit duftiger Blumenfülle, die sich von einer Fluh zur anderen legt und mit schwankem Gewinde eine geschmückte Brücke vorspiegelt. Unbarmherzig läßt er den ahnungslosen Helden den trügerischen Weg, auf dem er vereint mit Marianne sein Ziel suchen will, betreten, und er verrät nicht, daß die Farbenpracht unter ihren Füßen in der Festesstunde der Liebe die Luft wohl mit Zauber zu füllen, das Gewicht ihrer Gestalten jedoch im Alltag nimmermehr zu tragen vermag. Das Unterleibchen neben der Kaffeekanne vergegenwärtigt uns, wie ein van Ostade, das Innere des grünen Wagens, den der lose Zeisig Marianne, symbolisch gesprochen, bewohnt. Wilhelm ist entzückt von der befreienden Unordnung dieser Umgebung. Er ahnt es nicht, daß ihm das Unterleibchen auf dem Kaffeetisch zur Tragödie oder zu einem Greuel werden muß, sobald einmal seine Wünsche erfüllt sind, das Haus fest steht, er den süßen Dämmerschein im Heiligtum sucht, wo „atmet rings Gefühl der Stille, der Ordnung, der Zufriedenheit". Unser Wilhelm, der sich anschickt, das Elternhaus zu verlassen, ahnt es nicht, daß er ein Bürger ist, Bürger bis auf die Knochen, der sich aus seinem Ersparnis Damastvorhänge anschafft, und der an der Ordnung seiner wohlgebundenen Bücher im Schrank fast ebensoviel Freude findet wie an ihrem Inhalt. Marianne dichtet er sich zur Mutter um, was sie doch nur aus Malheur wird. Es fehlt ihm für die Welt des grünen Wagens, für die er schwärmt, schlechtweg jeglicher Sinn, jedes Verständnis; die saubere Behaglichkeit einer modernen Hoftheaterexistenz steigt aus seinen Träumen in unbestimmten Konturen auf. Da fällt in diese zarte Welt der schwere Stein hinein: Normanns Brief. Heiter, leicht, obenhin, wie man eben einem Mädchen vom Schlage Mariannens schreibt. Die Kluft öffnet sich, die Blumenfülle weicht, und Wilhelm tut den entsetzlichen Blick in den Abgrund der Realität, er ahnt die namenlose Fremdheit der Welt, in die er sich verstiegen.

Erst aus dem nächsten Buch erfahren wir, daß Wilhelm nach Empfang des Briefes wie tot zusammenstürzte, schwer krank wurde und später, von seinen theatralischen Träumen geheilt, ins bürgerliche Leben zurückgekehrt ist. Aber eine solche Fortsetzung brauchten wir gar nicht. Denn völlig in sich geschlossen erschien ein Lebenskreis vor uns. Eine ideale Welt, strahlend schön und mit innerster Notwendigkeit aus der Jünglingsseele sichtbar ent-

sprossen, wird vom Steinwurf der brutalen Wirklichkeit zerstört, weil sie — so schön sie war — die Unwahrheit in sich trug. Dieser Vorgang ist ein typisches Ganze, das sich in jedem Leben wiederholt. Ob man dabei auch körperlich zusammensinkt oder nicht, ist eine Frage der Konstitution. Sicher ist, daß etwas in uns auf immer zusammenbricht, daß der Schritt vom Jüngling zum Mann immer und ewig den Zusammenbruch des persönlichen Glücksglaubens und die bescheidene Einordnung in die Notwendigkeit bedeutet. Von jeher ist er für alle, die ihn tun müssen — es gibt auch ewige Jünglinge, denen er aus den verschiedensten Gründen erspart bleibt —, ein Zusammenbruch gewesen; von jeher war er die große Krise des männlichen Lebens, ein ewiges symbolisches Weltgeschehen, das Werden des Mannes schlechthin. So ist mit Normanns Brief die novellistische Einheit eines bedeutenden Geschehens im ersten Buch der Sendung groß geschlossen. Mit Marianne stürzt für den Bürgersohn eine Welt des Glückes und des Scheines zusammen, die Freiheit ist dahin, und der Sinn wie die Größe seiner Gebundenheit gehen ihm auf.

Wir haben dieses erste Buch der Sendung, das in sich viel zu fertig ist, um als Ouvertüre zu wirken, der Novelle überaus naheſtehend bezeichnet. Die Erinnerungsferne des Dichters ist so gering, daß er die Episode als Ganzes sieht; ihm wie uns geht das Bewußtsein des Zusammenhanges, das Verlangen nach Fortsetzung, nach Verbindung mit einem größeren Ganzen, verloren. Andererseits aber erstrebt seine Erinnerungsferne doch wieder jene Größe, die den Roman von der Novelle grundsätzlich scheidet. Die jugendliche Liebesepisode Wilhelms beschäftigt den Dichter gewiß zu stark, er steht ihr zu nahe, und sie erhält viel mehr Gewicht, als ihr innerhalb der großen Entwicklungslinie zukommt. Dennoch hat sich im Vergleich zur Dekameron-Novelle das Verhältnis zwischen Begebenheit und Umgebung hier zugunsten der letzteren verschoben. Stand dort noch die Begebenheit herrschend im Vordergrund, so ist sie hier entschieden ins Hintertreffen geraten, um so mehr, da jegliche Begebenheit eigentlich nur eine Welt, eine Umgebung zu beleuchten die Aufgabe hat, selbst wenn sie als Handlung oder Ereignis in die Erscheinung tritt. Im Grunde genommen ist nur noch Umgebung vorhanden, Umgebung, die uns durch typische Repräsentanten nur besonders klar, besonders faßlich gemacht werden soll. Wenn wir in Wilhelm auf Schritt und Tritt den Träger bürgerlich traditioneller Lebensformen im Kampfe um Freiheit, in Marianne die Trägerin der entwurzelten Lebensform im Kampfe um Beteiligtsein an der gemeinmenschlichen Achtung erblicken, so begreifen wir, wie sich hier das Verhältnis vollständig umgekehrt hat und jeder Rest von Begebenheit nur dazu dient, die Zuständlichkeit verschiedener Welten zu versinnlichen. So groß ist die Erinnerungsferne des schauenden Dichters geworden im Roman, daß die Begebenheit ihren Selbstzweck verloren, daß die Menschen und ihr Tun nur zu Farbenflecken, zu Bestandteilen der gesamten großen Erdenlandschaft geworden sind.

Wie sehr dabei gerade die steigende Erinnerungsferne der entscheidende Faktor gewesen, beweist am besten der Umstand, daß sich die Wandlung des novellistischen Romans: Sendung, zum romanhaften Roman: Lehrjahre, gleichfalls als Folge stets zunehmender Erinnerungsferne offenbart.

Der Abstand zwischen der äußeren und zentralen Erregung des Dichters wird auf dem Wege von der Sendung zu den Lehrjahren selbstredend auch historisch 20 Jahre größer, was aber an sich für das Werk nur deshalb von Bedeutung ist, weil die 20 Jahre das Auffinden der entfernteren Perspektive auch künstlerisch erleichtern. Die Jugendgeschichte schrumpft zusammen, und Wilhelm erzählt sie nunmehr in der Ichform. Er darf sich den Vorteil größerer Subjektivität nunmehr gewähren, weil die Kinderjahre als etwas längst Abgeschlossenes hinter ihm liegen. Auch die Liebesgeschichte mit Marianne erscheint gedämpft, nunmehr wirklich als Auftakt zu weiterer, größerer Lebensgestaltung. Der Ausdruck selbst folgt überall der Bestrebung nach Dämpfung. Schon Mayne und Erich Schmidt haben sich dahin ausgesprochen, daß der von Italien zurückgekehrte Goethe in den Lehrjahren sein strengeres Stilgefühl, seine Klassizität der früheren Frische und Anschaulichkeit gegenüber herrschen läßt. Der Brief im 1. Buche (Lehrjahre 16. Kapitel, Sendung 22. Kapitel) dürfte zu einer vergleichenden Stilbetrachtung sich vor allem eignen, eben weil die inhaltlichen Abweichungen verschwindend gering sind [1]).

Der Tonfall bleibt in beiden Fassungen unverändert. Bei beiden setzt am Anfang ein trochäischer Tonfall ein:

Sendung:

Unter der | lieben | Hülle der | Nacht, die | mich sonst in |
deinen | Armen be|deckte,

Sitz' ich und | denk' und | schreibe an | dich und |
was ich | sinne und | treibe, | ist um | deinet|willen.

Lehrjahre:

Unter der | lieben | Hülle der | Nacht, die | mich sonst in |
deinen | Armen be|deckte,

Sitze | ich und | denke und | schreibe an | dich und |
was ich | sinne und | treibe, | ist nur | um dei|netwillen.

[1]) Gräf, Goethe über seine Dichtungen. — Rausch, Goethes Sprache.

Der trochäische Tonfall ist der deutschen Prosa nicht wie der jambische natürlich, er muß, besonders in der Regelmäßigkeit der Sendung, die dem Hexameter fast gleichkommt, künstlich hervorgerufen werden. Wir merken, daß bald nachher, etwa von der fünften bis achten Zeile, der trochäische Ton sich auch tatsächlich trübt, um von der zehnten Zeile ab jene leicht jambische Kadenz einzuschlagen, die der deutschen Prosa natürlich ist. Wiederholt steigert sich dann mit dem poetischen Pathos die Klarheit dieses jambischen Tonfalles besonders in der Sendung.

Zeile 20:

Vernom|men hast | du mich | in je|dem Kuß,
in je|dem Au|genblick | anschmie|gender | Ruhe

oder Zeile 40:

Mein Herz | hat schon lang | meiner El|tern Haus | verlas|sen,
es ist | bei dir | wie mein Geist | auf der Büh|ne schwebt.
O mei|ne Gelieb|te ist leicht | ein Mensch, | dem so |
gewährt | ist wie mir | seine | Wünsche | zu verbin|den.

Wir dürfen demnach im ersten Satz eine metrische Kunstabsicht sicherlich annehmen, die dahin strebte, die tieffeierliche Liebesstimmung der Nacht mit Gültigkeit für den ganzen Brief anzuschlagen. Zwischen den beiden Fassungen sehen wir als Unterschied, daß Goethe in den Lehrjahren bei „sitze ich und denke und" durch Einsetzung der zwei Personalendungen je einen phonetischen Hiatus geschaffen, der den Rhythmus zerstört. Es ist nicht anzunehmen, daß bloß sprachliche Pedanterie ihn die volle Form „sitze" vorziehen ließ, sondern daß es ihm auf die metrische Dämpfung ankam, daß er eine noch diskretere Anwendung des trochäischen Kunstmittels in der Prosa für nötig erachtete. Solchen Dämpfungsabsichten sind die meisten Änderungen im Stil von Sendung zu Lehrjahren entsprungen. Sie tragen alle das Merkmal der Verallgemeinerung, der gesteigerten Isolierung zwischen Wahrnehmungsbild und Erinnerungsbild, das Merkmal gesteigerter Erinnerungsferne. Einige Beispiele:

Sendung:

Liebste du weißt nicht was ich will und doch könntest du's wissen.

Lehrjahre:

Soll ich wiederholen was ich wünsche? Und doch ist es nötig; denn es scheint als habest du mich bisher nicht verstanden.

In der Sendung die abgerissene andeutende Unbeholfenheit des Verliebten, dessen Gefühle den Satz über den Haufen stürzen: hier der logisch und ausführlich ausgesprochene Wunsch mit einem Anflug indignierter Würde.

Sendung:

Wie oft habe ich mit leisen Tönen der Treue, die, weil sie alles zu halten wünscht, nichts zu sagen wagt, an deinem Herzen geforscht nach dem Mitverlangen einer ewigen Verbindung.

Lehrjahre:

. . . nach dem Verlangen einer ewigen Verbindung.

Die gemütsentsprungene Prägung „Mitverlangen", so warm durch die Gegenwärtigkeit des Gefühlsinhaltes, mußte auf die unauffällige Blässe des üblichen „Verlangens" herabgesetzt werden.

Sendung:

Vernommen hast du mich in jedem Kuß, in jedem Augenblicke anschmiegender Ruhe.

Lehrjahre:

Vernommen hast du mich in jedem Kusse, in der anschmiegenden Ruhe jener glücklichen Abende.

Der neue poetische Stimmungsinhalt liegt in der „anschmiegenden Ruhe" — ein Ausdruck, der ebenso wohlanständig wie sinnlich die Gesamtgebärde des weiblichen Körpers wiedergibt. Doch hat der Ausdruck in den zwei Sätzen eine verschiedene syntaktische Funktion: im Adverbiale der Sendung ist „anschmiegender Ruhe", in dem der Lehrjahre: „jener glücklichen Abende" das Genitiv-Objekt. In der Sendung schließt der Satz mit „anschmiegender Ruhe". Wir scheiden mit diesem süßen Stimmungsinhalt, der am Satzende ein abschließendes Gewicht erhält; in den Lehrjahren aber schwächt eine abgebrauchte banale Wendung die Wirkung ab und behält für sich die beherrschende Kraft der Klausur.

Das entscheidendste und wichtigste Zeichen für die weit größere Erinnerungsferne der Lehrjahre ist jedoch die gesteigerte Kohäsion der Teile im Ganzen. Sie äußert sich in zweifacher Art: a) durch Abschwächung der allzukräftig hervortretenden Einzelheiten, b) durch Einfügung neuer Einzelheiten.

a) Wir haben bei der Sendung gesehen, wie die souveräne Schönheit einzelner Stellen ein abschließendes und festhaltendes Interesse des Lesers beanspruchte. Wir sahen, (Sendung I, 16. 17), wie das Allgemeinste, das für die Poesie am schwersten greifbar wird, mit überwältigender Anschaulichkeit in das Bild gezwungen wird, und wie uns der Dichter, statt uns in den gemächlichen Strom einer sich breit entfaltenden Begebenheit zu versenken, immer wieder bei jedem neuen Kapitel vor die Entzückungen einer Morgendämmerung, eines Uranfanges und Weltbeginnes stellt. Diese blühenden Schönheiten der Sendung, dieses von Vornebeginnen des Romanlebens bei jedem Kapitel, wird in den Lehrjahren unbarmherzig dem Ganzen zuliebe vernichtet, um dem einheitlichen Fluß der Erzählung ihren Lauf zu lassen, und um bei der einmal eingenommenen Erinnerungsferne mit eiserner Folgerichtigkeit zu ver-

harren. Die Streichung des ganzen herrlichen 17. Kapitels aus dem ersten Buch der Sendung, des ersten Abschnittes aus dem 16. Kapitel desselben, wo alles in den schlicht ärmlichen Satz am Ende des 1. Kapitels der Lehrjahre (1. Buch) zusammengezogen ward: „Die Alte ging murrend beiseite, wir entfernen uns mit ihr und lassen die Glücklichen allein" — das ist sicherlich das erhabenste Beispiel künstlerischer Entsagung in der Geschichte des deutschen Romans. Aus der Erinnerungsferne der Lehrjahre gesehen, hat das junge Liebesglück für Wilhelms Leben, das so duftig und so selbstherrlich in der Sendung aufgeblüht war, nicht mehr die Bedeutung, die es dort hatte, es muß sich, aus dieser Entfernung gesehen, zum Ganzen in ein weit bescheideneres Gewichtsverhältnis stellen.

b) Der Zweck engerer Verbindung der Teile, der hier durch Streichung und Abschwächung erreicht wurde, wird es anderorts durch Neueinfügung breiter Details. Wir haben in der Sendung gesehen, daß im ersten Buch ein in sich geschlossener und völlig abgeschlossener Vorgang allgemein menschheitlicher Entwicklung sich uns in Wilhelms Schicksal darbot. Die novellistische Totalität war vorhanden, kein künstlerischer Zwang zur Fortsetzung lag vor. Wilhelms Seelenleben stand alleinherrschend in überragender Nähe vor uns. Er ist bei einem Zusammenbruch angelangt, der aber auf einer höheren Stufe auf neue Entwicklungen hinwies, was aber nach der ganzen Anlage nicht mehr in diesen Rahmen eingefügt werden konnte. Seine poetische Figur war ausgelebt. Dem wird in den Lehrjahren abgeholfen, die Geschlossenheit durch Einfügung neuer bedeutsamer und unfertiger Episoden durchbrochen, der Zwang zur Fortsetzung kunstvoll geschaffen. Melina und der Sammler werden hier mit einer Bedeutsamkeit eingeführt, die diese Gestalten und ihre Schicksale dem Roman einverleibt, den Zwang einer Fortsetzung herstellt und energisch auf die Zukunft verweist.

Der Roman hat auf der von uns gegebenen Stufenfolge der epischen Arten die größtmögliche Erinnerungsferne erreicht. Der Bericht gab Mensch und Welt, Begebenheit und Umgebung aus der Nähe, in der noch beide eine sich gegenseitig durchdringende, homogene Masse waren; die Differenzierung der beiden wird erst aus der Ferne der Novelle möglich, so daß die Novelle dort beginnt, wo sich Person und Milieu scheiden, wo Begebenheit und Umgebung unterscheidbar auseinandertreten, und sie hört dort auf, wo die Umgebung in den Vordergrund tritt. Im Roman wird das Übergewicht des letzteren Erkennungszeichen der Form. Wenn sich die Arten innerhalb der Gattung bisher gradweise unter sich unterschieden haben, so wird das Epos vom Roman grundsätzlich abweichen. Das Epos hat eine doppelte Erinnerungsferne, die allergrößte und die allergeringste, und ist so in seinem Wesen bereits widerspruchsvoll. Die größte Erinnerungsferne, die bereits der Roman inne hatte, konnte im Epos nur in einer Hinsicht noch gesteigert werden. Der Roman ist nämlich kraft seiner Tendenz zum Realismus ge-

neigt und bewegt sich deshalb meistens innerhalb der uns geläufigen Grenzen der zeiträumlichen Anschauung. Er spielt sich meistens ab in den zeiträumlichen Grenzen unseres Erdendaseins und auch da tendiert er noch zu einer ebenso restlosen Totalität der Umgebung, wie zu ihrer Beschränkung. Das Epos dagegen hat die Tendenz, die zeiträumlichen Grenzen ebenfalls zu übersteigen, weil dieselben aus der absoluten Ferne der Erinnerung vom extramundanen Gesichtsort des Eposdichters nicht gelten. Die Bewegung des Gesamtkosmos ist in seiner naturnotwendigen Gleichmäßigkeit der Stoff dieser Gattung. Das Epos versinnlicht das Nichtsinnliche und sieht das Materielle aus der Ewigkeitsferne; jedoch ist dieser Unterschied, so wichtig er auch sei, ein empirischer, kein notwendiger. Zum Wesentlichsten des Epos gehört aber seine widerspruchsvolle Natur, die ihn auf eine andere Fläche stellt als Bericht, Novelle und Roman, die Vereinigung von größter und kleinster Erinnerungsferne.

Wir stehen mit einer grundsätzlichen Trennung von Epos und Roman der landläufigen Ästhetik gegenüber und legen auf die reinliche Scheidung dieser beiden Gattungen ganz besonderen Wert. Das Durcheinanderwerfen der beiden ging bekanntlich aus, von dem irrtümlichen Ausspruch Goethes, der Roman sei eine subjektive Epopöe. Das junge Deutschland, das im Roman „die Blendlaterne des Ideenschmuggels" sah, hat das Epos aus guten Gründen für tot gesprochen und brauchte sich daher mit seiner Unterscheidung nicht bemühen. Aus diesen Elementen ist dann die ästhetische Anschauungsweise erstanden, die heute noch über Roman und Epos weit und breit sich der Gültigkeit erfreut. Diese Ansichten gehen zurück auf Friedrich Theodor Vischer[1]). Er stellt fest, daß die Volksepen nur im glücklichen Jugendalter der Völker „entstehen" können, und daß der Roman der Erbe dieser Gattung sei. Der Roman, das Epos der Neuzeit. Er unterscheidet zwei Formen des Epos: das griechische Heldengedicht und den modernen Roman, währenddem alles übrige nur epische Ansätze wären. Seither wurde diese Theorie bis zum Überdruß nachgesprochen. Es war ein Dogma, daß das Epos einer unwiederbringlich verschwundenen Epoche angehöre und durchaus in der modernen Zeit unmöglich geworden sei: „es gibt kaum einen zweiten Satz, über den sämtliche neue Ästhetiker und Geschichtschreiber der Literatur so zweifellos einstimmig gewesen wären" — so klagt Wilhelm Jordan noch 1876 (Epische Briefe) — und fügt mit ganz unbegründeter Selbstzuversicht hinzu: „bis zu meiner tatsächlichen Widerlegung durch meine Nibelungen und ihren Erfolg bei den Deutschen zweier Hemisphären." Der wackere Rhapsode ahnte nicht, daß die Neugeburt des Epos, die er verkündete, wohl nahe stand, aber anderswoher, als er erwartete, aufging. Noch 1895 konnte Friedrich Spielhagen in seiner Festrede, die er in der Goethe-

[1]) Friedrich Theodor Vischer, Ästhetik, 3. Band, S. 1285 ff.

gesellschaft hielt (Goethejahrbuch, Bd. 16), dieselbe Auffassung als eine allseitige Ausgestaltung der herrschenden Meinung über das Epos verkünden: „Denn heute gibt es keine wahrhaftige und ernsthaft zu nehmende epische Poesie außer in der Form des Romans." Seine Argumentation ist die übliche: Mythos und Sage sind versiegt, das Volk dichtet nicht mehr mit seinem Sänger, die differenzierte Kultur nehme die Möglichkeit aller Naivität, die streng voneinander geschiedenen Klassen, die Arbeitsteilung, der Weltverkehr zerstöre die Monumentalität ursprünglicher primitiver Zustände. Der Vers selbst, als Spiegel der Harmonie des Dichters mit seinem Volke, ermangele im modernen Menschen der Notwendigkeit und somit der inneren Wahrheit. Der legitime Erbe des alten Volksepos, meint Spielhagen, ist einzig und allein der moderne Roman, der seine Aufgabe, die weite Welt zu umschweifen und sich liebevoll in das kleinste Detail zu versenken, nur lösen kann, wenn er das Wort Epos, ledig der Fesseln von Metren, Rhytmus und Reim, zur völligen Freiheit entbindet, als Organon des durch kein ästhetisches Dogma, keine traditionelle Gepflogenheit beschränkten völlig freien, die Welt durch das Medium der Phantasie betrachtenden Geistes. Spielhagens Ausführungen haben hier die Bedeutung der herrschenden wissenschaftlichen Auffassung [1]).

Die von Friedrich Theodor Vischer systematisierte Identitätstheorie des Romans und des Epos, die übrigens im Vers das einzige Unterscheidungsmittel erblickt, werden wir dadurch zu bekämpfen suchen, daß wir zunächst aus der theoretisch ausgesprochenen Verschiedenheit der Erinnerungsfernen beider Gattungen die praktischen Folgen ableiten und somit erkennen werden, wie groß und einschneidend der Unterschied zwischen Epos und Roman tatsächlich ist. Wir werden sehen, daß sich dieser Unterschied durchaus nicht auf Ausdehnung, stoffliche Beschaffenheit, Sprachform oder dergleichen beschränkt.

Epos und Roman sind zweifellos verwandt als Arten ein und derselben Gattung. Voneinander verschieden sind sie durch die die Grenzen der zeiträumlichen Anschauung übersteigende Erinnerungsferne des Epos einerseits, und noch mehr durch die Vereinigung größter und geringster Erinnerungsferne andrerseits. Der Roman bleibt dagegen mit seiner einheitlich größten Erinnerungsferne innerhalb der Schranken zeiträumlicher Anschauung des Erdendaseins.

Aus dieser Theorie können wir manchen praktischen Unterschied zwischen Epos und Roman ableiten.

1. Die Bewegungsrichtung der Entstehung ist bei Roman und Epos eine entgegengesetzte. Der Roman entsteht und verfährt induktiv und gelangt von der Mannigfaltigkeit empirischer Phänomene zum Abschluß, zur Einheit der Idee. Wilhelm Meister entfaltet sich in der unabsehbaren Breite persönlich, historisch bedingten, individuellen Lebens, mit einem Zauber und einer

[1]) Vgl. ferner Leo Berg, Der Zukunftsroman, Literarisches Echo, 1900, S. 59.

Fülle der sinnlichen Einzelheit, und gipfelt schließlich in der blasseren Idee eines ebenfalls historisch bedingten Bildungsideals. Die Richtung dieser Bewegung geht von der erdenfesten Fülle des Einzeldaseins aufwärts zum Gipfel der Idee.

Anders das Epos. Seine Bewegung dringt von oben nach unten. Nicht das materielle Sein gipfelt schließlich in der Idee, sondern das Epos umsetzt die transzendente Idee in die Erscheinung. Es will aus dem a priori Vollbesitz der einen Idee so viel in das Gefäß des Phänomenons hineingießen, wieviel nur immer hineingeht. Sie macht's der Sonne gleich, die von oben und aus sich heraus das Licht hinuntergießt und alle Dinge in ihrem Licht erscheinen läßt. Die Ilias gipfelt nicht in der Idee des Schicksals, wie der Wilhelm Meister in der eines historisch bedingten Bildungsideals, sondern aus der Schicksalsidee entfließt alles, was dem Einzelereignis und dem Einzelanblick in der Ilias seine Erhabenheit, überhaupt seinen Sinn und seine Bedeutung verleiht.

„Denn wir schaffen ja nichts mit unserer starrenden Schwermut.
Also bestimmten die Götter der elenden Sterblichen Schicksal,
Bang' in Gram zu leben; allein sie selber sind sorglos.
Denn es stehn zwei Fässer gestellt an der Schwelle Kronions,
Voll das eine von Gaben des Wehs, das andre des Heiles.
Wem nun vermischt austeilet der donnerfrohe Kronion,
Solcher trifft abwechselnd ein böses Los, und ein gutes.
Wem er allein des Wehs austeilt, den verstößt er in Schande;
Und herznagende Not auf der heiligen Erde verfolgt ihn,
Daß, nicht Göttern geehrt noch Sterblichen, bang' er umherirrt."

(Ilias 24, 524.)

Oder:

„Oft schon haben mir dieses Achaias Söhne gerüget,
(— sagt Agamemnon, —)
Und mich bitter geschmäht; doch trag' ich dessen die Schuld nicht,
Sondern Zeus, das Geschick und das nächtliche Schrecken Erinnys:
Die in der Volksversammlung zum heftigen Fehl mich verblendet,
Jenes Tags, da ich selber Achilleus' Gab ihm entwandte.
Aber was konnt' ich tun? Die Göttin wirkt ja zu allem,
Zeus' erhabene Tochter, die Schuld, die alle betöret,
Schreckenvoll: leicht schweben die Füß' ihr; nimmer dem Grund' auch
Nahet sie, nein, hoch wandelt sie her auf den Häuptern der Männer,
Reizend die Menschen zum Fehl; und wenigstens einen verstrickt sie."

(Ilias 19, 85 ff.)

Ganz verschieden gestaltet sich infolge dieser verschiedenen Entstehungsrichtung die Rolle des wichtigsten epischen Faktors in den beiden Arten, die des Details. Im Roman muß jede Einzelheit, wenn sie nicht langweilen will, von innerer Bedeutung sein, und je mehr wir uns dem Ende nähern, desto gewichtiger, bedeutsamer muß ein Detail sein, wagt es sich, uns in unserm immer hastigeren Drängen zur Pyramide, zum Gipfel, zur Idee auf-

zuhalten. Von Marianne zu Mignon und zur geheimnisvollen Gräfin ist die Steigerung der Bedeutsamkeit der Gestalten doch unverkennbar; und peinlich, weil dem Wesen der Dichtungsart widersprechend, berührt es, daß nach dem 12. Kapitel im 4. Buch der Lehrjahre immer wieder neue Einzelheiten mit vermindertem Gewicht unser Interesse vergebens festhalten wollen.

Im Epos aber ist jedes Detail von gleicher Wichtigkeit, denn Wichtigkeit erhält es ja bloß durch das Licht der Idee, das im Augenblick darauf ruht. Die Idee aber ist wie die Sonne. Sie bescheint den strahlenden Achill nicht heller als den buckligen Thersites (Briseis. — Gastmahl 9, 205. — Hera 14, 180). Im Epos hat jede Einzelheit nur sofern Bedeutung, sofern die Idee sich im gegebenen Augenblick an ihr offenbart. In der Ilias offenbart sich die Idee des Schicksals an dem Geringsten nicht minder großartig als am erhabenen Herrscher Agamemnon. Im Roman sahen wir eine Bedeutungssteigerung des Details vom Anfange dem Ende zu. Das Detail am Ende des Romans ist ein gewichtigeres als am Anfange desselben. Im Epos dagegen bewegt sie alles horizontal, die Linie ist nicht aufsteigend. Die Wichtigkeit der Einzelheit im Roman, ihre Potenz, nimmt ab mit der Quadratur ihrer Entfernung von der gipfelnden Idee. In der Ilias jedoch ist der Besuch des Priamus bei Achilleus, obschon im letzten Gesange, doch um kein Haar gewichtiger als der Abschied des Hektor von Andromache oder als der Streit des Agamemnon und des Achilles, — weil die Idee im Epos eben nirgends gipfelt, sie ist außerhalb, weil sie antizipiert ist, jeder einzelnen Zeile gleich nah und gleich fern. Daher muß das Detail im Roman bedeutend sein, sich steigern, und in seiner Verkettung mit der Idee notwendig sein. Im Epos dagegen ist die Einzelheit von holdester Überflüssigkeit, aber funkelnd im strahlenden Lichte der Idee. Sie ist niemals, wie beim Roman, Inhalt; denn Inhalt des Epos und Gehalt desselben ist stets nur die Idee, bei der Ilias z. B. die eherne Unabänderlichkeit des waltenden Schicksals (16, 448): „Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilion hinsinkt." Im Roman baut sich Detail für Detail die Pyramide der poetischen Welt bis zur Höhe der Idee hinauf; die Funktion des Details ist also eine tragende. In der Ilias dagegen erduldet das Detail oder die Einzelbegebenheit das Licht der Idee, das auf sie fällt, und ihre Funktion ist eine ertragende [1]).

2. Die realistische Tendenz des Romans bindet die Erscheinungen dieser Art, wenn nicht gesetzmäßig, so doch praktisch zumeist an die Grenzen des Erdendaseins. Seine Erinnerungsferne also ist, wenn auch die größte auf Erden, so doch gebunden. Die des Epos dagegen ist, schon durch seine natürliche Tendenz zum Kosmischen, frei. Aus diesem grundsätzlichen Gegensatz folgt wieder eine wesentliche praktische Unterscheidung beider Arten: die Verschiedenheit in der Behandlung des Wunders. Die Schulästhetik hat sich's

[1]) Ilias 6, 119. — Humboldt, Hermann und Dorothea, 135. 174.

auch hierin recht bequem gemacht und dekretiert, daß das Wunder in das Epos gehört und im Roman nicht am Platze sei. Eine solche Regel aber, die sich weder mit der poetischen Praxis noch mit der poetischen Notwendigkeit deckt, ist ein wissenschaftlicher Zeitvertreib, sie ist ebenso einfach wie falsch! Würde das Wunder aus einem Roman ein Epos machen, so müßten wir E. T. A. Hoffmanns recht typische und an Wundern reiche Romane, etwa „Elixiere des Teufels" ein Epos nennen. Oder wir müßten die Turmszene in Wilhelm Meister 7, 9 ebenso schwer verdammen, wie den wundervollen Brückenritt des Grünen Heinrich. Gehen wir, unserem Grundsatz getreu, zurück auf die seelischen Zustände des Dichters und des Lesers, so gelangen wir zu einer ganz anderen Auffassung über das Wesen und die Aufgabe des Wunders im Roman wie im Epos. Das Wunder entsteht und bewirkt Staunen. Das Staunen wird in uns hervorgerufen durch den Sprung aus unserer Anschauungskategorie in eine fremde. Wenn plötzlich vor unseren Augen sich Dinge zutragen, die sich in unsere zeiträumliche und kausale Anschauungsform nicht mehr hineinfügen, dann stehen wir erstaunt da, dann stehen wir vor dem Wunder. Wenn also in der realen Welt des Wilhelm Meister oder des Grünen Heinrich die Gesetze von Zeit, Raum und Kausalität auf einen Zauberschlag aufhören, dann wundern wir uns tatsächlich. Führt uns jedoch der Dichter von vornherein in eine Welt jenseits aller sinnlichen Kategorien der Anschauung, in der Zeit, Raum und Kausalität von vornherein unbestimmte Größen waren, so können wir uns gar nicht wundern. Wer hat sich je darob verwundert, daß die silberfüßige Thetis aus den Fluten steigt und dem weinenden Sohn eine neue Rüstung vom hinkenden Meister Hephaistos bringt, oder wenn die rosenfingrige Eos aus den Wassern stieg oder Athene, des Zeus blauäugige Tochter, durch alle Himmel stürmte? Weder der Grieche noch wir erstaunen darob. Es ist daher irrtümlich, das Wunder, die Deus ex Machina, als Kennzeichen oder gar — wie im 18. Jahrhundert — als Erfordernis des Epos zu betrachten[1]). Im Gegenteil: das Wunder *kann* im Roman vorkommen und ist als solches, aus der kosmischen Erinnerungsferne des Epos psychologisch gar nicht denkbar, da wir von vornherein außerhalb der zeitlichen, räumlichen und kausalen Gebundenheit stehen. Der Eposdichter wird demnach das Wunder, die Deus ex Machina, nicht in ein Werk von außen hineintragen. Sondern sofern er kraft seiner Geistesbeschaffenheit zu seinen Engrammen in der Erinnerungsferne des Epos steht, so werden in seiner Anschauung jene zeitlich, räumlich oder kausal bedingten Möglichkeitsgrenzen, die der Romandichter eben mit dem gewaltsamen Sprung ins Wunderbare beseitigt, von selber wegfallen, weil sie nur aus der Lebensnähe des Romandichters überhaupt sichtbar sind.

[1]) Das in jeder Hinsicht verunglückte Bismarck-Epos Frensens verfällt auch diesem rückständigen Irrtum. Überhaupt wäre es schwer, einen poetischen Irrtum ausfindig zu machen, dem er nicht verfällt.

Der Eposdichter benützt das Wunder nicht wie der Romandichter, er hebt es auf und verwandelt es aus seiner Perspektive zum Selbstverständlichen.

3. Verschieden ist schließlich ebenfalls als Folge der verschiedenen Erinnerungsferne die Anschauung des Romandichters von der des Eposdichters im Hinblick auf den Zusammenhang von Mensch und Menschheit. Beiden eignet eine besondere Art, sich mit der Masse und dem Individuum, mit dem Kampf, der zwischen beiden steht, abzufinden. Aus der bereits besprochenen Entstehung des Epos, aus der Emanation einer a priori gegebenen Idee folgt, daß das Epos keinen Helden hat. Der Held ist nämlich schon eine Gipfelung in einem Menschen; wir aber haben wahrgenommen, daß das Epos nicht gipfelt, sondern horizontal verläuft. Der einzige Held des Epos ist seine Idee. Der Roman aber hat immer einen Helden, meistens den Autor selbst, und hat er viele, so hat er einen Oberhelden, worin sich auch nur die Bestrebung nach bestimmter Gipfelung bekundet. Wilhelm Meister ist sicher der Held des Romans, so gut wie der grüne Heinrich oder Niels Lyhne. Aber Achilleus oder Hektor, Agamemnon oder Zeus sind nicht Helden *des*, bloß Helden *im* Epos, und es handelt sich in zweiter Reihe um sie selbst. Man sollte meinen, daß wir angesichts der Gipfelung in einem Gedanken oder in einer Person beim Roman und der zwar immanent stets vorhandenen, aber nirgends zur Spitze getriebenen Idee des Epos, dort von einem aristokratischen, hier von einem demokratischen Grundzug der Arten reden durften. Das Umgekehrte jedoch ist wahr: der Roman ist durchaus bürgerlich, das Epos aristokratisch. „Der Roman fußt vorherrschend im Privatleben. Der historische Roman erhebt sich unvollkommen in die politische und soziale Sphäre[1])." Das Privatleben dachte sich Vischer eben bürgerlich. Den Romanhelden treffen wir stets auf der seelischen oder physischen Wanderschaft begriffen, so daß er sich eigentlich an dem stabileren, fast unbeweglichen Sein der Gesellschaft, der Nation und des Landes betätigt, und diese Umgebung ist es schließlich, die vorherrschend ihrerseits im Helden und durch ihn erschaulich wird. Es ist ein stabiles Element, das in großer Breite als Zuständlichkeit die Bildfläche einnimmt. Die ganze Summe dieser Umgebung ist etwas Überliefertes. Nun ist aber die bürgerliche Überlieferung — und die tritt uns im Roman entgegen — im Gegensatz zur aristokratischen eine Gebundenheit im Wesen, im Ethischen, im Inhalt. Der Romanheld erreicht seinen Gipfel durch Verdienst, durch Leistung irgendwelcher Art. Im Anton Reiser tritt uns dieser Romanheld in Reinkultur entgegen. Aus der Erinnerungsferne des Romans gesehen, erscheint die bürgerliche Welt als ein Unbewegliches, auf dem sich der Held, auch er in ethischer Gebundenheit seiner Abstammung, durch Verdienst den ihm gebührenden Platz sucht und findet, erwirbt, verdient. Die Soziologie des Epos jedoch ist eine ganz andere.

[1]) Fr. Th. Vischer, Ästhetik, § 88.

Aus der Erinnerungsferne des Epos betrachtet, gibt es nichts Stabiles. Der Rahmen des Epos ist immer: Massenbewegung, Reiseunternehmung des Ganzen, „Thomas Cook and Sons" im größten Stile, in der Ilias so gut wie im Nibelungenlied, bei Dante und im Olympischen Frühling. Wie könnte dem auch anders sein? Die Erinnerungsferne des Epos ist ja von vornherein außerweltlich gegeben! Aus diesem Standort gesehen, bewegt sich eben das Ganze: πάντα ῥεῖ! Und wo alles im Flusse ist, muß sich notwendigerweise eine führende Elite entwickeln, eine Oligarchie. Die Masse auf der Wanderschaft hat keine Gebundenheit, denn die bürgerliche, ethische, inhaltliche Überlieferung ist an die Scholle gebunden. Als solche müssen nun die Kaloi Kagathoi einstehen: die aristokratische Überlieferung ist der Boden des Epos. Die ist aber nicht inhaltlich, nicht ethisch, sondern formal, repräsentativ. Der Wesensunterschied im Soziologischen tritt hier am Epos und am Roman zutage: der Bürger ist gebunden durch seine Überlieferung in der Moral, inhaltlich, ethisch. Sein Leben ist gebunden im Wesen, der freien Gestaltung seines Geistes, seines Könnens, seines Verdienstes überlassen in der Form. Der Aristos ist in der Form seines Lebens gebunden, er hat eine bestimmte Lebensform zu repräsentieren — und seine Ethik ist seine Privatangelegenheit. Der Eposheld braucht keine Verdienste: durch Schönheit, Geburt, Gottesgnade ist er, was er ist, durch eine Idee, die er darzustellen die Pflicht hat. Stellen wir nur den erhabenen König Agamemnon neben Anton Reiser, so wird uns alles das sofort klar. Jener hat nur darzustellen, was er von Gottes Gnaden ist, — dieser hat zu werden, was die gottgewollten Grenzen seiner Natur gestatten. Jener hat zu sein, dieser zu leisten.

Wie sehr der bürgerliche Zustand der Stabilität dem Roman, der oligarchische der Massenbewegung dem Epos gemäß ist, läßt sich am besten am Beweglichkeits- und Ständigkeitsverhältnis der Parteien in der Ilias einerseits, in Hermann und Dorothea andererseits beobachten.

In der Ilias ist die Gliederung, die Teilung der Massen ganz und gar nicht auf den doch so naheliegenden und sich aufdringenden ungeheueren Unterschied zwischen den auf der Wanderschaft sich befindenden Achaiern und den säßigen Troern eingestellt. Jeder Romanschriftsteller hätte hierin das ganze Werk verankert, aus dieser Grundverschiedenheit der Lebensbedingungen alle Probleme erstehen lassen — und mit gutem Fug. Anders der Eposdichter, dem wir von nun an den Titel: Epiker vorbehalten wissen möchten. Seine größte Sorge war, diese Verschiedenheit aufzuheben, um das Ganze in Bewegung zu setzen. Wohl hausen die Troer in festen Mauern hinter dem skäischen Tore; wohl geht Hektor ins wohlgebauete Haus. Aber über Ilion ist das Todesurteil gesprochen, und das Bewußtsein der Troer ist durchtränkt von dem unabwendbaren Verhängnis. Die Ordnung, die Behaglichkeit des friedlichen, gefestigten Zustandes ist auch in Troja bloß Vergangenheit; gegenwärtig aber ist Auflösung, Lockerung, Einsturz, Kopfüber-kopfunter. Bei

den Achaiern wieder erscheinen die behaglich und breitausgesponnenen Erinnerungen an das „liebe Land der Väter" als ausgleichendes Gegengewicht, das ihr Abenteurerdasein unter dem Zelte dem Zustand der Stetigkeit näher bringt. So ist hüben und drüben mit viel Kunst und weitverzweigter Absichtlichkeit der Wesensunterschied zwischen dem Steten und dem Unsteten aufgehoben und das zugunsten einer alles umfassenden, aber gemäßigten Gesamtbewegung. Hie Bewegung des Anstürmenden — da Bewegung des Einstürzenden, aber hüben und drüben der außerordentliche, aufgelöste Zustand: *πάντα ῥεῖ*. In Hermann und Dorothea dagegen stehen sich die beiden Welten, das Stete und das Unstete, in einer Schnittfläche kraß gegenüber. Die bodenständige, heimische, wurzelnde Menschheit steht plötzlich der flüchtigen gegenüber, und das in der Gegenwart des Geschehens! Darin liegt aber auch der wunde Punkt des hohen Werkes; sein stellenweises Hinneigen zum Roman unter dem einheitlich eposhaften Kleid rührt von der Gegenwärtigkeit einer unbewegten, verharrenden Welt her. Überall fällt Goethe ins romanhaft Idyllische, wo der Löwenwirt und sein Besitz, sein Kreis uns beschäftigt; das Großepische kosmischer Erinnerungsferne erreicht seine Dichtung nur im Flutenden, in der vorbeifegenden Sturzwelle der Entwurzelten. Der Geist des Epos spricht aus dem Munde der Vertriebenen:

„—; denn alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich alles zu trennen.
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer,
Freund sich los von Freund; so löst sich Liebe von Liebe.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals ist nun ein jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr, es wandern die Schätze;
Gold und Silber schmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nacht sich auf und neu sich gestalten."

Wir haben nunmehr die wesentlichen Unterschiede zwischen Roman und Epos umrissen und sie erfaßt, als notwendige Folgen der verschiedenen Erinnerungsfernen im Roman und im Epos, als Folge der größtmöglichen, an die Grenzen realer Möglichkeiten gebundenen und einheitlichen Erinnerungsferne im Roman, als Folge der absoluten, kosmischen Erinnerungsferne im Epos, die widersätzlich die Pole der größten und geringsten Entfernung vereinigt. Von seinem „extramundanen" Standpunkt sieht das Auge des Epikers die Erde sich drehen und ihren Lauf um die Sonne vollenden, — und er sieht das Glühwürmchen im nächtlichen Ginster sein Lichtlein führen, er sieht das Volk der Achaier über die Wasser ziehen und die Ornamente am Schilde. In einem hört er „Phöbus' Räder rollen prasselnd" und das Heimchen zirpen. Sein Auge müssen wir uns als ein wundervolles Mikroskop denken,

das jedoch, im Gegensatz zu dem unsrigen, mit der steigenden Intensität der Sehkraft keine Einschränkung, sondern eine grenzenlose Ausdehnung der Sehfläche verbindet.

Aus der organischen Beschaffenheit des Epikers folgen eine Unzahl äußerer Eigenheiten seines Ausdrucks, mit einem Wort: der Stil des Epos dann von selbst, während es sinnlos bleibt, einer anderen poetischen Anschauung, aus anderer Erinnerungsferne, diese Eigenheiten aufzupappen. Noch so genaue Beobachtungen der Beispiele ergaben auch für den Ästhetiker kein zusammenhängendes Bild des Epostils, weil die Notwendigkeit dieser oder jener Eigenheit nirgends verankert war, sondern gläubig hingenommen wurde, niemand wußte wieso, warum. Das Epos, hieß es, muß in Versen sein, eine große nationale Handlung haben, erhabene Figuren vorführen, weil es nun seit Homer so geschah und auch fürs Nibelungenlied stimmt. „Warum?" fragte ein kleines Mädchen die Mutter. — „Darum", war die Antwort. — „Darum" ist kein Grund —, erwiderte tiefsinnig das Kind.

Die unbegrenzte Zeit und Raummöglichkeit einer Weltenbewegung fordert selbstredend rhythmische Gliederung, weil Grenzenlosigkeit unseren Sinnen nur durch ein stets sich wiederholendes Gleichmaß faßbar gemacht werden kann. Daher die Neigung des Epos zur rhythmischen Sprache, die Vorliebe und die Sinnfälligkeit der epischen Wiederholungen, der stehenden Ausdrücke des Repräsentativtypischen in der Wortwahl, alles Mittel des lautlichen und inhaltlichen Gleichklangs. Dieser Stil erzeugt dann — sofern er echt ist, sofern er wirklich den ausgeführten Quellen entspringt — kraft der aristokratischen, oligarchischen Natur des Epos, das Unpersönliche der Figuren, ein Riesenmaß der Leiber, das Repräsentative der Eposfigur. Wie ein Glied der Kette folgt daraus das Zeremonielle, das Öffentliche der epischen Gefühls- und Ausdrucksweise im Gegensatz zur Intimität, zur Aufgeknöpftheit, auch zur tieferen Ethik des Romans. Ein sich gegenseitig durchwachsendes, echtes Zwiegespräch ist daher nur im Roman heimisch, im Epos kaum denkbar: Reden tauschen nicht nur die Könige in der Volksversammlung, Reden tauscht auch Hera mit Aphrodite und mit Zeus, sogar in den Augenblicken ehelicher Vertraulichkeit, Reden tauschen die Mutter Thetis und der Sohn Achilleus, wenn sie ihr kummervolles Herz einander ausschütten.

Über die Unsterblichkeit der Seele.

Ein kurzes philosophisches Gespräch vor der Schlacht.

Von

Theodor Ziehen.

Personen: Helmund, Offizier von Beruf; Stolting, Gymnasiallehrer, zurzeit Offizier; Fenk, ohne Beruf, zurzeit Offizier; Fellner, Feldgeistlicher.

Feld nördlich von Soissons, durchschnitten von einem Schützengraben. In einem engen, hüttenähnlichen Raum ein halbverglommenes Feuer. Rechts und links daneben zwei Offiziere gelagert (Fenk und Stolting), neben ihnen auf dem Boden ihre Waffen. Nacht.

Helmund (rasch eintretend): Endlich ist der Befehl heraus. In einer halben Stunde geht es los. Um zwölf Uhr ein Kanonenschuß, dann noch einer, dann zwölf Minuten nach der Uhr abzählen und dann zum Sturm.

Stolting: Sind die Mannschaften bereit?

Helmund: Schon seit zwei Stunden.

Fenk: Leg dich noch etwas hin! Hier ist noch Platz.

Helmund: Ich kann nicht ruhen. Es geht mir zu viel durch den Kopf.

Stolting: Ja, mir geht es ebenso. Ich bin kein Feigling, aber bei dem langen Warten kann man die Gedanken schließlich nicht mehr unterdrücken. Fenk bringt es fertig, ich nicht. Im Kampf stehe ich meinen Mann wie Fenk und du, aber die Erwartung vorher kann ich nicht ertragen. Es ist nicht nur der Gedanke an mein junges Weib und mein Kind. Der Gedanke an die Vernichtung meines Ich ist mir unerträglich, sobald ich ihn näher ausdenke. Es graut mir, daß alle meine Gedanken und Gefühle bis zu den höchsten und größten im Tode mit meinem Gehirn vollständig auslöschen sollen.

Helmund: Du machst den Fehler, daß du über solche Dinge nachdenkst. Mach's wie ich! Ich weiß auch, daß der Tod Vernichtung ist, aber ich denke nicht daran. Ich hab meine Vaterlandsliebe und mein Ehrgefühl. Das genügt mir. Dafür geh ich in den Tod. An das andere denk ich nicht.

Stolting: Du hast vielleicht recht; es ist aber doch traurig, daß wir geradezu auf unser Denken Verzicht leisten müssen, um uns unsere Gemütsruhe zu erhalten.

Fenk (der sich bis jetzt scheinbar gleichgültig mit seinen Waffen beschäftigt hat): Traurig und für manchen sehr schwer.

Stolting: Ganz richtig, Philosoph! Und heute läßt mir das keine Ruhe.

Helmund: Wenn es nur erst losginge!

(Längere Pause. Helmund setzt sich, springt auf, sieht in die Nacht hinaus, geht hastig einige Schritte auf und ab und setzt sich wieder hin.)

Fenk: Ist wirklich alles bereit, daß ihr nur aufzuspringen braucht, wenn der Schuß fällt?

Helmund: Alles, bis auf das kleinste.

Fenk: Und ihr könnt nicht ruhen?

Stolting: Bringst du's denn wirklich fertig? Ich nicht und Helmund auch nicht.

Fenk (nach längerer Pause): Ihr glaubt also wirklich, daß der Tod etwas sehr Schreckliches oder gar das Schrecklichste ist, und daß mit dem Tode alles aufhört?

Helmund: Natürlich hört alles mit ihm auf, und deshalb ist er etwas sehr Schreckliches. Das Schrecklichste will ich nicht sagen. Schande ist noch viel schrecklicher.

Stolting: Ja, Helmund hat recht. Dieses Nichts vor uns ist furchtbar.

Fenk: Wißt ihr noch, wie wir zusammen auf dem Gymnasium die Rede des Sokrates vor seinen Richtern und den Phaedon lasen. Hat dich das damals nicht überzeugt? oder hast du das ganz vergessen?

Helmund: O selige Primanerzeit! Damals begriffen wir aber gar nicht, daß es sich um unsere eigene Unsterblichkeit handelt. Eigentlich dachten wir immer, das ginge nur die Alten an. Seit ich Offizier bin, habe ich den Plato nicht mehr angesehen.

Stolting: Ich hab ihn mit meinen Schülern noch oft gelesen, aber ungern. Ich glaube an all die schönen Beweise für die Harmlosigkeit des Todes und für die Unsterblichkeit der Seele nicht. Die Naturwissenschaft — deine eigene Wissenschaft, Fenk! — hat uns aufgeklärt. Meinen Schülern sag ich das natürlich nicht. Ich mach es — aus anderen Gründen — wie unsere Lehrer vor fünfzehn Jahren: ich tue, als ob es sich gar nicht auch um uns handelt. Ich erkläre den logischen und grammatischen Zusammenhang, weise die Schüler wohl auch einmal auf die Schönheit der Gedanken und der Form hin. Aber über diese Grenze gehe ich nicht. Innerlich muß ich manchmal bitter lächeln über diese Beweise, manchmal möchte ich mit den Zähnen knirschen.

Fenk: Und so pflanzt sich das fort. Auch deine Schüler werden glauben, daß alle diese „schönen Gedanken", wie du sagst, sie nichts angehen, und werden später wie Helmund alles vergessen oder wie du auch mit den Zähnen knirschen. Und mit den Schülern deiner Schüler wird es wieder so sein.

Stolting: Glaubst du denn etwa noch an diese Beweise? Plato hat sich schon selbst widerlegt. Was er den Simmias im Dialog gegen die Unsterblichkeitslehre sagen läßt, trifft in jedem Punkt zu. Was Sokrates darauf erwidert, ist nichts als Sophisterei. Simmias sagt ganz richtig: die Seele

ist eine Harmonie, die auf einer Laute erklingt; die Laute ist unser Körper; zerbricht die Laute, so erklingt auch keine Harmonie mehr. Wir drücken es jetzt nur etwas anders aus. Die Seele oder die seelischen Vorgänge, wie du es nennen willst, hängen irgendwie vom Gehirn ab. Das Gehirn ist die Laute. Wird das Gehirn durch Krankheit gestört — das kann dir jeder Irrenarzt nachweisen —, so sind Seelenstörungen die notwendige Folge; geht es im Tode zugrunde, so hören alle seelischen Vorgänge auf. Dagegen gibt es keinen Einwand. Dein Plato selbst mitsamt seinem Sokrates müßten heute schweigen und dem Simmias recht geben.

Fenk: Meinst du das wirklich? Aber in einem Punkt hast du recht: was Sokrates dem Simmias erwidert, überzeugt auch mich nicht und wird heute niemand mehr überzeugen. Aber wunderbar bleibt es, wie Sokrates bei diesem schweren Einwand lächelt und mit dem Haar des jungen Phaedon, der zu seinen Füßen sitzt, spielt, während draußen schon der Schierlingsbecher gemischt wird, und dann erst die Widerlegung des Simmias versucht. Das Lächeln und Spielen hat auf mich fast mehr Eindruck gemacht als seine Widerlegungsversuche.

Helmund: Und das ist mein Standpunkt: lächeln und spielen und tapfer sterben und alles Philosophieren über Bord werfen.

Stolting: Oder in die Zähne knirschen und dem Simmias recht geben.

Fenk: Und doch hab ich an dem Lautenvergleich des Simmias immer in einem Punkt Anstoß genommen. Die Laute spielt nicht von selbst. Jemand muß sie spielen. Zerbricht die Laute, kann dieser Jemand eine neue Laute bauen oder finden, und dann erklingt die Harmonie wieder.

Stolting: Du willst doch nicht etwa einen Gott als wirklichen Deus ex machina zu unserem Trost herzitieren. Das hat nicht einmal Plato getan. Überlaß das unserem Feldgeistlichen, der, wenn er Wort hält, gleich auch kommen wird! Ich will strikte Wahrheit, keinen Glauben, der schließlich doch nur auf ein Gefühl und keinen Beweis hinausläuft.

Fenk: Das kannst du mit Fellner abmachen, wenn er noch rechtzeitig kommt. Ich aber habe an einen solchen göttlichen Lautenspieler gar nicht gedacht. Mir schien nur das Gleichnis des Simmias in diesem Punkt zu versagen.

Stolting: Gut, dann setze das Gehirn an die Stelle der Laute. Damit fallen alle Bedenken weg. Das Gehirn spielt seine Melodie selbst. Dein Jemand, der spielt, kommt dabei nicht in Betracht.

Fenk: Also ein Gehirn, das selbst und allein seine eigene Melodie spielt! Ich werde dich vielleicht nachher an dies wunderbare Gehirn erinnern und es mit dir zergliedern. Jetzt aber will ich es wie mancher deiner Schüler machen und von zwei Aufgaben, die du gestellt hast, zuerst die leichtere zu lösen versuchen. Wir wollen also einstweilen dem Gehirn seine seltsame Fähigkeit zugestehen und annehmen, daß sie mit dem Tode erlischt. Nun sagtest du aber auch, daß dies Erlöschen etwas sehr Schreckliches ist. Nicht wahr?

Stolting: Gewiß. Selbst der Tapferste wird das zugestehen, wenn er ehrlich ist. Das gibt auch Helmund zu.

Helmund: Selbstverständlich, nur kann ich das Gefühl des Schrecklichen überwinden, wie du heute nacht noch sehen wirst.

Stolting: Dasselbe werde ich auch können. An der Tatsache ändert es aber nichts.

Fenk: Ich muß mir wieder Plato zu Hilfe rufen. Das kannst selbst du, Helmund, nicht vergessen haben, wie Sokrates seinen Richtern auseinandersetzt, daß ein Fortleben nach dem Tod ein unsägliches Glück sei, ein vollständiges Erlöschen im Tode aber wenigstens kein Unglück, sondern eben nur ein Nichts, etwa einem traumlosen Schlaf vergleichbar.

Stolting: Auch darin hat dein Plato unrecht. Für mich, ja schließlich für alle hat das Leben bei allem Elend doch noch eine unendliche Summe von gegenwärtigem und künftigem Glück in sich. Ich kann noch arbeiten und genießen — Liebe, Ruhm, Erkenntnisfreude, Pflichtfreude. Wenn ich jetzt sterbe, verliere ich das alles. Ist es etwa kein Unglück, wenn ich einer großen Freude, die ich zum Beispiel morgen erwarte, verlustig gehe? Ist etwa Entbehren kein Unglück?

Helmund: Vielleicht sogar das größte. Ich will lieber ab und zu ein schweres positives Unglück ertragen als jedes Glück entbehren.

Fenk: Und doch habt ihr beide im Fall des Todes unrecht. Wenn der Tod ein vollständiges Nichtsein bedeutet, so kann der Tote auch das Entbehren nicht fühlen. Wenn uns im Leben ein erhofftes Glück entgeht, so fühlen wir den Verlust. Im Tode gibt es keine enttäuschte Hoffnungen. Freilich quält uns, wenn wir nur oberflächlich überlegen, der Gedanke an den Verlust unserer gesamten geistigen und materiellen Besitztümer, der schon errungenen und der noch erhofften, mit dem der Tod uns bedroht. Aber der Gedanke selbst ist falsch. Wir schieben dabei immer die Annahme unter, daß dieser Verlust uns auch nach dem Tode fühlbar ist, und widersprechen damit unserer eigenen Behauptung, daß der Tod die vollständige Vernichtung aller unserer seelischen Prozesse ist.

Stolting (nach einer Pause): Logisch hast du wohl recht, und Plato hat es ja schon ebenso gesagt, aber das Gefühl sträubt sich gegen die Logik. Die Vorstellung der Vernichtung macht mich eben unglücklich.

Fenk: Ja, aber nur jetzt im Leben; und auch jetzt kann sie dich nur unglücklich machen, weil du ihr nicht mit richtigeren Vorstellungen entgegentrittst. Streife die untergeschobene Annahme ab, und alles Unglücksgefühl ist verschwunden!

Helmund: Damit kommst du schließlich doch auf meine Lebensweisheit hinaus: sich gar keine Gedanken über den Tod machen und das Leben für sich und andere ausnützen.

Fenk: Ganz im Gegenteil. Mein Rat ist: oft an den Tod denken, aber gerade dadurch das Unglücksgefühl über den Tod überwinden.

Stolting: Wenn du das so auseinandersetzest, so überkommt es mich in der Tat momentan wie ein Gefühl der Befreiung; aber ich fürchte: es hält nicht vor. —

Fenk: Es hält nur deshalb nicht vor, weil du zu selten unseren Gedanken durchdenkst. Lebe dich in ihn ein wie ich, und du wirst schließlich mit mir über euer Unglücksgefühl lächeln. Jetzt muß euer Charakter mit euerem Verstand kämpfen. Der Verstand will euch zur Feigheit verlocken, und nur euer Charakter überwindet die Todesfurcht. Auf meinem Weg ist der Verstand der Bundesgenosse des Charakters. Todesfurcht ist für mich nicht nur erbärmlich, sondern auch widersinnig.

Stolting: Aber für meine Familie ist doch wenigstens mein Tod ein Unglück.

Fenk: Bedenkst du, daß du mit diesem Einwand deine Behauptung preisgibst? Du meintest, der Tod sei für *dich* ein Unglück, die Vernichtung deiner Seele war *dir* so furchtbar; jetzt verlegst du das Unglück an eine ganz andere Stelle.

Stolting: Hierhin aber doch wenigstens mit Recht.

Fenk: Gewiß, dein Weib und deine Kinder und Freunde und, wenn du ein großer Mann bist, dein Vaterland werden deinen Tod als ein Unglück fühlen. Für sie *ist* dein Tod ein Unglück. Aber dies Unglück trägt ein doppeltes Gesicht. Wenn ich im Leben Gutes getan und nach meinen Kräften alles geleistet habe und dann furchtlos in den Tod gegangen bin — auf dem Krankenbett oder hier auf dem Schlachtfeld —, wird dann nicht mein Andenken als ein wunderbarer Trost die Trauer der Deinen verklären? Werden deine Kinder nur *weinen*, wenn die Mutter ihnen erzählt, wie du drüben die Höhen mit ihren Drahtverhauen und Minen, umschwirrt und umtost von Granaten, hinaufstürmtest und für das Vaterland bis zum letzten Hauche kämpfend, selig lächelnd starbst? Werden sie nicht im innersten Mark beben und *fast glücklich* sein?

Helmund: Philosoph, ich glaube, du hast recht.

Stolting (nach einer Pause nachdenklich, fast bittend): Fenk, die Aussprache tut mir wohl. — — Ich hatte noch etwas anderes behauptet. Du sagtest, das sei das Schwerere. Ich meinte, der Tod sei die vollständige Vernichtung. Kannst du wirklich auch hier unsere Zweifel aufhellen? Du hast selbst gesagt, daß Plato uns hier ganz im Stich läßt.

Fenk (tritt aus der Hütte heraus und entfernt sich einige Schritte und kehrt dann zurück): Wir haben noch Zeit. Alles ist bereit. Der Regen stürmt wie toll. Der Boden ist ganz aufgeweicht und schlüpfrig. Unser Sturm wird viel Blut kosten. (Setzt sich wieder hin.) Also eine vollständige Vernichtung, sagst du, soll der Tod sein? Die Seele hängt vom Gehirn ab, der Tod zerstört das Gehirn,

damit ist die Seele vernichtet. So lautet doch dein Schluß? Und selbst der Nachruhm, wenn du Großes geleistet hast, gibt dir keinen Ersatz für diese Vernichtung?

Stolting: Nein, tausendmal nein. Der Gedanke daran könnte wohl jetzt das Leben verschönen, er mag auch die Meinigen trösten. An der Vernichtung im Tode ändert er nichts. Ich fühle diesen Nachruhm ebensowenig, wie ich nach deinen eigenen Worten die Vernichtung selbst fühle.

Fenk: Du hast recht. Aber weißt du, du kommst mir fast vor wie ein Kaufmann, der sich aus einem schwierigen, verlustdrohenden Geschäft glücklich ohne Verlust herausgezogen hat und nun, sobald er sich einigermaßen geborgen fühlt, doch noch einen Gewinn herausschlagen will.

Stolting (bitter): Du weißt also auch keinen Ausweg aus der Vernichtung.

Fenk: Vielleicht doch. Siehst du in der Mulde hinter uns die fernen kleinen Feuer, wo unsere Reserven stehen? Im Augenblick geht deine Seele, wie du sie nennst, ganz in diesem Sehen der Wachtfeuer auf, im nächsten vielleicht im Hören des Regens oder meiner Worte, dann wieder in deinen Gedanken. Laß uns aber bei dem Sehen der Wachtfeuer bleiben! Mir scheint ein solcher Seelenakt wunderbar zusammengesetzt zu sein. Die Wachtfeuer stecken drin, dein Gehirn steckt drin und merkwürdige Wirkungen und Gegenwirkungen.

Stolting: Wirkungen — ja; die Lichtstrahlen der Feuer erregen durch meine Augen das Gehirn. Aber Gegenwirkungen?

Fenk: Gewiß auch Gegenwirkungen, die für das Sehen ebenso unentbehrlich sind. Die Lichtstrahlen zersetzen in deinem Gehirn nur diese oder jene chemischen Verbindungen, aber diese Zersetzungen sind kein Sehen. Erst durch besondere Gegenwirkungen kommt auf Grund der Zersetzungen dein Sehen zustande, so daß dir das Licht dort rötlich und die Bäume hier schwarz erscheinen.

Stolting: Zugegeben.

Fenk: Und wie jene Wirkungen physikalischen Gesetzen folgen, so folgen auch diese Gegenwirkungen bestimmten Gesetzen. Wir können sie psychologisch nennen, obwohl unsere arme Psychologie noch sehr wenig von ihnen weiß. Jedenfalls sind sie so allgemein und unumstößlich wie die physikalischen Gesetze, euere sogenannten „Natur"-Gesetze. Mir erscheint also dein Sehen viererlei zu enthalten: die Wachtfeuer, dein Gehirn mit Augen usf. und zwei gesetzmäßige Wirkungsreihen, die zwischen den Wachtfeuern und dem Gehirn ablaufen.

Helmund: Was hat das aber mit dem Tode zu tun?

Stolting: Oder vielmehr: das beweist nur wieder, daß der Tod die Seele vollständig vernichten muß.

Fenk: Ich glaube: du irrst dich. Denn ich verstehe nicht, warum du deine Seele bei dem Sehen nun durchaus nur mit deinem Gehirn identi-

fizierst. Du könntest sie mit demselben Recht nur mit den Wachtfeuern oder nur mit dem physikalischen oder nur mit dem psychologischen Gesetz identifizieren. Für dein Sehen ist alles vier gleich unerläßlich: ein Objekt, dein Gehirn und die beiden Gesetze. Du glaubst doch nicht etwa, daß dein Sehen wie ein eingesperrter Vogel in den Zellen deines Gehirns sitzt? Mir scheint es — wenn du es durchaus an einen Ort versetzen willst — viel eher in jenen Wachtfeuern zu sein. Das Gehirn ist notwendig beteiligt, aber nicht allein beteiligt. Vor allem ist es kein Sitz der Seele. Es hat kein Vorrecht.

Stolting: Und wenn ich sterbe?

Fenk: So ist von den vier Gliedern nur eines weggefallen, dein Gehirn. Wenn du nicht im Widerspruch mit den Tatsachen dich ganz mit deinem Körper einschließlich deines Gehirns identifizierst, bleiben die drei anderen dir noch erhalten.

Helmund: Das verstehe ich nicht.

Fenk: Ich kann dir durch einen Vergleich anschaulich machen, was ich meine; bedenke aber, daß jeder Vergleich, gerade wenn es sich um diese letzten Dinge handelt, in manchen Einzelheiten versagen muß! Denke dir also eine weite Wiese und auf ihr ein Orchester. Rings um die Wiese sind zahllose Felsen. Die Schallwellen des Orchesters wirken auf die Felsen. Jeder Felsen empfängt die Schallwirkungen namentlich von dem ihm zugekehrten Teil des Orchesters. Jeder Fels wirft aber die Schallwellen auch zurück. Jedem Felsen entspricht ein Echo. Das Echo jedes einzelnen Felsens entspricht dem Seelenvorgang eines einzelnen Menschen. Das Orchester ist die Welt der Objekte, jeder Fels entspricht einem Menschengehirn mit seinen Sinnesorganen. In dem einzelnen Echo stecken die vier Momente, von denen ich sprach. Es hängt von dem Orchester, von der Felswand, von dem Gesetz der Schallwellenausbreitung und dem Gesetz der Schallwellenreflexion ab. Ein wesentlicher Unterschied ist nur der, daß diese beiden Gesetze in unserem Vergleich gleichartig sind — beide sind physikalisch —, dagegen sind in dem Fall unseres Seelenlebens die beiden Gesetze weit verschieden. In dieser Beziehung mußt du bei dem Vergleich also einen Vorbehalt machen. Das ändert aber an seiner prinzipiellen Veranschaulichungskraft nichts. Stoße dich auch nicht daran, daß ich den Vergleich gerade dem Hören entnommen habe! Laß die Felswände spiegelnd glatt sein; dann werden sie auch die Lichtstrahlen, die das Orchester auf sie wirft, in ganz analoger Weise zurückwerfen. Zu dem Echo kommt ein Lichtreflex hinzu. Nun meine ich so: mein Seelenleben besteht aus den Echos und Lichtreflexen und vielen noch komplizierteren anderen Reflexen, die meine Felswand zurückwirft. Warum soll ich, wenn dieser Tatbestand gegeben ist, meine Seele nur mit dem Gehirn identifizieren? Ist etwa das Echo und der Lichtreflex mit dem Felsen identisch? Das Echo ist mehr wie der Fels, die Seele ist mehr wie das Gehirn. In dem Echo steckt auch das Orchester und stecken auch die beiden Gesetze. Wenn ein Blitz den Fels zer-

schmettert, hört freilich das eine Echo dieses einen Felsens auf, aber das Orchester spielt weiter, und die Gesetze wirken weiter. Soweit deine Seele nicht nur Fels war, bleibt sie erhalten. Du bist eben nicht nur Einzelseele.

Stolting: Das klingt ja fast wie ein Pantheismus, den du aus dem Religiösen in das Psychische übersetzest.

Fenk: Gewiß, nur mit dem wesentlichen Unterschied, daß ich nicht etwas Geheimnisvolles, Unklares in die ganze Welt hineinlege, sondern bei dem stehen bleibe, was Physik, Physiologie und Psychologie bei der Erforschung und Zergliederung des Geschehens ergeben.

Stolting (nach einer kleinen Pause): Und doch kann ich mich nicht zufrieden geben. Jeder Fels wirft sein besonderes Echo zurück, je nach seiner Größe und Form. In diesem Besonderen liegt mein Ich, und dies Besondere geht eben doch mit der Zerschmetterung des Felsens, mit dem Tode verloren.

Fenk: Ja, freilich, wenn du von deiner Unsterblichkeit verlangst, daß deine Besonderheiten erhalten bleiben, so versagt nicht nur mein Vergleich, sondern auch meine Behauptung der Unsterblichkeit. Dein feines Gehör wie deine Kurzsichtigkeit, deine philologischen Kenntnisse und deine Erlebnisse, deine Tugenden und deine Fehler überleben deinen Tod nicht. Du könntest ebensogut verlangen, deine mühsam gesammelten Bücher, deine Möbel und deine Kleider im Jenseits wiederzufinden. An den Gedanken dieses Verlustes müssen wir uns gewöhnen. Da aber auch die Erinnerung an einen solchen Besitz mit dem Tod schwindet, so wird dir dieser Verlust keinen Schmerz bereiten können.

Helmund: Du willst doch nicht etwa behaupten, daß nach dem Tod eine Art Seelenwanderung stattfindet?!

Fenk: Nein, aber spotte nicht zu sehr über diese Seelenwanderung! Vielleicht dachten die großen Denker, die an ein Wandern der Seelen glaubten, doch zum Teil an etwas Ähnliches, wie ich es jetzt meine, und drückten es nur falsch aus.

Stolting: Aber mein Ich, mein Ich! Das ist eben doch vernichtet.

Fenk: Ist diese Vernichtung deiner Besonderheit wirklich so furchtbar? Denke dir, ein Gott böte dir an: du mußt sterben, aber als eine besondere Gnade gewähre ich dir, daß du in einem anderen Körper weiterlebst; du schläfst ein und erwachst wieder ohne allen den Besitz, geistigen und körperlichen, den du im ersten Leben hattest. Ich bin überzeugt, daß du keinen Augenblick zögern und die Gnade annehmen würdest. Den Verlust deiner Besonderheit würdest du gern in den Kauf nehmen. Wir wollen schließlich doch nur vor der vollständigen Vernichtung bewahrt werden. Auch der Verlust deines Ich ist also zu verschmerzen.

Stolting: Dann bleibt aber doch der Hunger nach einem neuen Ich, und den kannst du mit allen deinen Argumenten, wie du selbst zugegeben hast, nicht befriedigen.

Fenk: Nein, das kann ich allerdings nicht. Auch wäre ein neues Ich gar keine Fortsetzung des alten, da zwischen beiden alle Erinnerungsbrücken abgebrochen wären. Du würdest in dem neuen Ich nie etwas vom alten wissen. Auf solche Träume müssen wir verzichten. Aber eines bleibt sicher: non omnis moriar, ich werde im Tode nicht ganz vernichtet, freilich in ganz anderem Sinn, als der Dichter es meint. Ich habe Anteil an mehr als meinem Gehirn, ich bin mehr als mein Gehirn, und dieses „Mehr" hebt mich über den Tod hinweg.

Stolting: Ich kann mich noch nicht zufrieden geben. Von diesem Standpunkt könntest du auch dein Gehirn unsterblich nennen und sogar mit größerem Recht. Denn wenn es auch zerstört wird, bleiben die einzelnen Atome doch bei aller Zerstreuung erhalten.

Helmund (zu Fenk): Armer Philosoph, jetzt bist du doch geschlagen.

Fenk: Glaubt ihr wirklich?! Und doch ist ein tiefer Unterschied. Das Gehirn, wie ihr es euch denkt, ist eben *nur* der Fels; es enthält nicht auch das Orchester und unsere beiden Gesetze. Unsere Seele aber, wie ihr sie nennt, hatte zugleich teil an dem Fels, dem Orchester und den Gesetzen. Solange eine Welt existiert und die beiden Gesetze existieren, kann sie nicht vollständig vernichtet werden. Von dem Felsen sind nur die kleinsten Teile, die Atome, wie du sagst, ewig, und ich kann mir denken, daß alle Felsen unserer Arena zerstört werden. Die Welt der Objekte aber und die Gesetze dieser Welt werden niemals zerstört werden können. Sie sind so ewig wie deine Atome. Mehr behaupte ich nicht, und mehr verlange ich nicht. Mir genügt eben, daß etwas in mir ist, was nicht, wie das Gehirn, in Atome zerfällt.

Helmund: Aber eine solche Überzeugung kannst du doch im wirklichen Leben gar nicht festhalten!

Fenk: Bester, warum nicht? Im Gegenteil. Seitdem ich diese Überzeugung habe, ist mein Leben klarer und reicher. Lächelt nur immerhin, aber ich sage euch: seitdem bin ich, wenn ich draußen gehe, nicht auf das elende Ich des Dr. Fenk beschränkt, sondern ich bin die Welt. Ich *bin* in der Beethovenschen Symphonie, die ich höre, ich *bin* in den Alpengletschern, die ich sehe, ich *bin* in dem mathematischen und philosophischen Problem, über das ich nachdenke, ich *bin* in den Menschen, mit denen ich verkehre. Kurz, ich bin schon im Leben in manchen Beziehungen das, was ich nach dem Leben sein werde.

Stolting: Wenn ich dir auch noch nicht zustimmen kann, so muß ich dich doch fast beneiden.

Fenk: Tue das nicht! Törichte Zweifelgedanken kamen und kommen auch mir. Je länger ich aber meine Gedanken geprüft habe, um so seltener sind die Zweifel geworden. Versuche es selbst! Man wirft die tausend Vorurteile unserer Erziehung und unseres Wissens nicht in *einer* Minute ab.

(Nach einer kurzen Pause.) Und dabei habe ich euch noch ein Zugeständnis gemacht, das meine Stellung sehr erschwert hat, und das ich jetzt zurücknehme. Ihr setzt immer voraus, daß eine Materie existiert, die ewig und unvergänglich und von dem Seelischen wesentlich verschieden ist. Ich glaube an diese Spaltung der Welt in zwei grundverschiedene Substanzen gar nicht. Ich glaube an eure Materie nicht. Der Naturwissenschaft selbst ist die Materie schließlich unter ihren eigenen Händen verschwunden. Sie hat sich diesem in „Kraftzentren", jenem in „immaterielle" Teilchen aufgelöst. Sicher übriggeblieben ist von ihr nur eine Reihe von Veränderungsgesetzen, die wir physikalische Gesetze nennen. Was sich verändert, ist uns fast unbekannt. Jedenfalls liegt nicht der leiseste Grund vor, dies sich Verändernde als Materie in einen Gegensatz zum Psychischen zu bringen. Das Psychische hat an diesem Etwas ebensoviel Anteil und Recht wie das, was ihr Materie nennt. Daher ist auch der Anteil meines Ich an der Welt und ihren Gesetzen, von dem wir vorhin sprachen, nicht ein Anteil an eurer Materie, sondern der Anteil an etwas, was jenseits eures Psychischen und Materiellen liegt.

Stolting: Wohl gar an einem Ding an sich.

Fenk: Nein, kein Ding an sich, das jenseits aller Wirkungen steht, und erst recht kein Schopenhauerscher Wille und auch keine Platonische Idee, sondern ein Etwas, für das gerade alle jene Veränderungsgesetze, die physikalischen und die psychologischen, von denen wir sprechen, gelten.

(Fellner tritt rasch ein.)

Stolting: Da ist unser Theologe. Mich hast du fast überzeugt. Überzeuge nun auch den!

Fellner: Ihr sitzt noch hier? Gleich wird das Zeichen gegeben.

Fenk (in gelassenem Ton): Fellner brauche ich nicht zu überzeugen. Ihm gibt seine Religion mühelos, was wir uns erst kämpfend erdenken müssen, und sie gibt ihm vielleicht sogar zu viel. (Aufspringend und auf die Uhr sehend.) Du hast recht, Fellner; es ist Zeit. Morgen abend — wenn unsere Felsen noch stehen — können wir das Gespräch fortsetzen. (Alle nehmen ihre Waffen auf.) Jetzt wollen wir unsere Pflicht für unser Land tun.

Stolting: Fenk, ich danke dir. Ich „bin" — wie du vorhin sagtest — fast schon etwas in deiner Welt.

(Ein dumpfer Kanonenschuß fällt, unmittelbar darauf ein zweiter.)

Helmund: Endlich! Fort! Mit oder ohne Philosophie. Jetzt gilt nur die blanke Waffe.

(Alle stürmen aus der Hütte, Fenk den anderen voran.)

Aus Marwitz' Memoiren.

Der Zusammenbruch des preußischen Staates 1806.

Veröffentlicht von

Friedrich Meusel.

Als der gewaltige Kampf, in dem wir heute stehen, ausbrach und sich Deutschland mit reinem Gewissen einer Welt von Feinden entgegenwarf, da durchjubelte uns alle die eine Empfindung: „Ich bin so stolz, ein Deutscher zu sein!" Dies gesteigerte Nationalgefühl, das uns als eine der köstlichsten inneren Errungenschaften des Ringens zur Weltmacht empor bleiben wird, beruht nicht zuletzt auf der Überzeugung, daß wir unseren Gegnern als Volk, als Gesamtheit an sittlicher Kraft überlegen sind. Vor allem an Wahrhaftigkeit. Wir verachten und hassen den Briten wohl deshalb am meisten, weil er, dem alles zum Handelsartikel geworden ist, kein Schamgefühl mehr vor der Lüge hat.

Auch die deutsche Wissenschaft darf neben der deutschen Schule einen Teil des Verdienstes für sich in Anspruch nehmen, den Sinn für Wahrhaftigkeit und Selbstkritik, der bei den Franzosen immer wieder der Eitelkeit, ihrer nationalen Erbsünde[1]), zum Opfer fällt, in unserem Volke geschärft zu haben. Es war ein deutscher Gelehrter, der zuerst in neuerer Zeit das schöne Wort gesprochen hat: „Das Endziel der Historie ist die Wahrheit". Nicht nur die Gedenktage der Erhebung, unsere Siege, haben wir mit Stolz gefeiert — auch wer heute zurückblickt und sich fragt, wie wir der tiefsten Erniedrigung, des Zusammenbruchs unseres Staates und Heeres nach Ablauf eines Jahrhunderts gedacht haben, wird bekennen dürfen, daß die deutsche Wissenschaft, die deutsche Publizistik und nicht zuletzt unsere militärische Kritik sich mit Ernst und Erfolg bemüht haben, die Ursachen der Katastrophe von 1806 zu ergründen und für die Zukunft Lehren daraus zu ziehen. Es ergab sich auch hier, wie fast stets bei genauerer Forschung, die tröstliche Gewißheit, daß selbst die schlimmsten Zeiten besser sind als ihr Ruf.

So mag es bei unserer Neigung zu ernster Selbstbesinnung erlaubt sein, heute, wo uns, wie einst jenen Briten Edmund Burke, einen der Besten seines Volkes, immer wieder das stolze Bewußtsein erfüllt: „Wir haben uns,

[1]) Schon Cäsar berichtet von den alten Kelten, daß sie beständig die Worte „gloria et libertas" im Munde führten.

gottlob! nicht wesentlich verändert, das Gepräge unserer Vorfahren ist noch sichtbar auf uns; wir haben alles, was in uns sein sollte, noch wirklich in uns" — eine Schilderung jenes Zusammenbruchs zu geben, von dem wir hoffen, daß er einst vor der Geschichte als der absolute Gegenpol der deutschen Erhebung von 1914 erscheinen möge. Es ist das Mittelstück aus den Memoiren des märkischen Junkers Ludwig von der Marwitz, das bisher aus äußeren Gründen ungedruckt bleiben mußte, und das ich jetzt der Deutschen Rundschaugemeinde zuerst vorlegen möchte, die Schilderung der Katastrophe von Jena bis Prenzlau 1806[1]). Ihr Verfasser ist ja den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannt[2]), so daß ich mich hier auf wenige Worte zur Einführung beschränken darf.

Marwitz ist Typus und Idealbild des märkischen Junkers jener Zeit, Landwirt, Soldat und Politiker in einer Person. 1777 geboren, war er 1806 noch zu jung, um an leitender Stelle mitwirken zu können; als Rittmeister und dann als Major und Führer eines Freikorps hat er den Feldzug mitgemacht. Wenn er dennoch mehr als die meisten anderen gesehen hat, so hat er dies neben seiner hervorragenden Beobachtungsgabe doch auch seiner militärischen Stellung zu danken. Als im September sich die Wolken am politischen Horizont drohend zusammenballten, bewog ihn Hohenlohe, der ihn „als einen Mann von Kopf und Biederkeit und als seinen Freund" hochschätzte, wieder in die Armee zu treten, indem er ihn sich als Adjutanten vom König erbat. An Hohenlohes Seite, also im Mittelpunkt der Ereignisse, hat Marwitz dann den kurzen, verhängnisvollen Feldzug vom Oktober des Jahres mitgemacht. Auch er gelangte bei Prenzlau in die Gefangenschaft des Feindes. Marwitz hätte, aufs Ehrenwort entlassen, nach Hause gehen dürfen, um für das Seine zu sorgen, aber sein unbeugsamer Patriotismus duldet das nicht. Das Haupt und die Seele des Vaterlandes ist ihm der König; bei ihm ist also der Sammelpunkt in Zeiten der Gefahr. So eilt er auf gefährlicher Seefahrt auf Umwegen nach Königsberg und ruht nicht eher, als bis er, Ende Februar ausgewechselt, an dem Kampfe gegen Napoleon wieder teilnehmen darf.

Schon vor der Schlacht bei Jena hatte Marwitz auf Hohenlohes Befehl ein Tagebuch begonnen, das er dann im Winter in Königsberg und Memel fortgesetzt hat. Überall, wo es ihm möglich war, hielt er bei den Beteiligten persönlich Umfrage und hat so ein Werk zustande gebracht, von dem Gneisenau rühmt, er habe „gefunden, daß unter allen den vielen Erzählungen von der Schlacht bei Jena nur allein die Ihrige ein klares Bild von dieser

[1]) Vgl. meine Ausgabe der Marwitzschen Denkwürdigkeiten: Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Bd. I, Lebensbeschreibung, 1908 (E. S. Mittler & Sohn). Die im folgenden abgedruckte Schilderung würde Bd. I, S. 302, einzuschalten sein.

[2]) Vgl. die inhaltreichen Besprechungen meines Buches von Petersdorff, Deutsche Rundschau, Augustheft 1908, „Aus den Archiven märkischer Edelsitze" und Maiheft 1914, „Der zweite Marwitz-Band".

Weltbegebenheit gibt. Die Nachwelt, vielleicht schon die Mitwelt wird erfahren, mit wie wenigen Kräften einem ungeheuren Heere widerstanden wurde, und der Verunglimpfungen des preußischen Namens werden dann weniger werden" [1]).

Zweimal hat Marwitz selbst sein Tagebuch — es soll im dritten Bande meiner Publikation veröffentlicht werden — einer Darstellung der Katastrophe von 1806 zugrunde gelegt: seinen von den Militärhistorikern hochgeschätzten Berichten für die Immediatkommission zur Untersuchung der Kriegsereignisse (von 1808) [2]) und der im folgenden abgedruckten Schilderung in seinen Memoiren, die er am Schluß seines Lebens, 1835, verfaßt hat. Es versteht sich, daß der Quellenwert dieser Darstellung erheblich dadurch steigt, daß Marwitz sie — abgesehen von einigen anderen, im Druck erschienenen Berichten von Müffling, Rühle von Lilienstern, den Massenbachschen „Poesien", wie er dessen Denkwürdigkeiten nennt, der Geschichte der Kriege in Europa, Bd. VII, usw. — allenthalben auf seinen eigenen, aus frischester Erinnerung geschöpften, von den besten Kennern so hoch gewerteten Tagebüchern aufgebaut hat.

Es ist also ein Mittelding zwischen bloßen „Memoiren" und einem Geschichtswerk aus der Feder eines Zeitgenossen, das wir im folgenden den Lesern zu bieten haben. Jede Zeile trägt das eigenartige Gepräge ihres Verfassers. Kraftvoll, selbstbewußt, scharf im Urteil, zur Übertreibung geneigt — eine Folge seines Temperaments — und doch von rücksichtsloser Wahrhaftigkeit, von rascher Auffassungsgabe und starkem Gedächtnis, ein Freund harter Worte — in allem das Gegenteil eines Diplomaten —, tritt Marwitz uns auch hier als ein ganzer Mann entgegen, dessen Schärfen und Einseitigkeiten man neben seinen Vorzügen gern in Kauf nehmen wird. Nur muß man sich hüten, das Wort allemal beim Worte zu nehmen. Wer ihn versteht, der wird selbst an Marwitz' Schroffheiten seine Freude haben, da auch sie ihm den Beweis liefern, wieviel urwüchsige Kraft in diesem Junkertum, diesem altpreußischen Adel enthalten war und ist, der sich immer wieder in Zeiten der Not in Heer und Verwaltung als eine der stärksten Stützen unseres Staates, unseres Vaterlandes erwiesen hat [3]).

Hören wir Marwitz selbst:

[1]) Gneisenau an Marwitz 11. Dez. 1807. (Marwitz ed. Meusel II, 2, S. 482.)

[2]) Gedruckt in dem Generalstabswerk: „1806. Das Preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse" (1906), S. 151 ff. (Jena) und S. 202 ff. (Prenzlau).

[3]) Wer Marwitz' Darstellung kritisch nachprüfen will, der sei für die diplomatische Vorgeschichte des Krieges auf die musterhafte Darstellung von Paul Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807 (1887), Bd. II, Einleitung, für den Feldzug selbst auf Max Lehmanns bahnbrechendes Werk über Scharnhorst (1886) und Lettow-Vorbecks Geschichte des Krieges 1806/07, Bd. I—II (1892—1899) verwiesen; für die Gesamtbeurteilung der Epoche und ihrer führenden Männer auf Meineckes Zeitalter der deutschen Erhebung (1906, 2. Aufl. 1913), die feinste Perle, die das hundertjährige Gedächtnis an den Zusammenbruch Preußens hervorgebracht hat.

Erstes Kapitel.

Vorbereitungen. Der Aufmarsch.

Der dumme Knobelsdorff[1]) war unter der Zeit in Paris angekommen, um sich über die mannigfaltigen Aggressionen und namentlich über die auf unsere Kosten gepflogenen Unterhandlungen mit England und mit Österreich zu beschweren. Da unsere Rüstungen eben in dieselbe Zeit fielen, so war dies eine willkommene Gelegenheit für Bonaparte, sein gewöhnliches Manöver anzubringen, nämlich, auf die Beschuldigungen nicht zu antworten, die man gegen ihn vorbrachte, sondern mit neuen Beschuldigungen gegen seinen Gegner hervorzutreten. Dies tat er durch seinen Talleyrand am 11. September, indem er erklärte, daß unsere Rüstungen *ihn* zwängen, sich ebenfalls in Bereitschaft zu setzen; übrigens sei seine Freundschaft für den König weder verändert noch geschwächt, und sowie jener seine Rüstungen einstellen würde, würden die französischen ebenfalls aufhören — *es sei eine Beruhigung für Napoleons Herz* (!!!), weder direkt noch indirekt zu dem Mißverständnis Gelegenheit gegeben zu haben.

Statt der natürlichen Antwort: „Kerl! freilich hast du Gelegenheit gegeben und zwar fortwährend und immer aggressorischer!", glaubte Knobelsdorff, das Rindvieh, eine Gelegenheit zu ersehen, in den Hafen der Ruhe einsteuern zu können, und erwiderte gleich am 12. September:

„Die Rüstungen des Königs wären verursacht worden *durch die Umtriebe der Feinde und Neider* Frankreichs und Preußens, welche, eifersüchtig auf das innige Vertrauen beider Mächte, alles mögliche getan hätten, um den König *durch falsche Rapporte zu alarmieren!*"

Notabene, diese ganze lügenhafte und im Munde eines preußischen Gesandten mehr als alberne Phrase war nichts weiter als der Widerhall einer Unterredung, in welcher Talleyrand diesem Dummbart dergleichen vorgeredet hatte! Der alte Kater hatte zuverlässig eine innige Freude, wie er jenen Gimpel so in das ausgespannte Netz hineinflattern sah, und antwortete gleich am 13ten:

„Der Kaiser sei sehr erfreut gewesen, zu erfahren, daß die Rüstungen Preußens nur durch ein Mißverständnis verursacht worden wären und aufhören würden, sobald Knobelsdorffs Depeschen Berlin erreichen würden."

So, immer dem Gegner Dinge in den Mund legend, die er nicht gesagt hatte, und solchem Einfaltspinsel gegenüber, der das alles ruhig hinnahm, als wenn es Wahrheit wäre, und die Beschwerden darüber vergaß, die er vorbringen sollte, wurde der König von Preußen vor den Augen von ganz Europa hingestellt, nicht nur wie er wirklich war und mit alle den Fehlern,

[1]) Friedrich Wilhelm von Knobelsdorff, Militär und Diplomat, seit August 1806 preußischer Gesandter in Paris, † 1820.

die er leider begangen hatte, sondern auch noch als ein kopfloser Mensch, der nicht wußte, was er wollte, und sich von jedermann, dem es einfiel, abwechselnd Süßes und Saures einreden ließ.

Friedrich Wilhelm aber wußte sehr gut, was er wollte, nämlich Ruhe um jeden Preis! Freilich stimmte damit nicht überein, daß er sich zugleich nicht auf die Füße treten lassen wollte.

Während dieses Notenwechsels aber hatte Bonaparte schon den Rheinbund aufgeboten. Dieser rüstete, und die französischen Armeen marschierten nach Mainz; die in Deutschland standen, rückten gegen den Main.

Man kann also denken, wie aberwitzig diese Schreibereien Knobelsdorffs in Berlin und uns in Dresden[1]) erschienen! Es blieb nichts übrig, als diesem Rüpel vorzuschreiben, was er sagen sollte, wenngleich es zu den eben gedachten Noten paßte, wie die Faust aufs Auge.

Er mußte also fordern:

1. daß die französischen Truppen, ohne Ausnahme, über den Rhein zurückgingen;
2. daß Napoleon der Errichtung des Norddeutschen Bundes kein Hindernis mehr in den Weg lege;
3. daß Wesel wieder von Frankreich getrennt und *an Murat*,
4. die drei Abteien[2]) aber von diesem an Preußen zurückgegeben würden.

Die Hauptsachen, nämlich die Verhältnisse mit Schweden und England, waren in diesen Forderungen gar nicht einmal berührt, und wahrhaft abenteuerlich war es, daß nach neun Jahren der furchtsamsten und demütigsten Politik wir uns diesmal sogar unterstanden, dem Napoleon einen peremptorischen Termin zu setzen! Am 8. Oktober sollte seine Antwort *im Hauptquartier* des Königs sein.

Napoleon als ein guter Kämpe hielt die ihm gesetzte Frist pünktlich inne. Wie wir sehen werden, war nicht bloß seine Antwort, sondern er selbst am gesetzten Tage da.

Noch unglaublicher als die Note selbst war alles, was zunächst darauf folgte:

1. Napoleon war bereits von Paris weg und zur Armee gereiset, als Knobelsdorff, der Einfältige, seine Vorschrift bekam. Er händigte sie also am 1. Oktober dem Talleyrand ein, der sich begnügte, zu erwidern, er werde dem Kaiser Bericht erstatten. Welche andere Antwort konnte man von solchem Gegner (und selbst von einem weniger gewaltsamen) erwarten, als *mit Kanonen*?

2. Trotzdem verschob der König ihrentwegen den Anfang der Operationen noch um 14 Tage. Dies war mehr als die gewöhnliche Schwäche, die sich an den letzten Hoffnungsschimmer hält.

[1]) Wo sich Marwitz als Adjutant Hohenlohes in dessen Hauptquartier befand.
[2]) Essen, Elten und Werden. Vgl. *Marwitz* ed. Meusel I, 281.

3. Trotzdem und ungeachtet aller übrigen schlechten Anstalten hatten wir nicht einmal die nötige Truppenzahl herbeigeführt, um einem so mächtigen Gegner einigermaßen gewachsen zu sein.

Hohenlohe hatte, wie wir gesehen[1] . . .	ca. 50 000	Mann,
der Herzog von Braunschweig	ca. 44 000	„
Rüchel führte aus Westfalen herbei . .	18 000	„
in Summa	112 000	Mann.

Die zuerst mobil gemachten und aus Westpreußen herbeigezogenen 20 000 Mann, die also zuerst disponibel gewesen und ganz vorn gebraucht werden konnten, wurden als Reserve unter dem Herzog Eugen von Württemberg bei Berlin zurückgehalten, zuletzt zwar in Marsch gesetzt, sie waren aber am Tage der Schlacht erst bis Halle gekommen.

Ungefähr 50 000 Mann blieben in den Festungen und ganz entfernt in Ostpreußen zurück.

4. Endlich war noch gar nicht festgestellt, was man denn mit der Armee nun eigentlich anfangen wolle?

Nämlich, wie Hohenlohe, der Hoffnung voll, daß es nach seinem Plane gehen und man in den letzten Tagen des Septembers spätestens am Main schlagen würde, von Berlin abgereiset war, hatten den König seine gewöhnlichen Bedenklichkeiten befallen. Er hatte nun, nach seiner Art, mit so vielen Ratgebern wie möglich konferiert oder vielmehr sie fragen lassen, um nachher von jedem Rate so wenig wie möglich zu befolgen. Da der Herzog von Braunschweig diesmal von der Politik nichts wissen wollte, seine Stellung als Feldmarschall deswegen aber nicht aufgab, der König aber es über sich nicht hätte gewinnen können, ohne ihn oder ohne sein Wissen sich in eine so gefährliche Unternehmung einzulassen, so entstand anfangs der Übelstand, daß man nicht recht wußte, wie nach des Herzogs Meinung der Feldzug eingerichtet werden müsse, und ob er billige, was mit Hohenlohe verabredet war? Ich weiß nicht einmal, ob man ihn vollständig davon in Kenntnis gesetzt hat.

Genug, des Herzogs Armee versammelte sich bei Halle, ohne daß er selbst vorher in Berlin gewesen wäre, — und nun fand er (was vorherzusehen war), daß sie nicht stark genug sei. In der Tat war sie auch um 6000 Mann schwächer als die Hohenlohesche, und sobald die ganze preußische Armee zusammen operierte, war Hohenlohe natürlich nur der Unterfeldherr. Er hatte aber gehofft, anfangs selbständig zu sein und bei seinen Operationen am Main den Herzog hinter sich her zu reißen. Jetzt kam aber die Ordre nach Dresden, $10^1/_2$ Bataillone (inklusive 2 Kompanien Fußjäger), 25 Eskadrons und 3 Batterien zur Armee des Herzogs abrücken zu lassen.

[1] Vgl. Marwitz ed. Meusel I, 297. Die heutigen Berechnungen der preußisch-sächsischen Truppenstärken bei Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807, Bd. I, 2. Aufl., Anlage I—II und IV—VI.

Wir behielten also noch:

Preußen . . .	20	Bataillons,	45	Eskadrons,	9	Batterien
Sachsen . . .	25	„	32	„	5	„
Summa	45	Bataillons,	77	Eskadrons,	14	Batterien
Es kamen hiezu	$2^1/_2$	Bataillone, die unter dem General Tauentzien aus Bayreuth zurückkamen,				
	1	Bataillon Jäger, die später eintrafen.				
Jetzige Stärke .	$48^1/_2$	Bataillone,	77	Eskadrons,	14	Batterien
oder à 700 Mann			33950	Mann		Infanterie
und à 120 „			9240	„		Kavallerie
		Summa	43190	Mann,		

ohne die Artillerie. Diese aber betrug:

9 preußische Batterien à 8 Geschütze	72	Kanonen
5 sächsische „ à 10 „	50	„
Summa	122	Kanonen.

Es ist gefabelt worden[1]), der Fürst Hohenlohe sei darüber sehr aufgebracht gewesen und auf dem Punkt, dem Herzoge nicht gehorchen zu wollen. Da ich aber eben in Dresden eintraf, wie die Sache geschehen war und jene Truppen eben im Abrücken begriffen waren, so kann ich mit voller Sachkenntnis versichern, daß daran kein wahres Wort ist. Die Umgebungen des Fürsten waren höchst entrüstet, seine älteren Adjutanten und namentlich der Bösewicht, der Massenbach[2]), der wieder Chef des Generalstabes war und in seiner präsumptuosen Verblendung hoffte, den Fürsten zu gebrauchen, um selbst als ein Retter der Menschheit aufzutreten. Diese alle nahmen kein Blatt vor den Mund, und es wäre ihnen wohl ganz recht gewesen, wenn sie den Fürsten zum Ungehorsam hätten verleiten können. Er selbst aber ließ keine Spur von Unzufriedenheit merken, sondern sagte laut:

„Der Herzog von Braunschweig ist immer mein gnädiger Herr und Gönner gewesen. Er ist Feldmarschall und hat zu befehlen. Ich zu gehorchen!"

Er war auch nicht der Mann, um sich von einer Unternehmung dadurch abschrecken zu lassen, daß er 7000 bis 8000 Mann weniger dazu verwenden konnte! Was ihm aber vermutlich nicht lieb war, war dies, daß er von dem Augenblick an einsehen mußte, daß er schon jetzt nur ein Unterfeldherr sei und nicht mehr daran denken konnte, den Herzog mit sich fortzureißen, sondern daß dieser ihn festhalten würde. Nichts hat übrigens dem Fürsten mehr

[1]) Von Rühle v. Lilienstern. Vgl. u. S. 433, Anm. 1.

[2]) Christian von Massenbach (1758—1827), seit 1782 in preußischen Diensten, 1817 zu vierzehnjähriger Festungsstrafe verurteilt, 1826 begnadigt. Vgl. seine Charakteristik Marwitz I, 233 ff. (aus dem Tagebuche 1806).

Schaden getan als alles, was der Lügner, der Massenbach, geschrieben hat, und das einzige Buch, welches über den Feldzug der Hohenloheschen Armee geschrieben worden ist, der „Bericht eines Augenzeugen“ [1]). Der Verfasser, damals Lieutenant und Adjoint (zur Dienstleistung) im Generalstabe, war ein gläubiger Schüler Massenbachs, wie auch sein ganzes Buch zeigt, und wenn er gleich die Tatsachen meist richtig verkündigt, so sind doch die Urteile und die Erzählung der Triebfedern nur nach dem hingeschrieben, was dieser Jünger seinem Meister abgehört hat [2]), und so ist es denn gekommen, daß Massenbachs Gedanken und Urteile immer hingestellt sind, als wären sie die des Fürsten Hohenlohe. Dieser ließ sich freilich aus Ursachen, die ich schon bei den Begebenheiten von 1805 entwickelt [3]), leider zu sehr bei seinen Handlungen durch Massenbach leiten, aber denken und urteilen tat er nicht wie jener; und zu einer förmlichen Insubordination hätte er ihn nie gebracht! — Man muß daher gegen dieses Buch in allem, was den Fürsten Hohenlohe persönlich betrifft (und wo er nicht allein dastand, sondern im Zimmer mit Massenbach konferiert hatte), mißtrauisch sein und ebensowenig alledem glauben, was aus diesem Buche und aus Massenbachs Memoiren [4]) gefolgert worden ist. Ich werde hier die Wahrheit sagen. Will man sich aber ein Urteil über Massenbach selbst bilden, so gibt dies Buch einen reichen Stoff dazu. Man wird unter andern gleich gewahr werden, daß seine ganze Generalstabskunst nur darin bestand, Marschrouten zu entwerfen, mit denen er andern Kolonnen in die Quere kam, und die Zeit mit solchen Marschentwürfen in Hypothesen für die Zukunft zu verbringen, die nie eintraten. Mit der Mobilmachung der Sachsen war es aber lange nicht so rasch gegangen, als der Fürst gehofft hatte. Wie er am 12. September von Berlin zurückkehrte, war eigentlich noch gar nichts geschehen. Die Regimenter standen noch in ihren Garnisonen in der Lausitz, in Sachsen, Thüringen und im Erzgebirge. Die letzteren wurden zwar an den General Tauentzien gewiesen, der mit seinen Bayreuthischen Truppen bei Hof stand. Die übrigen aber mußten abgewartet werden, weil sie (vorzüglich nach der Detachierung zur Hauptarmee rückwärts) die größere Hälfte unserer Stärke bildeten. Der Herzog hätte füglich die 20000 unter Eugen von Württemberg an sich ziehen und Hohenlohe seine 7000 Preußen lassen können.

Jetzt wollten die Sachsen ihre thüringischen Regimenter am 21. September

[1]) „Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge, der während den Monaten September und October 1806 unter dem Kommando des Fürsten zu Hohenlohe-Ingelfingen gestandenen königlich preußischen und kurfürstlich sächsischen Truppen.“ Von R.[ühle] v.[on] L.[ilienstern]. Tübingen 1807. 2., erweiterte Auflage in 2 Teilen, 1809.

[2]) Vgl. Max Lehmann, Scharnhorst I, 533 f., der genau ebenso urteilt.

[3]) Vgl. Marwitz I, 239.

[4]) Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staats, 3 Teile, Amsterdam 1809 usw. (Vgl. Lehmann, Scharnhorst I, 537 f.)

bei Naumburg versammeln, da rückte aber der Herzog am 19. von Halle dahin vor, so daß die Märsche sich kreuzten und die Versammlung verzögert wurde.

Endlich waren die Sachsen so weit, daß sie auf dem Marsch, der über Freiberg, Chemnitz und Plauen nach Hof gehen sollte, zu uns stoßen konnten. Das preußische Korps brach also am 25. September von den Ufern der Elbe auf, wo es so lange hatte warten müssen, und das Ganze sollte am 3. Oktober Hof erreichen. Es war offenbar zu einer Angriffsoperation nach Franken schon zu spät. Nicht nur hatten die Franzosen sich aus dem südlichen Deutschland sogleich gegen den Main in Bewegung gesetzt, sobald sie unser Einrücken in Sachsen erfahren hatten (sie hatten offenbar darauf gewartet und waren auf diesen Fall, der vorherzusehen war, schon im voraus instruiert; denn nun marschierte Napoleon, um die Sachsen von unserm Despotismus zu befreien!), sondern Napoleon selbst war auch am 3. Oktober schon in Deutschland.

Der Plan, die Franzosen (wenigstens teilweise) zu überraschen, konnte nur gelingen, wenn Sachsen mit uns im engsten Einverständnisse war und mit uns zugleich auftrat, so daß der ganze vierzehntägige Stillstand an der Elbe vermieden wurde; aber so wie eine falsche Maßregel immer die andere nach sich zieht und man aus einer falschen Stellung jederzeit in eine noch schlimmere gerät, wenn nicht die höchste Energie angewendet wird (wovon bei uns keine Spur), so hatte auch unser zaghaftes, doppeltes und kurzsichtig eigennütziges Betragen im vorigen Jahr [1]) die Sachsen mit Recht kopfscheu gemacht.

Dies verursachte, daß sie unsern Wankelmut und Napoleons Rache fürchteten, sie wollten uns also unwiederbringlich kompromittiert sehen, selbst aber gezwungen erscheinen.

Dies verursachte, daß wir übereilt in Sachsen einrücken und dann 14 Tage verlieren mußten.

Dies gab dem Napoleon die gehörige Zeit zur Versammlung seiner Armee und einen Vorwand mehr, um den Krieg in den Augen seiner zahllosen stupiden Nachbeter wenigstens als eine gerechte Abwehr und als eine Hülfe, dem Unterdrückten gewährt, erscheinen zu lassen.

Hierdurch aber kamen wir zu spät, und unser ganzes Verfahren erschien nun, und durch die Absurdität unseres Gesandten Knobelsdorff, in dem falschesten Lichte.

Wenigstens kamen wir doch, wenn es durchaus bei der Offensive an den Main bleiben sollte, mit der ganzen Macht (denn der Herzog hatte nach Hof näher als wir) am 4. Oktober in unsere getreue Provinz Bayreuth, fanden allen möglichen Vorschub und faßten den Feind auf seiner Spitze. Nachher waren wir sogleich in ein fruchtbares Land [sic!], und außer der Rückzugsstraße, auf der wir gekommen waren und deren eine Seite durch das

[1]) Vgl. Marwitz ed. Meusel I, 220 ff.

österreichische Gebiet vollkommen gedeckt war, öffneten sich uns mit jedem Schritte, den wir vorwärts taten, neue Rückzugsstraßen rechterhand.

Freilich hätten wir sie bald genug einschlagen müssen! Aber unterdessen war der Herzog erst am 25. September in Naumburg mit seinem Operationsplan hervorgetreten, und der König hatte ihn genehmigt.

Er wollte nicht den feindlichen rechten Flügel[1]) (vorausgesetzt, daß der Feind längs des Mains stand) durch die Schlucht zwischen Erzgebirge und Thüringer Wald, sondern dessen Mitte angreifen, indem er sich nun erst hinter den Thüringer Wald zog, um ihn dann alsobald zu überschreiten.

Demzufolge sollten drei Divisionen (Rüchel) über Eisenach gegen Fulda rücken. Zehn Divisionen (Herzog von Braunschweig und Hohenlohe) sollten in sechs Kolonnen den Thüringer Wald passieren und sich bei Schweinfurt, oder wo der Feind sonst stehen würde, vereinigen. Die Richtung dieser Kolonnen ging für Hohenlohe auf Schleusingen und Hildburghausen, für den Herzog auf Meiningen[2]).

Eine Division, Tauentzien, sollte bei Hof stehen bleiben und dann in gleicher Höhe vorrücken. Hiernach hätten gestanden nach dem Übergange:

Tauentzien von Hohenlohe entfernt	12	Meilen
Hohenlohe vom Herzog entfernt	4	„
der Herzog von Rüchel entfernt	6	„

Die Armee wäre also auf 22 Meilen auseinander gezerrt gewesen, um den Feind, mit der Front nach Norden auf eben die Weise auseinandergezogen und ruhig wartend, ganz gewiß nicht zu finden!

Vielmehr konzentrierte er sich entweder rückwärts nach Frankfurt hin. Dann mußten wir eine Rechtsschwenkung vollbringen oder ein Rechtsum, wobei (da von Tauentzien gar nicht die Rede sein konnte) unser Nachzug 10 Meilen von dem vordersten Korps entfernt war.

Oder er stand gegen Fulda. Dann warf er Rücheln und erschien hinter uns in Thüringen, während wir im Thüringer Walde steckten.

Oder wir fanden ihn gegen Meiningen[2]) und Hildburghausen. In diesem günstigsten Fall hatten wir mit nur zehn Divisionen (da wir, außer der Reserve, bei Halle noch vier Divisionen paralysiert hatten) einen Rückzug erst über die Werra, dann über den Thüringer Wald, wo Napoleon bei seiner Übermacht nicht versäumt haben würde, auf den Nebenstraßen uns zuvorzukommen.

Oder es geschah, was wirklich geschehen ist, Napoleon marschierte zur selben Zeit den Main aufwärts, trieb Tauentzien vor sich her und stand in Sachsen, während wir (wenn wir nämlich nicht, wie geschehen ist, den wunderlichen Plan aufgaben) aus den Défilées des Thüringer Waldes nach Franken hinein guckend, das leere Land vor uns sahen.

[1]) Marwitz schreibt versehentlich: linken.
[2]) Marwitz schreibt: Meinungen.

Um nun in eine dieser vier auserwählten Lagen zu geraten, erhielt der Fürst Hohenlohe in Chemnitz in der Nacht vom 26. zum 27. September den Befehl, seine bisherige Straße zu verlassen und zwischen Gera und Schleiz hindurch nach Jena zu rücken, während die Hauptarmee von Naumburg auf Erfurt marschierte.

Hierdurch fiel alles das, was von Dresden herkam, in die angewiesenen Marschquartiere der Sachsen, die in lauter konvergierenden Strahlen aus ihren Garnisonen Plauen und Hof zueilten, und vermehrte deren Mißmut. Alles mußte ungeändert, die angelegten Magazine in Chemnitz, Zwickau und Hof verlassen und in dem unwirtbaren Strich zwischen Elster und Saale, so viel es möglich war, von den Wirten gelebt werden.

Zum Überflusse gefiel es dem Obersten Massenbach, die Truppen, statt zwischen Gera und Schleiz, noch weiter rückwärts (denn die meisten waren schon bei Chemnitz und darüber hinaus), also auf größerem Umwege, zwischen Gera und Zeitz hindurchzuführen. Dadurch fielen wir noch obenein in die Marschquartiere der Hauptarmee, Verwirrung und Unzufriedenheit und Mangel an Verpflegung wurden bei den Sachsen um so viel größer. Wir kamen nun erst mit der Tête am 2. Oktober nach Jena (die Sachsen waren erst am 9. in dieser neuen Richtung vollständig versammelt), wenigstens fünf Märsche hinter Hof, wo wir den 4. gewesen wären, und so war es natürlich, daß der Fürst gleich dem Abgesandten des Herzogs erklären mußte, daß er nicht am 10., wie verlangt wurde, sondern erst am 11. bei Hildburghausen eintreffen könne. Über diese Verzögerung des einen Tages (nachdem so viele versäumt) wurde bei der Hauptarmee ein großes Geschrei erhoben.

Wenn dagegen in der Offensive fortgefahren werden sollte und am 4. die ganze Armee (nämlich der Herzog, Rüchel und Hohenlohe) bei Hof versammelt war, wie gar nicht schwierig, so trafen wir bei Bayreuth en fronte auf Napoleon mit der ganzen Masse, denn er ist wirklich am 7. von Bamberg und Bayreuth aus vorgebrochen. Alsdann verloren wir zwar auch die Schlacht, aber wir hatten die gerade Rückzugsstraße nach Berlin oder Dresden hinter uns, und von einer totalen Zersprengung, wie bei Jena, war wenigstens nicht die Rede.

Es ist beinahe nicht möglich, daß der Herzog von Braunschweig die Aberwitzigkeit des Planes nicht sogleich eingesehen haben sollte. Ohne allen Zweifel war es niemals sein Wille, ihn auszuführen. Er war aber bei aller anscheinenden Anspruchlosigkeit und übertriebenen Unterwürfigkeit gegen den König doch ein feiner Politikus. Er wollte das Ganze in Händen haben, und da ihm nicht entgangen sein konnte, daß Hohenlohes Unternehmungsgeist im gegenwärtigen Augenblick mehr ansprach als seine eigene Bedachtsamkeit, und ihm alles daran lag, diesen erst dicht an sich heranzuziehen, damit er nicht von freien Stücken mit dem Feinde handgemein werde, — so wollte er auch für jetzt entschlossen und offensiv scheinen. Zu beiden Zwecken paßte dieser

Operationsplan, der von dem damals jungen Hauptmann von Müffling[1]) herrühren soll, ganz vortrefflich. Er adoptierte ihn also, — meiner Meinung nach mit dem im voraus gefaßten Entschlusse, nicht über den Thüringer Wald vorzugehen, sondern den Feind hinter selbigem zu erwarten, was auch gewiß besser war[2]).

In der Tat war auch dieser Fall im Operationsplan am sorgfältigsten bedacht worden; es war bestimmt, was geschehen sollte, wenn der Feind um unsern rechten Flügel herum über Fulda oder in der Front über den Thüringer Wald oder um unsern linken Flügel herum über Hof angreifen würde. Im ganzen lief alles darauf hinaus, daß man ihm in allen Fällen entgegengehen und ihn anfallen wollte, wenn er sich eben aus den Defileen herauswickelte, während wir allenthalben ein offenes Terrain und ziemlich gute Wege zu unsern Bewegungen hatten. Der Fall, der wirklich eintrat, und der als der wahrscheinlichste jedermann in die Augen leuchtete, war besonders hervorgehoben. Napoleon hatte alsdann die Saale mit ihren schwierigen Défilées vor sich, und wir sollten ihn beim Debouchieren aus selbigen angreifen und hineinwerfen.

Was aber dabei unbegreiflicherweise ganz übersehen war, war dies, daß zur Ausführung ein entschlossener Feldherr gehörte, der in keiner Art durch Napoleon sich imponieren oder irreführen ließ. Der Moment des Angriffs mußte im richtigen Augenblick erfaßt und nicht ein einziger Tag, womöglich keine Stunde verloren gehen, sonst waren wir von aller Kommunikation mit unsern Staaten und, was schlimmer war, von unsern Reserven, Ergänzungen, Transporten **und Munition** abgeschnitten, wie wirklich geschehen ist.

Was also auch strategische Künstler noch heute von der Vortrefflichkeit dieses Operationsplanes sagen mögen, ich bleibe dabei, er taugte nicht, weil wir keinen Feldherrn hatten, der ihn auszuführen fähig gewesen wäre. Auch Hohenlohe war es nicht, wenn man auch wirklich den Herzog hätte beseitigen wollen und können. Wenigstens hätte man Massenbach (der ihn konfus machte) zuvor auf 100 Meilen weit ins Exil schicken müssen und einen andern hinschicken, der Hohenlohe mit Eifer in die Hände gearbeitet hätte.

Dem sei indessen, wie ihm wolle, der Fürst Hohenlohe, nachdem er alles Unglück, was bald nachher eintraf, vorausgesagt und (wie mir scheint, ganz richtig) bewiesen hatte, daß es für den Fall des Abwartens besser sei, die gerade Richtung von Hof nach Berlin zu decken oder, wenn es doch eine

[1]) Dem späteren Generalfeldmarschall (1775—1851). — 1807 erschien in Weimar unter der Chiffre C. v. W. (Carl v. Weiß, gen. v. Müffling): „Operationsplan der preußisch-sächsischen Armee im Jahr 1806."

[2]) Er hoffte auch sicherlich, dadurch so viel Zeit zu gewinnen, daß es wieder zum Frieden käme. [v. M.] (Ebenso urteilt Müffling in seinen Memoiren [1851], S. 18: Der Herzog „wollte die Armee nicht in Bewegung setzen, weil er hoffte, daß dadurch der Friede noch erhalten werden könnte.")

Flankenstellung sein solle, sie nicht mit verkehrter Front nach Osten, sondern umgekehrt, Front nach Westen (z. B. hinter der Elster) zu nehmen, wodurch die Verbindung mit Dresden und Schlesien gedeckt wurde, erwiderte:

„Se. Durchlaucht der Herzog haben zu befehlen!" —

und wir zogen rechts weg, jedoch immer die Augen nach dem Loche zwischen Böhmen und dem Thüringer Walde hin gerichtet (nach dem Frankenwalde), denn wir alle waren überzeugt, daß der Feind da herauskommen würde, wie auch wirklich geschah.

Wir machten also wieder dieselbe Weitläufigkeitsbewegung wie im vorigen Jahr. Ich wurde am 29. September von Chemnitz aus vorangeschickt, mit einem Requisitorio[1]), um wegen Verpflegung und Quartier alles mit der Sachsen-Gotha'schen Regierung in Altenburg, der Reußischen in Gera und der Sachsen-Weimar'schen in Weimar in Ordnung zu bringen. Ich tat es.

Am 1. Oktober früh, wie ich in Weimar eintraf, wußte der Herzog von Weimar, der, die Avantgarde der Hauptarmee kommandierend, in seiner eigenen Hauptstadt stand, noch nicht ein Wort von diesem Marsch der Hohenloheschen Armee, ungeachtet er ihr Platz machen mußte, und wollte es daher anfangs nicht glauben. Er bekam indessen in denselben Stunden die Ordre vom Herzog von Braunschweig, nach Erfurt zu rücken, ein Befehl, den er so früh wie Hohenlohe, d. h. am 27. September, hätte erhalten sollen.

Dieser traf am 2. Oktober in Jena ein und die Tête der Truppen. Hier begannen die Verrätereien[2]) des Obersten Massenbach. Er unterstand sich, die gegebenen Befehle nicht auszuführen, und hinterging den Fürsten mit ersonnenen Schwierigkeiten und mit Vorspiegelungen, daß der Herzog ohne Zweifel seinen Plan noch würde ändern müssen und dann sehr froh sein würde, die Hohenlohesche Armee noch auf dem rechten Saaleufer (also auf den Straßen, die vom Frankenwalde kamen) zu finden. Demnach verzettelte er die Märsche der Armee, und wie sie geschlossen an der Saale stehen sollte, war, wie gesagt, nur ihre Spitze daselbst angekommen.

Aber nicht nur sein böser Wille, sondern auch sein Ungeschick wirkte störend ein. Die ordre de bataille[3]) existierte schon am 12. September in Dresden. Es war also nichts leichter, als daß bei den Preußen die Divisionen schon damals nach ihr formiert waren, und daß jeder Befehlshaber seine Truppen zusammen hatte. Für diese konnte auch die Veränderung der Marschrichtung von Chemnitz aus kein Hindernis abgeben und die Formation stören, denn die Abweichung von der Richtung des Marsches nach Hof war für diejenigen, die vollkommen formiert von Dresden kamen, ganz unbedeutend.

[1]) Amtlichen Ansuchen.

[2]) Von wirklichen „Verrätereien" Massenbachs kann nicht wohl die Rede sein, trotz der schweren Schuld, die er auf sich geladen hat. (Vgl. die Darstellung von Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807, Bd. I, II, und Lettow-Vorbeck, a. a. O., Bd. I—II).

[3]) Vgl. ihren Abdruck bei Lettow-Vorbeck I², Anlage II.

Für die Sachsen war die Sache etwas schwieriger. Sie marschierten einzeln in Regimentern und Bataillonen und waren den 19., wie wir gesehen haben, durch die Hauptarmee und am 27. durch die Veränderung der Marschrichtung gestört worden. Wenn man aber bedenkt, daß Jena allen denen, die von Norden und Westen kamen, um vier bis fünf Märsche näher lag als Hof, daß also diese halten und jene vorbeilassen konnten, die von Westen kamen, — endlich, daß bei den wenigen, die südlich (im Vogtlande) standen, keine Veränderung nötig war, da sie zu Tauentzien stießen, so wird man zugeben müssen, daß es ein Leichtes war, auch die Sachsen in den sechs Tagen vom 27. September bis 2. Oktober so marschieren zu lassen, daß sie bei Jena in völlig formierten Divisionen gestanden hätten. Aber daran fehlte nichts weniger als alles, nicht nur die Sachsen, sondern nicht einmal die Preußen waren formiert. Kein General hatte seine Brigade oder Division bei sich. Ja er wußte nicht einmal, wo die dazu gehörigen Truppen steckten! Alles wurde regimenter- und bataillonsweise aus dem Hauptquartier dirigiert und nicht selten tagelang vergessen!

Nicht genug! Wir standen, wie wir sehen werden, noch acht Tage lang bei Jena und die Sachsen hatten sich auf ihre eigene Hand (aber mehr wie einen Marsch seitwärts) so ziemlich zusammengefunden, aber die Preußen waren (am 10.) nun erst recht verzettelt, nur deren Avantgarde war beisammen, alles übrige mußte noch am 11. aus allen Winkeln zusammengerufen werden, und nun erst bekamen die Generale die Truppen zu sehen, die sie führen sollten.

Zum Unglück konnte der Fürst Hohenlohe nur einen einzigen Tag in Jena sein. Er wurde nach Erfurt berufen, wodurch er fünf Tage verlieren mußte, und während dieser Zeit trat eine förmliche Stagnation in den Geschäften ein. Hätte er bei seiner Armee bleiben können, er hätte diesen Zustand nicht gelitten.

Was den Massenbach zu dieser Verräterei, Ungehorsam und Lügen (denn an den Herzog wurde rapportiert, seine Befehle seien ausgeführt) bewog, war weiter nichts als sein Hochmut und Egoismus, alles nach seinem Willen leiten oder biegen zu wollen; ich verweise auf meine Schilderung seines Charakters von 1806, der ich noch jetzt nichts hinzuzusetzen weiß [1]), und die sich durch sein späteres politisches und staatsbürgerliches Leben nur zu sehr gerechtfertigt hat, wobei er noch das Glück hatte, daß er nicht auf dem Schaffott, wie er verdiente, sondern mit einem zehnjährigen Festungsarrest geendigt hat [2]).

In meinen Tagebüchern [3]) finden sich auch manche Hypothesen von Operationen, die wir in den verschiedenen Zeitpunkten meiner Meinung nach hätten

[1]) Marwitz ed. Meusel I, 234 ff.

[2]) Massenbach wurde 1817 in Frankfurt a. M. verhaftet und bis 1827 auf der Festung Küstrin in Haft gehalten.

[3]) Sie sollen, wie bemerkt, im dritten Bande des Marwitz-Werkes (Militärische Tagebücher und Schriften F. A. L.'s v. d. M.) im Auszug veröffentlicht werden.

ausführen können. Ihr[1]) werdet daran den Feuereifer meiner Jugend erkennen. Sie haben meist den Fehler, daß sie zu weit greifen und zu viel auf einmal, zuweilen auch zu Künstliches wollen; dies wird aber verzeihlich erscheinen, wenn Ihr jene Zeit bedenkt, wo so viel zu wenig geschah. Auch werdet Ihr erkennen, daß ich niemals verzweifelt haben würde, sondern das Letzte gewagt hätte, wenn ich etwas zu befehlen gehabt hätte.

Wie stand es aber um diese Zeit im Königlichen Hauptquartier?

Der König, dem man einen scharfen Verstand und ein klares Urteil nicht absprechen kann, gebrauchte, wie bekannt, diese Gaben immer nur, um alles zu kritisieren, was ihn umgab und was geschah. Er hat ein überwiegendes Talent zur Kritik, und daher wird er nichts so schnell gewahr, als die schwachen Seiten der Menschen und der Dinge, die er beständig mit einem Tadel überschüttet, gegen den nicht aufzukommen ist. „Wird schlecht ablaufen," ist sein gewöhnlicher Ausspruch, wenn er irgend einen Entschluß fassen oder eine Maßregel ergreifen soll. Diese Eigenschaft treibt ihn, den Menschen und den Dingen beständig zu mißtrauen; auf der andern Seite aber treibt ihn wieder sein unüberwindlicher Hang zur geistigen Ruhe und das Streben, nicht inkommodiert zu werden, dahin, seinen eigenen Kopf aus der Schlinge zu ziehen und sich neben den [sic] Begebenheiten zu stellen, so, als ob sie ihn bloß als Zuschauer interessierten.

Daher wollte er den Herzog von Braunschweig haben, damit er den Krieg statt seiner führte; er mißtraute ihm aber auch wieder, da er seine Bedächtlichkeit und ängstliche Vorsicht am Rhein genugsam hatte kennen lernen.

Mehr also, um einen Schauplatz seiner Kritik zu haben und so viel Stimmen zu vernehmen, wie nur immer möglich, als um mit deren Hülfe etwas selbständig zu führen, hatte er ein vornehmes Hauptquartier um sich versammelt, nämlich: den Feldmarschall Möllendorff, den General Zastrow (der früher Generaladjutant gewesen), den jetzigen Generaladjutanten Oberst Kleist[2]), den General Phull vom Generalstabe, den Minister Haugwitz, den Marquis Luccheſini.

Man denke sich diese Wirtschaft! und bedenke noch dabei, daß der Herzog den Obersten Scharnhorst (eben erst[3]) in unsere Armee getreten und bei derselben und er mit derselben völlig unbekannt!) zum Chef des Generalstabes hatte, und daß die drei Häupter des Generalstabes, Phull[4]), Massenbach und Scharnhorst (so war ihre Rangordnung in der Armee) einander spinnefeind waren und einer gegen den andern arbeiteten, — und mache sich

[1]) Seine Nachkommen.

[2]) Den späteren Feldmarschall Grafen Kleist v. Nollendorf.

[3]) Doch schon 1801. Vgl. Max Lehmann, Scharnhorst I, S. 289 ff.

[4]) Generalstabschef des Königs. Vgl. seine Charakteristik von Clausewitz: Hinterlassene Werke VII, 6 ff.

so einen Begriff, was aus diesem Potpourri (gemischt mit der diplomatischen Essenz des Haugwitz und Lucchesini) Vernünftiges herauskommen konnte[1]!

Dazu kam noch, daß der König auch die Königin und einen Teil ihres Hofstaates mitgeschleppt hatte, um in diesem Kriegeswirbel seine gewöhnliche häusliche Ruhe fortzugenießen und sich so inabordabel[2] wie möglich zu machen!

Mit diesem Hauptquartier ohne Geschäfte und mit diesem unkriegerischen Hofstaat zog nun der König am 4. Oktober von Naumburg nach Erfurt. Der Fürst war, wie erwähnt, hinbeschieden, und die Kriegsoperationen sollten endlich definitiv festgestellt werden. Er nahm mit seinen wahrhaft bösen Engel, Massenbach, seinen ersten Adjutanten Pirch und mich.

Der Prinz Louis[3], der älteste General nach ihm, blieb in Jena zurück, ohne daß ihm doch das Kommando übergeben worden wäre. Dies hatte Massenbach bewirkt, des Prinzen angebliche Unbedachtsamkeit und Hitze vorschützend. Er war aber nichts weniger wie unbedachtsam im Kriegesfach und weit eher imstande, eine Armee zu führen, als Massenbach. Der Natur der Sache nach hätte nun dieser, als Chef des Generalstabes, zurückbleiben müssen und konnte wenigstens den Knäuel der durcheinander geschüttelten Armee unterdessen entwirren. Aber Hohenlohe fürchtete sich vor den strategischen Kunststücken, die vorkommen könnten, und glaubte Massenbach zu diesem nötig zu haben, er mußte also mit. Vielleicht hat dieser es auch selbst so einzufädeln gewußt, daß er mitgenommen wurde, und so kommandierte denn eigentlich jetzt der Leutnant v. Rühle, Adjoint im Generalstabe (Verfasser des Buchs „Bericht eines Augenzeugen"[4]) die Armee.

Der Fürst hoffte noch in der Nacht oder spätestens am andern Morgen wieder nach Jena zurückgekehrt zu sein, aber es kam anders.

Wir waren schon um 10 Uhr morgens über Weimar in Erfurt angekommen, aber weder der König noch der Herzog waren da. Sie waren noch unterwegens von Naumburg, ebenfalls über Weimar. Wir warteten bis gegen 3 Uhr, wo der König mit der Königin endlich ankamen. Er hatte sich noch in Weimar bei einem déjeuner aufgehalten. Was wäre nun wohl natürlicher gewesen, als die Konferenz ebenfalls in Weimar abzuhalten, wo der Fürst nur zwei Meilen von seinem Hauptquartier war und die andern doch alle passieren mußten?

Der Herzog kam noch später. Der König hatte befohlen, auch den General Rüchel zur Konferenz noch abzuwarten, der in Mühlhausen stand, und der Herzog lud nun den Fürsten zum andern Morgen um 8 Uhr zur Konferenz ein. Der Fürst war aber viel zu ungeduldig und wollte die Sache

[1]) Nichts anders als die alte Sentenz: „Car de tant de conseils l'effet le plus commun, Est, de voir tous nos maux, sans en soulager un!" [v. M.]

[2]) Unzugänglich.

[3]) Der bekannte Prinz Louis-Ferdinand.

[4]) Otto August Rühle v. Lilienstern (1780—1847), später Generalleutnant, der Freund Heinrich v. Kleists. Vgl. oben S. 433, Anm. 1.

beendigt wissen. Er nahm also, nachdem wir vom König (bei dem nach seiner Ankunft eine Art Militärcour war, bei der auch die Königin erschien) beurlaubt worden waren, den Herzog von Weimar, den General Phull, die Obersten Kleist und Massenbach und uns beide Adjutanten und ging mit der ganzen Kohorte zum Herzog. Wir fanden ihn in seinem Wirtshause „Zum römischen Kaiser" bei Tisch, allein mit seinem alten Adjutanten, ebenfalls einem Obersten Kleist. Er war höchst verdrießlich und hatte in den vier oder fünf Jahren, da ich ihn nicht gesehen, unglaublich gealtert [1]). Alle Versuche, ihn zum Reden zu bringen, waren vergeblich — und eigentlich sahen wir schweigend zu, wie er aß.

Er war aber noch nicht fertig, als sein jüngster Sohn, der damalige Herzog von Braunschweig-Öls und preußischer Generalleutnant (der 1815 bei Quatrebras blieb), hereintrat. Der Vater stand heftig auf und nahm den Sohn in den Hintergrund des sehr tiefen, altmodischen Zimmers, und hinter den Ofen, der so stand, daß noch geräumiger Platz zwischen ihm und der Wand war. Die Unterredung wurde zwar leise, aber doch sehr lebhaft geführt. Bald hörte man zwischendurch:

„Aber Mensch! ich bitte dich" — — und wieder leise:
„Aber, mon cher père" — — und wieder leise:
„Mensch! sei doch nicht so unvernünftig" — — und leise:
„Mon cher père — ich kann versichern" — — und leise:
„Aber Mensch! sei doch nicht splitterrasendtoll" — — und leise:
„Aber, mon cher père, er hat mir versprochen" — —

Plötzlich drehete sich der Alte um, hob das eine Bein in die Höhe, schlug mit der Hand auf den Hintern, sagte laut: „Auch nicht einen Schiß!" Und so ließ er den Sohn stehen, der sich nun entfernte.

Dies war die Konferenz mit dem Herzog, denn nun sprach er noch eine Zeitlang von beinahe gleichgültigen Dingen und entließ uns, alles andere auf den andern Morgen verweisend.

Der General Rüchel war in der Nacht angekommen, und am 5. Oktober um 8 Uhr ging die Konferenz los, bei der ich aber nicht zugegen war. Hohenlohe war für den Linksabmarsch, nach seinem früheren Plan. Er fand aber keinen Beifall, weil so, wie die Armee nun einmal stand (was die Hohenlohesche betrifft — stehen sollte), die Bewegung zu weitläuftig geworden wäre. Der Herzog glaubte oder gab vor zu glauben (um seinen wahrscheinlichen Plan, bis zum Frieden zu temporisieren, durchzusetzen), Bonaparte werde ihn hinter der fränkischen Saale — einem miserablen Flüßchen, das er aber wie einen gewaltigen Strom, mit furchtbaren Positionen an den Ufern, darstellte, erwarten — und dahin könne man nicht blindlings rennen, man müsse erst wissen, wie und wo der Feind stehe? So wurden denn drei große Rekognoszierungen, von jeder der drei Armeen besonders, beschlossen.

[1]) Ebenso Massenbach, Denkwürdigkeiten II, 1, S. 58.

Das dortige Flüßchen Saale, die Napoleon auf seinem Zuge nach Bamberg in dem Augenblicke schon hinter sich hatte, ist ohne Zweifel von ihm nicht einmal bemerkt worden, und er würde sich den Bauch gewiß vor Lachen gehalten haben, hätte er wissen können, daß unser Feldherr solchen Wert darauf legte!

Unterdessen standen wir einige Stunden bei der Wachtparade vor des Königs Quartier, wie im tiefen Frieden. Nachher kamen die Herren und gingen zum König hinauf. Wahrscheinlich wurde alles, was am Vormittag vorgewesen, noch einmal durchgeredet, aber es wurde noch nichts beschlossen.

Am Mittag war großes Diner bei dem Könige, die Königin im großen Staat mit ihrer Oberhofmeisterin, der achtzigjährigen Gräfin Voß[1]), und einer Hofdame, Gräfin Tauentzien — wie in Berlin. Nach Tisch hielt sie mit ihrer gewöhnlichen Anmut Cercle, wie in Berlin, und am Abend verwarf der König mit seinem richtigen Blick die absurde Rekognoszierung mit so viel Truppen auf zwölf Meilen weit, die dem Feinde zur Nachricht, uns aber nicht zum Nutzen dienen konnte, weil doch alles in der Zwischenzeit verändert sein mußte, bevor die Armee so weit hinterher marschierte[2]). Statt dessen wurde, weit vernünftiger, der Vorschlag des Hauptmanns v. Müffling angenommen, welcher allein hinreisete und meldete, daß dort kein Mann mehr von den Franzosen stehe, sondern alles nach Bamberg marschiert sei.

Ehe man dieses aber in Erfurt wußte, dauerte die Konferenz noch den ganzen 6. Oktober hindurch. Es wurde endlich abgemacht:

daß man warten wollte, und zwar Rüchel bei Langensalza, die Hauptarmee bei Erfurt, Hohenlohe in einer Stellung bei Hochdorf zwischen Blankenhain und Rudolstadt.

Mit diesem Endresultat kam der Fürst nach drei verlorenen Tagen am späten Abend des 6. Oktober nach Jena zurück[3]). Ich selbst war schon am Morgen dieses Tages mit dem Obersten Massenbach zurückgeschickt worden. Wir trafen den Prinzen Louis, der die Gefahr des Vaterlandes vollkommen einsah, in der tödlichsten Unruhe über die verlorene Zeit, — denn in Jena wußte man jetzt schon durch den General Tauentzien, daß die Franzosen sich vor ihm versammelten, daß also die Prophezeiung Hohenlohes in Erfüllung gehen und sie sich auf unsere Kommunikation setzen würden. Auch der eine Fall,

[1]) Sophie Marie Gräfin von Voß, Hofdame der Königin Sophie Dorothea, später Oberhofmeisterin der Königin Luise, war 1729 geboren, also damals schon 77 Jahre alt. Sie starb 1814. Vgl. ihre Erinnerungen: „69 Jahre am preußischen Hofe“ (9. Aufl., 1913; leider in fehlerhafter und unzureichender Bearbeitung).

[2]) Schon sieben Jahre früher hatte Suwarow in Italien zu Chasteler [österreichischem Oberst, Chef des Generalstabes der Armee] gesagt: „Des reconnaissances! je n'en veux pas; elles ne servent qu'aux gens timides, et pour avertir l'ennemi qu'on arrive! on trouve toujours l'ennemi quand on veut.“ [v. M.]

[3]) NB. Im Rüheleschen Buche ist die Erfurter Konferenz statt vom 4. bis 6. Oktober fälschlich auf den 5. bis 7. gesetzt. [v. M.]

der in dem Operationsplan des Kapt. Müffling vorhergesehen war[1]), trat hierdurch allerdings ein; aber wir agierten nachher nicht so, wie dort vorherbestimmt war, und ich zweifle noch immer, ob dieser Plan irgendwo anders existiert hat, als in seinem Kopfe oder in Scharnhorsts Papieren, denn der Herzog hat nichts befohlen, was darauf Bezug hat, Hohenlohe ist er nicht mitgeteilt worden (sonst wäre er gewiß nicht auf dem Saaleufer geblieben, was man dem Feinde überlassen wollte) — und weder in den beiden Schriften, die gleich nach dem Kriege erschienen, „Bericht eines Augenzeugen" über die Hohenlohesche und „Operationsplan" über die Hauptarmee, noch in der ganz neuen „Geschichte der Kriege in Europa", 7. Teil[2]), ist einer einzigen Ordre oder Maßregel erwähnt, die auf die Ausführung dieses Planes Bezug hätte.

Demnach beharrte Hohenlohe dabei, daß, sobald Napoleon erscheinen würde, von Hof aus in unsere linke Flanke und auf unsere Kommunikation marschierend, der Herzog entweder auf das rechte Saaleufer übergehen würde, um ihn anzugreifen, oder anfangen würde, zu laufen, um ihm in der Richtung von Berlin zuvorzukommen (das letztere geschah wirklich, aber zu spät) — in beiden Fällen stand das Hohenlohesche Korps bequemer auf dem rechten Saaleufer, als auf dem linken.

Massenbach bestärkte ihn in dieser Ansicht, oder vielmehr er trieb ihn mit täglich erneuerten Vorstellungen, Unglücksprophezeiungen und Memoiren hinein, und so geschah es, daß die Tage vom 7., 8. und 9. Oktober (in welchen Napoleon im vollen Marsch von Bamberg und Bayreuth her begriffen war) rein verloren gingen, ohne daß ein Mann in die Stellung von Hochdorf geführt wurde, wo doch das ganze Armeekorps versammelt sein sollte. Vielmehr war es außer den beiden Avantgarden (inklusive Tauentzien) verzettelt bei Pösneck, Auma, Orlamünde, Neustadt und Roda auf dem rechten Saaleufer und nur 4 Bataillone und 20 Eskadrons standen auf dem linken Saaleufer bei Jena. Nimmt man hinzu, daß Massenbach behauptete, bei Hochdorf sei gar keine Stellung für 40 000 Mann zu finden, so wird es erklärlich, wie Hohenlohe zu diesem, in keinem Fall zu entschuldigenden Ungehorsam kam, der die übelsten Folgen hatte und haben mußte, denn im Kriege darf nur einer befehlen.

Mochte immerhin der große Irrtum des Herzogs klar sein, mochte es deutlich durchschimmern, daß er nur temporisieren wollte, um vielleicht den (unmöglichen) Frieden zu erhaschen; — mochte daher Hohenlohe in seinem Eifer dem Könige wirklich weit besser dienen, als der gar nicht eifrige Herzog: so wollte doch der König nach des Herzogs Art bedient sein, er war kein Kind, sondern ein Mann mit vollem (und keineswegs geringen) Verstande,

[1]) Vgl. o. S. 437.

[2]) Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792 [von Schütz und Schulz], 15 Bände, 1827—53. Der 7. Teil war 1834 erschienen.

und ein Herrscher, — Hohenlohe hatte seine Meinung oft genug gesagt, ohne durchzudringen, er mußte also unbedingt gehorchen, — was er freilich zuletzt auch tat, aber zu spät.

Drei Tage waren also in Erfurt verloren gegangen, drei gingen nun in Jena verloren, Summa wiederum sechs Tage und mit den ersten zwei in Jena acht Tage.

In diesen letzten drei Tagen hatten wir viel mit der Verpflegung zu schaffen. Wir standen mit dem größten Teil auf Weimarschem Territorio. Der Herzog hatte daher seinen Minister, Se. Exzellenz von Goethe, als Verpflegungskommissarius in unser Hauptquartier geschickt. Hier habe ich diesen berühmten Dichter täglich zu Mittag beim Fürsten gesehen. Er war beflissen, vom Gelehrten und Dichter nichts, sondern allein den Minister sehen zu lassen. Er erschien nicht anders als im Hofkleide und größten Staat. Gepudert und mit einem Haarbeutel, gesticktes Hofkleid und Weste, schwarze, seidene Beinkleider, weiße, seidene Strümpfe, Galanteriedegen und ein kleines seidenes Dreieck statt eines Hutes unter dem Arm. Er war ein großer, schöner Mann und verstand die Würde seines Ranges, wenngleich nicht den natürlichen freien Anstand eines vornehmen[1]) Mannes, sich anzueignen.

Den ersten Tag trug der Fürst mir und meinem Kameraden Blumenstein[2]) auf, uns neben Goethe zu setzen und ihn zu unterhalten. Der Prinz Louis und der General Grawert saßen nämlich neben dem Fürsten, und Se. Exzellenz von Goethe sollte ihm gegenüber sitzen. — Nun kam unerwartet noch der General Holtzendorff, mein ehemaliger Kommandeur bei den Gendarmen und Goethes Freund von Schlesien im Jahr 1790 her. Dieser war damals als Sekretär mit dem Herzog, der die Gendarmen in seiner Brigade hatte, mit zu Felde gewesen, und wenngleich Holtzendorff vielleicht in seinem Leben kein Gedicht gelesen hatte, so mußte doch wohl sein gerader Verstand und tüchtiger Sinn den ähnlichen Eigenschaften des andern entsprochen haben. Jetzt war Holtzendorff Generalleutnant und kommandierte unsere Reserve. Er setzte sich natürlich auch dem Fürsten gegenüber, und so war nur eine Seite des großen Ministers frei, welche der dienstfertige Franzose Blumenstein alsbald einnahm.

Ich gab acht, was die Konversation für eine Wendung nehmen würde, bemerkte aber nur während der Suppe einige Fragen mit sehr verbindlichen Mienen von seiten des Franzosen und kalte Antworten von seiten Sr. Exzellenz, nachher altum silentium während der ganzen Tafel. Wie selbige beendigt war, sagte ich zu Blumenstein:

„Ihre Unterhaltung ging ja nichts weniger als brillant, wo hatten Sie denn Ihre sonstige Amabilität gelassen?"

[1]) d. h. adlig geborenen!

[2]) Gleichfalls im Hauptquartier Hohenlohes, ein Emigrant. Vgl. Marwitz I, 231 f.

„Der verfluchten Kerlen hatten ja wie ein'n Pechflastern auf sein Maulen, wollte nicht antworten, schwiegen ick auck stillen."

„Wovon sprachen Sie denn?"

„Wovon kann man denn spreken mit ein Poete als von sein' Werken?"

„Das war fehlgeschossen! Sie mußten von Verwaltungsgegenständen des Herzogtums reden!"

„Aha! Iß die Kanaille so hokmütig? Nach mein' Meinungen issen ein großen Poete ganz andere Kerlen als klein miserable Minister."

„Von welchem seiner Werke redeten Sie denn?"

„War eine verfluchten Streichen, deutsche Literaturen mir nicht so geläufig. Wollte Sie vor Tischen noch fragen, was der Kerlen eigentlich hat geschrieben, vergaßen aber und nun sitzen ick da, kann mir partout nix erinnern von sein'n Werken. Zum größten Glücken fällt mir noch „Die Braut von Messina" ein!"

„Das war noch besser. Das ist ja von Schiller!"

„Hols der Teif! Das ist perfide. Schadet aber gar nixen. Der Kerlen taugt doch nixen. Iß eine große Poete und will kleine Minister spielen! Ha! Ha! Ha! Ha!"

Bevor ich die Erzählung der wirklichen Kriegsbegebenheiten beginne, will ich noch das Alter unserer Generale mit dem vergleichen, das die Generale Friedrichs des Großen in seinen Kriegen hatten.

	Erster und Zweiter Schlesischer Krieg	Siebenjähriger Krieg 1756	Unser Krieg 1806
König Friedrich II. (1741)	29 Jahre	44 Jahre	—
Prinz Heinrich (Hohenfriedberg) . . .	19 „	30 „	—
Herzog Ferdinand von Braunschweig .	—	35 „	—
Erbprinz, dann Herzog von Braunschweig	—	21 „	71 Jahre
Markgraf Carl (Mollwitz)	36 „	51 „	—
Moritz von Anhalt-Dessau (1741) . .	29 „	44 „	—
Braunschweig Bevern	—	41 „	—
Prinz von Württemberg	—	24 „	—
Feldmarschall Schwerin (Mollwitz) . .	57 „	72 „	—
„ Lehwald	—	71 „	—
„ Keith	—	59 „	—
Hülsen	—	63 „	—
Buddenbrock (Czaslau 70 Jahre), Hohenfriedberg	73 „	—	—
Graf Geßler (Hohenfriedberg)	53 „	—	—
Goltz (bei Soor)	41 „	—	—
Rottenburg (bei Czaslau)	31 „	—	—
Lentulus	—	42 Jahre	—

	Erster und Zweiter Schlesischer Krieg	Siebenjähriger Krieg 1756	Unser Krieg 1806
Fouqué (1741)	43 Jahre	58 Jahre	—
Ziethen	42 „	57 „	—
Graf Dohna	—	54 „	—
Graf Schmettau	—	53 „	—
Finck	—	38 „	—
Winterfeld (1741)	32 „	47 „	—
Manstein	—	45 „	—
Wedell	—	44 „	—
Driesen (Czaslau)	41 „	56 „	—
Seydlitz	—	34 „	—
Belling	—	37 „	—
Schenckendorf	—	46 „	—
Manteuffel (Czaslau)	46 „	60 „	—
Werner	—	49 „	—
Möllendorff	—	31 „	81 Jahre
König Friedrich Wilhelm III.	—	—	36 „
Fürst Hohenlohe	—	—	60 „
Rüchel	—	—	52 „
Divisionskommandeurs bei der Hauptarmee:			
Graf Schmettau	—	—	64 Jahre
Graf Wartensleben	—	—	60 „
Prinz von Oranien (König der Niederlande)	—	—	34 „
Blücher	—	—	62 [1]) „
Graf Kalckreuth	—	—	69 „
Divisionskommandeurs unter Hohenlohe:			
Grawert	—	—	60 [2]) Jahre
Tauentzien	—	—	45 „
Prinz Louis von Preußen	—	—	33 „
Holtzendorff	—	—	65 Jahre
Prittwitz (Dragoner)	—	—	72 „
Noch Divisionärs bei der Hauptarmee:			
Graf Kunheim	—	—	74 Jahre
Arnim	—	—	66 „
Außerdem:			
Herzog von Weimar	—	—	48 [3]) Jahre
Herzog Eugen von Württemberg	—	—	48 „

[1]) Richtig ist 63 Jahre.
[2]) Richtig wäre 59 Jahre.
[3]) Richtig ist 49 Jahre.

Ich habe diese Vergleichung deshalb hier angestellt, weil oftmals und keineswegs ganz mit Unrecht behauptet worden ist, daß die Ursach' unserer Katastrophe in dem hohen Alter unserer Generale gelegen habe[1]). Wir finden hierbei Friedrich II. im Ersten und Zweiten Schlesischen Kriege fast nur mit jungen Generalen umgeben, den einzigen Buddenbrock, auf den die preußische Kavallerie stolz sein muß, ausgenommen.

Im Siebenjährigen Kriege stehen die meisten im rüstigen Mannesalter, und nur der berühmte Schwerin und der tapfere Lehwald, allenfalls Hülsen, sind Greise, sogar Ziethen ist zu Anfang des Krieges erst 57 Jahr, außer ihm nur noch sieben über 50 Jahr, unter den Generalen, die sich einen Namen gemacht haben.

Ich habe außer denen, die Armeen kommandiert haben, die tapfersten Anbeißer bei der Infanterie und die genialesten und raschesten Anführer der Kavallerie gewählt; denn bei dieser ist Seydlitzens Ruhm so überstrahlend, daß selbst die, die ihm nahe kamen oder ihm vielleicht gleichstanden, über seine Taten bei Roßbach und Zorndorf ganz vergessen werden, und die meisten keinen andern großen Kavalleristen zu nennen wissen, als nur immer Seydlitz.

Indessen stehen Buddenbrock und Rottenburg bei Czaslau, Geßler bei Hohenfriedberg, abermals Buddenbrock und Goltz bei Soor, Lentulus mit den Gardedukorps, Gendarmes und Czettritz-Dragoner bei Zorndorf, Driesen, der bei Leuthen die definitive Entscheidung gab, so hoch, daß sie eben nicht weit nach Seydlitz hinzublicken haben.

Betrachten wir dagegen unsere vornehmsten Generale von 1806, so finden wir

1 über 80 Jahre alt,
3 „ 70 „ „
8 „ 60 „ „
1 „ 50 „ „

und außer den Prinzen nur den einzigen Tauentzien, der noch nicht 50 Jahr alt war. Indessen hatten wir doch mit beinahe eben so alten Generalen den Krieg am Rhein[2]) mit Ehren geführt. Der Unterschied lag aber darin, daß in den früheren, mit mehr Bedacht geführten Kriegen ein alter Feldherr eher mit seinen Kräften auskommen konnte, als seitdem der Krieg von den Franzosen und vorzüglich durch Bonaparte so auf die Spitze getrieben wurde, daß er allenthalben das höchste Maß körperlicher Anstrengung in Anspruch nahm. Wie hätten unsere alten Herren, gesetzt auch, sie hätten sämtlich an Kühnheit und Kriegserfahrung es mit den französischen Marschällen aufnehmen können, es diesen gegenüber in körperlicher Anstrengung aushalten können, die, wie

[1]) Vgl. hierzu auch v. d. Goltz, Von Roßbach bis Jena, 2. Aufl. (1906), S. 122 f. Er kommt — wohl kaum mit Recht — zu dem Ergebnis, das hohe Alter der damaligen preußischen Heerführer sei keine Ursache der Niederlage.

[2]) 1793/94.

wir aus der „Geschichte der Kriege in Europa" ersehen[1]), sämtlich in dem Alter zwischen 35 und 42 Jahren standen, den einzigen Augereau ausgenommen, der, als der älteste an Jahren, 49 Jahr alt war!

Aber diese standen an der Spitze versuchter und mit allen Vorfallenheiten im Kriege wohlbekannter Truppen. In künftigen Kriegen wird es bei uns, um unser junges, alle drei Jahr neu zusammenlaufendes Volk[2]) im Kriege zu führen und es zusammenzuhalten, noch ganz anderer Anstrengungen bedürfen, wie diejenigen es 1813 schon erfahren haben, die, wie ich, in den Fall kamen, Landwehr abgesondert von alten Truppen anführen zu müssen.

Aber auch unsere Truppen sollen 1806 so schlecht gewesen sein, schreien die Liberalen und Revolutionärs! Daß dies nicht wahr ist, habe ich schon früher in diesen Blättern dargetan[3]) und werde darauf zurückkommen müssen. Allerdings hatte die Disziplin seit der Regierung des jetzigen Königs gewaltig nachgelassen, und es waren nicht mehr die Soldaten von 1792 und 93 (um von früherer Zeit gar nicht zu reden), aber dennoch wäre ich 1813 sehr froh gewesen, wenn ich statt der neuen losen Landwehr alte Regimenter von 1806 hätte anführen können.

Der Hauptfehler lag ganz oben. So wie der König selbst zum Kriege eigentlich nicht entschlossen war, so konnte bei alle den Anstalten oder vielmehr Nichtanstalten, die man sah, niemand an den Krieg glauben, der mit den politischen Verhältnissen nicht bekannt war. Nicht hundert Individuen ausgenommen, wurde die ganze Armee, aus einem Marschquartier ruhig in das andere hin und her ziehend, durch die plötzliche Gegenwart des Feindes ebenso überrascht wie einer, der in seinem Zimmer ruhig schlafend durch eine eingedrungene Räuberbande erweckt wird. — Wie wenige behalten in solchem Fall ihre ganze Fassung gleich im ersten Moment!

[1]) Vgl. Bd. VII, S. 28 f. Anm.

[2]) Marwitz war in seinen späteren Jahren ein Gegner der dreijährigen Dienstzeit und Anhänger des alten Kantonsystems.

[3]) Vgl. Marwitz' Schilderung der altpreußischen Armee, die ich in den Preuß. Jahrbüchern Bd. 131 S. 460 ff. veröffentlicht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Beethoven und seine Ankläger.

Von

Gustav Ernest.

(Schluß.)

Der Prozeß gegen Mälzel.

Im Jahre 1814 strengte Beethoven einen Prozeß gegen den Mechaniker Mälzel wegen des Eigentumsrechtes seiner Schlachtsymphonie, die er im Sommer 1813 für Mälzels Panharmonikon, ein mechanisches Instrument (Orchestrion), das alle damals in der Militärmusik verwandten Instrumente zu spielen vermochte, geschrieben hatte. Auch dieser Prozeß ist die Veranlassung zu vielfachen Angriffen auf Beethovens Rechtlichkeit geworden, und Thayer ist soweit gegangen, Beethovens Verfahren mit Mälzel „weder edel noch großherzig, einen Flecken in seinem Charakter" zu nennen. Er nimmt zugleich die Gelegenheit wahr, um Mälzel ein Ehrenzeugnis auszustellen, ohne dabei aber jene Objektivität in der Darstellung der Tatsachen zu bezeigen, die wir sonst an ihm gewohnt sind. Denn in einer Biographie Mälzels, die er selbst für Groves Dictionary of Music geliefert hat, nennt er ihn einen „rücksichtslosen, gerissenen, klugen Geschäftsmann, mit einer ausgesprochenen Neigung, die Ideen anderer für seinen eigenen Vorteil auszubeuten". So war beispielsweise sein Metronom, die einzige unter seinen „Erfindungen", die von praktischem und dauerndem Wert und nicht nur, wie die andern, eine ingeniöse Spielerei war, nur eine Verbesserung eines Instrumentes von Stöckel, die aber auch nicht von Mälzel, sondern — wie Mälzel später selbst, gezwungen, zugestand — von einem Amsterdamer Mechaniker Winkel herrührte; er selbst fügte nur die Zifferskala, nach der der Pendel eingestellt und damit das Tempo festgelegt wird, hinzu, doch hatte er auch hierin einen Vorgänger in Gottfried Weber. Auch die Idee der Glocke, mit der er später den Metronom versah, um den Taktanfang zu markieren, stammte von einem Uhrmacher in Amiens. — Soviel über die Ehrenhaftigkeit Mälzels. — Beethoven verpflichtete er sich zunächst dadurch, daß er einige Gehörmaschinen für ihn konstruierte. Als er dann mit dem Plan umging, sein Panharmonikon in den Hauptstädten Europas vorzuführen, wandte er sich an Beethoven mit der Bitte, ein Stück für dasselbe zu komponieren, und da

gerade die Nachricht von dem Siege Wellingtons über die französische Armee bei Vittoria am 21. Juni 1813 nach Wien gelangt war und dort ungeheuren Jubel erweckt hatte, so schlug er ihm vor, diesen Sieg in einem großen Schlachtgemälde zu feiern. Solche musikalische Schlachtenbilder waren damals ungemein beliebt, ich erinnere an die lange Jahre populäre „Schlacht bei Prag" von Kotzwara und Steibelts „Britannia oder der Sieg Admiral Duncans über die holländische Flotte" (letzteres Ereignis auch von Dussek und dem Engländer Dale in Musikstücken geschildert). Beethoven hatte sich schon mit einer ähnlichen Idee getragen: in einem Tagebuch aus jener Zeit findet sich ein Vermerk, wonach jede Nation durch einen Marsch repräsentiert werden, das Ganze mit einem Te Deum enden sollte. Er war deshalb um so eher geneigt, auf Mälzels Vorschlag einzugehen. Vielleicht wirkten bei seinem Entschluß auch seine, wie wir schon wissen, damals äußerst trüben pekuniären Verhältnisse mit, die ihn gezwungen hatten, ein Darlehen von 50 Dukaten von Mälzel anzunehmen. Man hat es nun so dargestellt, als ob Mälzel ein beträchtlicher Anteil an dem geistigen Eigentumsrecht des so entstandenen Werkes zustehe, da er Beethoven nicht nur die Idee dazu gegeben habe (?), sondern es im einzelnen entworfen und sogar das musikalische Material beigesteuert habe. Moscheles, der mit beiden bekannt war, erzählt: „Mälzel selbst schrieb alle Trommelmärsche und Trompetensignale der französischen und englischen Armeen, gab dem Komponisten mancherlei Winke, wie er die englische Armee beim Erklingen des Rule Britannia ankündigen, wie er das Malbrook mit ungeheurer Kraft einführen, die Schrecken der Schlacht schildern und das ‚God save the King' mit Effekten versehen sollte, welche die Hurras einer großen Menge darstellten. Sogar der unglückliche Einfall, die Melodie des ‚God save the King' zum Thema einer Fuge in rascher Bewegung zu machen, stammte von Mälzel."

Prüfen wir diese Mitarbeit Mälzels, so finden wir, daß die „Trommelmärsche" kurze Trommelsignale sind, die Beethoven mit Leichtigkeit auch auf anderm Wege erhalten konnte; daß die Trompetensignale im ganzen vier Takte lang und sonderbarerweise für beide Armeen fast wörtlich dieselben sind, daß das Rule Britannia ohne jede weitere Ankündigung und das Malbrook (der Marlborough-Marsch) nicht mit ungeheurer Kraft, sondern pianissimo eingeführt ist — für die danach erzielte Steigerung zum fortissimo bedurfte Beethoven wahrlich nicht der Ratschläge Mälzels; von den Effekten, welche die Hurras darstellen sollten, ist rein gar nichts in der Partitur vorhanden —, so kommen auf Mälzels Konto die Signale, der „unglückliche" Einfall der Fuge und vielleicht die Verwendung der Ratschen und Kanonenpauken, d. h. so ziemlich alles das, was man stets als die Beethovens am wenigsten würdigen Momente in der seines Namens am wenigsten würdigen unter seinen Kompositionen empfunden hat. Anderseits ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß, wenn Beethoven seinen eigenen Plänen gefolgt wäre und nicht

Mälzels Bitten, das Stück auf die Effekte des Panharmonikons einzustellen, nachgegeben hätte, er der Welt etwas anderes als dieses Werk, das einzige wohl, das wir mit Bedauern in der Liste seiner Kompositionen finden, geschenkt hätte.

Soviel über die Urheberrechte Mälzels! Wie steht es nun mit seinem Eigentumsrechte?

Die Tatsachen sind diese: Beethoven hatte lange schon eine Reise nach England beabsichtigt; an der Schwierigkeit, einen geeigneten Begleiter zu finden, war der Plan bis dahin gescheitert. Anfang 1813 schlug Mälzel ihm vor, die Reise in seiner Gesellschaft zu machen, und fraglos wäre eine so geschäftskundige Begleitung von größtem Vorteil für Beethoven gewesen. So schlug er ein, und im Hinblick auf diese Reise komponierte er „Die Schlacht". Zunächst galt es nun, die für eine solche Reise erforderliche, sehr beträchtliche Summe aufzubringen. Das konnte nur durch Konzerte geschehen. Mälzel wußte gut genug, daß man mit allgemeiner Spannung den eben vollendeten, neuen Symphonien des Meisters (der VII. und VIII.) entgegensah, und daß man um so mehr auf volle Häuser rechnen durfte, als Beethoven seit fünf Jahren kein Konzert mehr veranstaltet hatte. Um aber auch die Massen zu locken, überredete er Beethoven, seinem „mechanischen Trompeter" einen Platz auf dem Programm einzuräumen und „Die Schlacht" für großes Orchester zu bearbeiten. Wie Thayer selbst sagt, war er „scharfsichtig genug, einzusehen, daß die Komposition in dieser letzteren Form sich für sie in London von weit größerem Vorteil erweisen und, wenn sie dann später auf dem Panharmonikon gespielt wurde, um so größere Anziehungskraft üben würde". Um der Veranstaltung einen noch sensationelleren Charakter zu geben, wurde beschlossen, die beiden angesetzten Konzerte zum Besten der in der Schlacht von Hanau verwundeten Bayern und Österreicher stattfinden zu lassen und die ersten Künstler Wiens, darunter Salieri, Spohr, Hummel, Meyerbeer usw., zur Mitwirkung aufzufordern. Diese wurde aufs bereitwilligste gewährt, und die Konzerte fanden am 8. und 12. Dezember statt, das Programm lautete:

1. Eine ganz neue Sinfonie, die siebente in A-Dur, von Beethoven.
2. 2 Märsche, gespielt von Mälzels mechanischem Trompeter, der eine von Dussek, der andere von Pleyel.
3. Wellingtons Sieg.

Zwei neue Werke Beethovens und dazwischen Mälzels „mechanischer Trompeter"!

Der Erfolg war über alles Erwarten groß — 4000 Gulden konnten „dem hohen Kriegspräsidio" überreicht werden. Aber die Freundschaft Mälzels und Beethovens hatte einen Riß erhalten. Nicht nur hatte Mälzel sich in den Ankündigungen als alleinigen Unternehmer der Konzerte, ohne Beethovens Erwähnung zu tun, hingestellt, wodurch der edle Zweck derselben allein auf

sein Konto kam, sondern hatte auf den ersten Anschlagzetteln die Schlachtsymphonie auch als sein Eigentum bezeichnet. Hiergegen protestierte Beethoven sofort, die Zettel mußten durch andere ersetzt werden, in denen es hieß, das Stück sei „aus Freundschaft für seine Reise nach London" komponiert. Beethoven hatte sich also ausdrücklich das Eigentumsrecht vorbehalten und war — besonders nachdem er mit Mälzel gebrochen — unzweifelhaft in seinem Recht, als er beschloß, die neuen Werke noch einmal, diesmal aber zu seinen eigenen Gunsten, zur Aufführung zu bringen. Thayer macht Beethoven einen Vorwurf daraus, daß er Mälzel dabei völlig ausgeschaltet habe, und spricht von dem „Schaden, der ihm durch Verzichtleistung auf die Benutzung des ‚Sieges' für sein Panharmonikon, durch die Kosten seines verlängerten Aufenthaltes in Wien, durch den Verlust der Weihnachtssaison in München" usw. erwachsen war. Dagegen ist zu sagen, daß Beethoven niemals Einspruch gegen Mälzels Benutzung des „Sieges" für das Panharmonikon erhoben hat, und was das übrige betrifft, so können wir hier Thayer gegen sich selbst ins Feld führen, denn auf Seite 384 des III. Bandes lesen wir: „Mälzel fand ebenfalls eine Gelegenheit, bis zum Ende des Jahres zu warten; der Gedanke seiner wirklich sehr schönen und überraschenden Darstellung des Brandes von Moskau war ihm aufgegangen, und er blieb gerne in Wien, um dieselbe auszuführen"!! Daß Beethoven empört über Mälzels Handlungsweise war, besonders nachdem ihm gesagt worden war, Mälzel sprenge überall aus, er habe Beethoven 400 Dukaten geliehen, ist wahrlich nicht zu verwundern, und schließlich darf man wohl fragen, in welcher Weise Beethoven hätte Mälzel bei den Konzerten beteiligen sollen, etwa indem er in einer Veranstaltung, für die er allein verantwortlich war, seinen „mechanischen Trompeter" (zwischen seiner VII. und VIII. Symphonie!) auftreten ließ? Wie wenig es auch vorher einer derartig geschmacklosen Attraktion bedurft hätte, beweist der Erfolg der beiden von Beethoven allein veranstalteten Konzerte, und wenn Thayer behauptet, daß Mälzel allein diese möglich gemacht hatte, so vergißt er, daß Beethoven ja auch vorher und nachher ohne Mälzel Konzerte gegeben hat.

Mälzel, dem Beethoven sofort die geliehenen 50 Dukaten zurückzahlte, erhob jetzt Eigentumsansprüche auch auf die Orchesterbearbeitung der Schlachtsymphonie. Die Verhandlungen wurden im Bureau des Advokaten Dr. Adlersberg in Gegenwart des Freiherrn von Pasqualati geführt, hatten aber, wie von den beiden Herren ausdrücklich schriftlich festgestellt wurde, kein Resultat, da bei der letzten anberaumten Zusammenkunft Mälzel nicht erschien. Wenn Thayer dazu sagt, „Mälzel machte dabei verschiedene Vorschläge, welche Beethoven nicht annehmen wollte, um das Werk oder wenigstens das Recht der ersten Aufführung für sich zu erhalten oder aus anderen derartigen Gründen", so ist das eine völlige Entstellung des Sachverhalts. Denn in dem von den oben genannten Herren unterzeichneten Dokumente heißt es:

„Herr Mälzel machte hierbei dem Herrn van Beethoven mehrere Vorschläge, um das Werk oder wenigstens das Recht der ersten Aufführung für sich zu erhalten." Also nicht Beethoven wollte das Werk — sein eigenes Werk! — für sich erhalten, sondern Mälzel; Beethoven betonte von neuem sein Eigentumsrecht, wie es denn in der Tat unverständlich ist, weshalb das Werk, weil es Mälzel unentgeltlich für sein Panharmonikon überlassen worden war, sein Eigentum werden sollte! Was Mälzel jetzt tat, war, sich so viele Stimmen des Werkes, als irgend anging, heimlich zu verschaffen, danach die fehlenden ergänzen zu lassen und auf Grund dieser unvollständigen, verstümmelten Version ohne Beethovens Einwilligung oder Wissen am 16. und 17. März 1814 Aufführungen des Stückes in München zu seinem Vorteil zu veranstalten. Als Beethoven davon hörte, glaubte er zur Wahrung seiner Rechte gegen Mälzel vorgehen zu müssen und strengte einen Prozeß gegen ihn an. Zum Austrag ist derselbe nie gekommen, schon deshalb, weil Mälzel Wien jahrelang fernblieb und die Klage ihm nicht zugestellt werden konnte. Und als er 1817 zurückkehrte, fand eine Aussöhnung statt, der Prozeß wurde endgültig zurückgezogen, und man teilte sich in die Kosten.

Das sind die Tatsachen. Wägt man ab, was Beethoven für Mälzel, gegen das, was Mälzel für Beethoven getan, so kann kein Zweifel darüber bestehen, nach welcher Seite die Wage sich senken wird. Denn den Dank, den Beethoven ihm für seine Gehörrohre schuldete, hat er aufs reichlichste durch die Empfehlung, die er Mälzels Metronom mit auf den Weg gab, abgetragen. Schon daß er das Instrument zur Bezeichnung seiner eigenen Kompositionen benützte, genügte, um ihm allgemein Eingang zu verschaffen. Aber er tat noch mehr: nachdem er sich schon 1813 einer Erklärung Wiener Komponisten zugunsten des Metronoms angeschlossen, schrieb er 1817 einen „für Mälzel sehr wertvollen Brief" darüber an Ignaz von Mosel und erließ am 14. Februar 1818 im Verein mit Salieri eine Erklärung in der Wiener Allgemeinen Musik-Zeitung, in welcher das Instrument, nachdem „alle Autoren es angenommen", nun auch „allen Anfängern und Schülern, sei es im Gesange, dem Pianoforte oder irgendeinem anderen Instrument, als nützlich, ja unentbehrlich" anempfohlen wird. Sapienti sat! Ich überlasse es dem Leser, zu beurteilen, auf wen von beiden das Wort vom „Flecken in seinem Charakter" besser zutrifft — Beethoven oder Mälzel?

Die Prozesse um das Jahresgehalt.

Im Jahre 1809 ließ König Jerome Beethoven durch seinen Kammerherrn, Grafen Truchseß Waldburg, den Antrag stellen, als „erster Kapellmeister seiner Majestät von Westphalen" mit einem Jahreseinkommen von 600 Dukaten, wozu 150 Dukaten Reisegeld kommen sollten, nach Kassel überzusiedeln. Wir können uns unschwer vorstellen, welche Rolle der ernste

Beethoven am Hofe des lustigen Jerome gespielt hätte, und es will uns mehr als zweifelhaft erscheinen, ob er es über sich gebracht hätte, seine vielfach so engen Beziehungen zu Wien abzubrechen und sich in dem fremden, kleinen Kassel zu vergraben. Das einzige, was ihn reizen konnte, war die Aussicht, daß er „nichts zu tun haben werde, als die Konzerte des Königs zu dirigieren und dem wichtigsten Zweck seiner Kunst, große Werke zu schreiben, ganz werde obliegen können". Jedenfalls bewirkte die Kunde von dem Antrag, daß sich drei kunstfreudige Männer: Beethovens Schüler, der Erzherzog Rudolf, sein langjähriger Freund Fürst Lobkowitz und Fürst Kinsky, zusammentaten und, um den Meister ein für allemal an Wien zu binden, ihm ein lebenslängliches Jahresgehalt von 4000 Gulden, an dem der Erzherzog mit 1500, Fürst Kinsky mit 1800 und Fürst Lobkowitz mit 700 Gulden beteiligt waren, aussetzten; doch sollte diese Summe nicht in Münze, sondern in Einlösungsscheinen ausgezahlt werden. Ich möchte es dem Leser ersparen, sich auf das schwierige Gebiet der finanztechnischen Komplikationen, die sich daraus ergaben, zu begeben; für sein Verständnis wird es genügen, wenn er erfährt, daß am 1. März 1809 Einlösungsscheine für 2,48 Papiergulden erst den Wert *eines* Silberguldens hatten, so daß der Realwert des Jahresgehalts nicht 4000, sondern 1612 Gulden war. Zwei Jahre später fielen infolge des Staatsbankerotts die Papiergulden weiter, so daß ein Silbergulden gleich 5 Papiergulden war, das heißt also, Beethovens 4000 Papiergulden hatten nur noch den Wert von 800 Silbergulden. Auf Beethovens Beschwerde bestimmte der Erzherzog, wie aus einem Brief Beethovens an Zmeskall vom 19. Februar 1812 hervorgeht, daß sein Anteil in Einlösungsscheinen beglichen werden solle, wonach er sich auf 600 Silbergulden belief. Auch Lobkowitz verstand sich dazu; doch schon vom 1. September 1811 an empfing Beethoven den Lobkowitzschen Beitrag nicht mehr: infolge seiner verschwenderischen Gewohnheiten und der durch den Staatsbankerott hervorgerufenen Entwertung aller Staatspapiere hatte Lobkowitz seine Zahlungen einstellen müssen, und seine Angelegenheiten wurden in die Hände von Kuratoren gelegt. Diese weigerten sich, Beethoven anders als andere Gläubiger zu behandeln und vor allem, die Summe anders als nach dem gesetzlichen Kurs, d. h. nach dem Finanzpatent von 1811 zu berechnen. Da ein gleiches fast im selben Augenblick von seiten der Kuratoren des Vermögens des Fürsten Kinsky, der am 2. November 1812 durch einen Sturz vom Pferde getötet worden war, geschah, so sah Beethoven seine Pension auf ein Minimum reduziert. Innere Gründe hatten damals seine Schaffenskraft lahmgelegt, die Jahre 1810—1812 haben nur wenige, wenn auch um so wichtigere Werke gezeitigt, und diese wurden erst einige Jahre später verkauft; auf der anderen Seite aber waren die während dieser Zeit erschienenen Werke sämtlich bereits vor dem Winter 1810 von Breitkopf und Härtel gekauft und bezahlt worden, und wenn die dafür erhaltenen Beträge (etwa 2000 Gulden) zusammen mit den ihm 1810

von Clementi in London gezahlten zirka 2000 Gulden auch eine ganz respektable Summe repräsentieren, so müssen wir doch auch nicht vergessen, daß die Preise für alle Lebensbedürfnisse in Wien damals ungeheuer in die Höhe getrieben waren (Beethoven erwähnt einmal, daß ein paar Stiefel jetzt 30 Gulden kosten), daß ferner seine Gesundheit ihn zwang, sowohl 1811 als 1812 mehrere Monate im Bade zuzubringen, wodurch ihm sicherlich bedeutende Extraausgaben verursacht wurden, und daß er endlich beständig seinen Bruder zu unterstützen hatte, der ihn, wie wir schon wissen, im Lauf der Jahre 10000 Gulden kostete. Als tatsächliche Einnahmen lassen sich für die Jahre 1811 und 1812, soweit ich es zu ermitteln vermag, nur die 150 Dukaten, die er von Thomson in Edinburg erhielt, nachweisen.

Wir können nach dem Gesagten ermessen, von wie tief einschneidender Bedeutung die Verminderung seiner Rente für Beethoven war. Auf sie gestützt hatte er gehofft, die „Lohnarbeiten" aufgeben und sich nur noch mit großen Werken beschäftigen zu können, um sie hatte er das verlockende Kasseler Anerbieten abgelehnt und sich verpflichtet, in Wien zu leben; er sah sie nicht als ein Gnadengeschenk, sondern als eine Entschädigung für das, was er aufgegeben, an, er hatte nicht um sie gebeten, sondern man hatte sie ihm angeboten — er hatte ein Recht auf sie, und er war entschlossen, sein Recht zu verteidigen! Wir müssen, um Beethoven hier ganz zu verstehen, daran denken, wie er selbst von solchen freiwillig übernommenen Verpflichtungen dachte, wie er, nachdem er die Vormundschaft über den Neffen übernommen hatte, die schwersten Opfer gering achtete, um seiner Pflicht im höchsten Maße nachkommen zu können. Fürst Lobkowitz hatte ihm selbst früher ein Billett an seinen Kassierer gegeben, wonach dieser die Rente zum höheren Kurs auszahlen sollte; jetzt erklärte er plötzlich, daß das „ein jederzeit widerrufbarer Auftrag gewesen sei, der dem Kläger kein Recht für seine ganze Lebenszeit begründe." Beethoven sah hierin einen doppelten Treubruch und stand nicht an, seiner Empörung in den Briefen an seine Freunde drastischen Ausdruck zu geben. Aber wenn ihm da einmal Worte wie „der fürstliche Lumpenkerl" entschlüpfen — brauchen wir ihn deswegen gleich schnödester Undankbarkeit zu zeihen? In allen Freundschaften entstehen wohl einmal Risse: jeder der beiden Teile glaubt sich vom andern verletzt und läßt gelegentlich seinem Unmut auch zu Dritten freien Lauf. Aber alles das ist vergessen, sobald das Freundschaftsband neu geknüpft ist. Hier aber sind solche Worte bewahrt und schließlich der Öffentlichkeit übergeben worden und bilden nun für alle Zeit einen Angriffspunkt gegen ihn, der sie in augenblicklicher Aufwallung gebrauchte!

Am 22. Oktober 1813 entschied laut dem von Herrn Dr. Reinitz gefundenen Dokumente das Landrecht, bei dem Beethoven klagbar geworden war: „Der Herr Geklagte sey dem Kläger die in Folge Urkunde vom 1. März 1809 rückständige Pension vom 1. Juli 1811 bis zum März 1813 mit 1050 fl.

W. W. (Wiener Währung) nebst 4 % Interessen von der Verfallszeit der halbjährigen Raten binnen 14 Tagen bey Vermeidung der Execution, von diesem Zeitpunkt an aber alljährlich 700 fl. abzuführen schuldig." Die Entscheidungsgründe lauten:

„Der Herr Geklagte erkennt die Richtigkeit der Urkunde vom 1. März 1809 und das hieraus dem Kläger zustehende Recht eine Pension von 700 fl. jährlich (dies jedoch nach der Skala des Finanz-Patentes) zu fordern. Der Termin des Ausstandes d. i. seit 1. Septbr. 1811 wird gleichfalls nicht bestritten. Es beschränkt sich daher die Erkenntnis auf die Frage, ob der Ausstand dieser Pension, und selbe für die Zukunft in voller Wiener Währung oder nach der Scala des Zeitpunktes der Ausstellung der Urkunde gebühre? Ersteres wurde dem Kläger in voller Wiener Währung, und zwar der Ausstand in dem nicht angefochtenen Betrage per 1050 f. samt stufenweise zu berechnenden Verzugszinsen aus dem Grunde zuerkannt, weil der Herr Fürst laut dem als richtig anerkannten Billete dto. 10. Feb. 1813 sub A) seinem Kassier den bestimmten Auftrag gibt, dem Kläger den in der Frage begriffenen Pensionsbeitrag vom Tage des Finanzpatentes in Einlösungsscheinen auszuzahlen. Es hat daher der Herr Fürst seiner ursprünglichen Verpflichtung aus der Urkunde über die inzwischen eingetretenen neuen Geldverhältnisse eine größere Ausdehnung gegeben, und durch den erwähnten Auftrag an den Auszahler seinen Willen und Absicht auf die Art, wie die Pension auszuzahlen sey, deutlich erklärt und auf die ihm aus dem Finanz-Patent zustehende Scala-Begünstigung Verzicht geleistet. Daher werde ohne auf den angetragenen, bey dem Umstande der Anweisung ganz überflüssigen Beweis abzugehen, dem Kläger der volle Betrag in W. W. unbedingt zuerkannt. Die Gerichtskosten werden jedoch aufgehoben, weil der Herr Geklagte sich nicht ganz ohne Grund gegen die angesprochene Bezahlung geweigert hat."

Gegen diese Entscheidung appellierte der Fürst aus dem schon oben angeführten Grunde, und weil er auch mündlich keine entsprechende Zusicherung, wie Beethoven behauptete, gemacht habe. Das Appellationsgericht entschied jetzt unter dem 22. März 1814, daß das frühere Urteil nur dann bestehen könne, wenn entweder der Fürst sich weigere zu beschwören, daß er *keine* solche Zusicherung gegeben, oder Beethoven eidlich erkläre, daß solches doch der Fall gewesen sei. Gegen diese Entscheidung reichte Lobkowitz die Revision ein, die aber von der höchsten Gerichtsstelle, dem Kaiser, unter dem 11. August 1814 verworfen wurde. Jetzt erklärte sich Lobkowitz bereit, den Eid zu leisten, die Eidestagssatzung wurde angeordnet, Beethovens Protest dagegen als verspätet zurückgewiesen — und so konnte er den Prozeß als verloren ansehen. Doch er sollte zum endgültigen Austrag gar nicht kommen: der Erzherzog Rudolf und Beethovens Advokat Kanka, der zugleich Lobkowitzscher Verlassenschaftskurator war, legten sich ins Mittel, und es kam zu einem Vergleich, laut dem der Fürst seinen Anteil wieder auf die ursprüngliche Summe, 700 Gulden in Einlösungsscheinen (gleich 280 Gulden) festsetzte. Dieser Vergleich jedoch, der, wie Dr. v. Köchel erklärt, am 19. April 1815 auch gerichtlich bestätigt wurde, nachdem Beethoven schon am 3. April an Kanka geschrieben hatte: „Da nun die Geschichte mit Lobkowitz auch geendigt ist",

wurde schließlich von den Gläubigern des Fürsten noch angefochten. Da aber machte dieser selbst seinen Einfluß geltend und setzte es durch, daß Beethoven zu seinem Recht kam.

Überblicken wir die ganze Angelegenheit, so bleibt als Endeindruck übrig: „Viel Lärm um nichts!" Denn nicht viel mehr als „nichts" konnte den großen Summen gegenüber, um die es sich bei der Lebensführung des Fürsten handelte, die Differenz von 140 Gulden, um die es sich in dem Prozeß gedreht hatte, bedeuten. Und weiter darf man wohl fragen: Weshalb konnte der Fürst, was er anerkennenswerterweise schließlich tat, nicht gleich tun und so dem Freunde, dessen Genie er wie wenige zu würdigen wußte, jahrelange Ärgernisse ersparen, die im Zusammenhang mit andern Ereignissen jener Zeit nicht anders als lähmend auf seine Schaffenskraft wirken konnten? „Es ist ein fremdes Feld, worin ich gar nicht ackern sollte; viel Tränen, ja Wehmut kosten mich diese Geschichten", schreibt Beethoven an Kanka, und ein anderes Mal: „Sie können sich kaum denken, wie ich nach dem Ende dieses Handels seufze ... Sie wissen selbst, der Geist, der wirkende, darf nicht an die elenden Bedürfnisse gefesselt werden. Selbst meinem Hange und meiner mir selbst gemachten Pflicht, vermittels meiner Kunst für die bedürftige Menschheit zu handeln, habe ich müssen und muß ich noch Schranken setzen." Das waren nicht eitle Worte nur; auch in diesen schlimmen Jahren hatte seine stete Hilfsbereitschaft sich bewährt. Als der Kammerprokurator Varena in Graz ihm im Jahre 1811 schrieb und ihn für ein Wohltätigkeitskonzert, das er zu geben beabsichtigte, um Überlassung einiger seiner Werke bat, ihm zugleich Bezahlung anbietend, da antwortete Beethoven: „Leuchtete nicht aus dem Schreiben von Ihnen die Absicht, den Armen zu nützen, so deutlich hervor, so würden Sie mich nicht wenig gekränkt haben, indem sie die Aufforderung an mich gleich mit Bezahlen belegen. Nie, von meiner ersten Kindheit an, ließ sich mein Eifer, der armen, leidenden Menschheit mit meiner Kunst zu dienen, mit etwas anderem abfinden, oder er brauchte nichts anderes als das innere Wohlgefühl, das dergleichen immer begleitet." Und in einem anderen Brief an Varena heißt es: „Ich verbinde mich hiermit, jährlich Ihnen immer, auch selbst Werke, die bloß im Manuskript noch existieren oder gar eigens zu diesem Zwecke verfertigte Kompositionen zum Besten der dortigen Armen zu schicken." Er hat das Versprechen, so lange die Korrespondenz mit Varena währte (1815), getreulich gehalten. Welche Anziehungskraft solche neue Werke Beethovens übrigens hatten, mag daraus ersehen werden, daß in dem Konzert am 22. Dezember 1811 in Graz, für das Beethoven die Chorphantasie und anderes zur Aufführung überließ, über 5000 Gulden gelöst wurden. — Als er während seines Kuraufenthaltes in Karlsbad im Sommer 1813 von einem schweren Brandunglück, das die Stadt Baden heimgesucht, hörte, gab er selbst ein Konzert zur Unterstützung der Geschädigten, und von den Konzerten, die er zu wohltätigen Zwecken im Dezember 1813 mit Mälzel veranstaltete,

haben wir bereits gehört. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die zahllosen Gelegenheiten, bei denen sich Beethoven in ähnlicher Weise betätigt hat, einzeln anführen.

In engem Zusammenhang mit dem Lobkowitzschen steht der Prozeß mit den Erben des Fürsten Kinsky. Da hier genau dieselben Gesichtspunkte in Betracht kommen und die Tatsachen längst, zuletzt aus der umfassenden Arbeit von Kratochvil bekannt sind, so können wir uns hier kurz fassen.

Fürst Kinsky war, wie bereits erwähnt, am 2. November 1812 gestorben. Die Kuratoren weigerten sich, das Beethovensche Gehalt anders als nach dem gesetzlichen Kurs, wonach der fürstliche Anteil nur einen Realwert von 360 Gulden hatte, auszuzahlen, wozu sie sich um so eher berechtigt glaubten, als der Fürst, wie aus einem Briefe Beethovens vom 15. Januar 1815 hervorgeht, seinerzeit einen entsprechenden Befehl an die Kasse gegeben hatte. Beethoven hingegen beanspruchte das Gehalt in Einlösungsscheinen, wonach die 1800 Gulden einen Wert von 725 Gulden hatten. Er stützte sich dabei auf ein Versprechen des Fürsten, das er von ihm *nach* jenem Befehl erhalten hatte, und wodurch er diesen aufgehoben wähnte . . . „er fände es nicht mehr als billig, ihm seinen Gehalt in Einlösungsscheinen auszahlen zu lassen," hatte der Fürst gesagt und ihm selbst 60 Dukaten als Abschlagssumme gegeben. In gleichem Sinne hatte der Fürst sich zu Beethovens Freunden Varnhagen von Ense und Franz Oliva ausgesprochen, die beide bereit waren, ihre Aussagen eidlich zu bekräftigen. Doch der Fürst war gestorben, ohne seinen früheren Befehl zu widerrufen und der Kurator erklärte, daß die Aussage der Zeugen nur zulässig wäre, wenn sie beide *gleichzeitig* zugegen gewesen wären, als die fürstliche Zusage geschah, da das Gesetz „die einstimmige Aussage zweier unbedenklicher Zeugen fordere".

Beethoven ging auch hier wieder von dem Standpunkt aus, daß das Gehalt kein Gnadengeschenk, sondern eine Schadloshaltung für die ausgeschlagene Kasseler Stellung bedeute. „Keine Gnade ist es nicht," schreibt er an Kanka; „der selige Fürst war einer derjenigen, welche am meisten in mich drangen, den Gehalt von 600 Dukaten in Gold jährlich auszuschlagen. „Ich solle doch keinen westfälischen Schinken essen, meinte er, einen andern Ruf nach Neapel schlug ich etwas später ebenfalls aus." Und in seiner Eingabe an das Landrecht in Prag wies er darauf hin, daß er „doch auch kein kleines Opfer gebracht habe, als er Wien zu seinem festen Wohnsitz wählte zu einer Zeit, wo ihm die vorteilhaftesten Anträge vom Auslande gemacht wurden".

Ob der Prozeß, den der Prager Anwalt Dr. Wolf, der Beethoven zuerst vertrat, gegen die Kinskyschen Erben anstrengte, mit oder ohne Beethovens Zustimmung eingeleitet wurde, ist zweifelhaft, daß er erfolglos sein mußte, war in Anbetracht des Mangels an gesetzlich wirksamen Beweisen selbstverständlich. Nach langwierigen Verhandlungen, in die auch der Erzherzog

wieder vermittelnd eingriff, kam es schließlich zu einem Vergleich, durch den der Kinskysche Anteil von 1800 auf 1200 Gulden in Einlösungsscheinen, gleich 480 Gulden in Silber (etwa 1000 Mark) herabgesetzt wurde.

Wenn man bedenkt, wie gering diese Summe dem großen Kinskyschen Vermögen gegenüber war, so kann man sein Erstaunen darüber nicht unterdrücken, daß die verwitwete Fürstin, die selbst auch die Vormundschaft übernahm, nicht die so klar ausgesprochenen Wünsche ihres Gemahls ausführte und für die Beibehaltung der ursprünglich ausgeworfenen Summe eintrat. Beethoven hatte sich in drei Schreiben, deren erstes vom 30. Dezember 1812, deren letztes vom 12. Februar 1813 datiert ist (also bevor er an gerichtliche Schritte dachte), an sie gewandt, in denen er seine Überzeugung aussprach, „daß die hohen Erben und Nachkommen dieses edlen Fürsten gewiß im Geiste seiner Humanität und Großmut fortwirken und seine Zusage in Erfüllung bringen würden". Die Fürstin zog es vor, drei Jahre lang um 365 Gulden, die Differenz zwischen der vom Fürsten versprochenen und der nach der Entwertung des Papiergeldes zu beanspruchenden Summe zu streiten und zu feilschen und schließlich zu einer Verkürzung des Betrages um ein Drittel ihre Zustimmung zu geben.

Beethoven ist auch um dieser Prozesse willen scharf getadelt worden. Aber man versetze sich in seine Lage: er hatte ein großes Einkommen um ein an sich schon viel geringeres ausgeschlagen, und nun sollte dieses noch weiter verkürzt werden. Jahrelang wurde er hingezogen und unterdessen der größere Teil des Gehaltes ganz einbehalten — hatte er nicht vollgültigen Anlaß, verstimmt und gereizt zu sein? Zweifellos ist er in seinen Ausfällen, besonders gegen Lobkowitz, zu weit gegangen — aber wer in gleichem Falle *nicht* die Geduld verloren hätte, der werfe den ersten Stein auf ihn!

Wir haben damit die wichtigsten der gegen Beethoven erhobenen Vorwürfe beleuchtet und dabei bereits so viele für das Verständnis seiner Persönlichkeit bedeutsame Züge beigebracht, daß wir mit wenigen Strichen jetzt sein Bild vervollständigen können.

Im Jahre 1792 war Beethoven, 22 Jahre alt, ein gänzlich unbekannter Künstler, nach Wien gekommen, dort seine Studien zu beendigen. Und wenige Jahre später finden wir ihn als Künstler den ersten seiner Zeit an die Seite gestellt und gesellschaftlich in einer Stellung, wie sie nie vordem ein Musiker gehabt hatte. Noch Mozart, dessen Ruhm schon in Knabenjahren Europa durchflogen, den der Papst durch den Orden zum goldenen Sporen ausgezeichnet und damit berechtigt hatte, sich Ritter Mozart zu nennen, wurde von seinem Herrn, dem Erzbischof von Salzburg, wie ein Lakai behandelt, und die hochwohlgeborenen Herren, die ihm in Wien näher traten, blieben ihm doch immer nur die wohlwollenden Patrone. Beethoven aber sehen wir von einem Freundeskreis umgeben, in dem die besten Namen des Landes

uns entgegentreten — hier ist nichts mehr von dem Verhältnis des armen Künstlers zu dem reichen Gönner zu spüren, hier stehen Genie und Rang sich gleichberechtigt gegenüber, und der Mensch wird gegen den Menschen mit demselben Gewicht abgewogen. Ein Graf Brunswik, ein Freiherr v. Gleichenstein sind seine Duzfreunde, der Freiherr v. Zmeskall wird bald „Liebster Baron Dreckfahrer", bald „Verdammtes ehemaliges Musikgräferl" tituliert, die Gräfin Erdödy ist seine „liebe, liebe Gräfin", seine „teure Freundin", die Freifrau Dorothea v. Ertmann seine „liebe, werte Dorothea-Cäcilia". Was war es, was alle diese verwöhnten Günstlinge des Glücks zu dem schroffen, rücksichtslosen, häßlichen Menschen, dessen Mutter die Tochter eines Kochs, dessen Vater ein verkommener Musikant niedrigsten Grades gewesen war, zog? Nicht sein Genie allein, das hatte ja auch Mozart besessen, ein anderes mußte hinzukommen. Denn das Genie, dem jenes männliche Betonen des Eigenwesens, jenes unentwegte Festhalten an sicher erfaßten Grundsätzen, das wir unter dem Begriff „Charakter" zusammenfassen, mangelt, wird stets nur ein mit Bedauern gemischtes Gefühl der Bewunderung auslösen. Hingebung und Freundschaft aber haben ihre Wurzeln in der Persönlichkeit, und wenn diese dem Bilde, das wir uns von dem Menschen aus seinem Künstlertum geschaffen, entspricht, daß sie das letztere geradezu erst begreiflich macht und besonders, wenn sie darin nicht einen Freibrief, sondern eine Verpflichtung erblickt, dann fließen Genie und Charakter zu einem Ganzen zusammen, dessen Zauber schwer zu widerstehen ist. Schon die Art, wie er ihnen gegenübertrat, mußte auf diese stolzen Aristokraten einen außerordentlichen Eindruck machen. Stets zeigte er ihnen, daß er ihre Freundschaft nicht suchte, und daß, wenn er sie annahm, es nur geschah, weil er bei ihnen das fand, was für den Künstler ebenso sehr Lebensbedingung ist wie für die Pflanze das Licht — förderndes Verständnis. Mit seinem ganzen Wesen im Demokratismus wurzelnd, wurden seine Anschauungen durch den Verkehr mit jenen nicht etwa abgeschliffen, sondern verschärft: stets auf der Wacht, nichts von seinem Eigensten aufzugeben, verschanzte er sich doppelt stark gegen den Einfluß seines aristokratischen Verkehrs. Er schätzte den Menschen nicht nach dem, was der Zufall, sondern was er selbst aus sich gemacht, und wie sich in seiner Vorstellung das Verhältnis von Rang und Genie gestaltete, das zeigt uns eine Briefstelle wie die folgende aufs deutlichste. Er hatte den Freiherrn v. Gleichenstein eingeladen, mit ihm zu einer Musikaufführung beim Erzherzog Rudolf zu kommen. Gleichenstein war fortgeblieben, und Beethoven schreibt: „.... Du hast viel verloren nicht wegen Nichtanhörens meiner Musik, aber Du hättest einen liebenswürdigen, talentvollen Prinzen gesehen, und Du würdest als der Freund Deines Freundes gewiß nicht die Höhe des Ranges gefühlt haben — verzeih mir diese kleine stolze Äußerung, sie gründet sich mehr auf das Vergnügen, auch diejenigen, die ich liebe, gleich hervorgezogen zu wissen, als auf kleinliche Eitelkeit . . ." Man sieht, wie

das Verhältnis sich verschoben hat: es ist nicht mehr der Adlige, der den Künstler, sondern der Künstler, der den Adligen gönnerhaft unter seine Flügel nimmt. Und als weiteres Beispiel dafür, wie wenig Beethoven Rangunterschiede gelten ließ, mag die Erzählung des jungen Röckel erwähnt sein, der einmal den Fürsten Lichnowsky im Streit mit Beethovens Diener, der ihn nicht zu seinem Herrn vorlassen wollte, antraf. Beethoven hatte anbefohlen, daß er durch niemand gestört sein wolle, und der Diener wußte, daß er da auch mit dem Fürsten keine Ausnahme machen dürfe.

Mit wie fast zärtlicher Liebe aber die Freunde an Beethoven hingen, dafür möchte ich eine Stelle aus Schindlers „Leben Beethovens" anführen. Der eben genannte Fürst Lichnowsky pflegte Beethoven häufig „in seiner Werkstätte" zu besuchen. „Nach beiderseitiger Übereinkunft sollte von seiner Anwesenheit keine Notiz genommen werden, damit der Meister nicht gestört werde. Dennoch fühlte sich Beethoven durch diesen Besuch gestört und verschloß zuweilen die Tür. Unverdrossen stieg der Fürst wieder die drei Stockwerke hinab. Als aber der schneidernde Bediente im Vorzimmer saß (Beethoven hatte eine Zeitlang einen Bedienten, der seines Zeichens Schneider war), gesellte sich die fürstliche Durchlaucht zu ihm und harrte solange, bis sich die Tür öffnete und sie den Fürsten der Tonkunst freundlich begrüßen konnte. Das Bedürfnis war somit gestillt." —

Daß Beethoven jede, auch die geringste Verletzung seines Stolzes, ganz gleich durch wen, auf das energischste zurückwies, wird man nach dem Gesagten als selbstverständlich annehmen. Als Prinz Louis Ferdinand im Jahre 1804 zu kurzem Aufenthalt in Wien weilte, gab eine alte Gräfin eine kleine musikalische Abendgesellschaft, zu der, wie Ries erzählt, „natürlich auch Beethoven eingeladen war. Als man zum Nachtessen ging, waren an dem Tische des Prinzen nur für hohe Adlige Gedecke bestimmt, also für Beethoven nicht. Er fuhr auf, sagte einige Derbheiten, nahm seinen Hut und ging." Bei jedem anderen Künstler hätte eine solche Szene genügt, ihm die Pforten der aristokratischen Häuser Wiens für alle Zeit zu verschließen. Was geschah in unserm Falle? Einige Tage später gab Prinz Louis Ferdinand ein Mittagessen, wozu ein Teil dieser Gesellschaft, auch die alte Gräfin und Beethoven geladen waren. Als man sich zu Tisch setzte, wurde die Gräfin auf die eine, Beethoven auf die andere Seite des Prinzen gewiesen. So hatte der beleidigte Künstler seine Genugtuung erhalten! Und selbst als er einmal im Hause des Grafen Browne, als man während seines Spiels zu sprechen wagte, mit den Worten: „Für solche Schweine spiele ich nicht" vom Klavier aufsprang, selbst da verzieh man ihm. Und weshalb? Weil man fühlte, daß es nicht die kleinliche Empfindlichkeit des verwöhnten Künstlers war, was aus ihm sprach, sondern das Gefühl, daß man in ihm die Kunst selbst verletze, das Verlangen, daß man in ihm sie ehre, wie er selbst es tat, der, der gewaltigste Herrscher in ihrem Reiche, sich doch immer nur als ihren

Diener ansah. Sein ganzes reines religiöses Empfinden spiegelt sich in dieser Ehrfurcht, mit der er seiner Kunst gegenüberstand. Sie war ihm ein Beweis und ein Ausfluß göttlicher Macht, er fühlte sich durch sie eins mit dem Allgeist, gewann aus ihr die Kraft, allen irdischen Fährnissen zu trotzen und „dem Schicksal selbst in den Rachen zu greifen". Welche Demut aber erfüllte ihn, den als Künstler so selbstbewußt stolzen, als Mensch dem Menschen gegenüber so unbeugsam festen, im Angesicht der Urkraft und ihres Wirkens! Wie heißt es doch in den Briefen an „die unsterbliche Geliebte": „Wenn ich mich im Zusammenhang des Universums betrachte, was bin ich, und was ist der, den man den Größten nennt — und doch ist wieder hierin das Göttliche des Menschen ..." Und in einem Briefe an Schott: „ich erhielt wegen der Ouvertüre Lobeserhebungen usw., was ist das alles gegen den großen Tonmeister oben — oben — oben und mit Recht allerhöchst, wo hier unten nur Spott damit getrieben wird. Die Zwerglein — allerhöchst!!!???"

Und endlich an Freund Zmeskall: „Schreiben Sie ja nicht mehr der große Mann über mich — denn nie habe ich die Macht oder die Schwäche der menschlichen Natur so gefühlt als itzt."

Und wie gerne beugte er sich auch als Künstler, wo er glaubte, den göttlichen Funken strahlender leuchten zu sehen als in sich selbst. Als er einmal auf einem Spaziergang mit Cramer aus einem Konzertgarten ein Mozartsches Adagio herübertönen hörte, da blieb er stehen, lauschte still bis zum Schluß, und dann rief er: „Cramer, Cramer, das werden wir beide nie zustande bringen", und als er das sagte, hatte er bereits alles, was Mozart auf dem Gebiet der Instrumentalmusik geleistet, weit hinter sich gelassen. Geradezu ergreifend ist die Verehrung, mit der er zu Händel aufschaute: „Händel ist der größte Komponist, der je gelebt hat", erklärte er einmal — „ich würde mein Haupt entblößen und auf seinem Grabe niederknien."

Ich sprach oben von der Ehrfurcht, mit welcher er der Kunst selbst gegenüberstand. Da mag es manchem sonderbar erscheinen, daß er sich zu einem Stück wie „Die Schlacht" hergab. Doch — er schrieb es, um einem Freunde einen Dienst zu erweisen. Es war ein Gelegenheitsscherz, „eine Dummheit" nannte er es selbst und fügte hinzu, „es war ihm nur insofern lieb, als er die Wiener damit total schlug!"

Aber wie unbeugsam war derselbe Beethoven, wenn man ihm zumutete, da, wo es galt, von seinem Eigensten zu geben, in Formen, die ihm heilig waren, zu schaffen, auch nur um eines Haares Breite von der geraden Linie rein künstlerischen Wollens oder Müssens abzuweichen. Im Jahre 1816 besuchte ihn ein englischer General Kyd und forderte ihn auf, für die Londoner Philharmonische Gesellschaft eine neue Symphonie zu komponieren — einen Gewinn von nicht weniger als 20000 Mark stellte er ihm daraus in Aussicht. Zum Schluß äußerte er noch den Wunsch, Beethoven möchte das Werk in dem leichter verständlichen Stil seiner I. und II. Symphonie halten.

Da fuhr Beethoven auf: „Er lasse sich nichts vorschreiben, er verachte das Geld und werde um die halbe Welt nicht etwas schreiben, was nicht in seinem Sinn und seiner Eigentümlichkeit liege." „Mit Entrüstung wies er den Antrag zurück und fertigte den Antragsteller demgemäß ab."

Es ist seltsam, wie in diesem Menschen Wirklichkeit und Schein in Widerspruch standen, wie er im Kern so ganz anders war, als er sich gab. Man hat ihn einen Atheisten genannt, weil er nicht glauben wollte, daß Gott ihm zwischen den vier Wänden einer Kirche näher sei als anderswo. Und doch hat nie ein Mensch den Gottesbegriff reiner erfaßt und tiefer empfunden als er — Aussprüche wie einige der oben angeführten sind allein schon genügend, es zu beweisen. Allüberall schaute ihm Gottes Antlitz entgegen, seine schwärmerische Naturverehrung ist ganz durchtränkt von der Bewunderung für die Macht Gottes, die so Herrliches geschaffen. In seinem Tagebuch klingt dieses Gefühl immer wieder durch: „Mein unglückseliges Gehör plagt mich hier nicht. Ist es doch, als wenn jeder Baum auf dem Lande zu mir spräche Heilig! Heilig!" . . . „Allmächtiger, im Walde, ich bin selig, glücklich im Wald, jeder Baum spricht durch dich." — „O Gott, welche Herrlichkeit in einer solchen Waldgegend, in den Höhen ist Ruhe, Ruhe ihm zu dienen." Aber wenn wir auch kein Wort von ihm hätten, das uns zeigte, wie stark sein Glauben war, wer, der nur einmal der „Großen Messe" gelauscht, sich von der überzeugenden Gewalt dieses Credo, dem extatischen Jubel dieses Gloria in Excelsis hat hinreißen lassen, sollte nicht gefühlt haben, daß diese Musik nur auf dem Boden des echtesten, innigsten Gottesbewußtseins emporblühen konnte?

Ganz ähnlich gestaltet das Bild sich, wenn wir nach der geistigen Bildung Beethovens fragen. Wer seine Briefe, besonders die geschäftlichen Inhalts liest, muß den Eindruck bekommen, es mit einem Menschen auf allertiefster Bildungsstufe zu tun zu haben, so verblüffend ist die Unkenntnis der allerelementarsten Regeln des Satzbaues und selbst der Orthographie. Aber dieser selbe Beethoven konnte sich im Französischen und Italienischen, wenn nicht elegant, so doch fließend ausdrücken und muß den häufigen lateinischen Zitaten nach zu urteilen, denen wir in seinen Briefen begegnen, auch mit dieser Sprache einigermaßen vertraut gewesen sein. Dazu aber treffen wir in seinen Briefen bisweilen auf Sätze von einer gedanklichen Vertiefung und Wucht des Ausdrucks, die geradezu überraschend wirken. Hier einige wenige — wobei ich die von Bettina überlieferten grundsätzlich beiseite lasse, weil sie mir viel mehr das Gepräge ihres als seines Geistes zu tragen scheinen und jedenfalls in der Fassung fast durchgängig nicht Beethovenisch sind.

„Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen, und sie ist auch die meinige."

„Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht."

„Verfolgt von der Güte der Menschen, die ich meine ebensowenig verdienen zu wollen, als sie zu verdienen — Demut des Menschen gegen den Menschen — sie schmerzt mich."

„Ach Gott, so nah, so weit! ist es nicht ein wahres Himmelsgebäude unsere Liebe — aber auch so fest wie die Veste des Himmels."

„Der wahre Künstler hat keinen Stolz, leider sieht er, daß die Kunst keine Grenzen hat, er fühlt dunkel, wie weit er vom Ziel entfernt ist, und indes er vielleicht von andern bewundert wird, trauert er, noch nicht dahin gekommen zu sein, wohin ihm der bessere Genius nur wie eine ferne Sonne vorleuchtet."

„Ich höre, daß Cramer sich gegen meine Kompositionen erklärt habe; ich hoffe aus keinem andern Grunde, als der Kunst zu nützen, und so habe ich gar nichts dawider einzuwenden."

„Mit Mut gewinnt man allenthalben, wenn er gerecht ist."

„Wir Endliche mit dem unendlichen Geist sind nur zu Leiden und Freuden geboren, und beinah könnte man sagen, die ausgezeichnetsten erhalten durch Leiden Freude."

(Aus dem Heiligenstädter Testament, 1802): „Gottheit, du siehst herab auf mein inneres, du kennst es, du weißt, daß Menschenliebe und neigung zum woltun drin Hausen. O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir unrecht gethan, und der unglückliche, er tröste sich, einen seines gleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur doch noch alles gethan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden."

„Die Texte, die sie mir zusendeten, eignen sich wirklich am wenigsten zum Gesang: die Beschreibung eines Bildes gehört zur Mahlerey; auch der Dichter kann sich hierin vor meiner Muse glücklich schätzen, dessen Gebiet hierin nicht so begränzt ist, als das meinige, so wie es (das meinige) sich wieder in andern Regionen weiter erstreckt und man unser Reich nicht leicht erreichen kann." Wem fallen hierbei nicht die Worte ein, die Beethoven unter den Titel der Pastoralsymphonie setzte: „Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei." Das Eigenwesen der Musik, ihre Sphäre und ihre Umgrenzung ist hier mit einer Schärfe bestimmt, die der üppig wuchernden Musikästhetik einer kommenden Zeit wenig Neues hinzuzufügen übrig ließ.

Wie umfassend und nur dem Höchsten zugewandt Beethovens geistige Interessen waren, dafür mögen die folgenden Stellen aus Briefen an Breitkopf & Härtel als Beweis dienen: „Vielleicht könnten Sie mir eine Ausgabe von Goethes und Schillers vollständigen Werken zukommen lassen — die zwei Dichter sind meine Lieblingsdichter, sowie Ossian, Homer, welchen letzteren ich leider nur in Übersetzungen lesen kann." Und: „Es gibt keine Abhandlung, die so bald zu gelehrt für mich wäre; ohne auch im mindesten Anspruch auf eigentliche Gelehrsamkeit zu machen, habe ich mich doch bestrebt von Kindheit an, den Sinn der Bessern und Weisen jedes Zeitalters zu fassen; Schande für

jeden Künstler, der es nicht für Schuldigkeit hält, es hierin wenigstens soweit zu bringen."

In diesen Worten haben wir den Schlüssel zur geistigen Persönlichkeit Beethovens: an sich arbeiten, sich seelisch und geistig auf eine immer höhere Stufe zu bringen, das ist für ihn der Inbegriff eines des Namens würdigen Menschtums. Die Worte, die der Dreißigjährige dem Freunde in der Heimat schrieb: „So viel will ich euch sagen, daß ihr mich nur recht groß wieder sehen werdet; nicht als Künstler (nur) sollt ihr mich größer, sondern auch als Mensch sollt ihr mich besser, vollkommner finden", diese Worte sind das Motto seines Lebens geblieben. Wenn je ein Mensch, so hat er — „immer strebend sich bemüht".

Für Mozart, für Haydn war die Summe ihrer Interessen in dem engen Kreis ihres künstlerischen Berufs eingeschlossen gewesen — ein Ereignis wie die französische Revolution ging spurlos an Haydn vorüber. Beethoven nahm an allem lebendigsten Anteil, was fördernd oder hemmend die Welt berührte. Er war einer der glühendsten Verehrer Napoleons, so lange er in ihm den Befreier, den Messias sah — er hatte „auf" ihn seine III. Symphonie komponiert. Er wurde sein glühendster Hasser, sobald der Messias zum Usurpator wurde und statt den Völkern die Freiheit zu bringen, sie unter das Joch der Knechtschaft zwang. „Schade," rief er bei der Nachricht von einem neuen Siege Napoleons, „schade, daß ich die Kriegskunst nicht so gut verstehe wie die Tonkunst, ich würde ihn doch schlagen!"

Als durch das Bekanntwerden der Hammer-Purgstallschen Übersetzungen und Schriften das Interesse der gebildeten Kreise auf die orientalische Geisteswelt gelenkt wurde, da versenkte sich auch Beethoven voll Eifer in diese neuen Gebiete, und die zahlreichen Auszüge und Notizen, die er sich machte, lassen deutlich erkennen, wie urverwandt ihn vieles darin anmutete. Nicht minder aufmerksam las er Herders einschlägige Abhandlungen und Goethes West-östlichen Diwan.

Als man in seiner letzten Krankheit eine leichtere Lektüre für angebracht hielt und zu dem Zwecke ihm einen Walter Scottschen Roman brachte, warf er ihn nach kurzer Zeit mit den Worten: „Zum Teufel mit der Schmiererei! Der Kerl schreibt doch bloß um das Geld!" fort und kehrte zu seinen geliebten Klassikern zurück, zum Shakespeare und Goethe (der seinen früheren Liebling Klopstock ganz und gar bei ihm „ausgestochen" hatte), zum Homer und vor allem auch zum Plutarch, der in jenen Jahren schon, als das Ohrenleiden zuerst seine finstern Schatten über sein Leben zu werfen begann, ihn „zur Resignation geführt hatte". „Resignation! Welches elende Zufluchtsmittel, und mir bleibt es doch das einzige übrig," so hatte er im Jahre 1800 geschrieben. Aber wie bald hatte er das elende Zufluchtsmittel sich zum rettenden Anker gewandelt, durch den gehalten er Sturm und Wetter zu trotzen vermochte. Denn seine Resignation war nicht von jener stumpfen, ertötenden Art, die im Bewußtsein von der Unabänderlichkeit des Geschicks es widerstands-

los über sich ergehen läßt, sondern die kraftvoll entschlossene, die sich in das Unvermeidliche fügt, aber zugleich auf den Trümmern des alten sich ein neues Glück aufbaut. Je mehr sein Leiden ihn zwang, sich von der äußeren Welt zurückzuziehen, um so reicher entfaltete sich die seines Innern. Da sah er Gesichte, verkehrte er mit Wesen, von denen der gewöhnliche Menschenverstand sich nichts träumen läßt, da fühlte er, der dem Leben so hilflos gegenüberstand, sich immer mehr als Herr und Meister, weit erhoben über irdische Schwäche, erfüllt von einer Kraft, die ihn alles Leid vergessen und das Dasein mit neuer Lust umfassen ließ. Nun konnte das Schicksal ihm nichts mehr anhaben, nun konnte seine Schicksalssymphonie in einem brausenden Jubelakkord ausklingen und sein Schaffen, unberührt von allem Leid, das auf ihn einstürmte, von jener seligen Heiterkeit umspielt sein, die nur in einem glückerfüllten Herzen daheim ist. Immer unentwirrbarer mochten ihm die Wege des Schicksals erscheinen, aber aus der Erkenntnis, wie wunderbaren Ersatz es ihm für alles, was es ihm genommen, gewährt, ging ihm ein Gedanke immer überzeugender, beglückender auf: nicht zum Leid, nein, zur Freude ist die Menschheit geboren! Und so singt er in Nacht und Schmerzen, als aller Weisheit letzten Schluß, als seiner Überzeugungen höchsten Inhalt seinen Jubelhymnus „An die Freude", die Freude, die da ist die Liebe, jene allumfassende, gotterfüllte Liebe, die er von Jugend an geübt und mit der er nun, da sein Leben sich seiner Erfüllung zuneigt, noch einmal die ganze Menschheit in einem einzigen Kuß umschlingen möchte.

Das war Beethoven — doppelt ehrwürdig als Künstler, wenn wir ihn nach seinem Leben, doppelt ehrwürdig als Mensch, wenn wir ihn nach seiner Kunst beurteilen; keiner von denen, die wie ein Lionardo oder Goethe ihr Leben zum Kunstwerk zu gestalten vermochten, weil sein eigentliches Leben das Kunstwerk selbst war; ein Mensch, dessen Fehler: sein unberechenbares, jähzorniges Wesen, sein mit den Jahren stetig wachsendes Mißtrauen und anderes durch sein tragisches Schicksal genugsam erklärt werden; kleinlich wohl in kleinen, aber stets groß in großen Dingen; hart und unbeugsam wie ein Stein für die einen, aber Funken innigster Sympathie aussprühend, wenn man ihn in der rechten Weise anzuschlagen verstand.

Das war Beethoven — von wenigen, die ihn gekannt, verstanden, von allen geliebt, weil er selbst ganz Liebe war.

* * *

Von Beethoven zu „Beethovens Prozessen" — ein weiter Abstieg, und es wird mir nicht leicht, ihn zu machen. Aber ein seltsames Zusammentreffen von Umständen hat es gefügt, daß die Arbeit des Herrn Dr. Reinitz über die von ihm entdeckten Dokumente, welche letztere mir seinerzeit von der Redaktion der „Deutschen Rundschau" zu selbständiger Benutzung übergeben wurden, nun noch vor der vollständigen Veröffentlichung der meinigen er-

schienen ist. Dadurch sehe ich mich in die wenig erfreuliche Notwendigkeit versetzt, mich mit ihr noch einmal beschäftigen zu müssen. Nicht um Kritik daran zu üben: es kann füglich dem Publikum überlassen bleiben, zu entscheiden, ob das von Herrn Dr. Reinitz entworfene Bild Beethovens das psychologisch richtigere ist oder das meinige. Seinem Urteil mag auch die Frage anheimgestellt werden, ob die sämtlichen von Herrn Dr. Reinitz mitgeteilten Dokumente wirklich des Abdruckes wert waren; — wie ich selbst darüber denke, geht daraus hervor, daß ich im ganzen nur drei davon gebracht habe. Aber eines erscheint mir als eine unumgängliche Pflicht: wenigstens die schwerwiegendsten der Irrtümer seiner Arbeit richtigzustellen, da die Tatsache, daß sie unter den Auspizien der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht ist, manchen verleiten könnte, ungeprüft ihre Behauptungen als historisch beglaubigte Fakten hinzunehmen.

Zunächst möchte ich feststellen, daß das Jahr 1814 nicht, wie Herr Dr. Reinitz behauptet, das traurigste, sondern das in jeder Beziehung erfolgreichste in Beethovens Leben gewesen ist. So spricht er von dem „unglückseligen" Jahr 1814, erklärt: „Gerade vor hundert Jahren (1814) seien Beethovens finanzielle Bedrängnisse so groß gewesen, daß er die Kopiaturen, die arme Schreiber besorgt hatten, nicht bezahlen konnte;" Frau Streicher habe von dieser Zeit geschrieben, er habe nicht nur keinen guten Rock, auch kein ganzes Hemd gehabt usw. Aus meiner eigenen Arbeit (S. 32) wird Herr Dr. Reinitz inzwischen erfahren haben, daß diese Äußerung sich auf den Sommer 1813 bezog, während, wie gesagt, das Jahr 1814, was materielle Erfolge und künstlerische Ehrungen betrifft, geradezu den Höhepunkt von Beethovens ganzem Leben bildet: im Januar und Februar fanden die beiden früher erwähnten Konzerte statt, deren Ergebnis nach Thayer „nicht allein in pekuniärer Hinsicht bedeutend war"; daran schloß sich die Wiederaufnahme des „Fidelio" und die Benefizvorstellung für Beethoven am 18. Juli, deren pekuniärer Ertrag „in hohem Grade zufriedenstellend war"; schließlich folgte der Wiener Kongreß, während dessen der Meister von den gekrönten Häuptern und anderen, denen er bei dieser Gelegenheit vorgestellt wurde, durch reiche Geschenke ausgezeichnet wurde, nicht zu vergessen die großen Festkonzerte vom 29. November und 2. Dezember, von denen wenigstens das erste vor überfülltem Saal stattfand. So hat Beethoven gerade in diesem Jahre den Grundstock für jene Ersparnisse gesammelt, aus denen er später die sieben Bankaktien ankaufte.

Übrigens zeigt die Art, wie Dr. Reinitz das Konzert vom 29. November erwähnt, daß er über den Charakter dieser Veranstaltung falsch unterrichtet ist.

Nach ihm „veranstaltete der Wiener Stadtmagistrat das große Festkonzert, zu dem Beethoven als Hauptmitwirkender aufgefordert wurde". Das Programm des Konzerts aber lautet wörtlich:

„Große musikalische Akademie
welche
auf hohes Verlangen
Dienstag den 29. Nov. 1814 im großen Redoutensaal
zum Vorteil
des Herrn Ludwig van Beethoven
abgehalten wird.

Die dabey vorkommenden Musikstücke, sämmtlich von der Komposition des Herrn van Beethoven sind folgende . . . . . .

Die Eintrittspreise sind auf dem Parterre 3 Gulden, auf der Gallerie 5 Gulden.

Die Eintrittsbillette sind in der Wohnung des Herrn van Beethoven . . . . und bei der k. k. Theaterkasse zu haben."

Der große, zirka 6000 Personen fassende Redoutensaal war Beethoven seitens des Oberstkämmereiamtes für zwei Abende „mit rühmenswerter Bereitwilligkeit" zur Verfügung gestellt worden, indem man, wie Schindler erzählt, höheren Ortes diese musikalische Feierlichkeit gleichsam wie eine Hoffestlichkeit betrachtete. Er erzählt weiter, Beethoven selber habe die Einladung an alle Monarchen ergehen lassen, die sämtlich bei der Feier erschienen waren. — Demnach war nicht der Wiener Stadtmagistrat, sondern Beethoven selbst der Veranstalter des Konzertes. —

Bedauerlicherweise ist es Herrn Dr. Reinitz nicht einmal auf den Gebieten, wo er nicht als Dilettant, sondern als Autorität spricht, dem juristischen und dem finanztechnischen, gelungen, seine Darstellung von Widersprüchen freizuhalten. So lesen wir S. 261, nachdem er von dem Jahrgehalt von „4000 Gulden in Bankozetteln" erzählt hat, das Beethoven 1809 vom Erzherzog Rudolf und den Fürsten Lobkowitz und Kinsky ausgesetzt wurde: „Aber schon nach zwei Jahren war die Herrlichkeit getrübt . . . indem seine Pension auf 1612,9 Gulden in Silber gesunken war. Nur Erzherzog Rudolf bewilligte den Ersatz der Kursdifferenz, er bezahlte fortan die Pension voll in Einlösungsscheinen; Fürst Lobkowitz und die Erben Kinskys hielten sich aber an die Skala, gemäß welcher dem bedrängten Beethoven nur im Verhältnis von 2,48 = 1 zu zahlen war." Auf S. 249 aber heißt es ganz richtig: „Schon am Tage des Vertragsschlusses, nämlich im Jahre 1809, betrug die Relation des Papiergeldes 2,48 = 1, also sein Gehalt von 4000 Gulden nur noch 1612,9 Gulden in Silber." Also das eine Mal trat die Verminderung des Gehaltes auf 1612,9 Gulden erst 1814, das andere Mal schon 1809 ein!

Auch die Haltung des Erzherzogs erhält in obiger Darstellung eine irreführende Deutung: er zahlte nämlich einfach seinen Beitrag nach dem Kurse von 1809 (2,48 = 1) fort, während Lobkowitz und die Kinskyschen Erben sich den weiteren Kursfall, der 1811 infolge des Staatsbankerotts eintrat, zunutze machen wollten!

Wenn Dr. Reinitz später dann sagt, Beethoven habe „durch gnädige Nachsicht" erzielt, daß seine Pension nach einer kurzen Unterbrechung „in vollem Betrage in Einlösungsscheinen ausbezahlt wurde", so stimmt auch das nicht, denn bekanntlich wurde sie als Resultat des Vergleichs mit den Kinskyschen Erben auf 1360 Gulden herabgesetzt. —

Wieviel auch die Beleuchtung der Beethovenschen Prozesse vom juristischen Standpunkt zu wünschen übrig läßt, mögen einige Beispiele erhärten. S. 255 heißt es wörtlich: „Nur durch Unkenntnis obigen Übereinkommens (mit Steiner) ist es erklärlich, daß Schindler in seiner Biographie Beethovens schreibt: ‚Es ist keinerlei Versprechen von seiten Beethovens gegeben worden, seine Kunst nur dem Dienst dieser Verlagshandlung zu widmen, und es diene zum Trost seiner Freunde, daß sich dies mit Gewißheit herausgestellt habe.'" Herr Dr. Reinitz begleitet dieses Zitat mit einem „sic!" und begründet dasselbe folgendermaßen: „Nach der im Satzbuche Nr. 3 enthaltenen Eintragung hat sich vielmehr die Gewißheit des Gegenteils herausgestellt, nämlich, daß sich Beethoven wirklich verpflichtet hatte, für seine Sonate die Vorhand der Firma Steiner zu überlassen."

Zunächst möchte ich mir die Frage erlauben, ob es wirklich im juristischen Sinne ein und dasselbe ist, ob man einem anderen die Vorhand für ein bestimmtes Werk („seine Sonate") überläßt, oder ihm verspricht, seine Kunst nur seinem Dienst zu widmen?! Sodann aber: wie heißt es denn in dem von Herrn Dr. Reinitz zitierten Übereinkommen? Beethoven verpflichtet sich darin, Steiner seine neue Klaviersonate unentgeltlich in Eigentum, mit Ausnahme des Gebrauchs für England, zu übergeben und außer diesem noch ihm zur Herausgabe zweier oder dreier neuen Sonaten die Vorhand zu lassen ..... Wo steht da ein Wort von einem Versprechen, nur für ihn zu arbeiten?

Wie getreu Beethoven diesen Vertrag erfüllt hat, habe ich bereits nachgewiesen, und wenn Herr Dr. Reinitz von dem hilfsbereiten Steiner spricht, „der es ihm sogar ermöglichte, die bei ihm herausgegebenen Werke in England zu verwerten", so beruht das auf Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse; denn jeder Eingeweihte weiß, daß die gleichzeitige Verwertung neuer Werke in Österreich und England etwas ganz Alltägliches war. —

Ebenso unhaltbar ist die Bemerkung: „Der stets bereite Steiner, sein damaliger (1813!) Verleger und Geldgeber" .... Tatsächlich ist erst 1815 zum ersten Male ein Werk Beethovens im Steinerschen Verlag erschienen, nämlich die oben erwähnte, 1814 komponierte E-Moll-Sonate!

Beinahe überflüssig dürfte es sein, darauf einzugehen, wenn Herr Dr. Reinitz als eine der Quellen für seine Beethoven-Wissenschaft — Heribert Rau anführt. Es ist, als wollte jemand für eine wissenschaftliche Untersuchung über die Indianerstämme — Karl Mays Indianergeschichten benutzen. Was die Geschichte selbst betrifft, so soll sie sich nach Dr. Reinitz (S. 256) „in Beethovens Jugendjahren, da er noch weniger vergrämt gewesen", zu-

getragen haben. Der Leser wird sich erinnern, daß in dieser Geschichte Haslinger als Mitinhaber der Steinerschen Musikalienhandlung figuriert. Rechnen wir eines Mannes Jugendjahre schon bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre, so war Haslinger, als Beethoven dieses Alter erreichte, eben dreizehn geworden! In Wirklichkeit trat Haslinger in das Steinersche Geschäft erst 1810 (als Beethoven 40 Jahre alt war) ein, und ein Brief, wie der von Dr. Reinitz nach Heribert Rau zitierte, findet sich in keiner der Sammlungen authentischer Beethovenbriefe.

Gleich falsch unterrichtet zeigt sich Dr. Reinitz auch, wenn er sagt: „Fürst Kinsky hatte (als er Dezember 1812 starb) die Früchte seiner Munifizenz, neue Schöpfungen des Meisters, gar nicht genossen, da Beethoven gerade in der Zeit nichts Neues geschaffen hatte." „Seine Korrespondenz aus dieser Zeit verrät eine auffallende Sterilität seiner Schaffenskraft!" Nichts Neues ... Lappalien, wie das große B-dur-Trio, die VII. und VIII. Symphonie und die Violinsonate op. 96, die sämtlich in den Jahren 1811 und 1812 geschrieben wurden, erscheinen Herrn Dr. Reinitz augenscheinlich nicht der Erwähnung wert! Und dann: Beethovens neue Schöpfungen als Früchte der Kinskyschen Munifizenz und seine Korrespondenz als Beweis der „auffallenden Sterilität seiner Schaffenskraft"!! Wahrlich — difficile est satiram non scribere!

Ein wahres Labyrinth von Irrtümern enthält Dr. Reinitz' Behandlung des Mälzelprozesses. Sicherlich ist die juristische Beleuchtung, die er ihm gibt, hochinteressant — sie läßt nur leider jede Kenntnis hinsichtlich der Bedeutung von musikalischen Kunstausdrücken, wie Thema, Motiv und dergleichen, vermissen. „Die Mittäterschaft" (!!) Mälzels (NB. Beethoven war danach „der Täter" der Schlachtsymphonie, Mälzel der Mittäter!) und „sein hervorragender Anteil an der Komposition" steht für Herrn Dr. Reinitz fest, da „der eigentliche Kern, Motiv und Thema, kurz, was zum Verständnis des Tonwerkes notwendig und gewissermaßen der musikalische Hauptgedanke, nicht von Beethoven allein, sondern zum großen Teil von Mälzel gegeben war. Was er beitrug, war daher kein äußeres Mittel, nicht etwa eine bloße Instrumentation mit Trompeten, Donnermaschinen und Pauken, sondern eine planmäßig angelegte musikalische Arbeit, zu welcher Beethoven in der ihm eigenen Meisterschaft die wirkungsvolle Harmonie schuf." Das läßt es fast erscheinen, als ob Mälzel der eigentliche Komponist der Schlachtsymphonie war.

Ebenso wenig beschlagen scheint mir Herr Dr. Reinitz auf dem Gebiet des musikalischen Autorrechts. Denn um als Mitautor an der Schlachtsymphonie, selbst nach der Reinitzschen Auffassung, gelten zu können, hätten doch die von Mälzel beigesteuerten „Motive und Themen" sein geistiges Eigentum sein müssen. Daß davon gar nicht die Rede sein kann, habe ich ja bereits nachgewiesen, und für Mälzel die Mitautorschaft an der Schlachtsymphonie in Anspruch zu nehmen, weil er Beethoven einige der üblichen Trommel- und Trompetensignale dazu angegeben, ist so gerechtfertigt, als wollte man Heribert Rau

der Mittäterschaft an der Reinitzschen Arbeit beschuldigen, weil er die hübsche Geschichte von dem taubstummen Jungen dazu beigesteuert hat.

Seltsame Vorstellungen scheint Herr Dr. Reinitz auch von dem kaufmännischen Werte der Beethovenschen Kompositionen zu haben. Er nennt die von ihm erzielten Preise „enorm", also 2000 Mark für die große Messe, das Resultat mehr als vierjähriger Arbeit, enorm! 1200 Mark für die IX. Symphonie enorm! Bekanntlich hat Chopin — von den Preisen der Thalbergschen Kompositionen sprach ich schon — 2000 Franken für seine Präludien und häufig 1000 Franken und mehr für ein einziges Klavierstück erhalten.

Viele von Herrn Dr. Reinitz' Behauptungen bedürfen kaum erst der Widerlegung: so, wenn er sagt, die von der Philharmonischen Gesellschaft in London erbetene Hilfe sei gewiß nicht dringlich gewesen, „Beweis dessen, daß die gesandten 1000 Gulden in Beethovens Nachlaß intakt aufgefunden wurden" und dabei vergißt, daß, als Beethoven die Unterstützung erbat — er spricht dabei nur von der Veranstaltung eines Konzertes zu seinen Gunsten —, er nicht ahnte, daß sein Ende so nahe sei, und daß er, als sie endlich kam, zu Tode krank daniederlag und acht Tage danach starb.

Wenn Herr Dr. Reinitz Beethoven immer wieder darum tadelt, daß er die Bankaktien, mittels deren die Zukunft des Neffen sichergestellt werden sollte, nicht in Angriff nahm, so dürfen wir mit ihm darum nicht rechten. Vielleicht war Beethovens Handlungsweise dabei — in rein juristischer oder finanztechnischer Beleuchtung gesehen — wirklich nicht die zweckmäßigste. Und wenn er sagt, Beethoven sei in Geldsachen „unpraktisch, aber spekulativ gewesen — man hätte ihn für einen Geschäftsmann halten können, so sehr hatte das Alltägliche ihn erschöpft (?)" —, so ist auch das Ansichtssache und wunderbar ist nur, daß Beethoven zu gleicher Zeit soviel vom Geschäftsmann hatte und so unpraktisch war . . . das ist doch sonst die Sache der Geschäftsleute nicht!

Noch möchte ich erwähnen, daß ein Dr. Reger, den Herr Dr. Reinitz häufiger anführt, nirgendwo im Zusammenhang mit Beethoven genannt wird. Vermutlich hatte er den Dr. Beyer in Prag im Sinne, der in der Kinskyschen Angelegenheit eine bescheidene Rolle spielte.

Und damit genug! Es wäre zwecklos, die Reinitzsche Arbeit auf allen ihren Irrwegen zu verfolgen — nur daran lag mir, ihre Unhaltbarkeit in fast allem Tatsächlichen zu erweisen, und dazu werden die gegebenen Proben mehr als hinreichen. Welchen Wert aber Schlüsse haben können, die auf so brüchige Prämissen aufgebaut sind, diese Frage mag sich der Leser selbst beantworten.

Literarische Rundschau.

Schweden.

Schweden. Historisch-statistisches Handbuch. Im Auftrage der königlichen Regierung herausgegeben von J. Guinchard. Stockholm 1913.

Wenn sich eine geistige Elite innerhalb einer Nation zusammenfindet, um ein Gesamtbild ihres Heimatlandes und ihres Volkes zu geben, so fesselt der Geist, aus dem heraus sie schreibt, den Leser fast noch mehr als der umfangreiche Gegenstand, über den sie schreibt. Und das große Handbuch über Schweden, das jüngst in zweiter Auflage erschienen ist, atmet, obwohl es etwa zweihundert Autoren verfaßt haben, nur einen Geist. Fast in keinem der zweihundertfünfzig Kapitel fällt eine persönlich gefärbte Ansicht oder ein persönlich gefärbter Stil in die Augen; alle diese zweihundert Mitarbeiter, unter denen sich doch gewiß ausgeprägte Persönlichkeiten genug befinden, gehen völlig auf in dem großen Ganzen, in einem abgerundeten, geschlossenen Werk schwedischen Geistes.

Und da der Nationalstolz einer der auffallendsten Bestandteile des schwedischen Geistes ist, so präsentiert sich das Buch zunächst als eine große vaterländische Kundgebung, schwedisch-national, von seinem blau-goldenen Umschlage bis in jeden Satz seines Inhalts. Bei näherer Prüfung dringt man zu der fast noch auffälligeren Tatsache durch, daß dieser starke Nationalstolz sich mit Wahrheitsliebe gut verträgt, und ist versucht, dies auf den germanischen Charakter des Volkes zurückzuführen. Wer in der Lage ist, die geographischen, meteorologischen, geologischen und biologischen Angaben der ersten hundert Seiten nachzuprüfen, wird finden, daß hier alles Wesentliche klar und zutreffend dargestellt ist. Niemand, der die schwedische Art zu arbeiten kennt, wird an der Zuverlässigkeit des ungeheuren statistischen Materials zweifeln, das dem Buche zugrunde liegt. Zu dieser wahrheitsliebenden Wissenschaftlichkeit, die mit der Fähigkeit zur Objektivität innig befreundet ist, gesellt sich ein Optimismus, dem die meisten Statistiker leicht verfallen, wenn sie die Zahlenwerte ansteigen sehen, die sich auf das staatliche und öffentliche Leben beziehen. In der Tat ist die Bevölkerung Schwedens von 1865 bis 1912 von 4,1 auf 5,6 Millionen, die Stockholms in der gleichen Zeit von 133000 auf 351000 angestiegen; 1865 betrug der Wert der Aus- und der Einfuhr je etwa 100 Millionen Kronen, 1912 dagegen 784867000 und 760617000 Millionen, also insgesamt über $1^1/_2$ Milliarden Kronen. Neben diesen Ziffern ungeheuren Fortschrittes stehen aber andere, die Stillstand und Rückgang verraten. Während die größeren Städte sehr an Bevölkerung gewonnen haben, ist die Einwohnerzahl in den Länen Värmland und Skaraborg, in denen es nur kleine Städte gibt, seit 1865 nahezu stehen geblieben, ja, in den Landschaften Kalmar und Kronoberg, die jede nur eine Stadt haben, zurückgegangen. Es ist also mit der Landflucht in Schweden ähnlich wie in Deutschland. An deutsche Verhältnisse erinnert auch der Rückgang der agrarischen Bevölkerung: Ihr Anteil am gesamten Volke belief sich 1870 auf 71,8 v. H. und ist 1910 auf 48,2 zurück-

gegangen. Die Zunahme der gesamten Einwohnerschaft stellt sich im letzten Jahrzehnt zwar in günstigeren Ziffern dar als früher; das ist aber nicht die Folge einer Zunahme der Lebendgeburten, nicht einmal die eines relativ größeren Geburtenüberschusses, sondern in erster Linie auf die Abnahme der Auswanderung zurückzuführen (Tab. 10 auf S. 132). Der unparteiische Leser wird sich daher den optimistischen Deutungen nicht überall hingeben können, wo man sie aus dem Texte herauszulesen meint, der die statistischen Tabellen in durchaus gehaltener, sachlicher Form begleitet; der germanische Leser wird aus einer ästhetischen Sympathie heraus mit Freude vernehmen, daß die durchschnittliche Körpergröße des Schweden seit zwei Menschenaltern beträchtlich zugenommen hat; und doch wird er fragen, ob die Widerstandsfähigkeit der Rasse, die sich statistisch nur schwer feststellen läßt, mit dieser ästhetisch anmutenden Eigenschaft in Einklang zu bringen ist. Überall indessen, auch da, wo er aus dem Zahlenmaterial weniger günstige Schlüsse ziehen kann als die schwedischen Verfasser, wird der deutsche Leser den Freimut anerkennen, mit denen Schwedens Zustand, soweit er sich statistisch und wissenschaftlich erfassen läßt, hier der ganzen Welt bekannt gemacht wird. Bei allem Optimismus findet sich nirgends eine bewußte Schönfärberei zu ungunsten der Wahrheit, nirgends das Bestreben, etwas zu verhehlen oder zu verschleiern (wie es sich z. B. in der staatlich-belgischen Statistik findet, die alle Angaben über Konfession ängstlich maskiert, so daß es nur dem Eingeweihten möglich ist, die bezeichnenden, für den belgischen Staat so wichtigen konfessionellen Verhältnisse herauszulesen). Diese schwedischen Autoren legen vielmehr alle Rubriken und Ziffern, die sie gewissenhaft ermittelt haben, offen, jedem Leser leichtverständlich hin, so daß keiner eines besonderen Schlüssels bedarf, um sie zu deuten.

So liegt der Gegenstand, das große, weite Gebiet, leichtfaßlich vor aller Augen. Der erste Band beschäftigt sich mit der Beschaffenheit von Land und Volk und seinem geistigen Leben, der zweite mit seiner materiellen Produktion.

Man kann beide Bände nicht nur als Nachschlagewerk benutzen; manches Kapitel wird auch eine gründlichere Lektüre lohnen. Das sind im ersten Bande „Staatsverfassung und Verwaltung" wie „Soziale Bewegungen", im zweiten vor allem „Forstwirtschaft" und „Bergbau und Hüttenwesen"; in diesen Kapiteln, von denen einige Unterabteilungen noch ein besonderes Interesse beanspruchen dürfen, wird man mit schwedischen Eigentümlichkeiten bekannt, die — meist im günstigen Sinne — in mancher Hinsicht von den Verhältnissen in anderen Ländern abweichen. Der Deutsche wird außerdem unter „Höhere Schulen" usw. (im ersten Bande) und „Handel" und „Schiffahrt" (im zweiten Bande) manches Beachtenswerte finden, das ihm nahe Beziehungen zu seinem Vaterlande klarlegt.

Um die sozialen Einrichtungen und Lebensverhältnisse Schwedens liegt seit einiger Zeit der Nimbus des Eigenartigen, Freien, Hohen und Nachahmenswerten. Der ansehnliche Abschnitt, den ihnen das Werk widmet (Bd. I, S. 691 bis 851), führt den Leser, der etwa übertriebene Vorstellungen davon gehegt hat und der unsere sozialen Zustände kennt, nicht ganz, aber doch eine gute Strecke zur Wirklichkeit zurück. Der breite Raum, auf dem die Abstinenzbestrebungen in alle übrigen sozialen Bewegungen eingreifen, ist eins der Hauptmomente, die den sozialen Zustand Schwedens von dem Deutschlands unterscheiden; im übrigen finden sich viele Erscheinungen, die an deutsche Verhältnisse erinnern, besonders auf dem Gebiete der Arbeiterbewegung und -fürsorge. Manche bei uns herrschende Meinung von der Überlegenheit der sozialen Einrichtungen Schwedens wird bei der Lektüre dieses objektiven Werkes eine Ernüchterung erfahren; es bleibt genug Bewundernswertes, vor allem das eine, daß der Schwede (trotz seiner gelegentlichen Vorliebe

für schöne Worte) mit allen sozialen Problemen (wie mit den politischen) recht germanisch Ernst macht, daß er die Einrichtungen, die ihm theoretisch gut dünken, ehrlich und gründlich verwirklicht und praktisch durchführt. Manchen Fortschritt, der demgemäß nicht nur parlamentarisch erörtert und beschlossen, sondern auch getan wurde und den die schwedischen Autoren sachlich, aber mit leiser Genugtuung als solchen verzeichnen, wird der konservativere Beurteiler kritischer ein Experiment nennen, das noch nicht abgeschlossen ist. Dahin gehören z. B. die unleugbaren, quantitativen Erfolge der Frauenbewegung, der Abstinenzbewegung. Hier bieten die Feststellungen des Werkes, wenn man sie in Beziehung bringt zu den Ergebnissen der anderen Kapitel (z. B. „Der moralische Zustand" S. 185 ff., „Heiratsfrequenz, Geburts- und Sterbeziffer, Berufsstatistik" usw.) ein Material, dessen Wert sich weit über das einfache Registrieren der Dinge erhebt. Wenn auch nicht jedes derartige Experiment, das diesem einheitlichen und glücklich veranlagten Volke gelingt, anderen, die es etwa nachahmen, zum Segen gereichen wird, so bleibt doch genug daran, was die Nacheiferung oder den Wetteifer verwandter Nationen herausfordert oder abschreckt. Und das Experiment liefert ja, wo es auch unternommen werden mag, zumeist die überzeugendsten Beweismittel für den Nutzen oder Schaden sozialer Gesetzgebungen.

Ähnliches läßt sich über das Kapitel „Staatsverfassung und Verwaltung" sagen. Auch hier zeigt sich in der Darstellung wie im Dargestellten derselbe bejahende, ethische Idealismus, der tatenfreudig und ehrlich nach Vervollkommnung strebt. Rechtswesen und Verfassung haben sich aus reiner germanischen Grundlagen entwickelt als bei uns. Die Schilderung ihres jetzigen Standes weckt Gedanken darüber, ob die hier seit Jahrzehnten eingeleiteten Verfassungs- und Verwaltungsexperimente (die gleichzeitig in anderen westeuropäischen Staaten gemacht worden sind) zu einem heilsamen Endergebnis für Schwedens völkische Kraft führen werden oder nicht. Das Werk selbst in einer sachlichen Art läßt die Frage unbeantwortet.

Daß von den dreihundert Seiten, die dem Unterrichtswesen und der geistigen Kultur eingeräumt sind, auf die schöne Literatur und Kunst nur ein kleiner Anteil entfällt (I, S. 540—592), entspricht dem Charakter des Werkes; niemand wird von einem historisch-statistischen Jahrbuch erwarten, daß es selbst den hervorragendsten künstlerischen Individualitäten (wie Strindberg, Karl Larsson, Selma Lagerlöf u. a.) mehr als einige knappe charakteristische Sätze widmet. Ähnlich verhält es sich mit dem religiösen Leben: So interessant es gewesen wäre, Vergleichspunkte zu gewinnen zwischen der religiösen Betätigung dieses konfessionell einheitlichen Volkes und anderen, die konfessionell gemischt sind (z. B. daraufhin, ob die Wechselwirkung zwischen zwei konfessionell verschiedenen Volksteilen das religiöse Leben tatsächlich vertieft oder nicht), so ist doch die innere Religiosität eines Volkes etwas, das sich statistischen Maßen durchaus entzieht und in einem Werke wie dem vorliegenden nur oberflächlich berührt werden kann.

Um so genauer sind die Informationen, die der zweite Band über Schwedens Naturschätze und Gewerbe bietet. Daran, daß über die Hälfte des ganzen Landes mit Wald bedeckt ist und nur 9 % dem Ackerbau dient, ferner daran, daß auf jeden Einwohner durchschnittlich 4 ha Wald kommen (in Rußland 1½, in Deutschland nur ⅕ ha!) kann man die ungeheure Bedeutung des schwedischen Waldes ermessen. Noch mehr Aufmerksamkeit als die Kapitel über Forstwirtschaft, Flößerei, Sägewerke (II, S. 179—232) verdienen die Ausführungen über den Erzbergbau, das Hüttenwesen und die Wasserkräfte des Landes (II, S. 249—355 ff.); in den letzten 25 Jahren hat sich die Gewinnung wertvoller Mineralstoffe versechsfacht, und die

wiedergegebenen Schätzungen einheimischer Geologen verheißen einen noch größeren Aufschwung. Ebenso verheißungsvoll sind die Berechnungen der noch unausgenützten Wasserkräfte. Wenn auch dem Fachmann das letzte Urteil über die Richtigkeit dieser Schätzungen zusteht, kann doch der Eindruck, den der gebildete Laie aus diesen Abschnitten gewinnt, kein trügerischer sein, da die Lage und der Charakter der gesamten übrigen Erwerbstätigkeit mit großer Gewissenhaftigkeit in den übrigen Abteilungen des Bandes dargelegt wird.

Das reiche Kartenmaterial, viele Bilder, zahlreiche graphische Darstellungen und statistische Tabellen machen das ungeheure Material anschaulich. Die lebendigste Illustration des Werkes, die Malmöer Ausstellung, konnte leider nur vorübergehender Natur sein; aber ebenso wie dem Besucher jener umfassenden nordischen Schau wird sich dem Leser dieser nahezu erschöpfenden Gesamtdarstellung der Wunsch aufdrängen, daß es dem schwedischen Lande und Volke beschieden sein möge, seine Eigenart und Unabhängigkeit weiterhin zu wahren, die in politischer Hinsicht vom Russentum, in ästhetischer vom internationalen Großstadteuropäertum bedroht ist.

Franz Fromme.

Menschen und Probleme. Reden, Vorträge und Aufsätze von Theobald Ziegler. Berlin, Georg Reimer. 1914.

Theobald Ziegler hat vor drei Jahren seine Straßburger Professur nach 25jähriger akademischer Tätigkeit aufgegeben und ist nach Frankfurt a. M. übergesiedelt. Es war nicht seine Meinung — und wer den Unermüdlichen kennt, hat das auch nie angenommen —, die Muße des Alters tatenlos zu genießen; vielmehr wollte er ungestört durch die Anforderungen des Lehrstuhls, dessen glänzende Zierde er gewesen ist, und des Prüfungsamtes Zeit gewinnen, das zu ordnen und auszufeilen, was er bis jetzt nicht hatte aufarbeiten können. Eine Frucht dieser Frankfurter Muße, die zurzeit freilich durch das infolge des Krieges übernommene gymnasiale Lehramt unterbrochen ist, ist der oben genannte erste Band einer Sammlung von Reden, Vorträgen und Aufsätzen, die in früheren Jahren und an verschiedenen Orten erschienen sind. Ein erster Band über „Menschen", die „Probleme" sollen in einiger Zeit in einem zweiten Band folgen. Gutenberg und sein Werk, Thomas Morus und seine „Utopia", Luther, Melanchthon, Johann Sturm, dessen Nachfolger Ziegler in gewissem Sinn als Rektor des protestantischen Gymnasiums zu Straßburg gewesen ist, Kant, Schiller, Pestalozzi, Wilhelm v. Humboldt, Fichte, die Leipziger Schlacht, Bismarck, Hegel, Feuerbach, Richard Rothe, Friedrich Strauß, dessen Leben Ziegler in zwei Bänden beschrieben hat, Friedrich Theodor Vischer, der große Ästhetiker, Gustav Binder, Zieglers Schwiegervater, der Direktor des höheren Schulwesens Württembergs, Eduard Zeller, der Geschichtschreiber der griechischen Philosophie, Edmund Pfleiderer, Hausrath, Schrempf, Nietzsche, Hölderlin — sie alle ziehen in langer Bilderreihe an uns vorüber, und in solcher Anschaulichkeit, mit solcher inneren Wärme durchstrahlt, mit so selbständigem, niemals ungerechtem Urteil aufgefaßt, daß in diese Bilder sich zu vertiefen ein großer, seltener Genuß ist. *E. Z.*

China, die Republik der Mitte. Ihre Probleme und Aussichten. Von Dr. V. L. Freiherr von Mackay. Mit 19 Nachbildungen chinesischer Originale. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1914.

Eine vortreffliche Einführung in die schwierige und weitschichtige Materie! Der Verfasser sucht den Leser mit den großen aktuellen Fragen des chinesischen Reiches vertraut zu machen. Er schildert zunächst die Geschichte der Revolution von 1913, die zu dem merkwürdigen politischen Zwittergebilde einer „Halbrepublik mit theokratischer Spitze" geführt hat, in welcher das demokratische und das parlamentarische Prinzip zwar in mancher Beziehung realisiert worden sind, aber in völlig verzerrter Form. Der politischen Umwälzung parallel gehen die religiösen Bewegungen: das Christentum hat Fortschritte gemacht, und zugleich strebt die kungfutsische sowie die buddhistische Lehre nach Erneuerung. Auf dem Gebiet des Unterrichtswesens sucht man, vorläufig freilich mit sehr wenig Erfolg, zu reformieren und das alte verknöcherte Lehrsystem zu beseitigen. Von all diesen großen geistigen Strömungen ist andererseits das Wirtschaftsleben Chinas kaum berührt worden. Agrarverfassung und Bodenkultur sind noch heute in starre Formen gegossen

und vorläufig aller Reform unzugänglich. Die Industrie ist noch im ersten Keimen begriffen. Aber eine gewaltige Entwicklung steht bevor. China mit seinen ungeheuren Menschenmassen und seiner riesigen Bodenfläche verspricht in Zukunft das größte Arbeitsfeld weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Bestrebungen zu werden. Wird Deutschland den ihm gebührenden Anteil daran nehmen? — Tsingtau ist zwar gefallen. Das bedeutet aber für uns kein Ende, sondern ein neuer Anfang im fernen Osten. Darum wünschen wir mit dem Verfasser, daß immer weitere Kreise unseres Volkes die Bedeutung des chinesischen Problems für unsere Zukunft erkennen. *ew.*

Preußens Heer von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Von Ottomar Freiherr von der Osten-Sacken und von Rhein. Drei Bände. Dritter Band. Berlin, Ernst Siegfried Mittler. 1914.

Dieses Werk darf mit Grund zu den standard works gerechnet werden, welche ihren Stoff auf Grund der ersten Quellen in erschöpfender Weise und in gutem Stil behandeln. Preußens Heer ist einer der Ecksteine geworden, auf denen unser nationaler Staat erbaut ist; seine Geschichte muß kennen, wer das Werden unserer Einheit verstehen will. So geht der Verfasser von den ersten Anfängen aus und schildert besonders eingehend die Tätigkeit des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I., Friedrich des Großen, Scharnhorsts. In ganz besonderem Maße ist der dritte Band geeignet, das Interesse der Gegenwart zu erwecken; er behandelt die Geschichte des preußischen Heeres von den Anfängen Wilhelms I. bis zum 1. Oktober 1913, also bis zur Durchführung der großen Wehrreform, welche die in Verfall geratene allgemeine Wehrpflicht erneuerte. Da für diese Zeit auch die süddeutschen Staaten in Betracht kommen, die an den Siegen von 1870—1871 einen starken Anteil gehabt haben, so wird auch ihre Heeresgeschichte in den Kreis der Darstellung gezogen, welche sonach nunmehr nicht bloß das preußische, sondern das preußisch-deutsche Heer zum Gegenstand hat. Die Reorganisation von 1859 ab, die Bewährung des reorganisierten Heeres in den Kriegen gegen Dänen, Österreicher und Franzosen, das Heer des Deutschen Reiches und seine Entwicklung unter Wilhelm I. und II. werden lichtvoll und knapp uns vorgeführt. Manchmal freilich möchte man der Darstellung, welche sich sichtlich bemüht, rein objektiv zu berichten, mehr Eingehen auf einzelnes wünschen. So erfährt man S. 74 nichts über die angeblich von Fachmännern (gegen Sybels Darstellung) verworfene Winkelriedstat des Füsiliers Klinke bei Düppel, S. 185 nichts über die gegen Steinmetz gerichteten Vorwürfe; dagegen wird S. 191 mit leise erhobenem Finger der erste Angriff der Garden bei St. Privat als zusammenhangsloser Vorstoß getadelt und die veralteten Gefechtsformen, welche 1870 zunächst noch beibehalten wurden, in ihrer Schädlichkeit aufgezeigt. *e.*

Deutsche Vorträge hamburgischer Professoren. (4. Heft: C. Borchling, Das belgische Problem. 5. Heft: Fr. Keutgen, Britische Reichsprobleme und der Krieg. 6. Heft: K. Florenz, Deutschland und Japan.) Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1914.

Diese drei Vorträge zeichnen sich dadurch vor anderen populärpolitischen Schriften unserer Tage aus, daß sie in manchem eine hamburgisch-hanseatische Tradition und Betrachtungsweise offenbaren: Mit dem praktischen Sinn vereinigt sich der weite Blick. So spricht Karl Florenz aus praktischen Erfahrungen heraus, die er in Japan und im Verkehr mit Japanern während 25 Jahren gesammelt hat. So behandelt Conrad Borchling die belgische Frage nicht nur als Akademiker, sondern auch als Niederdeutscher, der das Schicksal der flämischen Sprache mit den Augen und mit der Teilnahme des Blutsverwandten betrachtet; und in diesem sicheren Gefühl, das selten irreleitet, deutet er zum Schluß eine Lösung der belgischen Frage an, die vielleicht mit der Gegenwart und den nächsten Zukunftsjahren noch nicht in Einklang zu bringen, aber doch im Kern die richtige, die einzig mögliche ist: Emanzipation der Flamen. Den Gedankengängen von Friedrich Keutgen wird derjenige mit ganz besonderer Genugtuung folgen, der den Charakter und die Denkweise des Engländers kennt. Gegenüber der wirren Flut von mehr oder minder subjektiven Gefühlsausbrüchen, die sich in fast allen gegenwärtig erscheinenden Büchern und Aufsätzen bemerklich machen, tritt hier ein Mann von höherer Warte vor ein breites Publikum und würdigt in klarer, sachlicher Weise die Gründe, die unsern ernstesten, achtungswertesten Feind — nicht vom militärischen, aber vom politischen und kulturellen Standpunkt — England, auf den Plan riefen. Er tut das unter Verzicht auf die populäre Konstruktion des Theaterbösewichts (der nur aus Neid die Nationen gegen uns aufgehetzt hätte), aber in klarer Erkenntnis, daß alles darangesetzt werden muß, „um uns die Anerkennung völliger Gleichberechtigung zu erringen", und in der Hoffnung, daß in

unserem Verhältnis zu England das Jahr 1914 zu einem 1866 führe. „Denn beide Völker haben noch viel voneinander zu lernen. Aus einem Vernichtungskampf zwischen Deutschland und England aber könnte nur die Vernichtung der europäischen Kultur hervorgehen — auch in Asien und Afrika — eben auch dessen, was England selbst Großes dort geschaffen hat." *evo.*

Bussy d'Amboise et Madame de Montsoreau. Par Léo Mouton. Paris, Hachette. 1912.

Im Frankreich der letzten Valois, der Liga, der Religionskriege und der Verschwörungen, als Morde und Zweikämpfe zu den täglichen Vorkommnissen gehörten und in den Königsschlössern und Residenzen des Adels blutige Dramen sich abspielten, hat Bussy d'Amboise am Hofe, im Heer, in der Diplomatie eine hervorragende Rolle gespielt, den Herrn gewechselt, mit kaltem Blut gegen seine Feinde, die Hugenotten, gewütet, um endlich einem Liebeshandel zum Opfer zu fallen. Der Gatte der Gräfin Montsoreau rächte, vom König selbst dazu angestiftet, seine Ehre, indem er seine Frau zwang, ihren Liebhaber zu einem Stelldichein zu locken. Bussy ging in die Falle, verteidigte sich wie ein Löwe gegen die Horde seiner Angreifer und mußte endlich unterliegen. Er war erst dreißigjährig, und sein tragisches Schicksal veranlaßte A. Dumas zum berühmten Roman „Die Dame von Montsoreau". Der gewissenhafte Historiker Leo Mouton hat das Bild, das der Dichter entwarf, im Licht der Forschung wesentlich verändert, ohne seine Züge abzuschwächen. Die Ermordung Bussys blieb ungesühnt, Montsoreau und seine Gattin, die Witwe eines Hugenotten, lebten glücklich und versöhnt zusammen und hatten eine zahlreiche Nachkommenschaft. Es tat seinem guten Ruf keinen Eintrag, daß er im Dienst Heinrichs IV. noch viele Menschenleben opferte: in der Drangsal jener Zeiten stand ihr Wert nicht hoch. Moutons Quellenstudien gewähren einen ebenso genußreichen wie verlässigen Einblick in die Zustände zwischen 1573 und 1617. *βλ.*

Deutsche Frauen. Ein Kriegsroman aus dem Jahre 1914. Von Anny Wothe. Hamburg, Gebr. Enoch Verlag. 1914.

„Deutsche Frauen" ist die lose zusammengefügte Geschichte mehrerer Berliner Familien, deren männliche Angehörige im Felde weilen. Der Verlauf des Romans führt den Leser an die Front, ins Lazarett, in das Heim der Zurückgebliebenen. Die Erzählung ist von gut vaterländischer Gesinnung getragen, erscheint aber in ihrem weichmütigen sprachlichen Stil, der hergebrachten Ausrüstung an rührenden und heroischen Auftritten trotz aller Aktualität doch sehr blaß, abgegriffen und schablonenhaft gegen dem, was der Leser von heute an lebensvollen, ergreifenden und erhebenden authentischen Darstellungen der großen Zeit täglich lesen kann. Das Publikum von heute will sich nicht im Augenblick, wo das Leben selbst in unfaßbaren Gegensätzen zum Kunstwerk gesteigert ist, durch einen matten Abglanz den Sinn für die gigantische Wirklichkeit trüben lassen. Wenn, wie in der jetzigen Zeit, der Leser in der Lage ist, die Wirklichkeit als Korrektiv und Maßstab gegen die Erzeugnisse der Phantasie zu halten, so ist es Pflicht, von diesem Vorrecht Gebrauch zu machen. *ρω.*

Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866. Von Theodor v. Sosnoskij. Zweiter Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1914.

Der Verfasser dieses Buches ist ein temperamentvoller Mann, der mit der zurückhaltenden, oft ängstlich scheinenden Politik seines Vaterlandes auf dem Balkan nicht einverstanden ist. Um so höher schlägt sein Herz, daß dieses sein Vaterland sich angesichts des Mordes von Serajewo selbst wiedergefunden und „dem dreisten, mordgierigen Feind ein Halt! zugerufen hat, das klang wie sausender Stahl." Die Darstellung ist bis zum Frieden von Bukarest vom 10. August 1913 geführt. Graf Kalnoky wird im ganzen mild beurteilt, obwohl auch er Rußland sehr nachgiebig behandelt; ihm wird es als Entlastung gebucht, daß die inneren Verhältnisse der Donaumonarchie ihn an frischem Vorgehen hinderten; „man bedenkt nicht, sagt er einmal mit Humor, daß bald mein rechter, bald mein linker Fuß gebunden ist." Auch wird aus der Schärfe, mit der Bismarck am 11. Januar 1887 im Reichstag Deutschland als an Bulgarien ganz uninteressiert erklärte, aus seinem Wort: „wir lassen uns von niemand ein Leitseil um den Hals werfen, um uns mit Rußland zu brouillieren", gefolgert, daß Kalnoky der deutschen Hilfe sich nicht sicher fühlte. Weit schärfer wird Graf Ahrenthal behandelt, der 1908—1909, wo Rußland nicht kriegsbereit war, Serbien hätte mit Gewalt zur Räson bringen sollen und können, der es aber nicht wagte und so den Gegnern die Möglichkeit verschaffte, zu der ihnen genehmen Zeit den Krieg zu entzünden. *γε.*

Zwischen zwei Kriegen. 1870—1914. Roman von Horst Schöttler. Leipzig, L. Staackmann. 1915.

Dieser Roman erfüllt nicht den ganzen Umfang der Erwartungen, die sein Titel hervorruft. Wohl handelt es sich um das Schicksal eines Lebens, das von 1870 bis 1914 währt; wohl entwickelt sich der Charakter seines Helden unter dem Einfluß einer Umgebung, die durch die Erfolge von 1870 und durch die Gründerjahre geschaffen ist; wohl sind die Figuren des Romans keine Individualitäten, sondern Typen, wie sie das neue Deutsche Reich zu Hunderten hervorgebracht hat; und ebenso allgemein, unter Vermeidung des Lokalkolorits (obwohl die Familiennamen wörtlich aus einer Hansestadt übernommen sind) ist schließlich die Schilderung des deutschen Schauplatzes gehalten, so daß sich die Entwicklungen schlechthin in der deutschen Stadt nach 1870 vollziehen. Aber die größte künstlerische Kraft des Verfassers äußert sich nicht in diesem Typischen, sondern in dem Liebeskonflikt seines Helden, und die höchste Poesie entfaltet sich in der letzten „Episode", die mehr als eine Episode, die der Gipfel und Abschluß des Ganzen ist. Und die ausführliche Darstellung und Betonung gerade dieses Erlebnisses hat, obwohl der nahende Weltkrieg einige Reflexe äußerlich darauf spielen läßt, nur wenig für die Zeit Charakteristisches, sondern vielmehr individuelle Eigenfarbe, die zeitlos ist in gutem Sinne des Wortes. *ευσ.*

Essais de littérature française et allemande. Par A. Bossert. Paris, Hachette. 1913.

Ein durch seine Studien über deutsche und französische Literatur längst vorteilhaft bekannter französischer Gelehrter bietet in diesem 300 Seiten starken Band eine Reihe von interessanten Aufsätzen vornehmlich zur Geschichte unserer Literatur. Angesichts des furchtbaren Krieges, der heute wieder zwischen uns und den Franzosen tobt, kann man das Buch nur mit dem Gefühl der Wehmut anzeigen: wann wird die Zeit wiederkehren, wo sich unbefangene Geister in Ruhe und gegenseitiger Achtung über gemeinsame Kulturprobleme auseinandersetzen können! Bossert behandelt unter anderem den Salon von Rahel Lewin, „deren wesentlicher Gesichtspunkt für die Wertung eines Menschen seine Originalität war," in deren Kreis sich Prinz Louis Ferdinand und Friedrich Gentz bewegten; Godet, den Lehrer Kaiser Friedrichs II., einen französischen Schweizer aus Neuchatel, der evangelischer Theologe und später Universitätslehrer war und den historischen Beziehungen seiner Heimat zu dem Hohenzollernhaus seine Berufung nach Berlin dankte (1838—1844); Caroline v. Günderode, die romantische Geliebte Creuzers, die, als er sich von ihr zurückzog, durch Selbstmord endete; Eduard Mörike, den Bossert zwar in seinem Wert würdigt, mit dessen hoher Bewertung in der Gegenwart er aber nicht einverstanden ist („il fut un maître, mais dans les petits genres"); Henriette Feuerbach, in der der Pantheismus der Romantiker durch den Glauben an einen der Menschheit ganz nahen persönlichen Gott überwunden ist — „kann eine Idee, fragt sie gegen Hegel, schaffen? hat sie Willen?" Den Schluß machen Studien über Hoffmannsthal, das österreichische Lustspiel (Bauernfeld), Comte und du Blignières und Cendrillon. *ε.*

Heinrich von Jordan. Erinnerungsblätter und Briefe eines jungen Freiheitskämpfers aus den Jahren 1813 und 1814. Berlin, Verlag von Karl Siegismund. 1914.

Heinrich von Jordan, 1795—1870, Sohn eines schlesischen Rittergutsbesitzers und späteren Präsidenten der Generalkommission für Oberschlesien, trat 1813 als Primaner des Breslauer Friedrichsgymnasiums freiwillig ins Heer, machte den Feldzug bis zur Einnahme von Paris mit, wo er das Eiserne Kreuz erhielt, diente dann weiter, bis er als Oberstleutnant den Abschied nahm und auf das von ihm erkaufte Rittergut Pawlau bei Ratibor übersiedelte, und starb erblindet am 5. März 1870. Sein jüngster Sohn, Ludwig von Jordan, gibt unter dem oben genannten Titel die Tagebücher und die Briefe heraus, welche Heinrich von Jordan an seine Eltern und an Freunde richtete. Leider sind viele umfangreiche Briefe schon 1813 verloren gegangen, ehe sie ihre Adresse erreichten, so die, welche über Großgörschen, Bautzen, Leipzig Bericht erstatteten; der Inhalt der erhaltenen befaßt sich oft mit den kleinen Seiten des Soldatenlebens, Verpflegung, Ausgaben, vorübergehenden Schulden, da öfters das Gepäck verloren ging. Der Herausgeber legt für das Fehlende eigene Darstellungen der Schlachten ein, worauf man würde verzichten können. *ε.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aurell. — Femti Charader af Dr. Clas Emil Aurell. Stockholm, Aktiebolaget Sandbergs Bokhandel. O. J.

Aurell. — Vinter grönor. Efterbildningar fran romanisk och germanisk lyrik af Dr. Clas Emil Aurell. 68 S. Stockholm, Aktiebolaget Sandbergs Bokhandel. O. J.

Baußnern. — Empor, mein Volk! Kriegslieder aus unseren Tagen mit neuen Weisen. Herausgegeben von Waldemar von Baußnern. 23 S. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Belli. — Sozial-ethischer Wert der Literatur seit Vergil. Von Adriano Belli. 521 S. Venezia, Tipografia Emiliana. 1915.

Berdrow. — Friedrich Krupp, der Gründer der Gußstahlfabrik, in Briefen und Urkunden. Herausgegeben im Auftrage der Firma Friedr. Krupp A.-G. von Wilhelm Berdrow. 335 S. Essen a. d. Ruhr, G. D. Baedeker. 1915.

Bischoff. — Deutsche Gesinnung. Eine Gabe und ein Gebot großer Zeit. Von Diedrich Bischoff. 50 S. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Böttger. — Das Geld im Kriege. Von Dr. Hugo Böttger. (Der Deutsche Krieg, Heft 26.) 30 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Budde. — Deutsches Herz, verzage nicht! Vaterlandslieder aus großer Zeit. Herausgegeben von K. Budde. 23 S. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Carnegie. — Carnegie Endowment for International Peace. Year book for 1913/1914. 203 S. Washington, Carnegie Endowment. O. J.

Carnegie. — Carnegie Endowment for International Peace. Pamphlet Nr. 1: Arbitrations and diplomatic settlements of the United States. 24 S. Washington, Carnegie Endowment. 1914.

Carnegie. — Carnegie Endowment for International Peace. Pamphlet Nr. 2: Limitation of armament on the great lakes. 57 S. Washington, Carnegie Endowment. 1914.

Carnegie. — Carnegie Endowment for International Peace. Publication Nr. 4: Report of the International Commission. To Inquire into the Causes and Conduct of the Balkan Wars. 418 S. Washington, Published by the Endowment. 1914.

Egelhaaf. — Deutsche Betrachtungen über den Weltkrieg. Von Dr. Gottlob Egelhaaf, Oberstudienrat. 32 S. Leipzig, Historisch-politischer Verlag Rud. Hofstetter. O. J.

Engel. — 1914. Ein Tagebuch. Von Eduard Engel. Mit Urkunden, Bildnissen, Karten. 1. Band: Vom Ausbruch des Krieges bis zur Einnahme von Antwerpen. 375 S. Braunschweig, George Westermann. 1915.

Essig. — Des Kaisers Soldaten. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Hermann Essig. 175 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1915.

Falke. — Unsere Helden! Kriegsdichtungen 1914, 2. Heft, ausgewählt von Gustav Falke. 47 S. Hamburg, Hanseatische Druck- und Verlags-Anstalt. 1915.

Fendrich. — Der Krieg und die Sozialdemokratie. Von Anton Fendrich. (Der Deutsche Krieg, Heft 25.) 31 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Fröhlich. — Schattenrisse. Von Karl Fröhlich. Herausgegeben vom Dürer-Bunde. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Frommel. — Franz Theremin. Ein Beitrag zur Theorie und Geschichte der Predigt, Von Lic. Dr. Otto Frommel, a. o. Professor der Theologie zu Heidelberg. 311 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Ganghofer. — Eiserne Zither. Zweiter Teil. Neue Kriegslieder von Ludwig Ganghofer. 94 S. Stuttgart, Adolf Bonz und Co. 1914.

Geibel. — Emanuel Geibels Werke. Vier Teile in einem Bande. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. R. Schacht. Mit drei Bildnissen, zwei Abbildungen und vier Handschriften. 798 S. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Germanus. — Britannien und der Krieg. Von Germanus. 64 S. Heidelberg, Carl Winter. 1914.

Glaube. — Deutscher Glaube. Religiöse Bekenntnisse aus Vergangenheit und Gegenwart. (Tat-Bücher für Feldpost, Heft 3.) 100 S. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Greiser. — Die Zeit. Von Wolfgang Greiser. 7 S. Berlin, Reuß und Pollack. 1914.

Groth. — Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch von Klaus Groth. Für den „Quickborn" in Hamburg neu herausgegeben von Jacob Bödewadt. (Quickborn-Bücher, Band 6.) 93 S. Hamburg, Alfred Janssen. 1914.

Grünert. — Lichtgedanken. Gedichte und Bühnenskizzen von Felix Grünert. 205 S. Prag. G. Neugebauer. 1914.

Heimat. — Die Heimat. Neue Kriegsgedichte. 96 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Hesse. — Der Lateinschüler. Von Hermann Hesse. Mit Zeichnungen von Wilhelm Schulz, München. (Volksbücher, Heft 38.) 62 S. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1914.

Hesse. — Mörderin und Mutter Zeit. Ein Zyklus Zeitgedichte von Otto Ernst Hesse. 1914. 11 S. Dessau, C. Dünnhaupt, G. m. b. H. 1914.

Heyse. — Der letzte Centaur. Von Paul Heyse. Herausgegeben vom Dürer-Bunde. 36 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Hoch. — Hoch, Kaiser und Reich! Kriegsdichtungen. 1. Heft. Ausgewählt von Gustav Falke. 32 S. Hamburg, Hanseatische Druck- und Verlags-Anstalt. O. J.

Husarenblut. — Eine Reiterballade. (Sonderabdruck.) 10 S. Darmstadt, H. Hohmann. O. J.

Jäckh. — Die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft. Von Ernst Jäckh. (Der Deutsche Krieg, Heft 24.) 30 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Jöde. — Musketier feins lust'ge Brüder. Alte liebe Soldatenlieder. Herausgegeben von Fritz Jöde. 31 S. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Kahler. — Der vorige, der heutige und der künftige Feind. Von Erich von Kahler. 23 S. Heidelberg, Weiß'sche Universitätsbuchhandlung. 1914.

Kampf. — Der Kampf. Neue Gedichte aus dem „Heiligen Krieg". (Tat-Bücher für Feldpost, Heft 4). 100 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Kant. — Immanuel Kants Werke. In Gemeinschaft mit Hermann Cohen, Artur Buchenan, Otto Buek, Albert Görland, B. Kellermann, herausgegeben von Ernst Cassirer. Band V. 643 S. Band VI. 544 S. Berlin, Bruno Cassirer. 1914.

Kerler. — Jenseits von Optimismus und Pessimismus. Versuch einer Deutung des Lebens aus den Tatsachen einer impersonalistischen Ethik. Von Dietrich Heinrich Kerler. 213 S. Ulm, Heinrich Kerler. 1914.

Kolbenheyer. — Klein-Nega. Von E. G. Kolbenheyer. Herausgegeben vom Dürer-Bunde. 28 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Konewka. — Allerlei. Von Paul Konewka. Herausgegeben vom Dürer-Bunde. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

König. — Neue Kriegspredigten. Von Karl König. 60 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

König. — Sechs Kriegspredigten. Von Karl König. 44 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Körner. — Lyra och Svärd. En fosterländs diktcykel af Theodor Körner. Efterbildning af Dr. Clas Emil Aurell. 61 S. Stockholm, Aktiebolaget Sandbergs Bokhandel. O. J.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.162

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY